Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Professor G. H. Needler

LaG.Gr
R9185g.2

# Geschichte

der

# Neuhochdeutschen Schriftsprache

von

Heinrich Rückert.

Erster Band.

Die Gründung der Neuhochdeutschen Schriftsprache.

326468
4.
36.
30.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1875.

Bibliotheca Universitatis Oeconomicae Cracoviensis

# Vorwort.

Ich habe versucht einen Theil unserer deutschen Sprachgeschichte so darzustellen, wie ich glaube, daß jede geschichtliche Besonderheit dargestellt werden solle: im fortwährenden Hinblick auf das Allgemeine, als ein Glied eines in sich zusammenhängenden Ganzen, das dem Einzelnen seinen Ort und seine Grenze anweist. Zunächst lagen die Beziehungen auf die Literatur und sie sind darum auch von mir in den Vordergrund gerückt worden. Es bedarf keiner Bemerkung, daß die Literatur wenigstens für uns moderne Menschen der umfangreichste und treueste Spiegel des Sprachlebens und der Sprachbewegung ist. Umgekehrt aber vermag auch die Literatur als eine nach ihren eigenen Gesetzen thätige Individualität die Sprache als ihr Werkzeug zu gebrauchen, um- oder weiterzubilden. In der einen wie in der andern Eigenschaft ist sie für die Erkenntniß der Sprachgeschichte gleich wichtig, während doch das selbständige Gebiet der eigentlichen Literaturgeschichte hier gar nicht betreten werden durfte.

Die Literatur und mit ihr die Sprache, aber diese auch wieder unabhängig von ihr als Naturgewächs des volksthümlichen Bodens betrachtet noch ganz besonders, sind selbst wieder durch andere mehr in der Tiefe oder von den verschiedensten Seiten des Außenlebens wirkende Mächte bedingt, deren Einfluß nicht nach seiner ganzen Breite, aber als der füllende Hinter-

grund dieser einen geschichtlichen Gruppe deutlich hervortreten muß, wenn das Bild verständlich sein soll. —

Die äußeren Grenzen meines Themas sind leicht zu bestimmen. Der Begriff der neuhochdeutschen Schriftsprache ist nach unserm unmittelbaren Gefühle ein fester und in sich durchsichtiger: hier handelt es sich darum nachzuweisen, wie er sich in der Geschichte erzeugt und fortgebildet hat, bis er zu dem geworden ist, als was er sich jetzt darstellt.

Die Aufgabe hält, wenn ich so sagen darf, die Mitte zwischen dem unendlich weiten Horizont, den Jacob Grimms letzte große Schöpfung, seine Geschichte der deutschen Sprache umspannt und dem was er nach seinem eigenen Bekenntniß in der vom 7. März 1848 datirten Vorrede zu diesem Buche noch als eine leichtere Arbeit seinem Alter vorbehalten hatte, ohne sie ausführen zu können. „Es war längst mein Vorsatz", sagt er, „die Regel neuhochdeutscher, d. h. der ganz in unsere Gegenwart gerückten deutschen Sprache vollständig und überall auf die Geschichte gestützt hinzustellen, ich weiß aber nicht, ob es mir vergönnt sein wird Hand an ein Werk zu legen, das, wenn es gelänge, einer reinlich und scharf umrissenen Zeichnung grau in grau sich vergleichen würde." Ihm schwebte also ein Plan vor, der auf das eigentliche Sprachstudium zielte, und die Zugehörigkeit eines solchen Werkes zu der Geschichte hätte dann, wie in der deutschen Grammatik, darin ihren Ausdruck gefunden, daß die einzelnen Spracherscheinungen in ihrer genealogischen und chronologischen Reihenfolge innerhalb des gegebenen Rahmens einer Entwickelungsperiode untersucht und dargestellt worden wären.

August Schleichers bekanntes Buch „die deutsche Sprache" darf gleichfalls als Gegenstück zu diesem nicht übergangen werden. Abgesehen davon, daß der weit gespannte Titel jenes

Buches schon von selbst andere Anforderungen des Lesers begründet, als der vergleichsweise so schmale Ausschnitt des dort behandelten ungeheuren Stoffes, der hier allein behandelt werden soll, ist doch auch der Standpunkt ein anderer, als ich ihn mir gewählt habe. Schleicher läßt den Begriff der geschichtlichen Entwickelung der Sprache völlig mit dem der rein linguistisch zu erklärenden Genesis und Fortbildung der Laute, der Formen, des Satzbaues und dergl. zusammenfallen. Für ihn ist die Aufgabe der Sprachgeschichte erreicht, wenn auf der einen Seite die Naturmächte, auf der andern die Denk- und Vorstellungsformen, die in der Sprache walten, vollständig begriffen werden. Für mich geht die Aufgabe des Geschichtschreibers aber dann erst an, wenn diese Voraussetzung, so weit es überhaupt möglich sein kann, erfüllt ist. —

Geschichte sollte immer so geschrieben werden, daß sie allen denen, die innerhalb des in seinen Grenzen so lebendig empfundenen und doch so schwer in Worten definirbaren höhern Bildungskreises der Zeit und der Nation stehen, nicht alle, die „Gebildete" genannt werden oder sich nennen, aber alle, die überhaupt die Neigung und die Fähigkeit haben eine systematische Leistung der Geistesthätigkeit im Zusammenhang in sich aufzunehmen, sie zu lesen und zu verstehen. Die Forderung exclusiver Vorbildung oder eines bloß aus eigentlichen Fachleuten bestehenden Publicums hebt, wie es unsere Literatur zu ihrem und ihrer Nation nicht geringem Schaden darthut, den Begriff der wahren Geschichtschreibung auf. Was aber das Recht der Geschichtschreibung ist auch das der Sprachgeschichtschreibung und so setzt dieses Buch bei seinen Lesern nur das an sprachlichem Wissen und systematischer Sprachkenntniß voraus, was es in dem oben bezeichneten Kreis findet. Es sollte mich freuen, wenn auch die doch nur wenig zahlreichen Fachgenossen

davon Notiz nehmen wollten, deren Prüfung und Discussion ich manches noch unterbreiten möchte, das mir abweichend von den durchschnittlich geltenden Ansichten als sehr wahrscheinlich, in einigen Fällen als sicher gilt.

Dem 1. Band soll noch ein 2. und 3. desselben Umfangs nachfolgen, deren äußere Begrenzung durch den Gang der deutschen Entwickelung sich von selbst ergiebt. Der 2. wird die Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache während des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu dem großen Wendepunkt und Durchbruch der vollständig befreienden und lösenden Tendenzen in der Mitte des 18. darstellen, der 3. bis an die Gegenwart heran zu gelangen suchen.

Breslau, 14. Februar 1875.

**H. Rückert.**

# Inhalt.

Seite.

**Erstes Buch.** Die äußere Geschichte der hochd. Sprachentwickelung bis zum Ende des 15. Jahrh. 1–193

**1. Abtheilung. Die altdeutsche Zeit bis zu Karl dem Großen.**

**1. Capitel. Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Stellung des Gothischen.**

Der gothische Literaturbestand . . . . . 1
Die ethnographische Stellung der Gothen . . . . . 4
Die spätere linguist. Geschichte des Gothischen . . . . . 6

**2. Capitel. Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.**

Allgemeines Verhältniß der hochd. Sprachreste gegenüber dem Gothischen 10
Aeußere und innere Beschaffenheit der ältesten schriftl. Aufzeichnungen in eigentl. deutscher Sprache . . . . . 11
Verhältniß des deutschen Runenalphabets zu den neueren Bedürfnissen und Anforderungen der Schrift . . . . . 17

**3. Capitel. Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.**

Ethnograph. u. linguist. Stellung des fränkischen Wesens zu den übrigen Deutschen . . . . . 27
Berührung mit der römischen Bildung und Sprache . . . . . 29
Verhältniß der romanischen und deutschen Sprache . . . . . 36
Einwirkung der sprachl. Zustände der Franken auf das übrige Deutschland . . . . . 39

**4. Capitel. Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.**

Aeußere Ausdehnung des deutschen Sprachgebiets in dieser Zeit, seine Grenzen und ihre Nachbarn . . . . . 44
Die inneren Beziehungen zwischen den einzelnen Völkern und Sprachen 53
Resultate für die Sprachgeschichte . . . . . 56

**2. Abtheilung. Die althochd. Zeit Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.**

**1. Capitel. Der Aufschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.**

Analogien in der Gestaltung der angels. Sprache und Literatur . . . 60
Der innere Aufschwung des fränkischen Volksgeistes seit dem 8. Jahrh. 64

Seite.
Karl der Große als die Spitze dieser Entwickelungsreihe . . . . . 69
Seine Thätigkeit für die deutsche Sprache . . . . . 71

2. Capitel. Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die älteste deutsche kirchliche Schriftthätigkeit . . . . . 73
Fortschritt zu größeren Uebersetzungen . . . . . 75
Selbständige Thätigkeit in der Sprache; Otfrid u. sein Evangelienbuch 79

3. Capitel. Die Benennung der Literatursprache.

Verschiedene Bezeichnungen dafür . . . . . 82
Der Ausdruck „Althochdeutsch" . . . . . 85
Verhältniß zu den anderen deutschen Sprachen und Mundarten . . . 87

4. Capitel. Die Althochd. Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Der Einfluß des eigentlich fränkischen Elements . . . . . 95
Vereinigende Tendenzen . . . . . 97
Innere und äußere Hemmnisse der ahd. Sprachentwickelung . . . . 100
Die sprachlichen Resultate der ahd. Literatur . . . . . 104

3. Abtheilung. Die Mittelhochdeutsche Zeit.

1. Capitel. Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Die Stellung der ahd. Literatur zu der lebendigen Sprache und dem Volksgeiste . . . . . 108
Die innere Veränderung in dem Volksgeist vor und seit den Kreuzzügen . . . . . 111
Emporkommen einer volksthümlichen kirchlichen Poesie . . . . . 116
Eintritt der ritterlichen Dichtung . . . . . 118

2. Capitel. Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Veldeke's Bedeutung in sprachgeschichtlicher Hinsicht . . . . . 122
Hartmann v. d. Aue . . . . . 123
Seine Nachfolger . . . . . 124

3. Capitel. Die Stellung der höfischen Kunstsprache in der deutschen Sprachgeschichte.

Anknüpfung an die schon vorhandenen Anfänge einer deutschen Gemeinsprache . . . . . 127
Ihre Verbindung mit der ritterlichen Cultur und Literatur . . . . . 129
Die localen Einflüsse und die Sprache der Bildung . . . . . 134
Die Leistungsfähigkeit dieser Sprache . . . . . 140

4. Abtheilung. Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

1. Capitel. Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Zerfall des ritterlichen Idealismus . . . . . 143
Eintritt ganz neuer Tendenzen im Volksleben . . . . . 145
Der allgemeine Character der veränderten Zeit in dem Spiegelbilde der Sprache . . . . . 149

Seite.

2. Capitel. Schriftsprache und Mundarten.

Allgemeine Stellung der Literatursprache zum Leben u. zu der Tradition. 155
Die neuen Kräfte . . . . . 161
Der Widerstand des Alten . . . . . 162

3. Capitel. Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Das Uebergewicht einzelner Mundarten . . . . . 165
Insbesondere des Mitteldeutschen . . . . . 168
Völlige Abtrennung des Niederländischen . . . . . 174
Isolirung des Niederdeutschen . . . . . 176
Eingreifen der Staats- und Kanzleisprache . . . . . 179

4. Capitel. Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Verhältniß zu den verschiedenen Gruppen und Schichten der ganzen Nation . . . . . 182
Der demokratische Character der damaligen Literatur und Sprache . . 185
Der von ihr beherrschte Kreis von Stoffen . . . . . 186
Hemmende und störende Einflüsse . . . . . 190

Zweites Buch. Das deutsche Sprachbild in seiner Construction am Ende des Mittelalters.

1. Abtheilung. Die hochdeutsche Lautentwickelung. Allgemeine einleitende Bemerkungen. 197

1. Capitel. Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Das älteste deutsche Alphabet und seine Bedeutung für die Laute . . 201
Das mittelhochdeutsche Schriftsystem . . . . . 209
Das spätere deutsche Schriftsystem . . . . . 210

2. Capitel. Vergleichende Characteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit den früheren.

Der sinnliche Eindruck der späteren Sprache vergl mit der früheren . 214
Die hauptsächlichsten Unterscheidungsmerkmale . . . . . 216
Das gemeinsam Deutsche darin . . . . . 219

3. Capitel. Der deutsche Accent und sein Einfluß auf die Lautgestalt.

Der deutsche Accent in seiner bleibenden Eigenart . . . . . 220
Wirkung auf den Vocalismus . . . . . 221
Zerstörung der tonlosen Vocale . . . . . 231
Das neue Vocalsystem . . . . . 237

4. Capitel. Der hochdeutsche Consonantenlaut.

Große allgemeine Veränderungen darin . . . . . 249
Insbesondere durch die sog. Lautverschiebung . . . . . 251
Ihre Ergebnisse . . . . . 256

Seite.

**2. Abtheilung. Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache. Begriff der Wortbildung. Flexion und Wortbildung im engern Sinne.** 265

1. Capitel. Die Nominalflexionen.

Verhältniß von Nominal- und Verbalflexion . . . . . 267
Bezeichnung der Geschlechter im Nomen . . . . . 268
Der Ein- und Mehrzahl . . . . . 270
Casusbildung . . . . . 273
Bedeutung der sogenannten starken und schwachen Flexionen . . . . 276
Ihre syntaktische Verwendung im Adjectiv . . . . . 284

2. Capitel. Das Verbum.

Der sinnliche Eindruck der deutschen Verbalform . . . . . 292
Die vom Verbum dargestellten Begriffskategorien . . . . . 294
Insbesondere die Präteritalformen . . . . . 299
Die übrigen Verbalformen . . . . . 311
Die Personenbezeichnung . . . . . 312

3. Capitel. Die deutsche Wortableitung.

Ihr Begriff . . . . . 317
Ihre verschiedenen Hilfsmittel . . . . . 318
Insbesondere durch den Ablaut . . . . . 322
Unterschied der lebendigen und leblosen Ableitungen . . . . . 327
Die hervorragendsten Ableitungen der spät mittelalterlichen deutschen Sprache . . . . . 328

4. Capitel. Wortbildung durch Zusammensetzung.

Ihr Begriff . . . . . 340
Ihr allmähliches Wuchern . . . . . 345
Das Herabsinken vieler Zusammensetzungen zu Ableitungen . . . . . 346
Uneigentliche Zusammensetzung . . . . . 347

**3. Abtheilung.**

1. Capitel. Der deutsche Wortvorrath.

Verhältniß der Neuerwerbungen und Verluste . . . . . 350
Ursachen von Beiden . . . . . 352
Einzelne Beispiele . . . . . 355
Die Stellung der Fremdwörter zu dem deutschen Sprachvorrath . . . 370

**4. Abtheilung. Die Satzfügung.**

1. Capitel. Der einfache Satz.

Sein allgemeiner Typus . . . . . 373
Abstumpfung des Formengefühls . . . . . 375
Neue Bildungsversuche in Anlehnung an fremde Muster . . . . . 378
Die Gebundenheit der deutschen Wortstellung . . . . . 381

2. Capitel. Die Zusammenfügung von Sätzen.

Allgemeines Motiv der hier gegen früher eingetretenen Veränderung . 387
Einfluß der lateinischen Vorbilder seit der Mitte des 15. Jahrh. . . . 392
Resultate . . . . . 398

# Erſtes Buch.

# Erste Abtheilung.

## Die Altdeutsche Zeit bis zu Karl dem Großen.

---

### Erstes Capitel.

#### Ein Blick auf die sprachgeschichtliche Stellung des Gothischen.

Die deutsche Sprache als Sprache einer eigentlichen Literatur oder literarisch verwandte Sprache hatte bis zu dem Zeitpunkt, von welchem aus die eingehendere Darstellung ihrer weiteren Schicksale gegeben werden soll, bereits eine Bahn von reichlich 11. Jahrhunderten durchmessen. Sprachdenkmäler, die man als deutsche im engeren Sinne des Wortes bezeichnen darf, sind schon aus dem vierten Jahrhundert der christl. Aera, genauer vielleicht aus dem zweiten Drittel desselben überliefert. Es sind zunächst die ansehnlichen Reste einer gothischen Uebersetzung der ganzen Bibel alten und neuen Testaments, als deren Verfasser der gothische Bischof Ulfila, der im Jahre 388 starb, von der Kirchengeschichtschreibung seit dem fünften Jahrhundert genannt wird. Kein äußeres Zeugniß widerspricht dieser Tradition, obwohl es immerhin auffallend ist, daß der Bischof Auxentius von Doroſtoros, der Schüler und Freund des Ulfila, dem wir die einzige, völlig gleichzeitige und authentische Kunde von dem Leben des großen Mannes verdanken,

zwar dessen ausgebreitete schriftstellerische Thätigkeit in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache erwähnt, wovon keine Spuren sich erhalten haben, sein Riesenwerk aber, die Bibelübersetzung, mit Schweigen übergeht, obgleich sie damals, schon vollendet gewesen sein müßte, weil Aurentius erst nach dem Tode des Ulfila geschrieben hat.

Wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sich Ulfila bei seiner Arbeit, ähnlich wie später unser Luther, der Hilfe vereinter Kräfte bedient habe, so sind doch in den uns erhaltenen Bruchstücken keine Anhaltspunkte zu finden, auf die sich das Bemühen einer Sonderung der einzelnen etwa betheiligten Uebersetzer mit Verläßlichkeit stützen könnte. Alles was bis jetzt noch von verschiedenen Seiten her gegen das einheitliche literarische und sprachliche Gepräge des Werkes vorgebracht worden ist, erweist sich bei näherer Prüfung als schwankende Hypothese, und so hat man nach äußeren und inneren Gründen das Recht an Ulfila so, wie ihn die altkirchliche Tradition darstellt, festzuhalten.

Neben den Resten der Bibelübersetzung nehmen die andern erhaltenen Zeugnisse einer literarischen Verwendung der gothischen Sprache eine untergeordnete Stellung ein. Nur die sog. Skeireins, eine mit polemischen Excursen im Interesse des Semiarianismus durchflochtene Erklärung des Johannis-Evangeliums, ist trotz ihrer fragmentarischen Gestalt geeignet, die außerdem überlieferten Notizen von dem Umfang und der Tendenz der gothisch theologischen Literatur lebendig zu verdeutlichen. Sie zeigt, wie weit es der Sprache gelungen war, der Behandlung wissenschaftlicher Aufgaben abstractester Art zu genügen, wozu in der Uebersetzung der Bibel höchstens die paulinischen Briefe eine annähernd günstige Gelegenheit boten. Dem Alter nach möchte dies Denkmal wohl später als

Ulfila zu stellen, keinesfalls ihm selbst zuzuschreiben sein. Wahrscheinlich liegt auch hier ein fremdes, vermuthlich griechisches Original zu Grunde.

Sind die gothischen Sprachreste in ihrer uns bis jetzt zugänglichen handschriftlichen Aufzeichnung kaum früher als in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts zu setzen, so ist doch die ursprüngliche Form der Abfassung und damit das Bild des gothischen Sprachstandes im vierten Jahrhundert fast überall auch in der späteren Hülle noch deutlich genug zu erkennen, um sie als Zeugnisse für jene so viel ältere Periode der Sprache unbedenklich verwerthen zu dürfen.

Die uns allein erhaltenen größeren Ueberreste der gothischen Literatur, die Bibel und die Skeireins, sind die erste mit Sicherheit, die zweite mit großer Wahrscheinlichkeit südlich von der unteren Donau in Mösien, dem heutigen Serbien und Bulgarien, entstanden; die uns bloß aus Citaten der Bibel oder aus dürftigen lateinischen Auszügen bekannte spätere gothische Literatur gehört dagegen nach Italien. Ulfila selbst und der Verfasser der Skeireins sind Westgothen, die Gothen in Italien heißen Ostgothen. Doch ist auf diese ethnographische Bezeichnung sprachgeschichtlich nichts zu bauen. Weiß man ja, wie gründlich die einstmals vorhandenen Stammesunterschiede und die unzweifelhaft davon bedingten mundartlichen Individualitäten der Gesammt-Gothen seit ihrem Uebergange über die Donau im Jahre 376 durcheinander gerüttelt wurden, und die ostgothische Herkunft Theodorichs des Großen hat nicht größere Gewähr für sich, wie die westgothische Alarichs. Ebendeshalb darf auch auf den unter anderen Verhältnissen allerdings wichtigen Umstand nicht so viel gegeben werden, daß die größere Zahl der erhaltenen handschriftlichen Fragmente unserer gothischen Literatur, vielleicht alle, nicht bloß bedeutend jünger

als ihre Verfasser, sondern auch auf dem Boden und in der Mitte eines anderen Stammes, in dem Italien der Ostgothen geschrieben worden sind. Bestand im sechsten Jahrhundert überhaupt eine tiefergehende sprachliche Verschiedenheit zwischen den verschiedenen damaligen Haupttheilen des gothischen Volkes, so war sie doch ganz gewiß nicht durch jene alte Gliederung in Ost- und Westgothen veranlaßt.

Der Untergang des ostgothischen Reiches nach der Mitte des sechsten Jahrhunderts bedeutet zugleich den Untergang der gothischen Literatur. Zwar gab es im äußersten Osten und Westen von Europa zahlreiche Angehörige des gothischen Volkes, die wahrscheinlich damals alle noch ihrer Muttersprache treu geblieben waren. Aber weder hier bei den Gothen oder, wie sie im Gegensatz zu ihren italienischen Stammverwandten gewöhnlich bezeichnet werden, den Westgothen in Spanien und im südlichen Frankreich, noch dort bei den sog. Gothi minores, den Geringeren, d. h. unter die Herrschaft des oströmischen Kaisers gehörigen Gothen in Mösien, den Nachkommen der Gothen des Ulfila, noch bei den Tetraxitischen Gothen in der heutigen Krim und am Asow'schen Meere läßt sich irgend eine Spur des Fortlebens literarischer Thätigkeit wahrnehmen. Ebenso wenig anderswo auf dem einst noch über die Grenzen von Europa ausgedehnten Gebiete der deutschen Stämme, welche man wegen ihrer innigsten Verwandtschaft mit den eigentlichen Gothen häufig auch als gothische Völker im weiteren Sinne bezeichnet, der Gepiden, Rugier, Sueven, Heruler, Vandalen und wahrscheinlich noch mancher anderen. Sie alle hatten den neuen christlichen Glauben durch gothische Missionare erhalten und damit auch die gothische populär religiöse Literatur, ob aber auch alles Andere, was sich schon in Mösien, und dann in Italien daran ansetzte, läßt sich nicht entscheiden. Jeden-

falls haben sie nur empfangen und nichts selbst dazu gethan, auch die Vandalen nicht, deren Geistesanlage und Bildungsstandpunkt nach allen geschichtlichen Zeugnissen selbst noch bei ihrer Ansiedelung in Afrika in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts unbestreitbar sie dazu befähigt hätte, auch literarisch mindestens ebensoviel zu leisten wie die Ostgothen Theodorichs.

Sprachlich und literarisch ist somit dieser große Ast des deutschen Stammes sehr bald und völlig verdorrt. Was durch die Vermittelung der Westgothen in Spanien und Frankreich in die dort emporwachsende romanische Volkssprache hinübergeleitet wurde, gehört nicht in die Entwickelungsgeschichte der unsrigen. Die Vandalen scheinen nicht einmal solche dürftige Wahrzeichen ihres ehemaligen Daseins hinterlassen zu haben. Die anderen gothischen Völker aber sind durch die unaufhörlichen ethnographischen Revolutionen des sechsten und siebenten Jahrhunderts so vollständig verschüttet oder zerrieben und in alle Winde zerstreut worden, daß es unmöglich ist, irgendwo greifbare Ueberreste von ihnen aus späterer Zeit zu erfassen.

Allerdings hat ein überseeischer Zweig dieses Stammes, der sich jedenfalls schon vor dem Beginn der christlichen Aera von der Südküste der Ostsee aus über die heutigen dänischen Inseln, vielleicht auch über einen Theil der jütischen Halbinsel, und dann weiter über die Südhälfte des von germanischer Bevölkerung besetzten schwedischen Landes verbreitete, auch später noch und in schwachen Spuren bis heute seine besondere ethnographische und linguistische Eigenart gegenüber den scandinavischen Germanen dänischen und schwedischen Stammes bewahrt. Im Mittelalter entstand sogar eine nicht unbeträchtliche scandinavisch-gothische Literatur, deren Sprache etwas stärker von dem isländisch-norwegischen Typus, den man ge-

wöhnlich „Altnordisch“ an sich nennt, etwas weniger von dem Altdänischen und Altschwedischen abweicht. Doch ist dieses nordische Gothen Volk und seine Sprache schon in den ältesten erreichbaren Denkmälern ihres Daseins, wenn man nicht einige sprachlich und sachlich höchst zweifelhafte Runenschriften für noch älter gelten lassen will, in allen wesentlichen Stücken so bestimmt scandinavisch gefärbt, daß sich das Fortleben jener besonderen Züge, durch die sich das eigentliche Gothische charakterisirt, das uns als eine deutsche Sprache gilt, darin nicht mehr als im Nordischen überhaupt erkennen läßt. Die Sprache der schwedischen Ost und Westgothen, denn auch hier im Norden hat jene geographische Gliederung des Hauptvolks schon im sechsten Jahrhundert ihr Abbild gefunden, gehört, so weit wir sie übersehen, zu dem scandinavischen Aste des Germanischen, wenn sie auch ein selbstständiger Zweig davon neben dem Dänisch Schwedischen und dem Isländisch Norwegischen ist.

So muß die gothische Sprache und Literatur gerade so wie die Altgriechische und Lateinische eine todte heißen, ja sie ist es in noch prägnanterem Sinne. Griechisch und Lateinisch haben, wenn auch nicht allein aus sich, sondern unter dem Einfluß und durch die Heranziehung verschiedener fremdartiger Elemente, neue Sprachgestaltungen erzeugt, die man als ihre Tochtersprachen bezeichnen darf. Von dem Gothischen gilt dies nicht: es ist bis auf seine handschriftlichen Ueberbleibsel wirklich von der Erde verschwunden, denn jene oben bedingt zugegebene Möglichkeit seines theilweisen Fortlebens, selbst wenn man ihre Grenze recht weit dehnen wollte, bedeutet doch für das große Ganze der Sprachentwickelung so viel wie nichts.

Indessen bleibt dem Gothischen doch seine ganz einzige Bedeutung für die allgemein deutsche oder germanische Sprach-

geschichte nicht bloß, sondern auch für die specielle des hoch deutschen Sprachstes, auf die unser Auge gerichtet ist. Das Gothische ist nicht nur die älteste urkundlich genügend bezeugte deutsche Sprachform, und giebt als solche in den meisten Fällen da, wo alle die späteren Gestaltungen der deutschen Einzelsprachen für die Wissenschaft nicht ausreichen, genügende Antwort auf deren Fragen, oder vermittelt, wenn es das nicht leisten kann, wenigstens den Zusammenhang mit einem noch ferneren Hintergrund der allgemein indogermanischen Sprachgeschichte. Es ist auch noch außerdem der selten versagende Schlüssel für die versteckten Besonderheiten der speciell hochdeutschen oder richtiger der deutschen Sprachgestaltung im engeren Wortsinn, und insofern der dazu gehörenden hochdeutschen. Freilich wenn eine neuerdings in der deutschen Sprachwissenschaft vielfach behauptete, nirgends aber, wie es doch geschehen sollte, im einzelnen und mit sorgfältigster Durchführung einer methodischen Discussion begründete Ansicht Recht hätte, so stünde das Gothische anders. Es wäre zwar auch dann immer noch, wie es schon nach der äußeren Geschichte der Haupttheile des gothischen Volksstammes nicht anders sein könnte, eine isolirte und abgestorbene Sprache, aber ihre nächste Verwandtschaft innerhalb des allgemein deutschen oder germanischen Bereiches dürfte man nicht mehr in dem Hoch- und Niederdeutschen suchen, in der deutschen Sprache, wie wir diesen Begriff heute brauchen, sondern in dem Scandinavisch-Germanischen. Das Gesammt-Germanische zerfiele sonach in eine nordöstliche und südwestliche Gruppe, jede wieder aus einer Anzahl sprachlicher Einzeltypen zusammengesetzt — so wie man das slavische Sprachgebiet mit Fug gliedern kann — und zu der nordöstlichen wäre die gothische Sprache als deren wie des Gesammtgermanischen älteste Repräsentantin zu stellen, in nächster

Berührung, allerdings nicht in dem Verhältniß einer Mutter zur Tochter, zu den scandinavisch germanischen Sprachen. Von unserm Deutschen, von dem Hoch und Niederdeutschen ebenso wie von den andern hierher gehörigen Gebilden, dem „Angelsächsischen, dem Altfriesischen und wenn man ihm eine besondere linguistische Stellung einräumen will, dem Altfränkischen, wäre es durch eine fast ebenso breite Kluft geschieden, wie sie seit vorgeschichtlicher Zeit zwischen dem Scandinavisch Germanischen und dem übrigen Deutschen nach der allgemeinen wissenschaftlichen Ueberzeugung vorhanden gewesen sein muß.

Bis der nach unserer unbefangenen Meinung noch ausstehende Beweis für diese neue Hypothese geführt sein wird, und zwar systematisch, aus einem unanfechtbaren wissenschaftlichen Princip heraus und mit vollständiger Berücksichtigung des ganzen so unendlich verwickelten und schwierigen Details, nicht bloß mit Bezugnahme auf diese und jene unläugbare Congruenz, welcher ebensoviel Differenzen entgegengestellt werden könnten, ohne daß dabei etwas Anderes herauskäme als eine Verdunkelung der leitenden und entscheidenden Gesichtspunkte, wird man berechtigt sein der älteren Ansicht treu zu bleiben, wie sie oben vorgetragen wurde. Daß sich auch Jacob Grimm zu ihr bekannte, wird ihr nicht bloß in unsern Augen zu ihrer dauernden Empfehlung gereichen, denn kein anderer darf sich mit ihm in dem, was man sprachliche Intuition heißt, in der genialen Erfassung des Lebenspunktes deutscher Spracherscheinungen, nur entfernt vergleichen, auch wenn er und doch zuletzt nur von dem Altmeister selbst gelernt haben sollte, ihn in dieser oder jener Einzelnheit zu corrigiren.

Demnach würde sich das Bild eines Stammbaums der deutschen oder germanischen Sprachen einstweilen — und wahrscheinlich für immer — so gestalten, wie es, auf J. Grimm

gestützt, ein anderer gleichfalls scharfsinniger Sprachkenner und Forscher, August Schleicher, in seinem bekannten Buche „Die deutsche Sprache“ (2. Aufl. 1869, 3. Aufl. 1873 p. 94) allgemein faßlich entworfen hat, wonach es hier mit einigen nicht unwesentlichen Verbesserungen wiederholt werden mag.

Aus dem Stamm × der „Deutschen Grundsprache“, die einstweilen freilich nur eine Forderung der Wissenschaft, aber keine urkundlich bewiesene oder beweisbare Thatsache ist, entwickeln sich die beiden Hauptäste A und B; A der continentale Ast, B der peninsulare oder scandinavische, dessen weitere Verzweigungen hier nicht verfolgt werden sollen. A spaltet sich wieder in a den gothischen Zweig und b den deutschen im engeren Sinne, der sich dann von neuem theilt, α in den Oberdeutschen oder Hochdeutschen im engeren Sinne, β den Fränkischen, γ den Niederdeutschen. Alle weiteren Verzweigungen lassen wir hier noch bei Seite, weil es zunächst darum zu thun ist, die Stellung des Gothischen im ganzen deutschen Sprachorganismus sowohl, wie zu dem Deutschen im engeren Sinne anschaulich zu vergegenwärtigen.

## Zweites Capitel.

### Das deutsche Schriftwesen vor dem achten Jahrhundert.

Reichlich drei Jahrhunderte liegen zwischen den gothischen Sprachdenkmälern und der Aufzeichnung derjenigen deutschen, die ihnen äußerlich, was die Sprachformen und was den Inhalt angeht, am nächsten verwandt sind. Im Anschluß an die seit J. Grimm herkömmliche Terminologie bezeichnen wir sie als Althochdeutsche, einstweilen noch ohne erklärende Auseinandersetzung mit diesem Ausdrucke.

Keines der uns erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler ist vor dem achten Jahrhundert niedergeschrieben oder weist in seiner Niederschrift auf eine frühere Abfassungszeit zurück. Aber selbst der ersten Hälfte des achten Jahrhunderts dürfte nur sehr Weniges davon zugehören: erst nach seiner Mitte und gegen sein Ende hat man das Recht von den Anfängen einer wirklichen Literatur in althochdeutscher Sprache zu reden. Sonach würde sich die obige Rechnung etwas anders stellen, wenn man die Entstehungszeit der gothischen Literatur allein berücksichtigen wollte, hält man sich aber an ihre muthmaßliche schriftliche Aufzeichnung, so gilt die genannte Zahl.

Die Zwischenzeit ist nun wohl nicht ganz von allen geschriebenen Zeugnissen für das Fortleben der deutschen Sprache entblößt, aber es ist kein einziges darunter, das auf das Vorhandensein einer Literatur in ihr hinwiese. Die Zeugnisse bestehen mit verschwindenden Ausnahmen in vereinzelten Notizen durchweg in oder an Texte in lateinischer Sprache gefügt, entweder nur losgerissene deutsche Wörter oder auch einmal eine zusammengehörende deutsche Phrase, die ersten

gewöhnlich mit einer aus dem lateinischen entnommenen Flexionsendung oder einem Ableitungselement oder beiden zusammen versehen und dadurch dem lateinischen Sprachgut zu geeignet. Selbst das umfangreichste von allen, die sog. Malbergische Glosse zu den lateinisch geschriebenen Rechtsaufzeichnungen der salischen Franken, der Lex Salica aus der Zeit Chlodwigs, vielleicht schon seines Vaters Childerich, und dann schon aus dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts, also bedeutend älter als die meisten uns erhaltenen gothischen Handschriften und nur um etwa hundert Jahre jünger als die gothische Bibelübersetzung des Ulfila, gehört in dieser Hinsicht ganz in die Kategorie aller übrigen. Gerade an ihr läßt sich die Absicht der meisten und die Art aller am deutlichsten erkennen. Ein bloß praktischer Zweck veranlaßte die Schreiber oder die Besitzer von handschriftlichen Exemplaren eines solchen lateinischen Textes, der nach seinem Gegenstand eigentlich deutsch war, die Muttersprache zu seiner Erklärung, Ergänzung und Verdeutlichung in allen den Fällen heranzuziehen, wo es je nach dem Bedürfniß der betreffenden Personen nöthig schien, was wir Späteren niemals genau zu beurtheilen, selten mit annähernder Wahrscheinlichkeit zu errathen im Stande sind. Wer aber eine solche Glosse niederschrieb oder abschrieb, brauchte deshalb nicht einmal eine ausreichende Kenntniß des Deutschen zu besitzen und selbst wenn er sie besaß, war er bei der Wiedergabe der deutschen Laute immer auf sein augenblickliches Gutdünken, auf seine aus einer größeren oder geringern Uebung im Lateinschreiben gebildeten Schreibgewohnheiten verwiesen, in keinem Falle auf eine für das Deutsche selbst schon angewandte Praxis. Daraus erklären sich die grenzenlosen Verstümmelungen, die sich das Deutsche unter solchen Händen gefallen lassen mußte. Meist ist wohl die Möglichkeit

gegeben sie als solche zu erkennen, selten aber wird es gelingen sie auf zuverlässige Weise zu berichtigen. Die Sprachgeschichte kann nur insoweit aus solchem Material sich bereichern, als es ihr gelingt diese verrenkten Glieder in irgend eine leidliche Verbindung mit den verhältnißmäßig organischeren Sprachgestaltungen vorher oder nachher zu setzen.

Aber selbst wenn sie mit besserem Verständniß abgefaßt und reinlicher überliefert wären, würden sie doch immer nur einen dürftigen Einblick in das deutsche Sprachleben ihrer Zeit gewähren. Ihrer Bestimmung nach umfassen sie einen beschränkten Theil des cursirenden Wortvorrathes, ihrer Form nach geben sie höchst selten das ungefälschte deutsche Gepräge des Wortes oder der Wörter. Was die gothischen Sprachreste für die deutsche Sprachkunde leisten, die doch, wenn man ihre einzelnen Buchstaben zusammenzählen wollte, wahrscheinlich nicht viel umfangreicher sind als diese über alle alten deutschen Volksrechte, Hunderte von öffentlichen und Privat Urkunden und Formulare für Rechtsgeschäfte und Actenstücke aller Art zerstreuten Trümmer, das können sie nicht einmal annähernd thun. Mit solchen Sprachtrümmern würde es also auch nicht gelingen, die Lücke zwischen der gothischen und althochdeutschen Sprach- und Literaturperiode auszufüllen, selbst wenn das Gothische die unmittelbar leibliche Voraussetzung des Althochdeutschen wäre, was es nicht ist, wie sich gezeigt hat.

In doppeltem Sinne beginnt demnach die Geschichte unserer eigenen deutschen oder hochdeutschen Sprache erst mit dem achten Jahrhundert. Erst von da an kann sie sich, wie das Gothische in seinem Kreis, auf eine hinreichend feste und breite urkundliche Grundlage stützen, die von da an wohl hie und da einmal eines Füllsteines entbehrt, den man ungern vermißt, im Ganzen und Großen aber mit jedem Menschenalter immer

fester und breiter wird. Was vor dem achten Jahrhundert liegt, wird man in die Ur- oder Vorgeschichte verweisen müssen, worin es, wie in jeder andern Vorgeschichte, zwar an einzelnen Lichtblicken nicht fehlt. Doch daraus setzt sich noch keine greifbare Gestalt zusammen und Conjecturen und Hypothesen vermögen nimmermehr den vorgeschichtlichen Nebel in Geschichte zu verwandeln.

Nur gewisse allgemeine Ergebnisse bleiben mit Sicherheit bestehen. Einmal das schon erwähnte Verwandtschaftsverhältniß des Gothischen zu dem Deutschen im engeren Sinne, wie es der oben gegebene Stammbaum darstellt. Dann, daß Gothisch und Urdeutsch oder, wie man es auch nennen könnte Altdeutsch — wobei man nur den noch immer üblichen vagen Gebrauch dieses Ausdrucks wenigstens aus wissenschaftlichen Büchern ausmerzen müßte — jedenfalls schon vor dem Beginn der christlichen Aera sich soweit selbständig neben einander entwickelt haben, daß man sie nicht mehr bloß als Mundarten innerhalb eines und desselben volksthümlichen Sprachgebietes bezeichnen darf, so lange man den allerdings mehrdeutigen Begriff Mundart in dem heute gewöhnlich damit verbundenen Sinn verwendet. Wenigstens als Ansätze zu selbständigen Schwestersprachen, wie es heute z. B. das Niederländische neben dem Hochdeutschen, das Dänische neben dem Schwedischen ist, wird man sie schon damals und wahrscheinlich schon mehrere Jahrhunderte früher gelten lassen müssen. Ferner: das Ur- oder Altdeutsche selbst darf man sich in seinem Gegensatz zum Gothischen als einheitliche Sprachgruppe denken, aber doch als eine Gruppe, worin die Charakterzüge verschiedener Individualitäten schon sehr frühe, trotz des gemeinsamen Familientypus sich bemerklich machten. Keine chronologische Bestimmung über dieses Wann als eine sehr allgemeine und

im Wesentlichen nur negative ist jedoch möglich. Ungefähr gleichzeitig mit der Entstehung der gothischen Literatur lassen sich schon einige Züge dieser ‚Individualitäten erkennen. Der Mangel an genügendem Material verhindert, sie zu einer, auch nur einigermaßen ausreichenden Charakteristik derselben zu verwenden und man muß sich mit der bloßen Andeutung oder Hinweisung auf ein Bild, dem erst eine viel spätere Zeit seine Rundung gegeben hat, begnügen. Mit Heranziehung dieses späteren Erwerbes wird man annehmen dürfen, daß schon in der eben bezeichneten Periode, also im vierten Jahrhundert, die Ansätze oder Keime der nachher so kräftig entwickelten Dreigliedrigkeit des Deutschen bis zu einer gewissen Deutlichkeit hervorgewachsen sein werden. Die Bezeichnung selbständiger Mundarten würde aber für sie mit der oben gegebenen Reserve damals immer noch statthaft sein, während sie einige Jahrhunderte später, da, wo die althochdeutsche Literatur beginnt, nicht mehr recht paßt, ebensowenig wie Gothisch und Deutsch bloße Mundarten derselben Sprache heißen dürfen. Eine oberdeutsche, eine fränkische Sprachindividualität läßt sich schon damals an der Form der Eigennamen herausfühlen, und nicht viel später tritt auch das Niederdeutsche oder, wenn man es nach seinem ethnographischen Kerne bezeichnen will, das Sächsische als solche heraus, dazu noch in weicheren Umrissen als die anderen, das Mitteldeutsche oder Thüringische. Sobald die Quellen reichlicher fließen, ziehen sich jene schwankenden Linien etwas fester. Niemals wird es gelingen, aus ihnen eine Grammatik des Oberdeutschen, des Mitteldeutschen, des Fränkischen, des Niederdeutschen im fünften, sechsten oder siebenten Jahrhundert zu construiren, aber daß die genannten Zweige des deutschen Sprachstammes damals schon selbständig nebeneinander in ihrem Wachsthum fortschritten, und woran

sich wenigstens einige Hauptcharakterzüge ihrer Besonderheit erkennen lassen, das vermag sich doch dem Blicke der Forschung zu erschließen. Von einer ungegliederten Einförmigkeit der deutschen Sprachgestaltung kann auf deutschem Sprachboden auch damals keine Rede sein. Die innerste Neigung des deutschen Geistes zu individualisiren mußte sich gerade in der Sprache sehr entschieden durchsetzen.

Wäre es ein unglücklicher Zufall, der einstmals vorhandene ausreichendere Denkmäler unserer ältesten Sprache entweder vernichtet hat oder einstweilen vorenthält, so würde noch immer der Möglichkeit Raum bleiben, daß ein anderer glücklicher Zufall einiges davon wieder zu Tage förderte, obwohl heute, wo alle Schlupfwinkel und Verstecke der Vergangenheit aufgespürt und durchspäht sind, auf keine bedeutenden Entdeckungen solcher Art mehr gerechnet werden dürfte. Aber der Zufall hat hier überhaupt nichts zu thun, denn bis zum achten Jahrhundert, wo die noch vorhandenen schriftlichen Denkmäler des Althochdeutschen beginnen, gab es keine deutsche Literatur, weder in dem Umfang und in der Art der Gothischen, noch in irgend einem Sinn, in welchem man das Wort Literatur gebraucht.

Im Wesen der deutschen Sprache dieser Zeit lag nichts, was ihre literarische Verwerthung oder die Gründung einer deutschen Literatur verhindert hätte. Sie war ebenso befähigt wie das Gothische eine Literatursprache zu sein. Denn mag man auch dem Gothischen vom linguistischen Standpunkt aus eine gewisse Ueberlegenheit zuerkennen, so bezieht sich dieselbe doch nur auf eine größere Durchsichtigkeit seiner Bildungselemente, auf ein feineres Gefühl für die Sprachformen im allgemeinen, auf eine freiere Beweglichkeit im Gebrauch seiner Hilfsmittel. Der Unterschied ist nur ein relativer und würde

unzweifelhaft sich noch enger begrenzen, wenn uns das Altdeutsche vor der althochdeutschen Literatur etwa gleichzeitig mit dem Gothischen etwas genauer bekannt wäre. Es würde die meisten der Vorzüge, die wir dem Gothischen zugestehen, damals wohl auch noch besessen haben, denn, wie sich noch später ergeben wird, dürfte es gerade die Periode vom fünften bis zum achten Jahrhundert gewesen sein, welche unserer Sprache die größten Erschütterungen und, wenn man es so nennen will, Verluste gebracht hat.

Die Gründung einer gothischen Literatur mag man von diesem Standpunkt der Betrachtung immerhin einen Zufall heißen, obgleich es nicht schwer ist, diesen Zufall durch die Aufzeigung der Fäden, die ihn geschichtlich vermittelt haben, in ein verständliches Gewebe von Ursache und Wirkung zu verwandeln. Zufall darf man es aber insofern nennen, als es nicht sowohl von inneren im Wesen der Sprache selbst liegenden Veranlassungen abhing, daß eine gothische Literatur entstand, als von dem freien Entschluß und der genialen Thatkraft eines einzigen Mannes. Ohne einen Ulfila würde es auch keine gothische Literatur gegeben haben. Die absolut unbestreitbare That, daß er die Laute seiner Sprache in ein von ihm erfundenes Alphabet gebracht hat und daß fortan alles, was in dieser Sprache zu dauerndem Leben gestaltet wurde, mittelst dieses Alphabets auf die Nachwelt überliefert worden ist, entschied darüber, ob das Gothische eine Literarsprache werden sollte. Für die Sprachgeschichte ist das aber ein reiner Zufall, der sich ebenso gut auch nicht hätte ereignen können.

Wenn es sich irgendwo mit vollkommener Gewißheit darthun läßt, daß das bloße Schreiben einer Sprache, die Möglichkeit ihre Laute durch dem Auge wahrnehmbare Zeichen für den innern Sinn lebendig wieder erstehen zu lassen, etwas

ganz Anderes bedeutet, als die literarische Verwendung einer Sprache, so ist es auf dem Boden des Altdeutschen. Man weiß, daß schon unserer ältesten Vorzeit, Jahrhunderte früher als ein Ulfila geboren wurde, der Gebrauch der Schrift bekannt war. Eine Buchstabenschrift, die sog. Runenschrift war das Eigenthum aller deutschen Völker schon als die Römer zuerst in Berührung mit ihnen traten. Diese deutsche Buchstabenschrift war, so viel man aus ihren späteren Niederschlägen sehen kann, ausgebildeter und zweckmäßiger als viele andere Alphabete höchst cultivirter Literatursprachen. Das ältere arabische Alphabet z. B., oder die verschiedenen indischen Alphabete, die vor der jetzt Sanskrit-Alphabet genannten Dewanagari-Schrift gebraucht wurden, sind ohne Zweifel viel unbeholfener als unsere deutschen Runen. Von den ebenso complicirten wie verschwommenen Systemen der babylonischen, assyrischen und altpersischen Keilschrift darf man vollends absehen. Und doch stehen hinter allen diesen unzureichenden Alphabeten Sprachen, die nicht bloß als linguistische Gebilde unsere eigene selbst in einem gemuthmaßten Zustand ursprünglicherer Vollkommenheit weit hinter sich lassen, sondern die auch eine wirkliche Literatur zu vertreten hatten und vertreten mußten, weil und solange man noch kein gefügigeres und besseres Werkzeug dafür besaß.

Unser ältestes deutsches Alphabet ist in keiner Weise unpraktischer oder roher, wie etwa das Altgriechische bis zum fünften Jahrhundert vor Chr. oder das Altlateinische bis zu Cäsars Zeit. Es verläugnet auch darin nicht seinen Ursprung aus derselben Quelle. Denn unzweifelhaft ist es, obgleich es später mit einem einheimischen Namen, dem der Runen benannt wird, doch fremden Ursprungs und zwar mit jenen erwähnten anderen, ja wahrscheinlich mit allen zusammen, die Laut für

Laut – ursprünglich freilich nur jene festeren Laute, die wir Consonanten heißen – mit gesonderten Zeichen und nicht ganze Lautgruppen, Silben oder Worte mit einem Zeichen darstellten, eine Erfindung der Phönicier, wenn sie vielleicht auch hier nur wie in anderen Fällen eine fremde in Aegypten geborene Idee, die dort unfruchtbar für die Menschheit hätte erstarren müssen, aufgegriffen und zu weltgeschichtlichem Leben erweckt und erweitert haben. Jede bisher vorgebrachte Vermuthung, denn auf eine solche läuft es doch immer nur hinaus, auf welchen Wegen, zu welcher Zeit und durch welche Veranlassungen dieses phönicische Buchstabenalphabet unseren Vorfahren zugekommen und von ihnen zu ihren Runen umgebildet worden ist, streift zu sehr an willkürliche Einfälle oder luftige Träumereien, als daß die ernste Wissenschaft darauf eingehen könnte. Nur so viel darf mit einiger Sicherheit angenommen werden, daß dieses phönicische Alphabet schon ehe es unter deutschen Händen zum Runenalphabete wurde, jene tief einschneidende Umbildung erfahren haben muß, wodurch es, dem Geiste des Deutschen, wie dem des Griechischen und Lateinischen, überhaupt aller nicht semitischen Sprachen gemäß, auch die Vocale als gleichwerthige Lautbestandtheile des Wortes und nicht mehr die Consonanten allein durch besondere Zeichen ausdrückte. Aber es wäre gänzlich ungerechtfertigt, darin einen Fingerzeig zu sehen, der auf eine sonst nicht weiter zu begründende oder auch nur wahrscheinlich zu machende Abhängigkeit der deutschen Runen von dem griechischen oder lateinischen Schreibsystem deutete. Vielmehr darf als zweiter, freilich mehr negativer als positiver Anhaltspunkt bezeichnet werden, daß die Uebermittelung der Buchstabenschrift an die Deutschen nicht vom Westen oder Südwesten, sondern vom Osten oder Südosten erfolgt ist, nicht von Europa, sondern

von Asien her; ob aber schon in Asien, d. h. wenn wir mit Recht an einer älteren asiatischen Heimath unseres Volkes festhalten, ist fraglich.

So viel man weiß, hat man die Runen, so lange sie in unserer Vorzeit im lebendigen Gebrauch und nicht zu einer Spielerei oder Curiosität gelehrter Mönche des neunten und zehnten Jahrhunderts herabgesunken waren, gewöhnlich nur auf oder in ein festes Material eingeschnitten oder eingeritzt, wie denn auch der älteste technische Ausdruck für ein solches Verfahren buchstäblich mit unserem jetzigen Worte „Reißen" stimmt, was von dem conservativen Geiste der englischen Sprache in ihrem „to write" für jede Art von Schreiben noch erhalten worden ist. An und für sich würde selbst die Beschränkung auf ein uns und den meisten anderen literarischen Völkern weniger handliches Material, Stein, Metall, Holz, allenfalls auch Gewebe, in die man freilich weder einschnitt noch einritzte, sondern mit der Nadel einstach oder stickte, eine wirklich literarische Verwendung nicht ausgeschlossen haben. Ninive und Babylon zeigen, daß auch gebrannte Ziegel ungefähr denselben Dienst leisten können, wie die Papyrusrollen der Aegypter oder das Pergament der römischen Zeit oder die Palmblätter Indiens. Auch liegt nichts in der Form der Runenbuchstaben, was sie zu einer Verwendung auf anderem Material und mit anderen Werkzeugen, Pinsel oder Feder an Stelle des Meißels, des Messers oder der Nadel weniger befähigt hätte, als irgend ein anderes Alphabet. Selbstverständlich hätten sie sich etwas anders stylisiren lassen müssen und insofern ist die freilich aus anderen Gründen unhaltbare Vermuthung, Ulfila habe sein gothisches Alphabet wesentlich nur aus dem deutschen Runenalphabete oder der gothischen Spielart desselben zum Gebrauch für das eigentliche Schreiben, richtiger Malen auf

Pergament oder Papyrus umgeformt, doch nicht so uneben, wie sie auf den ersten Blick aussieht.

Aber es gab ein anderes Hinderniß, viel stärker als diese bloß technische Schwierigkeit, was einen solchen Versuch unmöglich oder undenkbar machte, und dieses war es, wodurch Ulfila getrieben wurde, sich auf eigene Hand ein Alphabet zu schaffen, wenn auch sicher mit Benutzung fremder Alphabete, des griechischen und des lateinischen, vielleicht auch mit vorsichtiger Heranziehung einiger Runenzeichen. Dasselbe Hinderniß war es auch, was bis zum achten Jahrhundert das eigentliche Schreiben in deutscher Sprache hinausschob, obgleich man sich im Besitze einer vollkommen ausgebildeten Schrift wußte.

Man behauptet, daß Ulfila deshalb von den Runen abgesehen und ein neues gothisches Alphabet geschaffen habe, weil er als ein frommer Christ und menschenkundiger Mann gegen diese aus dem Heidenthum stammenden und mit vielem heidnischen Aberglauben verflochtenen Zeichen gerechte Bedenken hegen mußte. Aber damit ist doch nicht der eigentliche Kern des Sachverhältnisses getroffen. Nicht bloß heidnische Reminiscenzen konnten die Runen erwecken oder erhalten, nicht bloß war mit ihnen, wenn sie aus dem Gebrauche verdrängt wurden, ein gutes Stück Heidenthum verdrängt, sondern weder er selbst noch irgend ein anderer seiner Landsleute hätte als Schreiber oder Leser einer Runenschrift oder eines Buches in Runen darin den wirklichen Inhalt des Geschriebenen und nichts weiter empfinden können. Es ist schwer für uns moderne Menschen sich in die Stimmung der Menschen von damals in diesem Falle hinein zu versetzen. Wenn wir nicht paläographische Studien machen, gilt uns der Buchstabe nur als das zufällige oder conventionelle Zeichen für den da-

hinter verſteckten Laut. Wir könnten, ohne daß der Inhalt damit irgend verändert würde oder ohne daß ſich irgend eine andere Gedankenreihe daran anſpänne, ebenſo gut b für a, f für e u. ſ. w. ſetzen, wenn irgend ein praktiſcher Grund dazu vorläge und die nothwendige Verſtändigung mit Anderen darüber erfolgt wäre. Unſere verſchiedenen Syſteme der Chiffre Schrift beruhen auf dieſem Princip der völligen Trennung des Buchſtabens oder des Zeichens von ſeinem Inhalt. Bei den Runen war es umgekehrt. Jedes Zeichen für ſich hatte eine mit dem Lautwerth unauflöslich verbundene Bedeutung, die ihm, auch wo es ganz allein ſtand, den Werth nicht eines Wortes, ſondern, wenn man es in Worte zuſammenfaſſen wollte, eines Compleres von Worten gab. Es war eine ganze Sphäre religiöſer, naturphiloſophiſcher, ethiſcher, äſthetiſcher Gedankenkeime, die auf dem Boden jedes ſolchen Zeichens wurzelten und in der Phantaſie, dem Verſtande und dem Gemüthe jedes Runenkundigen aufſproßten, ſobald er eine Rune ſah oder ſelbſt ſchnitt. Das was wir als die einzige Aufgabe unſerer Feder anſehen, dem Andern durch die buchſtabenweis vollbrachte Zuſammenfügung von Wortgebilden, unſere Gedanken vermittelſt der in der gewöhnlichen Sprache üblichen Bedeutung dieſer einzelnen Wörter mitzutheilen, konnte zwar auch vermittelſt zuſammengeſtellter Runen bewerkſtelligt werden und wir leſen und verſtehen die wenigen Reſte altdeutſcher Runenſchriften nur in dieſer Weiſe. Aber doch war dies für die Zeitgenoſſen nur die Nebenſache, oder vielmehr unendlich inhaltreicher, als was der bloße Wortlaut beſagte, wirkte auf ſie was jeder einzelne Buchſtabe an ſich und in dem nur für uns, aber für ſie nicht zufälligen Gefüge mit den andern beſagte. Dieſe ganze Welt von Anſchauungen iſt uns bis auf einige dürftige Ahnungen völlig unzugänglich,

aber es gehört ein starkes Maß von Gedankenlosigkeit dazu, sie deshalb zu läugnen.

Natürlich konnte man solche Zeichen, so lange sie im Bewußtsein der sie Gebrauchenden ihre Eigenart bewahrten — und um diese abzustreifen, hätte es, wie man im Scandinavischen Norden sieht, der Einführung eines auf ganz anderem, auf unserm gewöhnlichen Princip gegründeten Alphabets bedurft — nur da verwenden, wo es galt nicht Worte mitzutheilen, sondern die Worte, mit denen sich der ganze Complex von Vorstellungen verband, die in irgend einem gegebenen, von der Tradition genau bestimmten Falle in der Seele des innerhalb des herkömmlichen Glaubens, und nicht etwa bloß des Glaubens, der sich auf religiöse Motive bezieht, stehenden Menschen nothwendigerweise hervorgerufen werden sollten. Eben darum mußte auch die Aufgabe, für welche die Buchstabenschrift oder ihre Ersatzmittel uns recht eigentlich bestimmt scheinen, die dauernde Aufbewahrung der in mehr oder weniger durchgebildeter Form dargestellten Ergebnisse des Denkens und Wissens der Zeit, einem anderen Werkzeuge, dem Gedächtniß und der mündlichen Tradition anvertraut werden. Dem Gehalte und der Form nach hat schon unsere älteste geschichtliche Vorzeit eine Literatur gehabt, schon weil sie eine kunstmäßig gestaltete Poesie besaß, aber da ihr das äußere Medium fehlte, wovon der Name Literatur abgeleitet und mit dem ihr ganzes Wesen doch eine durchgreifende Umwandelung im Gegensatz zu der mündlichen Fortpflanzung von Erzeugnissen der redenden Künste erfährt, darf man ihn für sie nicht in Anwendung bringen.

So erhielten sich auf deutschem Boden noch immer jene ältesten Zustände, wie sie uns ein Tacitus kurz aber genügend zeichnet: es gab eine lebhaft geübte und wahrscheinlich fein

ausgebildete Poesie, vorwiegend epischen Gehaltes, daneben wohl auch eine gleichfalls an feste Normen gebundene Darstellungsweise in prosaischer Form, wie wir sie in den Saga's der scandinavischen Germanen finden, die zum Theil sicher lange Zeit von Mund zu Mund gingen, ehe sie niedergeschrieben wurden, aber es gab keine Literatur und keinen Gebrauch der Schrift, wie bei den Gothen seit und durch Ulfila.

## Drittes Capitel.

### Das Altdeutsche unter fränkischem Einfluß.

Auf deutschem Boden konnte kein Ulfila erstehen, so ähnlich auch gothisches und deutsches Wesen später noch und so lange das Gothische sich in seiner nationalen Eigenart behauptete, neben einander standen und gothische und deutsche Völkergeschichte einander berührten. Hat ja noch der große Ostgothenkönig Theodorich alle deutschen Völkerschaften von den Alpen bis an das Nordmeer, theils als ihr wirkliches Herr, theils als oberster Leiter, Berather und Beschützer ihrer fürstlichen Geschlechter zu einem, wenn auch noch so lockeren staatlichen oder politisch nationalen Gefüge zu vereinigen und während er lebte durch jederzeit richtig gewählte Mittel ebenso in ihrer Unabhängigkeit nach außen und innen, wie in ihrer geneigten Dienstwilligkeit für seine Politik zu erhalten gewußt. Mit seinem Tode wurde es sehr schnell anders: sein künstliches politisches Gebäude, das bloß auf seiner genialen Persönlichkeit ruhte, brach zusammen, aber die inneren Fäden der Sympathie und des Zusammenhangs zwischen seinem Volke

und den anderen nicht gothischen Deutschen wären durch die gleichzeitig geschehene Ausbreitung der fränkischen Herrschaft über den größten Theil des Gebietes, das durch Theodorich wenigstens vor den Eroberungsgelüsten Chlodwigs geschützt gewesen war, nicht zerrissen worden, wenn nicht dem Verfall der ostgothischen Herrlichkeit nach dem Jahre 526, dem Todesjahre Theodorichs, schon vor dem Ablauf eines Menschenalters die völlige Zersprengung des Reiches und Volkes durch Justinianus, den glücklichen Wiederhersteller des römischen Reichs in seinem alten Umfange, gefolgt wäre.

Man darf wohl in dem wundersamen, einzigen Nachhall, den die Gestalt des ostgothischen Königs im deutschen Volksgemüth hinterlassen hat, in seinem verklärten Bilde unserer Sage und Dichtung des Mittelalters, eine Bestätigung der tief gewurzelten Zusammenhänge zwischen dem deutschen und gothischen Wesen dieser Zeit erkennen. Nur so erklärt es sich, warum dieser Eine nicht bloß alle früheren Helden verdunkelt oder in sich aufgesogen hat, sondern auch warum kein Späterer sich neben ihn oder gar über ihn zu stellen vermochte. Denn er ist nicht bloß heller und gemüthlicher von unserer Volksseele erfaßt als ein Sigfrid, der allein von den älteren Heroen mit ihm verglichen werden dürfte, sondern auch als ein Karl der Große, der allein von den späteren ihm den Rang streitig machen könnte, und hat alle zusammen in der naiven Tradition wenigstens der naivsten Schichten unseres Volkes, im Gedächtniß des gemeinen Mannes und der Bauernschaft, bis zum Ende des Mittelalters, ja darüber hinaus bis zum dreißigjährigen Kriege, der allen unsern Besitz zerstörte, zu überdauern vermocht, und zwar nicht bloß weil es gerade dieser Theodorich, sondern weil es Theodorich der Gothe war.

Will man einmal, anstatt der geschichtlichen Wirklichkeit,

der Möglichkeit nachgehn, wie sie sich aus den gegebenen Voraussetzungen jener hätte gestalten können, so scheint alles dafür angethan gewesen zu sein, daß sich auch auf deutschem Sprachboden unter dem Einfluß des Gothenthums ähnliche Zustände hätten bilden können, wie wir sie bei den übrigen östlich germanischen, den Gothen nächst verwandten, aber doch keineswegs mit ihnen identischen Völkern gefunden haben. Die einmal thatsächlich gewordene Schöpfung einer Schrift und Literatur würde auch die andern allmählich in ihren Kreis hereingezogen haben, gerade so wie die Vandalen und die Westgothen. Auch sind dahin weisende Spuren so zahlreich und so deutlich, daß es sich eigentlich weniger um eine Conjectur ihrer Möglichkeit, als vielmehr um den Nachweis handelt, warum sie sich später so ganz in die Wildniß verlieren. Jene Heruler und Rugier, jene Skiren und Turkilingen, die bald als Feinde, bald als Hilfsvölker der Gothen bis zu deren Ansiedlung in Italien am Schlusse des fünften Jahrhunderts, hin und herwogen und auch später, wo sie theilweise neben und mit den Gothen in Italien sich festgesetzt hatten, doch gewiß nicht ihre hundertjährige Heimath gänzlich aufgegeben haben werden, sind ja auch von dem gothischen Arianismus wenigstens berührt, wenn auch nicht so tief wie das eigentlich gothische Volk gefaßt worden. Mit dem neuen Glauben bekamen sie aber auch die Literatur, in welcher sich der gothische christliche Cultus der deutschen Sprache für seine Zwecke bediente. Sie hätten nie einen Ulfila hervorgebracht, aber weil er einmal da war, war er es auch für sie und auch sie in dem Bereich einer literarischen Sprache.

Die Missionare der Gothen sind, soviel man sehen kann, nirgends auf feindseligen Widerstand gestoßen, wie später die der gleichfalls deutschen Franken und Angelsachsen. Wahr-

scheinlich nicht deshalb, weil das deutsche Volksgemüth einen sympathischeren Zug nach dem Arianismus jener als nach dem Katholicismus dieser empfunden hätte, sondern weil die Gothen als solche auch ihren entfernteren Stammesgenossen sympathischer waren als die Angelsachsen und besonders die Franken, denn die Mission der Gothen bedeutete keine Unterdrückung der alten Volksfreiheit wie die der Franken. Aber bleibende Erfolge hat auch die gothische Mission nicht zu verzeichnen. Die Alemannen südlich vom Rhein und Schwarzwald standen funfzig Jahre unmittelbar unter dem Scepter des gut christlichen Theodorich und seiner Nachfolger. Funfzig, sechszig Jahre später, als Columban und Gallus hier wirkten, war Land und Volk ganz heidnisch, obwohl die fürstlichen Geschlechter wegen ihres Vasallenverhältnisses zu den Frankenkönigen einen gewissen christlichen Anstrich je nach Umständen zur Schau trugen. Ebenso fanden es St. Rupert und Emmeram in Baiern. Zur gothischen Zeit galten die deutschen Süddonaulandschaften für christlich: sollte die bairische Einwanderung erst nachher erfolgt sein, was sehr unwahrscheinlich ist, so müßte dies gothische Christenthum auch hier keine sehr tiefen Wurzeln geschlagen haben. Daß es gothisches Christenthum und nicht altrömisch christliche Tradition war, die hier einzeln wohl auch noch fortwirkte — der heilige Severin ist für das fünfte Jahrhundert ein sicheres Zeugniß davon — wird schon durch die in vieler Hinsicht so räthselhaften Fragmente aus der gothischen Bibel bewiesen, die eine Mönchshand des zehnten Jahrhunderts ohne sie zu verstehen in einem bairischen Kloster aus einer viel älteren Vorlage abschrieb. Sie zeigen, daß wohin das gothische Christenthum drang, es auch seine Literatur mit sich brachte, aber auch, daß davon noch keine deutsche Literatur ähnlicher Haltung erweckt werden konnte.

Wäre selbst die Möglichkeit dazu in der Anlage des deutschen Volksgeistes gegeben gewesen, so hätte sie doch durch das Vertrocknen der befruchtenden Quelle, durch den Untergang der Ostgothen, und durch die damit zusammenhängende Ausbreitung der Franken über den größten Theil von Deutschland vernichtet werden müssen. Denn wie von nun an alle Geschicke Deutschlands, seine politischen und socialen Zustände, die Verhältnisse der deutschen Völker unter sich und zu ihren fremden Nachbarn von den Franken aus bestimmt wurden, so ist auch die Entwickelung der deutschen Sprachgeschichte von nun an durch den Druck des fränkischen Wesens bedingt.

Dieses selbst aber darf damals noch für Deutsch in seiner Substanz gelten, aber nicht mehr für rein Deutsch in seiner Form. Denn Deutsche in noch engerem Sinne als die Gothen und ihre nächsten Verwandten sind die Soldaten Childerichs und Chlodwigs gewesen. Aber durch unvordenklichen Verkehr mit den Provinzialen in Gallien, durch eine unabsehbare Kette kriegerischer und geschäftlicher Berührung mit römischen Autoritäten des Heeres und des Staates, sind sie schon damals, als sie noch Heiden und augenblicklich wenigstens Feinde der letzten römischen Herren in Gallien heißen, gerade so gut auch für Römer ihrem äußeren Auftreten nach zu rechnen, wie die Mehrzahl der nicht deutschen Bewohner des Landes. Lateinische Sprache, selbstverständlich in der landschaftlichen Nuancirung, wie sie da oder dort galt, römische Sitte des täglichen Lebens hatten diese salischen Franken nicht tiefer aber auch nicht weniger tief auf sich wirken lassen als irgend ein anderes Volk oder richtiger ein anderer deutscher Kriegshaufe der Zeit mit altvolksthümlichem Namen, der sich in Mitte der Provinzialen da oder dort niederließ oder

auch noch zu keiner abschließenden Ordnung seiner Neuansiedlung gelangt war.

Ganz gewiß würden nur einige Menschenalter hingereicht haben, um diesen salischen Franken als Volk oder in ihrer ethnographisch nationalen Eigenart dasselbe Schicksal zu bereiten, dem so manche andere deutsche Völker dieses und vorher gegangener Jahrhunderte verfallen mußten, wenn sie den Versuch machten, nicht bloß mit augenblicklicher Gewaltthat durch die Wucht ihres Schwertes die Schätze und Herrlichkeiten des einzig begehrungswerthen Theiles der Welt, die sie kannten, an sich zu raffen und auf den Raub zu kosten, sondern wenn sie nach deutscher Art in behaglicher Gemüthlichkeit wirklich besitzen und genießen wollten. Mochten die salischen Franken des fünften und sechsten Jahrhunderts durch die Einflüsse eines Verkehrs, der nur dazu angethan war, aus gut angelegten Barbaren brutale Wilde zu machen, noch so viel von ihren angestammten deutschen Tugenden eingebüßt haben, — denn wie immer hielt deren naive Weltunerfahrenheit und gläubige Vertrauensseligkeit der Macht des bösen Beispiels und der systematischen Verführung nicht Stand, — etwas davon war selbst den entartetsten Sprößlingen der deutschen Erde geblieben, also auch den Unterthanen oder Genossen eines Chlodwig, die doch mit Recht den fremden Beurtheilern des gleichzeitigen deutschen Wesens als die treuloseſten und härtesten von allen ihren Landsleuten galten, und insofern als diejenigen, mit denen es sich für Besiegte oder Unterworfene, wie die Provinzialen ihnen gegenüber standen, am schlimmsten leben ließ. Noch mehr als das Herz oder Gemüth that aber der Verstand, dessen Ausbildung die unendlich vielseitigen Eindrücke neuer Verhältnisse und Menschen und einer fremden Umgebung ganz anders förderten, als die einförmige Scenerie alther-

gebrachter Zustände in Mitten einer gleichartigen, gleiche Sprache sprechenden, von gleicher Sitte, gleichem Rechte und gleichen Bedürfnissen beherrschten Volksthümlichkeit.

Daher stellten sich denn auch diese salischen Franken so, wie es alle andern Deutschen in ähnlicher Situation gethan hatten, obgleich man nach dem nur zu wohlbegründeten Vorurtheil, das ihnen vorausging, ganz etwas Anderes hätte annehmen können. Ja sie thaten noch mehr als die andern, um nur nicht als zerstörende Feinde gehaßt und geduldet, sondern als gutgesinnte Beschützer geachtet und unterstützt zu werden von der Masse der römischen Bevölkerung ihrer neuen Heimath. Den Uebertritt Chlodwigs zu dem römischen Christenthum, zum Katholicismus im Gegensatz zu dem bereits zu einer Secte herabgesunkenen, fast nur aus Barbaren sich rekrutirenden Arianismus, wird man am besten als eine Handlung des gesunden politischen Instincts bezeichnen, wenn man ihrem Urheber jene frei entwickelte Intelligenz nicht zugestehen darf, die sie zu einer That der Ueberlegung machen würde. Jedenfalls war es das einzige, aber auch unfehlbare Mittel auf das Gemüth und Gefühl ganzer Massen zu wirken und die öffentliche Meinung in dem damals entscheidenden Hauptpunkt ein für allemal mit den Franken nicht bloß auszusöhnen, sondern sie auch zu einer positiven Theilnahme und Anhänglichkeit für den einzigen katholischen Staat in West-Europa umzustimmen. Dadurch allein erhielt dieser fränkische Staat im Gegensatz zu all den anderen vergänglichen Gebilden der deutschen Einwanderung eine unzerstörbare Dauerhaftigkeit. Es entstand so ein ideales Gesammtbewußtsein, das Deutsche und Römer umfaßte. Mochte es immerhin noch in tausend Fällen des wirklichen Lebens die Gegensätze zwischen seinen alten und neuen Trägern nicht verwischen, so brach es ihnen

doch überall ihre gefährliche Spitze ab. Was der humanen Intelligenz eines Theodorich des Ostgothen, der kräftigen Hand des westgothischen Eurich, der herben Genialität des Vandalen Geiserich, der geschmeidigen Klugheit des Burgunden Gundobad nicht gelungen war, die Verschmelzung der höchsten Interessen ihrer Stammvölker und ihrer Unterthanen, das erhielten die in jeder Art so untergeordneten Nachkommen Chlodwigs als ein unverlierbares Erbtheil von ihrem großen Ahnen mit. Ost- und Westgothen, Vandalen und Burgunder wurden von der Geschichte verschlungen: der fränkische Staat vermochte selbst solche Menschen als Fürsten und solche Zustände ohne bleibenden Nachtheil zu ertragen, wie sie seit Chlotar I. bis auf Dagobert I. und dann wieder bis zum Hervortreten der Karolinger die Regel bildeten.

Es wäre nach dem natürlichen Lauf der Dinge auch bei den Franken Chlodwigs nicht vorauszusetzen gewesen, daß sie länger als es die Bequemlichkeit der Einzelnen gestattete, an ihrer deutschen Muttersprache festgehalten hätten. Ohne einen Beweis dafür aus den urkundlichen Zeugnissen beibringen zu können, darf man doch mit Fug annehmen, daß z. B. unter allen den fränkischen Männern, welche im Jahre 485 in der Schlacht von Soissons gegen Syagrius kämpften, keiner gewesen sein wird, der nicht neben seinem Deutsch des Lateinischen d. h. des Vulgärlatein so weit mächtig war, als zu dem täglichen Verkehr mit den Landeseinwohnern nöthig. Im Verhältniß zu der auch damals noch immer, besonders in den mittleren Landschaften Galliens dichten Bevölkerung mit fremder Sprache, eine kaum nennenswerthe Minderzahl, vielleicht, wenn eine annähernde Schätzung versucht werden soll, um das Jahr 550 noch nicht einmal ein halbes Procent der ganzen Einwohnerschaft des damals von ihnen occupirten Landes, zerstreute sich dieser eigentliche

Kern des fränkischen Volkes sehr rasch über einen Flächenraum, der nach Tausenden von Quadratmeilen berechnet werden muß und wenn auch die größere Zahl nördlich von der Loire sich festsetzte, so war sie doch auch hier und selbst da, wo sie noch am ersten in geschlossenen Massen sich zusammenhielt, in den vielen Großstädten die das Land besaß, doch nur ein kleiner Bruchtheil, der nicht einmal wie andere Bewohner derselben von fremder Nationalität, z. B. die Juden, durch die Schranken des Glaubens und der Sitte und vor allem des nationalen Instincts sich von der übrigen Bevölkerung abschloß und dadurch in zäher Eigenart fort vegetirte.

Aber so wenig auch die Züge eines Chlodwig und seiner Nachkommen das Gepräge der guten deutschen Art tragen, deutsch waren und blieben sie doch mitten in ihrer römischen Umgebung und in den Formen des höfischen Ceremoniels, das sie von Ostrom entlehnten. Sie blieben es, weil sie entweder aus natürlichem Instinct oder in richtiger Politik die Fäden ihres Zusammenhangs mit den übrigen Theilen des fränkischen Volkes nicht zerreißen ließen, sondern sie mit dem Aufgebot aller Mittel noch fester knüpften. Als Chlodwig durch unerhörte Tücke, mit der raffinirten Gewissenlosigkeit eines Barbaren, der weder an den Schranken der alten Sitte, die er verachtet, noch an den Geboten der humanen Sittlichkeit, die er nicht versteht, eine Grenze seines Gelüstes hat, sämmtliche fürstliche Familien der andern Frankenstämme vernichtet hatte, war er, was noch keiner vor ihm gewesen, der Alleinherrscher über etwa ein Drittel des gesammten deutschen Volkes. Als er auch noch die Alemannen zurückgeworfen und zum größeren Theile unterworfen hatte, zählte sein Reich gewiß ebenso viel deutsch wie romanisch sprechende Angehörige, ein Verhältniß, das selbst durch die Eroberung des Landes

südlich von der Loire bis zur Garonne, welches er den Westgothen abnahm, nicht so stark verändert wurde. Denn auch hier gab es noch eine alte deutsche, nicht bloß gothische Colonisation, zwar nur eingesprengt in die dichte romanische Masse, aber doch wohl an sich nicht minder zahlreich, wie etwa in dem Italien und Spanien von damals. Chlodwigs Söhne kennt man als Zerstörer des burgundischen und des thüringischen Reiches. Das erste bot ethnographisch ungefähr dieselben Zustände, wie das gothische Aquitanien. Das herrschende deutsche Volk, die Burgunder, wie es scheint, von Anfang an nicht zahlreich in dem stark bevölkerten Südosten von Gallien zwischen den Provinzialen vertheilt, nirgends in geschlossenen Massen, dazu, wie seine näheren deutschen Verwandten, die Ost und Westgothen, von noch weicherer und fremden Eindrücken noch zugänglicherer Anlage wie andere Deutsche dieser Zeit, waren als sie Unterthanen oder richtiger gleichberechtigte Reichsgenossen der Franken nach dem Sturze ihres eigentlich doch nicht einmal einheimischen, sondern westgothischen Königshauses wurden, schon im raschesten Uebergang zur vollständigen Romanisirung und ihre Einverleibung in das fränkische Reich führte diesem also eine ansehnliche Verstärkung des nichtdeutschen Elementes zu. Dagegen bedeutete die Auflösung des thüringischen Reiches einen Zuwachs zu dem deutschen Elemente, der jenem, wenn auch nicht gerade an Kopfzahl, die sich nicht berechnen läßt, die Wage hielt. Ja, weil sich der Zeit und zum Theil auch der inneren ursächlichen Verbindung nach noch eine viel weitere Ausdehnung der fränkischen Herrschaft auf deutschem Boden daran schloß, weil Theodorich, der heldenhafteste von Chlodwigs Söhnen und sein ihm gleichgearteter Sohn Theodebert alle deutschen Stämme zwischen dem Thüringer Wald und den Alpen unterworfen

und die Grenze des Frankenreiches im Osten und Südosten nunmehr mit der damaligen Volks- und Sprachgrenze an dieser Stelle zusammenfiel, konnte die Gesammtheit des fränkischen Reiches, wenn es gelegentlich einmal in der Hand eines Herrschers vereinigt war oder wenn man es, wie die allgemein zeitgenössische Anschauung that, trotz seiner gelegentlichen Drei- oder Viertheilung doch als eine reale, nicht bloß ideale Einheit faßte, im ethnographischen oder natürlichen Sinn für einen überwiegend von Deutschen bevölkerten Ländercomplex gelten. Auch dann noch, wenn die momentane Sturmfluth der fränkischen Eroberungszüge, die auch ganz Norddeutschland bis nach Jütland hin überschwemmte, sich ebenso rasch wieder verlief und nichts weiter absetzte, als eine Schicht des grimmigsten Stammeshasses bei den Besiegten und allerlei einstweilen luftige Prätensionen bei den Siegern.

So begreift es sich, daß selbst das Kernvolk des fränkischen Reichs — wenn man es ein Volk nennen darf — die salischen Franken Chlodwigs trotz der auf sie stärker als auf irgend welche ihrer deutschen Verwandten andringenden Macht des romanischen Elementes selbst da, wo sie je weiter nach dem Südwesten hin immer isolirter und geringer an Zahl zwischen den Provinzialen saßen, ihre deutsche Sprache verhältnißmäßig länger festhielten als etwa die Burgunder und die Westgothen unter ähnlichen Verhältnissen. Von den deutsch gebliebenen Frankenstämmen folgte unaufhörlicher Nachschub an Einwanderern, die sich als Franken in derselben gehobenen Stimmung wie die ursprünglichen Gründer des Reiches auch als Glieder des herrschenden Volkes betrachteten und bei den Andern wegen ihres Namens auch dafür galten. Da sie selbstverständlich an dem einmal feststehenden Typus der idealen und realen Einheit der Reichsinstitutionen, oder wenn

man will, an dem nationalen Princip der Gleichberechtigung der deutschen Herren und der römischen Unterthanen nichts ändern konnten, so trug diese immer fortfließende Quelle auch zur Erfrischung des Ganzen ebenso bei, wie sie das Deutschthum in den älteren Ansiedlern lebendig erhielt. Aber noch andere Deutsche, Thüringer, Baiern, Alemannen zogen denselben Weg nach Westen oder wurden durch staatliche und geschäftliche Veranlassung oder durch Familienverhältnisse massenhaft in die Landestheile des fränkischen Reiches geworfen, die man nach dem Vorwiegen der romanischen Mundarten als nichtdeutsche bezeichnen muß.

Doch bedeutete diese deutsche Einwanderung, wie eben bemerkt, keineswegs eine Veränderung in dem einmal feststehenden Typus der fränkischen Reichs- und Volkszustände: die Erfrischung des deutschen Blutes, die Erhaltung oder Belebung deutscher Sitte und Sprache mochte davon bedingt sein, aber das deutsche Wesen als solches konnte doch nicht weiter über die Grenzen hinaus greifen, die ihm gleich bei der Ordnung dieser Zustände gleichsam durch die Natur der Dinge und den verständigen Sinn der Menschen, die sich ihr fügten, gezogen waren. Nach wie vor blieb die Sprache des Staates, wenn er als solcher nach außen hin oder in großen Actionen nach innen hin sich darstellte, die lateinische. Alle Staatsschriften und Privaturkunden wurden nur in dieser Sprache verfaßt, die Gesetzgebung, auch wo sie nicht bloß von der Autonomie der Könige, sondern von der Mitwirkung der aristokratisch-ständischen Elemente abhing, bediente sich nur dieser Sprache. Die Kirche kannte selbstverständlich keine andere und es war eine selten vorkommende und daher immer nachdrücklich als Ausnahme betonte Connivenz, wenn ein fränkischer, d. h. ein der römischen oder lateinischen Kirche im

Frankenreich angehöriger Geistlicher etwa auch in der Volkssprache predigte und wenn er es that, so geschah es gewiß zehnmal häufiger in den lateinischen Vulgärmundarten als in der deutsch-fränkischen Sprache. Natürlich mußte das Bedürfniß des praktischen Lebens, die sociale Stellung der deutschsprechenden Minderzahl, wozu sogar der königliche Hof zu aller Zeit, wenn auch nicht bei jeder Gelegenheit gehörte, die Kenntniß des Deutschen auch vielen Romanen, und besonders den Geistlichen, die am Hofe und im Staate bald eine so bedeutende geschäftliche Stellung gewannen, unerläßlich machen. Romanen kann man aber auch die Angehörigen der fränkischen Kirche heißen, die dem Blute nach Franken waren, was bald von einer nicht unbeträchtlichen Anzahl, besonders der höheren Würdenträger galt. Sie hatten vor ihren fremdsprachigen Collegen das Deutsche als Muttersprache voraus, aber es ist kein Beispiel bekannt, daß sie sich dieses Vortheils zu irgend welchen nationalen Zwecken bedient hätten, zu solchen, die auf die Hebung oder auch nur auf die Erhaltung ihres Idioms abzielten. Sie scheinen sich in Hinsicht auf ihre sprachliche Stellung höchstens darin von ihren romanischen Collegen unterschieden zu haben, daß letztere von ihrem heimischen Vulgärlatein aus doch eher zu einer relativ gewandten, wenn gleich niemals correcten Handhabung der gebildeten lateinischen Schriftsprache kirchlichen Stils gelangten, was jenen sehr viel schwerer wurde und so viel man sehen kann, keinem einzigen von ihnen auch nur annähernd glückte. Wahrscheinlich hat sich aber auch keiner ernstlich darum bemüht. Und darin liegt zum guten Theil die Erklärung der schon oben erwähnten Thatsache, daß alles was aus dem Bereich der deutschen Sprache in dieser Zeit und zunächst auf eigentlich fränkischem Boden in schriftlicher Aufzeichnung auf uns

gekommen ist, einen Zustand ihrer schriftlichen Behandlung bezeugt, der das gerade Gegentheil von dem ist, was man unter literarischer Darstellung, oder auch nur unter systematischer Uebertragung der Sprachlaute in Schriftzeichen versteht. Vielleicht sind es nicht einmal vorzugsweise geistliche Schreiber — nicht geistliche gab es je länger desto weniger — deutscher Herkunft gewesen, die sich damit befaßt haben, und schon deshalb nicht, weil die bloße Kunst des Schreibens einem damaligen fränkisch deutschen geistlichen Mann schon eine zu schwere Anforderung zu dünken pflegte. Aber selbst wenn deutsche Hände deutsche Laute und Worte in solcher Verstümmelung wiedergegeben haben sollten, müssen wir, um es begreiflich zu finden, immer fest im Auge behalten, daß die, die so schrieben, überhaupt nur Latein schreiben gelernt hatten und das lateinische Schriftsystem zum einzigen Maßstab jeder Art von Schreiben machten.

Schützte nun auch die fortwährende Ergänzung des deutschen Elementes die auf dem romanischen Sprachboden wohnhaften Franken einstweilen noch vor einem so raschen und vollständigen Vergessen und Aufgeben ihrer Muttersprache, wie es ohne dieselbe hätte erfolgen müssen, so war umgekehrt doch wieder die eigentlich deutsche Osthälfte des fränkischen Reiches durch ihre politische, sociale und geschäftliche Verkettung mit der romanischen Westhälfte, wenn auch nicht für den Augenblick doch für die Zukunft von dort her in ihrer Muttersprache gefährdet. Für den Augenblick nur insoweit, als sich auch im Osten genau dieselben Züge in der Gestaltung des Verhältnisses der beiden Hauptsprachen zu einander wie im Westen, nur dort gewöhnlich in je nach der Meilenzahl der Entfernung von dem Westen immer mehr abnehmender Stärke und Wirksamkeit, herausbilden mußten. So weit die

fränkische Bevölkerung auf deutschem Gebiete reichte, oder soweit deutsche Landschaften, deren Bevölkerung sich nicht zum fränkischen Stamme zählte, einen unmittelbaren Theil des Reichs bildeten und keine selbständige politische Existenz als Vasallenstaaten besaßen, waren die kirchlichen Einrichtungen der romanischen Westhälfte wenigstens in rohen Umrissen nach und nach entweder wieder hergestellt worden, wo sich noch aus früherer Zeit Trümmer davon gerettet fanden, oder, wie es meistens geschehen mußte, ganz von neuem begründet worden. Mit der Kirche trat auch die Sprache der Kirche der Volkssprache gegenüber in dieselben Rechte wie dort und eine gelegentliche deutsche Predigt irgend eines gewissenhaften Seelsorgers in einer dem Namen nach christlichen und deutschen Gemeinde änderte daran nichts, wird auch nach allen geschichtlichen Notizen aus dieser Zeit selten genug gehalten worden sein. Wie in der Kirche, so galt auch im Staat und öffentlichen Verkehr das Lateinische als die eigentliche Geschäftssprache im deutschen Osten so gut wie im romanischen Westen und eine Urkunde, die im Elsaß ausgestellt werden sollte, konnte ebenso wie eine in Orleans nur lateinisch geschrieben sein. So war also auch hier auf Seite derer, die den Begriff einer literarischen Verwendung der Sprache gleichsam als nothwendigen Bestandtheil ihrer Bildung in sich tragen sollten, doch keine Veranlassung, ja keine Möglichkeit das Deutsche unter diesen Gesichtspunkt zu fassen und ihm auch nur innerhalb der Grenzen ihres eigenen Berufskreises zu einer literarischen Verwendung behilflich zu sein. Noch viel weniger dachten aber die anderen, das eigentlich deutsche Volk fränkischen Stammes, daran. Es ließ sich das Lateinische in Kirche und Staat gefallen, weil es mit beiden sehr wenig in Berührung kam. Eine gewisse praktische Vertrautheit mit der frem-

den Sprache, nicht wie sie als Schriftsprache gebraucht wurde, sondern in ihren lebendigen Volksmundarten brachte der tägliche Verkehr auch hier noch immer oder wieder in ausgedehntem Maße mit sich, aber doch nur bei einigen, nicht bei vielen und in keiner Art zu vergleichen mit jenen täglichen und stündlichen Berührungen, denen kein Deutscher auf romanischem Boden sich entziehen konnte, auch nicht zu vergleichen mit dem Einst, als der größte Theil des jetzt von deutschredenden Franken bewohnten Landes vierhundert Jahre lang römische Provinz gewesen war. Damals hatte die doch schon meist deutsche Urbevölkerung links vom Rhein und rechts, soweit der spätere römische Grenzwall reichte, ihre Muttersprache so wenig wie ihre heimische Sitte vergessen, aber beide waren neben der alles beherrschenden und durchdringenden römischen Cultur in die versteckteften Winkel des Landes oder des Hauses zurückgewichen. Jetzt stand eine Barbarei neben oder wenn man will über der andern: die romanischen oder lateinisch sprechenden Laute aus dem Westen sammt denen, die sich berufsmäßig als Angehörige der Kirche zu ihnen zählten, waren in ihrer Intelligenz, in ihrer Sittlichkeit, auch in ihren äußeren Lebensgewohnheiten um nichts besser oder civilisirter als die Masse deutschen Stammes, die des Lateinischen unkundig war und von solchen Lehrmeistern natürlich nicht zum Aufgeben ihrer Muttersprache und ihres ganzen geistigen und gemüthlichen Lebensschatzes gelockt werden konnte, selbst wenn es diesen je in den Sinn gekommen wäre ein solches damals absolut undenkbares Wagniß zu unternehmen.

Alemannen und Baiern, zeitweise auch die Thüringer, gehörten staatsrechtlich nur mittelbar zum fränkischen Reiche und demgemäß war bei ihnen der allgemeine Zusammenhang damit ein viel lockrerer, gelegentlich und oft nicht bloß auf

kurze Zeit ganz unterbrochen durch Versuche sich in ihrer volksthümlichen Abgeschlossenheit völlig unabhängig zu stellen. Zwar folgte jedem solchen Versuch regelmäßig ein Gegenschlag: das fränkische Königthum, die fränkische Kirche, die fränkische Aristokratie konnten doch auf diese mit der Gründung des Reiches nicht bloß, sondern auch mit seinem späteren Bestand verwachsenen Dependenzen nicht dauernd verzichten. Stützpunkte hatte sich die Fremdherrschaft auch hier überall geschaffen und es war in den meisten Fällen weniger das Verdienst der fränkischen Tapferkeit als der fränkischen Politik, welche die Parteiverhältnisse in den einzelnen Ländern benutzte, um dadurch dem gemeinsamen Widerstand jedes Stammes oder gar aller Stämme zusammen gegen den gemeinsamen Feind ihrer Unabhängigkeit die Spitze abzubrechen.

So gab es hier überall eine Anzahl von Kreisen, besonders in den höheren Schichten der Bevölkerung, die man als fränkische Partei bezeichnen kann. Dazu gehörten die, wie es scheint, zahlreichen fränkischen Familien, welche auf dem auch hier überall zerstreuten reichen Domanialbesitz der fränkischen Könige oder, was dasselbe war, des Staatsfiskus ihre Heimath gegründet hatten, endlich die Kirche, soviel davon theils noch von Alters her aus den Stürmen der Völkerwanderung sich gerettet hatte, oder was durch fränkische oder unter fränkischen Schutz thätige Missionare hier spärlich genug Wurzel zu schlagen vermochte. Darum wiederholt sich auch hier nur in noch blässeren Zügen das Bild der sprachlichen Zustände, die eben gezeichnet wurden. Auch hier war nur die fremde Sprache, so selten sie auch zur Anwendung kam, literarisch brauchbar: auch die Rechtsbücher der Alemannen seit dem Anfang des sechsten, die der Baiern, aus zeitlich weit von einander abstehenden Bestandtheilen vom siebenten bis Mitte

des achten Jahrhunderts zusammengesetzt, sind doch selbstverständlich nur lateinisch niedergeschrieben, wenn auch das Rechtsprechen nach ihnen ebenso selbstverständlich nur in der Volkssprache geschehen ist. Auch tragen sie in allem dem, was man als barbarische oder speciell als deutsche sprachliche Einmischungen bezeichnet, denselben Stempel wie die Lex Salica oder die anderen Volksrechte der auf römischem Boden angesiedelten Deutschen, ja verglichen mit dem Lateinischen der ersteren, dürfte man wenigstens die meisten Stücke der alemannischen Gesetzsammlung und die ganze bairische für minder barbarisch gelten lassen, weil sie nicht so vom Vulgärlatein, der lebendigen Sprache ihrer Umgebung, durchzogen sein können, sondern mehr oder weniger doch einen Anlauf zu dem gelehrt literarischen Ausdruck wagen.

Die deutsche Landessprache ist natürlich hier noch unabhängiger von solchen particulären literarischen Leistungen in einer fremden Sprache geblieben, als auf fränkischem Boden. Doch fehlten auch hier, wie schon gezeigt, die Fäden der Verbindung zu dem romanischen Volks- und Sprachelement des eigentlichen fränkischen Reichs nicht ganz. Sie erklären es, daß manches Einzelne von dort her sich schon in dieser Zeit in die Landessprache eingeführt hat, was später, sobald sie literarisch wurde, schon längst vorhandenes und verjährtes Eigenthum geworden war. Uebrigens darf auch nicht übersehen werden, daß man sich hier im äußersten deutschen Süden, bei Baiern wie bei Alemannen, auf einem Boden bewegt, der vier Jahrhunderte lang im festen, wenn auch nicht unangefochtenen Besitz der Römer und der lateinischen Sprache stand und daß beide deutsche Stämme, so gründlich sie auch mit den Resten der Vergangenheit aufgeräumt haben mögen, doch nicht alle und jede Ueberbleibsel der römischen Cultur

und der romanischen Bevölkerung vernichten wollten oder konnten. Aus solchen, uns nicht mehr sichtbaren, nur geahnten, aber sicher vorhandenen Kanälen kann auch vieles von dem was wir als lateinisches oder romanisches Sprachgut später hier antreffen, sehr früh, schon vor der Verbindung mit dem Frankenreich oder auch später noch solange sie bestand, aber unabhängig davon hereingeflossen sein. Endlich berührten sich auch beide, Alemannen und Baiern, an ihrer Südgrenze längs der Alpen und zum Theil auch diesseits mit den damals noch sehr compacten Massen der heute sehr zusammengeschmolzenen sog. Rhätoromanen, der ganz romanisirten Provinzialbevölkerung rhätischen d. h. unbekannten Stammes in Graubünden, Vorarlberg und Tirol, und auch von daher konnte das Lateinische seinen Weg in das deutsche Gebiet finden.

Nördlich von dem alten römischen Grenzwall, also ungefähr nördlich von der Linie der Altmühl und des Mains in seinem Unterlauf fehlte die reale Grundlage des Römerthums und der römischen Colonisation. Daher denn selbst da, wo sich am mittleren Main oder jenseits des Thüringer Waldes unter Leuten, die dort Franken hier Thüringer hießen, fränkische Einflüsse viel ungestörter durch die volksthümliche Eigenart der Einwohner oder ihre politische Stellung zum Reiche durchsetzen konnten, noch weniger innere Beeinflussung des deutschen Wesens und der Sprache durch fränkisch-romanische Elemente, aber auch hier kein Ansatz zu einer einheimischen Literatur, kein Versuch, den altherkömmlichen Zustand der bloß mündlichen Tradition für das geistige Gut des Volkes und der Einzelnen durch das Mittel ihrer schriftlichen Aufzeichnung zu verändern.

Die beiden deutschen Nordstämme endlich, die Sachsen und die Friesen, wären ganz außer Rechnung zu lassen, wenn man

die nothwendigen Vorbedingungen für eine solche tiefgehende Revolution erwägt. Sie hätte wie bei den Gothen des vierten oder bei den Angelsachsen des siebenten Jahrhunderts nur durch eine lebendige Vermittelung und Einbürgerung des neuen Glaubens geschehen können, die sich jetzt so wenig wie zu Ulfila's Zeit ohne die Schöpfung einer Literatur in der Volkssprache denken ließ. Denn dadurch erst verlor das Christenthum, nicht bloß was seinen eigentlich religiösen Inhalt, sondern noch mehr was seine damalige, durch die Geschichte gewordene Physiognomie angeht, um die es sich thatsächlich allein handelt, seine dem deutschen Geiste so fremdartigen, wenn auch mitunter nicht unsympathischen Züge.

Aber für Sachsen und Friesen war die Zeit dazu noch nicht gekommen. Hier allein war noch immer, zwar nicht der unverfälschte Zustand des Urdeutschthums in Sitte, Recht und Glaube, aber doch noch so viel Nachklänge davon geblieben, daß man im neunten Jahrhundert, wenn man die Lebensbedingungen des achten schildern wollte — ehe durch die Macht Karls des Großen der gewaltige Riß in das sächsische Volksleben geschah — sehr naiv, aber keineswegs uneben mit einfacher Wiederholung von einigen Stellen der Germania des Tacitus aus dem Ende des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung die Aufgabe lösen zu können glaubte. Fränkische Herrschaft und Christenthum verschmolzen hier in der Ferne zu einer viel innigeren Einheit als sie in der Nähe erscheinen, wo man nur das Auseinanderklaffen der Aeste und nicht das trotz alledem zusammenhaltende innerste Lebensband zwischen den einzelnen Aesten zu sehen pflegt. Man erwehrte sich beider auf einmal und durch dieselben Mittel, indem man die fränkischen Kriegsmänner und die christlichen Glaubensboten, auch wenn sie nicht von den Franken kamen, aus dem Lande

jagte, noch lieber erschlug. Zwar wiederholten sich die Versuche des Angriffes von beiden Seiten trotz allem Mißlingen immer zu, aber es fehlte ihnen doch die Hauptsache, der einheitliche Wille, die geschulte Intelligenz und die unerschrockene Thatkraft jener Siegesgewißheit, die nicht bloß aus der Ueberzeugung des Einzelnen, daß er eine gerechte Sache verfechte, geboren wird. Sie setzt auch noch eine allgemeine ideale Erhebung des ganzen Zeitgeistes oder der Sphäre, welcher die Kämpfer angehören, voraus und die war nicht vorhanden. Die fränkischen Könige und der fränkische Staat hatten zwar ihr angeblich durch Theodorich den Sohn und Theodebert, den Enkel Chlodwigs, erworbenes Recht auf die Herrschaft über die Sachsen niemals aufgegeben und die Friesen wurden von ihnen immer nur Unterthanen genannt, schon wegen ihrer Nachbarschaft bei den alten Stammsitzen des herrschenden Frankenvolkes oder der Merowingischen Dynastie, aber Sachsen und Friesen erkannten diese Ansprüche nur dann, wenn sie mußten, was selten genug sich ereignete. Die Missionare aber, äußerst wohlgesinnte und pflichteifrige Männer, durften doch nicht weiter sich wagen, als zufällig einmal die fränkischen Waffen geboten oder als irgend eine innere Verwickelung in dem lose zusammengefügten Stamme den Fremden für eine Zeitlang eine Art von sicherem Boden gewährte. Aber gewöhnlich zerrann diese günstige Situation nach wenigen Monaten und daher auch alle Früchte gefahrvoller Bemühungen für den neuen Glauben. Denn waren erst wieder die Landesfeinde geworfen, so schlug der Glaube an die Macht der alten Götter, die doch von den fremden Priestern verachtet und bekämpft wurden, in den Gemüthern von neuem desto kräftigere Wurzeln.

## Viertes Capitel.

### Die ethnographische Stellung der deutschen Sprache in der fränkischen Zeit.

Wir sind hier bei den deutschen Nordstämmen zugleich an den äußersten Grenzen des ganzen Land und Volksgebietes angelangt, das die deutsche Sprache im engeren Sinne etwa im achten Jahrhundert auf dem Continente umspannte. Wie weit sich ihre innere Organisation etwa seit der Zeit des Ulfila geändert habe, errathen wir nur aus einigen Fragmenten, deren geringer Umfang und dürftiger Ertrag auf Rechnung jener oben auseinander gesetzten Ursachen gebracht werden muß. Von einer wirklichen Sprachgeschichte, wenn sie einigermaßen vollständig, richtig gegliedert und deutlich geprägt in ihren Zügen sein soll, wie man es von dem Bilde irgend einer geschichtlichen Gestaltung verlangt, läßt sich hier nichts wahrnehmen. Und doch muß es eine solche thatsächlich gegeben haben: es wird sich kaum in einer andern Periode eine so durchgreifende, allseitige und fruchtbare Umwandelung des ganzen Sprachwesens vollzogen haben, wie in den letzten Jahrhunderten der ausgehenden Völkerwanderung und den ersten, in welchen sich die neuen Volkskörper einigermaßen aus ihrem embryonischen Zustand zu wirklichen Lebensgestalten der Zeit und der Zukunft consolidirten. Denn das war ja die Aufgabe der ganzen unendlich weit in ein vorgeschichtliches Dunkel zurückreichenden halb naturalistischen Katastrophe, die man nach einem ihrer drastischen Züge die große Völkerwanderung heißt und die ältere Historiker nicht bloß mit fast unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, sondern mit absoluter Nichtbeachtung allerwärts greifbarer Thatsachen wohl gar erst vom Jahre 375 oder

irgend einem ähnlichen datirten. Das deutsche Volksthum als materielles Element spielt darin die vorzüglichste Rolle, wenn gleich daneben und noch mehr hinter ihm sich derselbe Proceß bei den anderen großen ethnographischen Typen, aus denen sich das neue Europa zusammensetzt, abwickelte. Denn wie von einer deutschen, so könnte man auch von einer slavischen, einer finnischen oder uralaltaischen Völkerwanderung sprechen und gewiß gehören die Evolutionen aller dieser Racen, von denen das weitere Dasein der europäischen Menschheit begründet wurde, ebenso gut der Weltgeschichte an als die Ansiedlung der Westgothen in Spanien, der Franken in Gallien, der Sachsen in Britannien.

Vom deutschen Standpunkt und noch mehr von dem specielleren der deutschen Sprachgeschichte haben diese übrigen Völkerrevolutionen zunächst nur insofern Bedeutung, als sie in das deutsche Volks- und Sprachleben eingriffen. Und das haben sie empfindlich genug gethan. Denn die osteuropäische Völkerwanderung, wie man sie kurz nennen darf, weil nicht bloß die geographische Zusammengehörigkeit ihres Gebietes, sondern auch der innere Rhythmus ihrer Erscheinungen trotz aller Blutsverschiedenheit ihrer Darsteller sie zu einer wirklichen Einheit stempelt, hat die äußere Stellung der deutschen Sprache zum großen Theil vollständig verwandelt. Fragt man nach den Ursachen, die ihr Verbreitungsgebiet im achten so ganz anders wie das im vierten oder ersten unserer Zeitrechnung geformt haben, so giebt fast immer die Geschichte der osteuropäischen Völkerwanderung die genügende Antwort. Daß das deutsche Sprachgebiet nicht bloß im achten, aber im achten ungefähr ebenso wie im sechsten, nach Osten hin bei den Baiern, den Mainfranken, den Thüringern, den Sachsen seine Grenze fand, oder wenn man Bodenabschnitte dafür setzt, nicht

weiter als bis an die Ens, den Böhmer Wald, den oberen Main, die Saale und die Elbe bis zu der Mündung der Havel etwa, weiter unten aber, die Elbe etwas überschreitend, bis an die Kieler Bucht und die Schley sich erstreckte, ist meist davon veranlaßt. Denn nur an der äußersten Ecke im Nordosten der hier bezeichneten Linie, auf der jütischen Halbinsel ist auch durch das Hereinspielen eines Seitenstromes der deutschen Völkerwanderung eine Aenderung der alten ethnographischen und linguistischen Zustände eingetreten. Hier hat das scandinavische Germanenthum, das einst auf diesem äußersten Auswuchs des deutschen Hauptlandes nichts zu suchen hatte, vielleicht schon ziemlich früh, aber gewiß nicht vor dem fünften Jahrhundert eingegriffen und sich hier selbst in die Sitze eines im engsten Sinne deutschen und niemals ganz scandinavisch umgebildeten Stammes, der Angeln nördlich von der Schley bis an die heutige jütische Grenze — nicht bloß in der heute so genannten Landschaft Angeln — eingedrängt. Nördlich und vielleicht auch nordwestlich davon, jedenfalls aber in der Inselwelt der Ostküste können die dort einst wohnhaften, später von den Dänen absorbirten germanischen Stämme nur insoweit deutsche heißen, als sich diese Benennung nach unserer früheren Auseinandersetzung auch auf die gothischen oder die germanischen Oststämme überhaupt anwenden läßt.

Alles Andere aber was sich hier im Osten und Norden am deutschen Sprachgebiete verändert hat, kommt auf Rechnung jener großen östlichen Wanderung und hier wieder vorzüglich, doch keineswegs ausschließlich, auf die ihres slavischen Factors. Im Anfang des vierten Jahrhunderts noch würde man von der Elbe bis zur Düna und zu den oberen Quellflüssen des Dnieper nur deutsche Laute gehört haben, hundert Jahre später, jenseits der Weichsel keine mehr und noch hundert

Jahre, um 500 etwa, lag die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Slaven an der ganzen langen Ostlinie beinahe überall schon da, wo man sie im achten Jahrhundert trifft. Nur der Untergang des thüringischen Reiches hat noch das verhältnißmäßig kleine Stück Landes zwischen der mittleren Elbe und Saale den Slaven überliefert, wahrscheinlich auch nicht viel später eine slavische Colonisation auf dem linken seit dem sechsten Jahrhundert nur allein noch deutschen Ufer der unteren Elbe (zwischen Lüneburg und Stendal) sich festsetzen lassen, wo sie, den Rücken durch die breite Masse ihrer jenseitigen Stammesgenossen gedeckt, sich fortan gegen die sächsischen Nachbarn behauptete; ebenso am Fichtelgebirge und am obern Main, wo von der Pforte des böhmischen Slavenlandes her, von den Quellen der Eger, sich einige Haufen nicht gerade tschechischer aber doch nahe verwandter Stämme immer weiter nach Westen den Main entlang schoben; oder auch in den Salzburger und Tiroler Alpen, wo in einem, wie es scheint, lange fast verödeten, wenigstens seit dem Sturze der Römerherrschaft von jeglicher Cultur entblößten, schwer zugänglichen Terrain sich gleichfalls slavische Stämme eindrängten, zu dem südöstlichen Zweige der Serben und Chrowaten gehörig, die von den Baiern unaufhörlich bekämpft und zurückgeworfen, doch immer wieder mit der ihrem Wesen eigenen passiven Zähigkeit aus ihren Schlupfwinkeln auftauchten.

So war die Donau, noch im fünften Jahrhundert ein Strom, der so gut wie die Elbe nur durch deutsches oder von Deutschen bewohntes Land floß, seit dem sechsten nur in einem Abschnitt ihres Oberlaufes kaum bis zur Mündung der Ens noch deutsch, von da rings von Slaven umwohnt bis zu dem Gebirgspaß des eisernen Thors jenseits der Einmündung der

Sau und der Morawa, womit ihr Unterlauf beginnt. Diese Slaven ertrugen wohl auch zeitweise und gerade in den Jahrhunderten, die wir hier zunächst im Auge haben, eine Fremdherrschaft: die türkischen Avaren, eine der Völkerwellen, die eine noch östlichere Völkerfluth bis in den Westen, in die Mitte von Europa und in das Herz des Deutschlands der älteren Zeit getrieben hatte, treten ungefähr in derselben Weise als welterobernes Nomadenvolk da auf, wo einst Attila mit seinen Hunnen ganz Europa erschreckt und erschüttert hatte. Nur daß die Dauer der Hunnen in der schutzlosen Mitte der damals noch ganz von deutschen Stämmen bewohnten großen Donauebene eine sehr vorübergehende, etwa auf ein Menschenalter beschränkte gewesen war, die Avaren dagegen gewiß schon seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts noch die folgenden drei bis zum Ende des achten zwischen den unterdessen an Stelle der Deutschen eingewanderten Slaven als harte Herren und Gebieter sich behaupteten. Aber wegen ihrer Eigenschaft als Nomaden kann man sie nicht als die wirklichen Volks- und Sprachnachbarn der Deutschen bezeichnen. Nur ihr Staat, wenn man ihn so nennen will, war ein Nachbar des fränkischen Reiches und hat gegen dasselbe unzählige Fehden mit wechselndem Glück bis auf Karl den Großen bestanden, der ihn und das ganze Volk zersprengte.

Wirkliche Nachbarn der Deutschen im ethnographischen und linguistischen Sinne waren also auch auf diesem südlichen Abschnitt der Ostgrenze nur Slaven, die bleibenden Besitzer, wenn auch nicht immer die Herren des Bodens, den sie nicht bloß ausbeuteten sondern bebauten.

Auch drohte dem deutschen Sprachgebiet nach dem Verlust von reichlich zwei Dritteln seiner früheren Ausdehnung nach dieser Seite hin immer noch neue Einbuße, denn bis zum

achten Jahrhundert, eigentlich bis zu Karl dem Großen hin, der auch hier die bedrückende und schädigende Verwirrung früherer Zustände förderlich für das deutsche Interesse zu lösen verstand, dauert der Verlust auf deutscher Seite, der Zuwachs an Gebiet auf slavischer fort. Auch würde jener sich noch viel größer und gefährlicher gestaltet haben, wenn nicht die Anlehnung an das fränkische Reich den bedrohten deutschen Grenzlandschaften und Stämmen doch eine im äußersten Fall einigermaßen genügende Deckung gewährt hätte. Daß die Avaren nicht längs des Donauthales in das Herz von Baiern vordrangen, war doch allein die Folge der vielen blutigen Schlachten, die ihnen von so manchem fränkischen Könige und Heerführer geliefert wurden, auch wenn sie einmal unglücklich für die Franken und ihre deutschen Hilfs- und Schutzvölker ausgingen. Mit den Avaren konnten sich aber wohl die Slaven als Unterworfene vertragen, nimmermehr aber die Deutschen. Ebenso wurde die von den böhmischen und meißnischen Slaven schwer gefährdete Existenz Thüringens nur durch die Franken und die fränkisch-thüringischen Herzöge gerettet, die eine Zeit lang auf der fränkischen Wirzburg saßen, aber freilich nicht verhindert, daß sich immermehr einst deutsche Gemarkungen zwischen Saale und Werra abbröckelten und den Slaven in die Hände fielen.

Die Natur hatte hier vergessen eine Grenzlinie zu ziehen, welche die elementaren Ströme der Geschichte hätten respectiren müssen und so war hier wie freilich ein Jahrtausend, oder ein halbes Jahrtausend früher und, kann man zusetzen, auch noch später alles in die Hand des Zufalls gelegt, den der Verstand und die Kraft der Menschen ordnen sollten. Seltsam genug und ein Moment von der allertiefsten Bedeutung nicht bloß für unsere Sprachgeschichte ist es, daß es auch im Westen ähnlich stand. Denn jene allmählichen Uebergangszustände

von den völlig romanischen Theilen des Frankenreichs zu denjenigen, wo deutsch und romanisch sich zeitweise ungefähr die Wage hielten bis zu denen, wo das Deutsche entschieden vorherrschte, um noch weiter nach Osten die allein herrschende Sprache zu sein, waren zwar zum Theil durch die eigenthümliche Zusammensetzung und die innere Geschichte der Bildung und des Wachsthums des fränkischen Reiches bedingt, aber zum Theil doch auch nur dadurch möglich, daß von den Pyrenäen an nirgends eine große natürliche Marke dem Mischmasch der Sprachen und Nationalitäten — denn feste Nationalitäten im heutigen Sinne hatten sich ja noch nicht herausgearbeitet — Halt gebot oder eine gewisse übersichtliche und praktische Vertheilung und Beschränkung vermittelte. So mußte unter dem doppelten Druck, der trotz aller Reaction des deutschen Elementes doch immer still fortschreitenden Romanisirung der deutschen Enclaven im Westen und der auch geographisch ganz unbeschränkten Zugänglichkeit des deutschen Sprachgebiets, auch hier, nur nicht so jäh und massenhaft wie im Osten ein Verlust auf den andern folgen und hier um so bedenklicher für die Zukunft, da hier nicht wie im Osten die rein körperliche Wucht des fremden Volks und der fremden Sprache das Deutsche verdrängte und unterdrückte. Hier waren es geistigere Mächte, wie sie sich in dem scheinbar selbstverständlichen Bunde des romanisch-lateinischen Idioms mit der römischen Kirche im Frankenlande am faßlichsten darstellen, und solchen zu widerstehen ist den Deutschen, so lange sie Deutsche gewesen sind, immer am schwersten geworden. —

Im Norden und Süden schien die Natur das im Osten und Westen Vergessene nachgeholt zu haben. Doch ist auch im Norden an der einzigen Stelle, wo das Uebergreifen einer zwar urverwandten, aber damals schon ganz selbständig und

insofern fremdartig gewordenen Sprache denkbar war, wie wir gesehen haben, ein solches geschehen, und im Süden hatte die slavische Colonisation, wie gleichfalls schon erwähnt, wenigstens theilweise sogar den natürlichen deutschen Grenzwall, die Alpen besetzt. Daß hinter ihm noch tiefer nach Süden sich bairische Ausläufer längs dem Lauf der Etsch hinab und bis zur Fühlung mit den alten deutschen Langobarden vorschoben, kam der Sicherheit des deutschen Sprachgebiets nicht mehr zu Statten, denn aus deutschen Langobarden waren schon im achten Jahrhundert romanisirte Lombarden geworden. Bei ihnen war es hergegangen wie bei den Westgothen oder bei den Burgunden, obgleich sie die einen wie die andern an nationaler Schneidigkeit übertrafen. Es hatte sich auch ihnen das geistige Uebergewicht des romanischen Elements und der damit vereinten römischen Kirche trotz ihrer heftigen und oft harten Widerstandsversuche früh genug fühlbar gemacht und wenn ihre tapferen kriegslustigen Könige den Päpsten des achten Jahrhunderts manche trübe Stunden bereiteten, weil sie den Territorialbesitz der römischen Kirche zu Gunsten der Abrundung des Gesammt-italienischen Staates antasteten, so hörten sie damit doch nicht auf fromme Katholiken und in Anschauung und Lebensweise romanisirte Deutsche zu sein, viel mehr als es jemals die feigsten und schwächlichsten Nachkommen Chlodwigs geworden waren. Den Langobarden fehlte auch die Anlehnung an eine breite Masse rein deutscher Stammverwandten. Ihre einzigen deutschen Nachbarn, im Norden die Baiern, im Nordwesten die Franken, soweit man sie in diesem Theile ihres Reiches, dem ehemals selbständigen Reiche der Burgunden noch deutsch nennen konnte, waren durch politische Feindschaft, die sich mit altem Stammeshasse verquickte, unversöhnlich von ihnen geschieden, wenn gleich hie

und da einmal Friede und intimer Verkehr wenigstens zwischen den Fürstenhäusern die alte Fehde unterbrach. In sich selbst fanden sie weder durch Zahl noch durch ihre etwas roh zugeschnittene Geistesart die Kraft sich als Deutsche zu behaupten und so sank auch ihre deutsche Sprache bald zu derselben Stellung herab, die das fränkische Deutsch im Westen des fränkischen Reiches, aber doch noch ehrenvoller und einflußreicher, einnahm: sie wurde zur Haus- und Familiensprache und konnte sich natürlich auch in diesem Verstecke ihres übermächtigen Gegners nicht lange erwehren. Einst hatte das Volk, wie die andern Deutschen, in Liedern und Sagen einen reichen Schatz aus seiner Vorzeit besessen, aber eine Literatur war daraus nicht entstanden. Literatur gab es auch hier nur in der fremden Sprache, die freilich nirgends sich ärgere Mißhandlung gefallen lassen mußte, als hier auf dem klassischen Boden ihres Ursprungs. Deutsches erhielt sich nur zufällig, ganz in derselben Weise wie bei den romanisirten Franken, und diese nicht unbeträchtlichen Reste genügen wohl der Sprachforschung, um sich daraus die Hauptzüge des langobardischen Sprachbildes herzustellen und zu erkennen, daß es ursprünglich in sehr enger Zugehörigkeit stand zu dem eigentlich Deutschen, vielleicht in nächster Verwandtschaft mit dem, was wir seinen hochdeutschen Typus in der Zeit vor der literarischen Fixirung des Althochdeutschen nennen könnten. Aber die deutschen Nachbarn nahmen nichts davon wahr: ihnen galten die Langobarden auch schon als die deutsche Sprache bei ihnen noch nicht in den Winkel geschoben war, für Fremde und Feinde und darum konnte auch von irgend einer belebenden oder schützenden Einwirkung auf das deutsche Geistesgebiet, die von jenseits der langobardischen Grenzpfähle etwa zu den Baiern gedrungen wäre, nicht die Rede sein.

Ungünstig genug ist das Resultat der bisherigen Betrachtungen, die sich doch nur auf das äußere Dasein, das Verbreitungsgebiet und die allgemeinen Lebensbedingungen der deutschen Sprache am Schlusse der Völkerwanderung beziehen. Ungeheure Einbußen an Land und Leuten sind hier verglichen mit einigen Jahrhunderten früher zu verzeichnen. Noch in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, wo die Hauptmasse des gothischen Volkes die ganze untere Donau beherrschte, wo Britannien von Deutschen besetzt wurde und wo sogar in Nordafrika die alte Todfeindin Rom's Carthago in einem vandalischen Carthago wieder in gleicher Eigenschaft auflebte, schien die Fülle der deutschen Volkskraft für die Grenzen eines Welttheils, wenigstens so weit es sich verlohnte ihn zu bewohnen, viel zu groß, weil selbst Afrika von ihrem Ueberfluß zehren konnte. Auch wenn man die östlichen oder gothischen Stämme als eine in vieler Hinsicht doch von den andern Deutschen getrennte Nationalität und ihre Sprache als eine relativ selbständige Schwester des Deutschen im engern Sinne faßt, so hatte auch dieses selbst damals doch noch so gut wie nichts von seinem alten Gebiete verloren und in Britannien, Gallien, in den Süddonauländern auf Kosten der Römer fast eben so viel noch hinzugewonnen.

Nun aber stand es so, daß zwar die Deutschen in Britannien in ihren im fünften Jahrhundert gewonnenen Grenzen sich und ihre Sprache nicht bloß behaupteten, sondern auch langsam aber sicher nach Norden und Westen fortschoben, aber seit dem sechsten Jahrhundert ohne Verbindung mit der volksthümlichen Entwickelung ihrer continentalen Stammesgenossen waren. Diese aber sind auf ein enges und noch dazu durch in jedem Sinne unsichere Grenzen sehr gefährdetes Gebiet zusammengedrängt. Neben den breiten Massen des Romanischen,

das man doch immer wenigstens im Gegensatz zu dem Deutschen als Spracheinheit gelten lassen muß, und des Slavischen, das damals noch viel mehr wie jetzt alles Individuelle und Trennende zwischen seinen Angehörigen verschwimmen läßt, macht das Deutsche um 700 eine sehr bescheidene Figur.

Doch wäre dies an sich noch kein Unglück für die Sprache selbst und weiter für die nationale Entwickelung unseres Volkes gewesen, wenn nicht noch die Ungunst innerer Verhältnisse dazu getreten wäre.

In keiner Periode unserer Geschichte hat die gehässige Verbitterung zwischen einzelnen größeren ethnographischen Gliederungen des deutschen Volkes sich so grell und rücksichtslos herausgewagt wie damals in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung. Begreiflich trägt diese die eigentliche Schuld nicht an der Thatsache überhaupt, die ja von jeher aus der Nachtseite des deutschen Volksgeistes bald so, bald anders gestaltet auftaucht, aber an der harten und im vollsten Sinn barbarischen Art, in der sie damals sich darstellte. Gerade weil das schlichte, auf unvordenkliches Herkommen gegründete Gefüge der aus Blutgemeinschaft erwachsenen Stämme, wie sie noch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung neben neueren Gebilden anderen Ursprungs sich erkennen lassen, nunmehr von einer an allen Orten eingetretenen Durcheinanderwürfelung der verschiedenen Stammessplitter unwiederbringlich zerstört war, konnten die neuen Stämme oder Völkerschaften trotz des gemeinsamen Namens der Franken, Alemannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. zu keinem festen inneren Zusammenschließen und Verwachsen gelangen, während sie nach außen jeder dem andern fremdartiger und feindseliger wie früher die alteingelebten wirklichen Stämme gegenüberstanden. Dazu hatte das weltgeschichtliche

Glück der Franken noch eine neue und sehr fruchtbare Saat der Zwietracht und des Argwohns ausgestreut. Man hatte kaum Zeit gefunden sich in den neuen Zuständen und meist auch in den neuen Wohnsitzen nothdürftig einzurichten, da trat an eine deutsche Völkerschaft nach der andern die Frage um die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit. In den meisten, ja in allen Fällen wurde sie nur ungenügend gelöst, denn selbst die Sachsen und Friesen vermochten doch nicht ganz der fränkischen Herrschafts-Ansprüche sich zu erwehren und die andern, welche die Franken für Unterworfene ansahen, behielten doch so viel Widerstandskraft und Selbständigkeitstrotz, daß sie jene Ansprüche nur so lange gelten ließen, als sie sich dazu gezwungen fühlten.

Niemals war auch der ideelle Zusammenhang zwischen den einzelnen Theilen des deutschen Volkes geringer als damals. Jede Völkerschaft gewöhnte sich alles, was jenseits ihrer Grenzen bei den andern Stammverwandten geschah, als für sie nicht vorhanden zu betrachten. Die Gemeinsamkeit des alten Glaubens, des alten Rechtes und der alten Sitte bestand zwar in der elementaren Tiefe der Volksseele unzerstörbar fort, aber es hatte sich eine ganze Schicht von außen hereingetragener oder auch selbstwüchsiger Neuerungen darüber gelagert, die den Augen der Zeitgenossen als das allein Wesentliche und allein Normgebende galt. Noch war unendlich wenig von dem Christenthum bei allen den deutschen Unterthanen oder Zugehörigen des fränkischen Reiches festgewurzelt, aber den Sachsen und Friesen gegenüber fühlten sich doch die Franken am Niederrhein, die Hessen, die Thüringer als Christen oder richtiger als Feinde der Götter, die dort verehrt wurden, und von der andern Seite wurde natürlich diese gehässige Absperrung der Gemüther mit Zinsen zurückgegeben.

Unter solchen Verhältnissen mußte auch jenes wichtige

Einheitsband der Vorzeit, der gemeinsame Schatz idealer Tradition in Poesie und Sage, eine veränderte Haltung gewinnen. Auch früher hatte sich die allgemein deutsche Substanz desselben überall localisirt und individualisirt. Die bewegtesten Jahrhunderte der Völkerwanderung hatten dann durch die vorher nie in ähnlicher Energie vollzogene leibliche Berührung zwischen den verschiedensten Theilen unseres Volkes eine deutliche Verschmelzung des traditionellen Gutes der Einzelnen, das im Grunde freilich immer Allgemeingut gewesen war, hervorgebracht und daraus waren die Grundzüge eines wahren deutschen Epos erwachsen, das allen mit gleichem Rechte, wenn auch jedem in anderer Gestaltung angehörte. Es ist bezeichnend, daß der größte deutsche Held dieser Zeit, Theodorich der Ostgothe, in die ideale Mitte desselben gestellt wurde, wie er in der wirklichen Geschichte auch allein in dieser Zeit in die Geschicke aller deutschen Völker von einem einheitlich nationalen Standpunkt aus eingegriffen hatte. Aber die auseinandertreibenden Kräfte waren wie in der Wirklichkeit so auch in dem Bereiche der idealen Schöpfungen stärker als die zusammenhaltenden und so schoben sich die Ansätze zu einem großen Nationalepos alsbald wieder zurück hinter die particulären Gebilde, in denen jede Völkerschaft das, was ihr am meisten am Herzen lag, ihre auf sich gestellten Thaten und Leiden, selbstverständlich nie ohne die schroffste Heraushebung der Gegensätze zu den stammverwandten und darum besonders gehaßten Feinden, festhielt und zur Grundlage ihrer Stimmung machte.

Im engsten Zusammenhang damit mußte auch die Sprache von einer solchen fortschreitenden Zersplitterung des Volksgeistes berührt werden. Niemals hat es bei den deutschen Stämmen auch vor der Völkerwanderung ein einheitliches Idiom etwa des höheren Ausdrucks gegeben, an dem wenig-

stens nach der Voraussetzung der es Gebrauchenden, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, die örtliche und ethnographische Unterlage nicht zu erkennen gewesen wäre. Nicht bloß der Mangel einer Literatur hat dies veranlaßt, obgleich das Bestehen einer solchen die kräftigste Stütze für eine Gemeinsprache sein muß, wie die Erfahrung und Erwägung der natürlichen Verhältnisse leicht ergiebt. Aber auch ohne Literatur wäre sie denkbar gewesen. Daß sie aber in der Vorstellung der Fremden, die das Trennende überhörten und das Gemeinsame auffaßten, doch bestanden hat, daß die Fremden von einer deutschen Sprache als Einheit reden konnten, beweist noch nicht, daß sie existirte. Gewiß waren die Verschiedenheiten der einzelnen Mundarten, wenn man sie mit den politischen oder ethnographischen Gebilden zusammenfallend denkt — was im allgemeinen richtig, im einzelnen manchen Beschränkungen unterworfen ist — im sechsten, siebenten und selbst noch im achten Jahrhundert nicht so groß, als daß sich nicht alle deutsche Grenznachbarn jeder in der seinigen mit dem Andern hätten verständigen können. Ob auch die entfernteren, die Sachsen z. B. mit den Baiern, die Friesen mit den Alemannen, möchte sehr zu bezweifeln sein, doch läßt sich darüber bei unserer Armuth an urkundlichen deutschen Sprachzeugnissen und noch mehr weil es uns heute unmöglich ist, das Sprachgefühl von damals zu beurtheilen, nicht entscheiden. Aber für das Bewußtsein dieser damaligen Deutschen war auch in der Sprache das Einheitsband zerschnitten, wenn sie auch durch die Thatsachen selbst überführt hätten werden können, daß es noch bestand, weil es auf ewige Dauer angelegt war. Jeder vermeinte nicht eine dem ganzen deutschen Volk gemeinsame Sprache nur nach seinem besondern Munde zu reden; weil es keinen Namen für das Ganze derselben gab, so kannte er

keinen andern dafür als den, den er auch sonst als den ausschließlichen Inbegriff seines Wesens festhielt. Er sprach nicht Deutsch, sondern Alemannisch, wenn er ein Alemanne, Sächsisch, wenn er ein Sachse war, Fränkisch, wenn er sich zu den Franken rechnete. Ob die Wirklichkeit oder der auf das Blut und die Abstammung gegründete geschichtliche Zusammenhang mit diesem Glauben immer stimmte, kommt nicht in Betracht. Seine Wirkung blieb doch zunächst dieselbe, als wenn es so gewesen wäre.

Solche Sprachzustände waren nicht dazu angethan, aus sich heraus in eine andere Bahn einzulenken. Es wäre allmählich das thatsächlich geworden, was die Vorstellung der Zeit sich einbildete. Aus dem einen Stamm der deutschen Sprache wären eine Anzahl von Zweigen so weit auseinander gewachsen, daß sie sich wirklich nicht mehr zu berühren oder eine gemeinsame Krone zu bilden vermocht hätten. Ob solche locale Gebilde in sich die geistige Nahrung, und nach außen hin die ungestörte Sicherheit gefunden haben würden, die ihnen Dauer und Gedeihen verbürgt hätte, ist sehr zu bezweifeln. Erwägt man die geschilderten Nothstände an allen Sprachgrenzen, das Vordringen fremder Nationen oder fremder Sprachen auf deutschem Boden, die Abbröckelung eines Stückes von dem alten Besitz nach dem andern, dazu noch das innere Uebergewicht, welches die Sprache der höheren Bildung der Zeit, wie man sie doch immer nennen muß, das Lateinische in seiner gelehrt traditionellen Form oder in seiner lebendigen Umgestaltung als romanische Volksmundarten, schon durch die Stütze der Kirche und des Staatswesens über das Deutsche behauptete und in wachsender Progression sich erwerben mußte, je mehr beide Mächte wenn auch noch so langsam das zähe Alte überwältigten oder durchdrangen — so war der Zukunft deutscher Particularsprachen kein günstiges Horoskop zu stellen.

# Zweite Abtheilung.

## Die althochdeutsche Zeit. Die Gestaltung einer deutschen Literatursprache.

---

### Der Umschwung des fränkischen Wesens in der Zeit der ersten Karolinger.

Wirklich hatte sich schon eine solche selbständige sprachliche Abzweigung von dem gemeinsamen deutschen Stamme in dieser Zeit vollzogen und ihr war es einstweilen gelungen nach außen und innen hin nicht bloß unabhängig sondern auch lebenskräftig ihre Eigenart zu behaupten. Was man gewöhnlich als angelsächsische Sprache bezeichnet, — die einheimischen Schriftsteller nannten es schon im neunten Jahrhundert kurzweg Englisch, — ist zwar nicht nach moderner Vorstellung eine einheitliche Sprache, aber doch ein Gebilde von wesentlich gleichem Geiste, wenn auch in seiner örtlichen Gewandung nach den einzelnen örtlichen oder stammhaften Besonderheiten gemodelt, die bei den deutschen Einwanderern in Britannien auch in der neuen Heimath kaum minder als in der alten auf ihrem natürlichen Rechte des Daseins bestanden. Die geographische Weltstellung des Landes mußte hier noch stärker als anderswo auf den angeborenen deutschen Isolirungstrieb wirken. Wie das Staatswesen, die Verfassung und die häus-

liche Sitte so löste sich auch die Sprache von dem deutlich erkennbaren Boden der alten Zubehörigkeit rasch genug ab. Schon aus ihren ältesten Denkmälern läßt sich wohl die nächste Verwandtschaft einiger ihrer Hauptmundarten mit dem Sächsischen zwischen Weser und Elbe erweisen, aber daneben ist doch auch schon so viel Neues zugesetzt, daß das Ganze unzweifelhaft auf die Zeitgenossen auch dann den Eindruck einer völlig abgeschlossenen Sprache machte, wenn sie dieselbe auch noch kraft alter Gewöhnung hüben und drüben von der Nordsee mit dem Namen Sächsisch bezeichneten.

Die selbständige Ausgestaltung dieser Sprache war Hand in Hand mit ihrer Verwendung zu literarischem Gebrauche gegangen. Auch darin hatte das Angelsächsische seine eigene Bahn im Gegensatz zu allen seinen deutschen Verwandten eingeschlagen. Wie bei den Gothen gab auch hier das Eindringen eines neuen Glaubens, hier des römischen Katholicismus, den Anstoß dazu. Wie dort der Arianismus, so konnte hier die herrschend gewordene Kirchenform des sechsten Jahrhunderts ein solches Hilfsmittel zu ihrer wirklichen Einbürgerung auf dem neuen Boden nicht entbehren. Nur vollzog sich seine Anwendung jetzt nach dem andern Geist dieser katholischen Kirche und vielleicht der ganzen Zeit in anderer Weise wie dort. Die von Rom gesandten Missionare, die schon im Beginn des siebenten Jahrhunderts bedeutende Erfolge auf ihrem anfangs sehr unfruchtbar aussehenden Arbeitsfelde erzielten, konnten gar nicht fragen ob sie die deutsche Landessprache zur Kirchen- und Cultussprache machen sollten. Der von Rom mitgebrachte Grundsatz der strengsten Bewahrung der kirchlichen Uniformität, die dort als Katholicität galt, zwang sie das zu thun, was ihnen ohnehin das Bequemere war. Die Trümmer der altchristlich-römischen Kirche in Britannien und seinen

Nebenländern hatten sich nationalisirt und ihre heimische Sprache neben dem Latein in kirchlichen Gebrauch, dem Volke gegenüber in ausschließlichen genommen. Ebendeshalb galt diese britische Kirche zwar nicht als ketzerisch aber doch als verdächtig und da sie auch sonst in vielen Dingen auf ihrem alterthümlichen Standpunkt beharrte, so mußte die neue Saat des Christenthums so sorgsam als möglich vor jeder inneren Berührung mit jener gehütet werden. So erhielt das Lateinische in der Kirche der Deutschen in Britannien dieselbe officielle Alleinberechtigung wie in der Kirche der Deutschen in Gallien. Aber der Landessprache wurde daneben ein Platz gegönnt, und ebendeshalb arbeitete die Kirche selbst sofort mit Eifer an ihrer Pflege für ihre Zwecke d. h. für die innere Christianisirung des Volkes, wie sie dieselbe verstand. Ulfila hatte sich einst ein eigenes Alphabet, wenn gleich in sichtlicher Benützung mancher fremden Typen erfunden: die größere Gebundenheit der angelsächsischen Literatur zeigt sich schon daran, daß den Lauten ihrer Sprache meistens einfach das lateinische Alphabet angepaßt wurde.

Die gothische christliche Literatur hatte, soviel die uns davon überkommenen Notizen erkennen lassen, sich zu einer großartigen Vielseitigkeit entfaltet. Sie war nicht bloß im directen Dienste der Kirche und der inneren und äußeren Mission geblieben, sie hatte sich auch in das weite Feld des damaligen weltlich wissenschaftlichen Betriebes gewagt, sie scheint sogar den Versuch nicht gescheut zu haben sich das ererbte Geistesgut der nationalen Sage und Tradition anzueignen und im neuen Geist zu verarbeiten. Die angelsächsische Literatur kam ihr in solch weitem und kühnem Fluge weder in der ersten Zeit ihrer Entstehung, wo es nicht zu erwarten war, noch auch später ganz gleich, aber ähnliche Ziele verfolgte

sie doch auch und in einem Stücke überholte sie jene, so viel man bei der Dürftigkeit unserer thatsächlichen Kenntniß dieser Dinge sehen kann. Von einer volksthümlich kirchlichen Poesie in der Sprache und Literatur der Gothen weiß man nichts; das Angelsächsische hat eine solche im größten Stile und zwar gewiß schon in tonangebenden Anfängen bereits im Beginne des achten Jahrhundert, vielleicht schon im siebenten, geschaffen, also etwa ein Jahrhundert später als die Bekehrung zuerst sichtbare Fortschritte machte.

An dem Vorbild der Angelsachsen läßt sich abnehmen, was für die andern deutschen Mundarten oder, wie sie sich selbst rechneten, Sprachen nöthig war, um sie, deren alte Lebensbedingungen durch den Gang der weltgeschichtlichen Entwickelung immer mehr bedroht wurden, widerstandsfähig gegen die sie untergrabenden inneren und äußeren offenen und versteckten Anfeindungen zu machen. Sie mußten sich eine Literatur schaffen, d. h. zunächst den Gebrauch der Schrift ohne alle weiteren Nebenbeziehungen als auf das praktische Ziel, das sie anderwärts verfolgte, wo es eine Literatur gab. Dies konnte nach der damaligen Lage der Dinge nur erreicht werden, wenn die neue Geistesmacht der christlichen Kirche diese Schöpfung vollzog, wie es bei den Angelsachsen und im wesentlichen ganz ebenso bei den Gothen geschehen war. Aber dazu gehörte, daß die deutsche Kirche selbst das Bedürfniß darnach als eine Gewissenssache so tief und warm wie möglich empfand, was sie bisher nicht gethan hatte. Es war also in der bestehenden Situation und in den Menschen, die sich darin formirt hatten, keine Möglichkeit dazu gegeben und wenn es geschehen sollte, mußte die Physiognomie der Zeit und der Menschen eine andere werden.

In die Mitte des achten Jahrhunderts um den Zeitpunkt

festzuhalten, der oben als sprachgeschichtliche Marke aufgestellt wurde, fällt aber eine solche tiefgreifende Wandelung und die Mächte, die darin thätig waren, haben auch direct eingreifend oder direct fördernd das geschaffen, was geschaffen werden mußte, eine deutsche Literatur.

Betrachtet man die Geschichte des Franken-Reiches und Volkes im siebenten Jahrhundert, so scheint es als wenn der grenzenlosesten moralischen Verwilderung bei Hohen und Niedrigen, Geistlichen und Laien, dem Ruin der materiellen Wohlfahrt in allen Klassen der Bevölkerung, der gänzlichen Stockung aller höheren idealen Kräfte, dem absoluten Nichtdasein dessen, was man geistige und intellectuelle Interessen nennt, nichts als das völlige Chaos hätte folgen müssen, eine Auflösung schlimmer als sie irgend eine Phase der vielberufenen Völkerwanderung über einige Theile der europäischen Menschheit gebracht hat. Aber in der Tiefe gab es doch noch eine unzerstörbare Lebenskraft des Staates und des Volkes, nicht am wenigsten deshalb weil immerzu von Deutschland her frische, wenn auch sehr rohe Säfte in die faulige Gährung einströmten. Mochten sie auch sehr bald von ihr ergriffen und nichts Besseres, oft noch etwas viel Schlimmeres als das schon vorhandene Schlimmste werden — jedenfalls leisteten sie den so zu sagen rein materiellen Dienst eines kräftigen Ferments, das Leben und Bewegung, freilich nur wie in einer Eiterbeule unterhielt. Es liegt nun in den natürlichen Gesetzen, welchen die Entwickelung der Geschichte im Großen gerade so, aber auch nur gerade so und nicht weiter wie der concrete Einzelmensch unterworfen ist, daß sich aus der Pest, wenn sie nicht zu der Erstarrung des Todes führt, allmählich wieder etwas Gesundes, Lebensfähiges, eine partielle Genesung entwickeln muß. Das achte Jahrhundert sieht schon viel frischer aus als

das siebente. In harten Kämpfen steigt ein neues Herrscher geschlecht und mit ihm der Umriß einer neuen Zeit für das Volk und den Staat empor: die Karolinger, festgewurzelt in dem noch deutsch gefärbten Bestandtheile der fränkischen Aristokratie, entscheiden den bis dahin unentschieden hin- und herschwankenden Streit, ob das deutsche Element oder das romanisirte im Reiche die eigentliche Führerrolle zu übernehmen berufen sei, zu Gunsten des ersten. Pippin und Karl Martell sind der erstere trotz seines ganz romanischen, der andere trotz seines halbromanischen Namens ächte Deutsche „aus dem edelsten Stamme der Franken", vielleicht durch uralte, damals aber schon zu einer werthlosen Antiquität herabgesunkene Volkstradition an das alte Königs- und Heroengeschlecht angefügt, von welchem auch Chlodwig und sein Nachfolger ihre Legitimität ebenso sehr wie von ihrer Legalisirung durch die römischen Imperatoren ableiten wollten. Denn das eine war brauchbar oder unentbehrlich für ihre deutschen, das andere für ihre romanischen Unterthanen. Auch dafür sorgte später bei den Karolingern die Autorität, welche an die Stelle der alten Imperatoren getreten war, das Papstthum, und die seltsamen Versuche tendenziöser Hofgelehrsamkeit, ihrem Herrscherhause neben der geistigen Zugehörigkeit auch eine leibliche zu dem Römerthum anzudichten, indem man ihm eine senatorische d. h. römisch-aristokratische Genealogie erfand, sind im Vergleich mit jener der ganzen Zeit verständlichen Weihe durch die Hand des Nachfolgers Petri nicht weit über den Kreis hinausgedrungen, in dem sie entstanden waren.

Die große weltgeschichtliche Probe bestand das neue Geschlecht und die neue Zeit durch Karl Martell. Sein Verdienst ist es bekanntlich den bis dahin überall siegreich vordringenden Islam zum Stillstand und zu langsamem Zurückweichen ge-

zwungen zu haben. Wer hätte, hundert oder funfzig Jahre früher bei den Franken die gewaltige Naturkraft, die Festigkeit des Herzens und des Auges gefunden, die es erforderte um einen solchen Feind zu besiegen, gegen dessen idealistischen aber durch und durch mannhaften Fanatismus und unvergleichliche Kriegstechnik Avaren und Slaven tölpelhafte Barbaren, Horden von verwilderten Kindern waren? Daß es hauptsächlich die Körperkraft und der Schlachtenmuth der östlichen, der deutschen Franken und wahrscheinlich nicht bloß der Franken im eigentlichen Sinne, sondern aller ihrer deutschen Schutzverwandten gewesen ist, dem das römische Christenthum, die germanisch-romanische Welt des Mittelalters ihre Rettung aus einer Todesgefahr wie niemals vorher oder nachher verdankte, wußten schon die Zeitgenossen und darin liegt die materielle Erklärung des Wunders. Aber jenseit derselben muß man sich auch nach einer geistigeren umsehen und diese ist nur in dem frischen Aufleben des deutschen Elementes im fränkischen Wesen und im fränkischen Reiche zu finden.

Die aufsteigende Reihe der Karolinger findet in dem jüngeren Pippin, dem Sohne Karls, ihre völlig organische Fortsetzung, zugleich eine Ergänzung und Erweiterung des Gesichtskreises ihrer weltgeschichtlichen Mission. Er gab dem kriegerischen Heldenthum im Stile der altdeutschen Vorzeit oder der Völkerwanderung eine vergeistigte Durchbildung die es befähigte, nicht mehr bloß Schlachten zu gewinnen und Feinde zu zerschmettern, sondern auch Staat und Volk nach dem Maße dieser Zeit mit einem idealen Pathos zu erfüllen, das aus beiden ganz verschwunden war oder das beide nur auf Augenblicke in der besten Zeit der Heldenlaufbahn Chlodwigs besessen hatten. Der zur Carikatur gewordene Hochmuth des fränkischen Selbstbewußtseins verwandelte sich in die

gehobene Würde eines seiner Kraft und seines Willens bewußten und dadurch legitimen Herrschervolkes, das den Beruf der Weltherrschaft nicht als ein bloßes Raubgelüste, sondern als ein göttliches Amt verstand.

Ist an dem ältern Pippin und namentlich an Karl Martell jeder Zug deutsch, so könnte der jüngere Pippin, der Gründer des vom Papste gesalbten Königthums, der Rächer der Frevel, die langobardische Barbaren dem Fürsten der Apostel angethan, der Schutzherr, Wohlthäter und Freund — soweit er es als König sein konnte — aller hervorragenden Männer in seiner Landeskirche, von gemischter Art heißen. Eben jene idealen Züge, die zu dem charakteristischen Bilde seines Geschlechtes und Volkes in ihm noch hinzutraten, sind ja durchgängig aus der geistigen Quelle, gewöhnlich auch leiblich, aus dem Schoße des Romanismus entsprungen.

Die geschichtliche Fügung stellte als Ergänzung des christlichen Frankenkönigs, wie er sein sollte, auch noch den christlichen Priester wie er sein sollte, einen Bonifacius neben Pippin. Was die fränkische, also der größere Theil der damaligen römisch katholischen Kirche diesem Manne verdankt, läßt sich nicht bloß in dem ihm traditionell beigelegten Namen „Apostel der Deutschen" zusammenfassen. Für uns ist diese Seite seiner Thätigkeit in jedem Sinne die bedeutsamste, aber wir vergessen dabei nicht, daß um ihr ihre weltgeschichtliche Schwerkraft zu geben, Bonifacius auch noch etwas Anderes als ein begeisterter und glücklicher Missionar sein mußte. Ein Gallus, Rupert, Willibrord u. s. w. waren dies auch gewesen und doch fehlte ihren Erfolgen der weltgeschichtliche Nachdruck. Es waren vereinzelte Keime, aus denen bei günstigeren Conjuncturen mit der Zeit etwas werden, die aber auch ebenso gut in's Stocken gerathen und ganz verkommen mochten, wozu

sich vor dem Eingreifen dieser einen durchschlagenden Kraft des Bonifacius alles anließ. Er war der Ordner und Regenerator der gesammten fränkischen Kirchenverfassung, derjenige, dessen Einfluß in den meisten Fällen die neuen Menschen, deren die neue Zeit bedurfte, an die rechte Stelle zu setzen wußte. Erst dann als anstatt der zerbröckelten Ruine des älteren fränkischen Kirchenthums ein Neubau zwar nicht dem Plane gemäß vollkommen ausgeführt, aber doch auf feste Substructionen gegründet und in seinen Hauptgliedern kräftig in die Höhe geführt war, als überall, wie es immer in gleicher Situation geschehen muß, die rechten Menschen als helfende Arbeiter wie aus dem Boden herauswuchsen, war auch für die Christianisirung Deutschlands die einzig praktische Anlehnung oder Basis gewonnen. Keine Genialität, keine gottbegeisterte Hingebung und wäre sie noch viel größer als die des frommen angelsächsischen Mönches gewesen, hätte den Mangel jener nothwendigsten Stütze ersetzen können und war sie vorhanden, so hätte auch wohl ein geringeres Maß von intellectueller und ethischer Größe, als sie Bonifacius besaß, ausgereicht, um das zeitgemäße Werk durchzuführen oder vielmehr in eine solche Bahn zu bringen, daß seine Durchführung nur noch eine Frage der Zeit war, aber nicht mehr von irgend einem Zufall wie bisher abhing.

Verfolgt man die innere Entfaltung der Idee, welche durch die concreten Persönlichkeiten der ersten Karolinger thatsächlich gemacht wurde, so wird man in Pippin's Sohn, in Karl dem Großen zunächst die begrifflich vollzogene Vereinigung des christlichen Königs im Stile Pippin's und des christlichen Priesters im Stile des Bonifacius erkennen. Karl ist aber mehr als eine Vereinigung dieser beiden; es ist in ihm auch noch alles das enthalten, was an seinen Ahnen vor Pippin

groß und eigenartig in die Zeit eingriff. Er ist ebenso gut auch der verklärte, in eine höhere Sphäre gehobene Karl Martell und gilt von jeher darum mit Recht für den alle Strahlen in sich sammelnden Mittelpunkt der weltgeschichtlichen Männer, die man nach seinem Namen die Karolinger nennt.

Karl Martell hatte das altdeutsche Heldenthum des Frankenvolkes wieder erweckt. Von ihm datirt nicht bloß das ersichtliche mehr naturalistische Uebergewicht des deutsch fränkischen Elementes über das romanisirte, es ist auch als Ursache und Folge zugleich eine Erhebung des nationalen Bewußtseins durch ihn angebahnt, welche unter den günstigen Auspicien der nächsten Zeiten immer kräftigere und lebendigere aber auch mehr und mehr von idealer Weise verklärte Züge gewann. Zunächst blieb sie noch in ihrer traditionellen Abgeschlossenheit eine bloß fränkische und die Gegensätze zu allem übrigen Deutschen, was nicht fränkisch war, verschärften sich auf beiden Seiten eher noch als daß sie sich milderten. Thatsächlich aber kam das was das Deutschthum der Franken förderte, der ganzen Nation zu gute, ohne daß sie es ahnte. Und wie auf allen Gebieten ihres Daseins so auch auf dem ihrer Sprache.

Die älteren Karolinger, deutsche Franken von Geburt und Erziehung, hielten es darin wie es die andern nächsten Stammgenossen zu halten pflegten. Das Deutsche war ihre Hausprache, das Lateinische oder das Romanische blieb innerhalb der Sphäre, die es einmal beherrschte, in seiner herkömmlichen Stellung. Von einem activen oder reflectirten Interesse für ihre Muttersprache ist bei ihnen nichts zu bemerken. Sehr möglich daß der urdeutsche Typus in Karl Martell auch denjenigen Zug enthielt, ohne welchen er sehr unvollständig gewesen wäre, die treue Anhänglichkeit und das innige Ver-

ständniß für die im fränkischen Volke, so weit es noch deutsch geblieben war, gepflegte Kunst der sprachlichen Darstellung, für die nationale Heldendichtung und Sage. Aber von da aus war es noch weit auch nur bis zu dem Eingang der Bahn, die betreten werden mußte, sollte die deutsche Sprache oder, wie man correcter, dem Sinne der Zeit gemäßer sich ausdrücken muß, die fränkische, wirklich emancipirt und zur Concurrenz mit dem Lateinischen und Romanischen befähigt werden. Daß Karl oder sein Sohn Pippin auch nur eine Ahnung von dieser Aufgabe gehabt, ist schwerlich zu beweisen, nicht einmal zu vermuthen. Aber ihre vergeistigte Wiedergeburt Karl der Große hatte sie und nicht bloß als Ahnung, sondern wie alles, was seine Seele erfüllte und geschichtliche Thaten aus seinen Gedanken gestaltete, als durchdachte, in folgerichtigen Zusammenhang gesetzte, rationell begründete Maxime seines Handelns. Er ist der erste weltgeschichtliche Mann gewesen, welcher es sich zu bewußter Lebensaufgabe setzte — selbstverständlich nur zu einer neben so vielen und ihm selbst und der Zeit unendlich wichtigeren — dem bisherigen Knechtszustand seiner fränkischen Muttersprache ein Ende zu machen, und als der intelligenteste Mensch seiner Zeit griff er zu dem einzigen Mittel, das dafür geboten war, indem er seiner Sprache eine wirkliche literarische Gestalt zu geben versuchte. Versucht hatten es wohl schon manche Andere vor ihm, aber kein Einziger mit der Klarheit der Reflexion und dem sichern Blick auf das Ziel wie er, ganz abgesehen davon, daß es etwas Anderes bedeutete, wenn der Herrscher der ganzen abendländischen Christenheit, der wiederstandene Imperator Romanus, oder irgend ein namenloser Mönch in irgend einem Gebirgswinkel so etwas unternahm.

Das berühmte 29. Capitel in Einhard's Leben Karl's des

Großen schildert diese seine Thätigkeit mittelst einiger recht anschaulich herausgegriffener Beispiele, aber für den eigentlichen Umfang und Inhalt hat der streng kirchlich lateinischgelehrte Mann trotz seines deutschen Namens und seines deutschen Blutes keine Fassungskraft und wahrscheinlich auch, wie die unendliche Mehrzahl seiner Bildungsgenossen, kein Herz gehabt. Seine Notizen genügen jedoch, soviel im Einzelnen auch der Forschung und Kritik davon noch schwankend sein mag, um alles das erkennen zu lassen, worauf es eigentlich ankommt. Zuerst daß die Initiative ganz allein aus dem großen Geiste Karl's entsprang, aus keiner äußeren Anregung gelehrter Kenner und Vermittler, wie er deren so viele um sich hatte und sie sonst in allen den andern Sphären seines allseitigen, das ganze Geistesgut der Zeit umspannenden Bildungstriebes gebrauchte. Denn nicht auf eine bloße Liebhaberei war es abgesehen. Ein bloßer Liebhaber hätte sich nicht an die colossale Aufgabe gewagt eine grammatische Darstellung der fränkischen Sprache, einer so gut wie noch nicht zu schriftlicher Fixirung gelangten Sprache zu unternehmen. Daß er sie nicht ausführte, versteht sich so von selbst, daß dadurch der Größe des Gedankens kein Eintrag geschieht. Ferner: es handelt sich für Karl nicht bloß darum das Fränkische zu einer Literatursprache im Dienste der Kirche zu machen, wie es Ulfila seinem Gothischen gethan oder wie es die freilich dann von den Thatsachen überholte Intention jener Schöpfer der angelsächsischen Literatur gewesen war. Auch er wollte seine Muttersprache im Dienste der Kirche ganz anders als bisher verwandt wissen: dahin zielen alle seine bekannten und von seinen christlichen Helfern acceptirten, wenn auch meist nur lau executirten Maßregeln für die regelmäßige Einrichtung der Predigt in der Landes oder Volkssprache, also auch in der deutschen

und nicht bloß der fränkisch deutschen, für den geistlichen Unterricht und die Katechisation in derselben Art. Hierin ist er, wie er schon oben genannt wurde, ganz und gar der wiedererstandene Bonifacius. Alles das gilt nicht dem Deutschen als Deutschen, sondern der Kirche oder richtiger der Geistesbildung der unter seinem Scepter versammelten christlichen Welt, das Deutsche ist hier nur das Mittel, in keiner Art Selbstzweck. Aber jene von ihm eigenhändig niedergeschriebene — so lauten die klaren Worte Einhard's und es ist kein Grund sie künstlich mit Hilfe eines lateinischen Idiotismus umzudeuten — Sammlung epischer Lieder des fränkischen Volkes hat mit diesem Zwecke nichts zu thun, ebensowenig die Namengebung der Monate und Winde durch fränkische althergebrachte oder neugebildete Worte. Hier und bei der Grammatik ist freilich über das Ziel hinaus geschossen, bei dieser, weil einer solchen Aufgabe überhaupt alle Geisteskraft nicht bloß der Karolingischen Zeit, sondern des ganzen Mittelalters nicht einmal annähernd gewachsen war, hier weil ein gelehrter Purismus in einen Bereich des Sprachlebens sich, wenn auch in bester Absicht, einmischte, wo er immer Fiasco machen muß. Aber um so deutlicher wird es daran, wie weit sich Karl sein Ziel gesteckt hatte. Offenbar sollte die fränkische Sprache, weil sie seine und seines eigenen Volkes Sprache war, eine dem Lateinischen ebenbürtige Literatursprache werden. Erhielt sie eine Grammatik, so war sie nicht mehr das, was sie auch ohne alle übeln Nebengedanken gewöhnlich geheißen wurde, eine barbarische; konnte sie aus der eigenen Geistesarbeit der Vorzeit Denkmäler aufweisen, die wenigstens dem Sammler als vortrefflich gegolten haben müssen, so besaß sie nicht bloß die Form, sondern auch den Gehalt einer Literatur im höchsten Stile. Konnte sie aus

ihren eigenen Mitteln die in sie eingedrungenen fremden Bestandtheile ersetzen, wie es hier gleichsam versuchsweise an den Monats- und Windenamen demonstrirt werden sollte, so war damit bewiesen, daß sie zu jeder Art von Gebrauch geeignet, also in jedem Sinne vollberechtigt sei.

Wenn nun auch Karl wie jeder große Bahnbrecher der menschlichen Cultur etwas Anderes wollte, als was er erreichte, so bleibt ihm doch das Verdienst, daß er damit den entscheidenden Schritt gethan hat das, was wirklich nach den Bedingungen der Zeit lebensfähig in seinen Plänen war, in's Leben einzuführen. Obgleich wir nichts übrig haben von den deutsch literarischen Ergebnissen seiner eigenen gelehrten Bemühungen als jene curiositätenartigen Notizen des Einhard, obgleich keine einzige der noch vorhandenen schriftlichen Aufzeichnungen, mit denen nun die urkundliche Geschichte unserer Literatur oder die Geschichte unserer Sprache als Schriftsprache greifbar heraustritt, direct auf ihn selbst oder auch nur auf eine direct von ihm stammende Anregung zurückgeführt werden kann, ist und bleibt er doch im höheren Sinn der Schöpfer unserer deutschen Literatur, unserer deutschen Schriftsprache, ist er für sie dasselbe geworden was Ulfila für die Sprache seines Volkes, ja noch mehr. Nicht etwa deshalb, weil seine eigenen Ziele gleich vom Anfang an großartiger oder nationaler gesteckt waren, als wir es bei Ulfila — so viel wir von ihm wissen, muß freilich hinzugesetzt werden — voraussetzen dürfen. Sondern weil das Lebensmark des gothischen Volkes oder des gesammten ostdeutschen Volkes und Sprachstes von so geringer Dauerhaftigkeit war. Der Ast, in welchen Karl der Große in seiner Art ebenso gut wie vierhundert Jahre später Heinrich von Veldeke das erste Reis einimpfte, war von anderer Zähigkeit und Derbständigkeit, sonst würde er allen

den Stürmen, denen er bisher schon ausgesetzt war, allen den zufälligen und absichtlichen Verstümmelungen, die er schon über sich hatte ergehen lassen müssen, nicht so lange und verhältnißmäßig so unbeschädigt in seinem innersten Kerne haben Widerstand leisten können. Er ist, nicht immer von der Gunst des Geschickes gepflegt, bis auf diesen Tag doch immer kräftig weiter gewachsen und das, was er später zu erleiden hatte, ist im Vergleich mit dem, was ihm drohte, ehe die mächtige Hand Karl's des Großen sich über ihn ausstreckte, von unendlich geringerer Gefahr für seine Existenz gewesen. Aber eben darum haben wir das Recht und die Pflicht Karl nicht nur als den großen Begründer der gesammten mittelalterlichen Lebensordnung, worauf doch trotz aller Revolutionen das Gebäude der heutigen Welt ruht, sondern als einen Hauptwerkmeister an dem stärksten und oft einzigen Einheitsbande unserer Nation, der deutschen Schriftsprache und Literatur, in dankbarem Gedächtniß zu verehren.

---

## Zweites Capitel.

### Die ersten Anfänge der deutschen Literatur.

Die Anfänge der deutschen Literatur dürfen nicht so von dem Eingreifen Karl's des Großen abhängig gedacht werden, daß man das Vorhandensein älterer, von seiner Anregung unabhängiger geschriebener Denkmäler in deutscher Sprache läugnen wollte. Aufzeichnungen in zusammenhängender deutscher Rede wurden schon vorher von der Hand geistlicher Männer gemacht. Ihr Zweck war dabei, gewisse Formulare, die man bei dem Verkehr mit dem deutschen entweder noch heidnischen oder schon christlichen Volke gebrauchen konnte,

durch die Schrift besser als durch das Gedächtniß zu sichern oder auch andern Standesgenossen mitzutheilen, die ihrer benöthigt waren. Seitdem die Mission in Deutschland lebhafter betrieben wurde und seitdem sich auch in der deutschen christlichen Kirche ein ernsteres Bestreben kund gab ihrem Beruf der christlichen Volkserziehung gerecht zu werden — das eine wie das andere unter der persönlichen Initiative des eben darum „Apostel der Deutschen" genannten Bonifacius — steigerte sich das Bedürfniß nach solchen Aufzeichnungen und ihre zufällig erhaltenen Ueberbleibsel geben insofern doch ein richtiges Bild von ihrer Verbreitung, als sie mit jedem neuen Jahrzehent seit dem ersten Drittel des achten Jahrhunderts immer häufiger werden.

Dadurch verbreitete sich, schon vor Karl, eine Art von Gewöhnung, die deutschen Sprachlaute auch mit andern Zeichen als den Runen schriftlich darzustellen. Noch geschah es freilich nicht viel besser oder systematischer wie in jenen zufälligen deutschen Einschiebseln in lateinische Texte, die zu ganz andern praktischen Zwecken, wie wir gesehen haben, schon von jeher gemacht und immer noch weiter abgeschrieben zu werden pflegten. Jeder schrieb natürlich mit lateinischen Buchstaben, weil er keine andern zum Schreiben kannte, selbst wenn er von den Runen wußte. Jeder paßte dieselben den deutschen Lauten so an wie er sie hörte und sprach, oder wie er sie zu hören glaubte, wenn er ein Fremder war. An irgend ein Princip dachte dabei keiner; wurde nur der einzige Zweck, der hierbei den Schreiber leitete, erreicht, so war die äußere Form der Niederschrift gleichgültig.

Völlig verschieden in ihrer Haltung trat seit Karl dieser „Bedürfnißliteratur", wie man sie wohl nennen kann, eine andere zur Seite, die auch einen bestimmten praktischen Zweck

verfolgte, aber dabei doch die Mittel der sprachlichen Darstellung nicht als zufällig behandelte. Das älteste uns erhaltene Denkmal dieser Art ist die jedenfalls auf fränkisch-deutschem Boden und von einem landeseingebornen Geistlichen verfaßte Uebersetzung eines Theiles von einer erbaulichen Schrift des Kirchenvaters Isidor von Sevilla. Etwas jünger mögen die Fragmente einer Uebersetzung der Evangelien sein, deren Sprachformen auf ein bairisches Kloster weisen. Beide gehören wohl noch dem 8. Jahrh. aber gewiß seinen letzten Jahrzehnten an. Deshalb und wegen ihrer innern Beschaffenheit darf man sie als die ersten greifbaren Spuren der von Karl ausgehenden Bemühungen für eine wirkliche deutsche Literatur, zunächst eine geistliche oder kirchliche halten. Auch sie mußte, wie es in der Natur der Sache lag, mit Uebersetzungsversuchen beginnen, ehe sie sich an selbständigere Productionen wagte.

Die namenlosen Verfasser beider Werke haben uns nicht darüber unterrichtet, für welches Publicum sie ihre Arbeit bestimmt wissen wollten. Aber aus der Wahl ihrer Stoffe und aus der Art ihrer mehr erläuternden als streng wörtlichen Textesübertragung darf man schließen, daß sie ein solches vor Augen hatten, zu dessen Lebensgewohnheiten weder lateinische Literatur noch die Beschäftigung mit theologischer Fachgelehrsamkeit gehörte, also gebildete Laien, wie es doch überall in Deutschland schon einige gab, die, ohne eigentlich gelehrte Erziehung in einer der damals noch so seltenen Klosterschulen genossen zu haben, doch seit und durch Bonifacius mit dem Herzen für die Sache des Christenthums und der Kirche gewonnen waren. Am ersten aber wird man an jenen Kreis denken dürfen, der sich um Karl den Großen als höchste weltliche Würdenträger des Hofes und Staates versammelte und an deren jugendlichen Nachwuchs. In der Hofschule, unter dem directen Einfluß und der obersten

Leitung des kaiserlichen Herrn, hat zwar, so viel wir wissen, das Deutsche keinen aparten Unterrichtsgegenstand gebildet, aber es versteht sich doch von selbst, daß alle die, welche in unmittelbarer Berührung mit dem großen Gönner und Pfleger der deutschen Sprache lebten, auch am meisten von seinem Beispiel angeregt wurden. Im Unterschied von jener älteren Literatur des Zufalls, wie man sie wohl auch heißen dürfte, versuchten diese Schriftsteller mit einer gewissen Consequenz und nach einem gewissen System zu Werke zu gehen. Sie hielten sich nicht mehr an den zufällig erfaßten Laut oder das zufällig zunächst sich bietende Wort, sondern sie bemühten sich den ersteren in möglichst gleichförmiger Weise durch die lateinischen Buchstaben, ohne welche auch sie sich ein Schreiben überhaupt nicht zu denken vermochten, zu befestigen, wie sie es von ihrer lateinischen Schriftstellerei oder Schreibübung her gewohnt waren. Häufig freilich legte ihnen die Natur der Dinge, das Nachahmen von deutschen Lauten, für die es kein ausreichendes lateinisches Schriftzeichen gab, und noch häufiger das in der lebendigen deutschen Aussprache begründete Schwanken in den deutschen Lauten selbst unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Daß sie sich nicht an die zufällige Mundart ihrer allernächsten Umgebung oder die ihnen angeborene und im Haus angewöhnte binden durften, erkannten sie wohl: schwerer aber war es zu sagen, woran sonst? denn da das Deutsche überall nur in solchen Individualitäten lebte, da es keine über einen größeren Kreis von Menschen verbreitete Gleichförmigkeit darin gab, so mußten sie sich selbst, vielleicht im Hinblick auf diejenigen Gesellschaftskreise, in denen noch am ersten sich etwas dem Aehnliches gebildet haben konnte, einen gewissen Durchschnittscanon für ihre Sprache schaffen. Aber über den mundartlichen Typus im gewöhnlichen Sinne ging derselbe nicht

hinaus. Nicht bloß daß der fränkische Schreiber fränkisch im allgemeinen schrieb, sondern er schrieb so, wie er als Bewohner des Speiergaues oder der Umgegend von Mainz, als Mönch in Fulda oder in Wirzburg das Fränkische sprechen hörte oder gelernt hatte.

Wie weit er damit in einem anderen mundartlichen Kreise oder etwa in ganz Deutschland verständlich wurde, brauchte ihn nicht zu kümmern. In der That waren ja die Verschiedenheiten zwischen sehr vielen deutschen Mundarten noch so wenig tiefgreifend, daß, wenn der einen ihre eigentlichsten Spitzen und Dornen etwas abgebrochen wurden, sie den Angehörigen der anderen recht wohl zugänglich, wenn auch immer fremdartig erschien. Auch war die Abhilfe dafür von selbst gegeben. Verbreitete sich ein solches deutsches Erzeugniß etwa aus seiner rheinfränkischen Heimath nach Alemannien oder Baiern und fand hier solchen Beifall, daß man es selbst zu besitzen wünschte, so schrieb man es ab und zwar so, daß man die störenden Ecken des Originals etwas, bald stärker bald gelinder, abglättete. So entstand zwar nicht ein Werk aus einem sprachlichem Gusse, wie das Original gewesen, aber ein solches, das ohne in dem, was den Lesern als das Wesentliche galt, etwas eingebüßt zu haben, sie doch ganz anders anheimelte, wie jenes. Diese Procedur konnte mehr als einmal, je nach Bedürfniß, wiederholt werden, und viele uns erhaltene literarische Producte dieser Zeit zeigen die unverkennbaren Spuren nicht bloß einer, sondern zweier und dreier mit ihnen vorgenommenen Umarbeitungen, wenn man es so nennen will, richtiger theilweiser Umschreibung in andere Mundart, wobei doch der ursprüngliche Typus nie ganz verwischt wurde.

Die Geschichte unserer Literatur verzeichnet den immer sich vermehrenden, beinahe in geometrischer Progression an-

wachsenden Vorrath von schriftlichen Denkmälern in deutscher Sprache, nachdem einmal die richtige Bahn betreten war. Natürlich darf man sie sich weder an Umfang noch an Zahl nach dem Maßstabe einer neueren Literatur denken, aber im Vergleich mit der völligen Oede vor der Mitte des 8. Jahrh. und mit den schüchternen und sparsamen Ansätzen bis zum Schlusse desselben ist das, was das 9. hervorgebracht hat, bewunderungswürdig reichhaltig. — Karls große Intentionen hatten sichtbare Früchte genug getragen, aber doch dauerte es noch geraume Zeit, bis der eigentliche Kern seiner patriotischen Bemühungen für seine Muttersprache in einem lebenskräftigen Keime aufaufging. Denn wir haben gehört, eine bloß geistliche Literatur, noch dazu eine, die wesentlich von dem Gute einer fremden zehrte, wollte er nicht. Sein Sinn stand weiter und höher. Aber bis auf Otfrid hin hat ihn Niemand begriffen, denn was in deutscher Sprache niedergeschrieben wurde, gehörte entweder in das Gebiet der geistlichen Uebersetzungsliteratur oder in das der begreiflich immer zahlreicher und gewandter abgefaßten Formularien für die Bedürfnisse der Seelsorge oder in den Bereich des klösterlichen Schulunterrichts, der bei dem massenhaften Zuströmen deutschgeborener und deutschredender Zöglinge sich allerlei Hilfsmittel schaffen mußte um ihnen durch Benutzung ihrer Muttersprache den Zugang zum Lateinischen zu erleichtern, vielleicht den nicht immer ganz tactfesten Lehrern ähnliche gute Dienste zu thun. Alles, was nicht in eine dieser Rubriken fällt, das kam wegen seines geringen Umfanges und der nachweislich meist sehr geringen Verbreitung, die es fand, für die innere Erweiterung der literarischen Leistungsfähigkeit wenig in Betracht. Das Wessobrunner Gebet, das Muspilli, ja, selbst das Hildebrandslied, unschätzbar für unsere Alterthumskunde und für die Kenntniß der sprachlichen Individualitäten ihrer Zeit,

haben doch auf die Weiterentwickelung der Sprache zu dem ihr von Karl gesteckten Ziele gar keinen sichtbaren Einfluß geübt.

Blut und Landesart stellen den fränkischen Mönch Otfrid aus dem südlichsten Abschnitt des rheinfränkischen Gebietes, aus dem Speiergau, nahe aber nicht unmittelbar neben den großen Kaiser, der zwischen Ingelheim und Achen seine eigentliche Heimath hatte, wenn wir auch weder hier noch dort die zufällige Stätte seiner Geburt suchen werden. Aber die Umrisse des niederrheinisch-fränkischen Typus oder, wenn man es so nennen will, des mittelfränkischen, sind doch in ihm nicht zu verkennen. So wird auch der Schriftsteller Otfrid mit seinem Südfränkisch nicht ganz die Sprache wiedergeben, in der Karl gesprochen und geschrieben hat, aber doch eine nahe verwandte. Auch kann Otfrids früheste Kindheit allenfalls noch in die letzten Jahre Karls zurückreichen. Der Kern seines Lebens fällt gewiß schon ein Menschenalter später und eine solche Frist bedeutete für eine Sprache, die sich eben in der lebhaftesten innern Bewegung durch das Emporwachsen einer Literatur befand, sehr viel.

Der geistige Fortsetzer oder Vollender der Idee Karls ist er aber doch, auch wenn er durch manche leibliche Schranken von ihm getrennt ist. Nur muß man erwägen, daß er als Mönch sie anders fassen mußte als jener und dann, daß eine productiv angelegte Individualität gerade eben in ihrer Individualität eine relativ enge Grenze finden kann, ohne daß damit der Werth und die Bedeutung ihres Könnens sich mindern.

Unter diesen Voraussetzungen darf man Otfrids Evangelienbuch, das 867 höchst wahrscheinlich vollendet aber das Ergebniß eines ganzen Menschenlebens war, als die erste wahrhaft freie und insofern monumentale That der deutschen

Sprache als Literatursprache, als Hilfsmittel der höchsten nach den Umständen denkbaren künstlerischen Verwerthung derselben bezeichnen. Nicht als ob die Tradition der alten ungeschriebenen deutschen Volksdichtung nicht noch vieles enthalten oder der noch immer nicht versiegte Strom ihrer Schöpferkraft nicht fortwährend Neues hervorgebracht hätte, was an poetischem Gehalt und technischer Durchbildung hoch über Otfrid zu setzen wäre. Aber wie vortrefflich auch, lebensfähig war es nicht mehr: die Zukunft gehörte den neuen Mächten, dem Christenthum, dem Geiste, in dem Karl der Große geschaffen hatte, und die deutsche Sprache, so weit sie für die Zukunft eine Mission besaß, war gleichfalls an sie gebunden und darum nur als Literatursprache lebensfähig. In der Literatursprache aber steht Otfrid epochemachend da, weil er in der Literatur es geworden ist. Wie hoch man seine eigentliche poetische Begabung nach dem Maßstabe unseres ästhetischen Urtheils anschlagen will, ist dabei gleichgültig: es kommt nur darauf an, wie und wodurch er auf seine Zeit wirken konnte. Auch er ist von dem Texte des neuen Testaments materiell ebenso abhängig wie ein Uebersetzer, aber für seine literarische Bedeutung und insofern auch für seine sprachgeschichtliche handelt es sich nicht darum, sondern daß er in freier Form, als ein Dichter, was er unter dem Berufe eines Dichters verstand und was auch seine Zeit dafür gelten ließ, seinen Stoff gestaltete. Daß er den Reim eingeführt und in Tausenden von Versen durchgeführt hat, die wenigstens für das ganze christlichfränkische oder deutsche Volk bestimmt, wenn auch nicht von jedem Franken oder Deutschen gelesen oder gesungen wurden, war schon eine entscheidende That. Mag immerhin dies und jenes deutsche Bruchstück geistlicher Dichtung in Reimversen, z. B. der sog. Petrusleich oder das Gespräch zwischen dem Heiland und dem

samaritanischen Weibe schon vor ihm niedergeschrieben, höchst wahrscheinlich vor ihm gedichtet sein, es ist doch ein Unterschied, ob eine neue Kunstform in einigen wenigen Strophen das Ohr berührt, oder ob sie sich durch ihre Massenwirkung desselben vollständig bemächtigt. Gleiches gilt von allen den andern Umwälzungen des poetischen Stils, die diese eine ebensosehr in ihrem Gefolge, wie zu ihrer Voraussetzung hatte. Die alterthümliche Kunstform der Alliteration mit ihren fest geprägten Formeln, zu denen sich wohl neue Synonyme erfinden ließen, worin aber keine Individualität oder Subjectivität poetischer Empfindung Platz fand, paßte zu dem christlichen Stoffe und der selbständigen Hingabe des Gefühls an die in ihm beschlossene Gedanken- und Empfindungswelt so wenig wie die altrömische Toga zu einem modernen Italiener. Der Anfang des Wessobrunner Gebetes und das Muspilli zeigen zwar, daß man sie durch die Schwerkraft der Gewohnheit auch hier zu halten versuchte, aber auch wie unzureichend im Sinne der vorwärtsstrebenden Ideen der Zeit ein solcher Versuch ausfallen mußte. Daß er anderwärts auf angelsächsischem Sprachboden besser geglückt war — dort datirte er aber auch aus einer viel früheren Zeit — oder daß er in dem deutschen Volke der Sachsen in dem sog. Heliand, der Parallele zu Otfrid, uns modernen Menschen in hohem Maße geglückt scheint, ändert nichts an der Wucht der geschichtlichen Thatsache seines Mißglückens unter den nichtsächsischen Deutschen und nimmt dem Verdienst Otfrids, die allein zureichende Form der geistlichen deutschen Volksdichtung zuerst, d. h. zuerst in großartiger Fülle ins Leben gerufen zu haben, auch nicht ein Jota. Die eigentliche Volksdichtung, diejenige die auf ihrem tiefer liegenden Boden weder literarisch sein wollte noch konnte, mochte immerhin der alten Form noch treu bleiben, aber auch für sie kam die Stunde, wo sie

sich dem Andrang des neuen Luftstromes nicht mehr absperren konnte. Auch sie mußte sich dem Reime und allen seinen Consequenzen endlich fügen.

## Drittes Capitel.

### Die Benennung der deutschen Literatursprache.

Otfrid überschreibt jene warm aus der Tiefe des Gemüths quellenden aber unbeholfen mit der neuen Gedankenwelt ringenden Verse, worin er zum erstenmal in deutscher Sprache das Autorenrecht einer wirklichen Vorrede ausübt, einer Auseinandersetzung zwischen der „Individualität des Schriftstellers und dem Geschmack und den Bedürfnissen des Publicums, mit den lateinischen Worten „Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit" (weshalb der Autor dieses Werk deutsch geschrieben. Wo er aber sonst in seinen deutschen Versen seine Sprache zu benennen hat, heißt er sie durchweg die fränkische. Offenbar gelten ihm also beide Ausdrücke als gleichwerthig. Doch darf dies nicht mißverstanden werden.

Der erst seit Karl dem Großen hervorbrechende Ausdruck theotisce, lingua theotisca als die latinisirte Form des deutschen thiutisko oder thiutiska d. h. zunga, Sprache, wird jetzt zu Otfrids Zeit so allgemein von den gebildeten, folglich in lateinischer Sprache schreibenden Menschen gebraucht, daß sich daran allein schon jener innere Aufschwung des nationalen Selbstbewußtseins, der von dem Emporkommen der Karolinger datirt, abnehmen ließe. Lingua barbara, wie früher auch Deutschgeborene ohne alle Scrupel ihre Muttersprache be-

zeichneten, verschwindet wohl daneben noch immer nicht ganz; klang es doch zu exclusiv gelehrt oder war zu sehr durch die Macht des Herkommens geheiligt, als daß es hätte verwehen können, aber wo es jetzt noch von Deutschgeborenen gebraucht wird, oder wo es Fremde schreiben, hat es für unser Gefühl und gewiß auch für das der Zeit nicht mehr die alte Naivetät, wo es gar nichts Böses bedeuten sollte, sondern etwas Affectirtes oder etwas Geringschätziges oder beides zusammen.

Wenn auch nicht die breite Masse des Volkes, so wußten doch jetzt seine Führer und Lehrer, daß jenseits der Besonderheiten der Baiern, Alemannen, Sachsen, Thüringer u. s. w. noch etwas Allgemeineres, Zusammenhaltenderes, zunächst die Sprache, dann aber auch die Gemeinsamkeit des Blutes und der Herkunft alle Deutschen zu einem Volke verbinde. Die Gelehrten hätten es wohl noch von den Zeiten der Römer her, deren Schriften sie lasen, wissen können, aber die äußerliche Ueberlieferung einer bloßen Notiz, mit welcher sich kein realer Inhalt verbindet oder die man mit den Thatsachen der unmittelbaren Erfahrung nicht verbinden kann, unterscheidet sich sehr wesentlich von einem wirklichen Wissen. Jetzt erst begriffen sie es, wo gerade sie, deren Hände die Feder führten, die Existenz einer deutschen Sprache durch den vollständigsten Beweis, den es geben konnte, dargethan sahen, indem sie selbst oder viele und immer mehrere von ihnen das Wagniß, diese Sprache ebenso wie ihre lateinische in Schriftzeichen darzustellen, leichter und seine Früchte wohlschmeckender fanden, als sie sich es gedacht hatten.

Auch ist es bezeichnend, wie man jetzt den eigentlich klassischen Namen für unsere Sprache als Einheitssprache des ganzen Volkes so selten vernimmt, obgleich gerade diese Zeit —

dafür legt jedes lateinisch geschriebene Werk der kirchlichen Literatur das unzweideutigste Zeugniß ab — sich einer möglichsten Wiederherstellung der klassischen Reinheit in der lateinischen Diction befliß, im Gegensatz zu dem sorglosen und naturalistischen Schlendrian, wodurch das Lateinische auch der sparsamen kirchlichen Schriftsteller des 7. und 8. Jahrh. bis zu der großen Wende des Geisteslebens um seine Mitte herum eine so barbarische, rohe, oder auch lebensvolle, weil unmittelbar aus der Zeit abgezogene Physiognomie angenommen hatte. Nur vereinzelt und fast nie aus dem Munde eines Deutschgeborenen hört man Germanica lingua oder Germanorum l. Es ist als ob man schon durch die Wahl von theotisca seine wärmere Zugehörigkeit zu dem Gegenstand hätte bekunden wollen und als wäre die glatte Kälte des römischen Germanicus dem deutschen Gefühl der Zeit, auch wo es hinter lateinische Verkleidung sich versteckte, zu frostig und nichtssagend erschienen.

Daß man jetzt auch den Begriff der deutschen Sprachgemeinschaft oder der lingua theotisca weit über die Grenzen dehnte, worin er damals seine nächste Verwirklichung hatte, daß man dabei nicht etwa den einzig praktischen wenn auch nicht immer so leicht anwendbaren Maßstab anlegte, wie weit die unmittelbare Verständigung unter den Angehörigen der einzelnen Mundarten reichte und nur so weit eine gemeinsame deutsche Sprache gelten ließ, war bei dem unaustilgbaren gelehrten Beischmack, der dem Worte als einem latinisirten anhaftete, natürlich genug. Jetzt wurde nicht bloß gewöhnlich das ganze continentale, in unserm Sinn deutsche Sprachgebiet in seinen Begriff gezogen, also z. B. Sächsisch und Bairisch mit demselben Namen theotiscus bezeichnet, obgleich hier jenes oben aufgestellte Kennzeichen nicht vorhanden war, sondern man

ging noch weiter und rechnete gewiß weniger aus tiefer ein dringender linguistischer Erkenntniß als in Wiederauffrischung der von den Römern überlieferten ethnologischen Nomenclatur die Sprache der scandinavischen Germanen, für die der landläufige Name Nordmannen galt, ja sogar das, was man zufällig von dem damals schon längst literarisch und wahrscheinlich auch als Volkssprache abgestorbenen Gothisch zu lesen bekam, in das geräumige Fach des Wortes theotiscus.

Die moderne Sprachwissenschaft braucht deshalb diesen Ausdruck nur mit Vorsicht. Sie erkennt, daß er zu wenig oder zu viel sagt, um für sie, die überall die organische Gliederung und Gruppirung des innerlich Verwandten auch in der Terminologie zu bezeichen bestrebt ist, brauchbar zu sein. Statt seiner hat Jacob Grimm den Namen Althochdeutsch eingeführt und dieser hat sich auch als ein äußerst treffend gewählter bewährt und in Folge dessen befestigt. Die Zeitgenossen selbst wissen nichts davon. Zwar der topische Begriff „Hochdeutschland" alta Germania ist schon im 8. Jahrh. gefunden, aber Niemand denkt daran ihn sprachlich zu verwerthen. Denn es mußte viel schwerer sein für die, die mitten in dem lebendigen Geschwirre der deutschen Mundarten standen, unter ihnen selbst wieder neue Gesichtspunkte der Vereinigung des innerlich näher Zusammengehörenden, der Trennung des weiter von einander Abstehenden herauszufinden, als für die ungefähre Gleichartigkeit aller zusammen einen allgemeinen Namen zu schaffen. Sah man nur auf die wirkliche Gliederung, so kam man nicht über die alten ethnographischen oder Stammes-Bezeichnungen hinüber, die ja in der Hauptsache sich mit den Grenzen der größeren linguistischen Gruppen deckten.

Für uns aber besagt der Name Althochdeutsch, daß wir von dem freieren Standpunkte der Spätzeit jene zufällige Ver-

wirrung von damals, wie es mit allen geschichtlichen Bildungen zu gehen pflegt, in ihre innerlich vorhandene, äußerlich durch den Zufall des Tages überdeckte naturwüchsige Ordnung zu bringen vermögen. Denn sobald nur überhaupt die Sprachquellen reichlicher fließen, läßt sich trotz aller Divergenzen im Einzelnen doch ein gewisser Gesammttypus einer großen Anzahl aller deutschen Mundarten nicht verkennen, der zwar nichts von dem in sich trägt, was wir heute unter einer einheitlichen Sprache verstehen, weil er jedem einzelnen Theile noch seinen vollen Spielraum individualer Bewegung läßt, aber doch von einer gemeinsamen elementaren Grundlage aus nach einem unbewußten Ziele hin strebt. Die Gemeinsamkeit des Typus hebt sich am schärfsten heraus, wenn daneben ein anderer, zwar verwandter, aber doch in sich selbst wieder eigenartiger gestellt werden kann. So hier neben dem Althochdeutschen das Altsächsische, eine Bezeichnung, die zuerst auch von Jacob Grimm in die wissenschaftliche Terminologie eingeführt wurde, wofür aber gegenwärtig und nicht unberechtigt der Ausdruck „Altniederdeutsch" der ja vollständig mit „Althochdeutsch" correspondirt vorgezogen wird.

Die locale Färbung, die beide Terminologien zur Basis haben, hoch und nieder, entspricht der Sache vollkommen, wenn auch nicht in dem pedantisch strieten Sinne, daß das ganze damalige deutsche Tiefland und nichts weiter dem Altniederdeutsch, das ganze deutsche Stufen- und eigentliche Hochland dem Althochdeutsch zufiele. Die Scheidung ist, wie schon bemerkt, zunächst eine ethnographische und insofern diese mit der topischen zusammenfällt, ist die letztere zugleich die Basis der linguistischen.

Ein bloßer Zufall ist hier bei dieser topischen Zweitheilung des deutschen linguistischen Gesammtgebietes auch in dem Sinne

ausgeschlossen, daß eben nur die Ansiedelung der Sachsen, der Friesen u. s. w. im Tiefland, der Baiern, Alemannen u. s. w. im Hochland auch die linguistischen Gruppen hierher oder dorthin gestellt hätte. Selbst wenn man die Einflüsse des Ortes auf das Organ noch so hoch anschlagen will — in der That giebt es aber bis jetzt nur Vermuthungen darüber und keine irgend wie stichhaltige Beweisführung für eine solche dem zufälligen Geschmack unserer Zeit zusagende Vorstellung — wäre damit der eigentliche Kern des Unterschiedes nicht getroffen. Dieser ist in einer viel tieferen Bodenschicht zu suchen. Daß sich die seit einer unvordenklichen d. h. mit Hilfe unserer geschichtlichen Kenntniß nicht mehr zu bestimmenden Epoche bestehenden Differenzen zwischen der hoch- und niederdeutschen Gruppe im 8. und 9. Jahrh. so handgreiflich fassen lassen, um darauf eine Zweigliederung des ganzen eigentlich deutschen Sprachzweiges zu gründen, ist das Resultat der inneren Geschichte der deutschen Stämme hauptsächlich seit dem welthistorischen Eingreifen der Franken. So weit der fränkische Einfluß reichte, so weit die christlich-romanischen Elemente, oder wie man sie sonst bezeichnen will, das deutsche Land, das deutsche Volk und mittelbar also die deutsche Sprache zu berühren und, widerwillig oder freiwillig, tiefer gehend oder mehr nur die Oberfläche streifend, umzuwandeln vermochten, — und die Grenze dieser von den Franken ausgehenden Strömung fällt genau zusammen mit der ethnographischen zwischen den beiden Hälften Deutschlands, — ist auch die Sprache hüben und drüben in eine andere Richtung getrieben worden.

Daher stellten sich von da ab sämmtliche in diesem Sinne hochdeutsche Mundarten, ohne ihre Individualitäten aufzugeben, doch immer näher an einander oder rückten immer weiter von den niederdeutschen ab. In diese schon gegebenen Zustände fällt

die Schöpfung der deutschen Literatur zur Zeit Karls d. Großen. Nicht weil der Schöpfer ein Franke war, oder die, die zuerst seine Intentionen verwirklichten, dem fränkischen Volke angehörten, erhielt diese Literatur sofort einen hochdeutschen Typus oder wurde die althochdeutsche, wenn man sie nach ihrer einheitlichen Grundlage in der Tiefe bezeichnen will. Sondern weil nur innerhalb dieser schon herausgebildeten ethnographisch-linguistischen Grenze der Boden für eine Literatur überhaupt vorbereitet war und man in dem Sachsen- und Friesenlande der Zeit Karls des Großen gar nicht an den Versuch dazu anders, als um ein anderwärts gegebenes Beispiel äußerlich nachzuahmen, denken konnte. Solche Versuche sind begreiflich öfter gemacht worden und die altsächsische poetische Evangelienharmonie, der schon erwähnte sog. Heliand, ist der großartigste, freilich auch fast der einzige davon erhaltene. Aber der erste Blick zeigt, daß, so hoch man immer sein poetisches Verdienst rechnen will, hiermit ein Weg eingeschlagen war, der nach einem andern Ziele hinführen mußte, als das was Karl für die deutsche Literatur im Auge hatte und was nach ihm von Otfrid wirklich erreicht wurde. Wäre es denkbar gewesen, daß an den Heliand eine ähnlich reich entwickelte Literatur hätte anschießen können, wie an die mit ihm in jeder Art so nahe verwandte Dichtung der Angelsachsen, so würde die sprachliche Individualität des Altniederdeutschen, zunächst in seiner altsächsischen Specialisirung, sich vollkommen ebenbürtig, aber eben darum noch selbstwüchsiger und weiter abstehend neben die des Althochdeutschen gestellt haben. So aber blieb es bei erfolglosen Ansätzen: der sächsische Volksgeist ließ es sich gefallen ins Schlepptau der fränkisch-deutschen Culturbewegung genommen zu werden. Sein Selbstständigkeitsbewußtsein reichte nur so weit, diese ihm fremdartigen Einflüsse nach

Kräften zurückzustauen, nicht aber sie sich ganz ferne zu halten, noch weniger sich durch eine positive That davon zu emancipiren.

Eben deshalb deckt sich der Begriff des Althochdeutschen factisch mit dem der ältesten deutschen Schrift- oder Literatursprache. Denn das Sächsische, wenn es auch im 9. und den folgenden Jahrhunderten hie und da einmal zum schriftlichen, ja zum eigentlich literarischen Gebrauch diente, nicht bloß für das nächste praktische Bedürfniß, das diesem oder jenem Schreibkundigen die Feder in die Hand gab, ist doch keine Schrift- oder Literatursprache geworden: das Friesische ist für unsere Augen in dieser Zeit mit undurchdringlichem Dunkel verhüllt, wieder nicht zufällig, denn was die sächsische Eigenart unfähig machte eine Schriftsprache zu schaffen, lastete auf diesem äußersten Norden Niederdeutschlands mit doppelter und dreifacher Schwere.

Der gemeinsame Typus des Althochdeutschen sondert sich nur an einer Stelle nicht so schroff von dem Altniederdeutschen ab. Es ist da, wo die Natur, das Blut und die Geschichte es unmöglich machten, nämlich am Niederrhein und dem von ihm beherrschten Tiefland, soweit es von Leuten fränkischen Stammes bewohnt wurde. Nur dürftige Sprachdenkmäler bietet uns die älteste Periode unserer Literatur, die man mit relativer Sicherheit diesem Boden zuweisen und als Spiegel seiner Mundart gelten lassen kann. In ihnen ist eine gewisse Doppelnatur unverkennbar. Einmal geht durch sie und zwar in allem dem, was man innerlichere oder beseeltere Elemente der Sprache im Gegensatz zu ihrer körperlichen oder äußerlichen Hülle nennen könnte, der gemeinsam fränkische Zug. Insofern also der fränkische Separattypus doch recht eigentlich in der Mitte des Althochdeutschen steht, sind sie althochdeutsch.

Aber jene andern Bestandtheile fesseln sie an ihren niederdeutschen Heimathsboden und geben ihnen, namentlich wenn man sie, wie häufig geschieht, allein verwerthet, einen ebenso entschieden alt niederdeutschen Stempel, stellen sie somit in nächste Zugehörigkeit zu dem Altsächsischen, womit ja auch die geographische Vertheilung der beiden Stämme harmonirt. Mag man sie nun, wenn es durchaus um stricte Nomenclatur zu thun sein soll, hier oder dort unterbringen, der inneren Begründung der sprachgeschichtlichen Zweitheilung in Althoch und Altniederdeutsch wird durch eine solche Lücke der Boden nicht entzogen.

Auf diese Art fällt für uns, wenn wir den Terminus Althochdeutsch ins Lateinische rückübersetzen wollen, jenes theotiscus thatsächlich damit zusammen, nur daß wir es dann nicht mehr in dem vagen Sinne des 8. und 9. Jahrh. gebrauchen.

Aber zwischen der Entdeckung, die das Auge der Gelehrten oder Gebildeten der Zeit gemacht hatte, bis zu ihrem Durchdringen in der Praxis der Sprache lag noch eine weite Kluft. Man konnte immerhin wissen, daß das Einheitsband der deutschen Sprache schon den Römern und den Fremden überhaupt nicht verborgen geblieben sei, man konnte selbst in jener dilettantischen oder naiven Betrachtungsweise, die die Zeit überall in linguistischen Dingen kund giebt, z. B. in ihren Versuchen lateinischer Etymologie, sich durch diese oder jene Zufälligkeiten eine Art von thatsächlichem Beweis dieser Sprachgemeinsamkeit herstellen: damit aber ging man noch keinen Schritt über den bisherigen Zustand hinüber in einen andern, wo die deutsche Spracheinheit eine reale und in jeder Form der Darstellung sichtbare Macht war. Denn nach Otfrid wie vor ihm beherrschte die Mundart des Schriftstellers die ganze äußere Form seiner Darstellung, seine Orthographie, seine grammatischen und syntaktischen Wendungen, seinen Wortvorrath.

Daß durch die steigende Verbreitung des Schriftstellerns, Abschreibens und Lesens in deutscher Sprache mehr und mehr aus einer Mundart in die andere, in den meisten Fällen unbemerkt für den gebenden und empfangenden Theil, floß, ist unverkennbar, aber es war ein langsamer und unsicherer Weg, der auch unter Umständen sogar der Sprache im Ganzen hätte schädlich werden können. Denn sie kam dadurch von ihrer natürlichen Wurzel im lebenden Volksmunde wenn auch unmerklich immer weiter ab: sie gerieth so zu sagen in ein Vacuum, wo es gar keinen Boden zum Ausruhen und zum Wiedersammeln der verwendeten Kräfte gab. Sie wurde dadurch eine bloße Schreibersprache, noch ehe sie so recht Schriftsprache und lange ehe sie einheitliche Schriftsprache einer ganzen weite und tiefe Volksmassen beherrschenden ächten Nationalliteratur geworden sein konnte. Denn dazu hatte doch selbst ein Otfrid, so hoch man auch sein Verdienst anschlagen mag, wie es in unserer Darstellung gewiß geschehen ist, nur einen schüchternen Anlauf genommen.

Einige dieser bedenklichen Consequenzen sind wirklich eingetreten; daß sie nicht in dem möglichen Umfang eintreten konnten, dafür sorgte eine Reihe von andern Factoren der zeitgeschichtlichen Entwickelung, die mit der Sprache nicht unmittelbar zusammenhingen, aber sehr unmittelbar auf sie und gerade in der ihr förderlichen Richtung wirkten.

Karl der Große hatte alle deutschen Stämme zuerst zu einer wirklichen Staatseinheit gebracht und auch darin die Aufgabe seines Hauses oder die schon von den Gründern des älteren fränkischen Königthums geahnte Mission seines fränkischen Volkes vollendet. Das moralische Uebergewicht des eigentlichen herrschenden Volkes, der Franken, bestand trotz der Rechtsgleichheit Aller fort. Sie stellte zwar den mit Ge-

walt des Schwertes unterworfenen Sachsen so gut wie den in alter Treue ergebenen Thüringer oder Hessen vor Gericht und im Staate, überhaupt jeden Unterthan des Reiches auf gleiche Stufe mit seinen Standesgenossen fränkischer Herkunft. Aber wie es eine Ehre für die Unterworfenen schien, wenn sie unter dem deckenden Schilde des fränkischen Namens ihre eigene nicht immer an erfreulichen Erinnerungen reiche Stammesbesonderheit wenigstens den andern, den auswärtigen gegenüber verbergen konnten, so behielt auch thatsächlich das Volk, dem das Herrscherhaus angehörte, eine bevorzugte Stellung, die ihm trotz allem Neide der andern und trotz dem dadurch immer wieder von neuem angefachten traditionellen Stammeshasse nicht mehr genommen werden konnte, seitdem durch Karl die particularistischen Mächte fürs Erste wenigstens gründlich niedergeworfen waren. Karls Nachfolger mußten ihrer eigenen Unfähigkeit, die keinen von ihnen so weit über den andern erhob, daß er allein den Platz des Ahnherrn an der Spitze des einheitlichen Reiches ausfüllen konnte, das Opfer einer Theilung des Ganzen nach der Zahl der herkömmlich oder im Sinne des Privatrechtes Erbberechtigten bringen. Gewiß haben jene nationalen Sympathien und Antipathien, die zwischen Romanen und Deutschen, zwischen den einzelnen Gruppen beider untereinander im gewöhnlichen Leben unaustilgbar bestanden und sich sonst überall fühlbar machten, auf die Idee der Reichstheilung selbst gar keinen, auf die Principien, nach denen sie nicht bloß einmal, sondern in zufällig veranlaßter Wiederholung ungefähr ein Dutzendmal innerhalb des 9. Jahrh. ausgeführt wurde, nur einen sehr bedingten Einfluß geübt. Aber das Ergebniß derselben, vom Standpunkt unserer heutigen Betrachtungsweise angesehen, kam doch der Verstärkung aller einheitlichen Tendenzen im deutschen Volksdasein sehr zu gute.

Schließlich waren fast alle diejenigen Theile des fränkischen Volkes, welche sich unvermischt oder nur wenig gemischt mit den Romanen ihre deutsche Sprache erhalten hatten, mit den übrigen deutschen Stämmen zu einem politischen Ganzen verbunden und von ihrem Zusammenhange mit den romanisirten Theilen ihres eigenen Volkes gelöst. Die deutsche Sprachgrenze erhielt so nach Westen hin an der politischen Grenze, die freilich auch fürs Erste bis zu dem großen Begründer der sächsischen Dynastie öfters in Frage gestellt wurde, einen Halt, der ihr vorher fehlte. Daß beide Grenzen, die politische und die sprachliche im Einzelnen vielfach einander durchkreuzten, ist auf den ersten Blick zu ersehen und erklärt sich leicht aus dem oben Gesagten: bei dem Markten über den Zug der Grenzlinie entschieden alle möglichen anderen Beweggründe, aber daß irgend welche Rücksicht auf die Sprache der in Betracht kommenden Oertlichkeiten genommen worden sei, davon ist keine Spur wahrzunehmen. Den Menschen dieser Zeit mußte das ungefähre Zusammenfallen beider Grenzlinien ein reiner Zufall erscheinen, denn daß die entscheidenden Persönlichkeiten hüben und drüben, je nachdem sie in Sitte und Art mehr deutsch oder mehr romanisch gefärbt waren, doch immer unter dem instinctiven Druck dieses Moments die Situation behandelten, blieb ihnen selbst verborgen.

Für die deutsche Sprache wurde nach dieser Seite hin, der gefährdetsten wenn auch äußerlich nicht der bedrohtesten überhaupt, mit der neuen Reichsgrenze ein gewisser Schutz gegen das directe und leibliche Vordringen fremder Elemente gegeben, der sich im Wesentlichen bis heute als genügend ausgewiesen hat. Denn die deutsche Sprachgrenze von heute fällt fast überall noch mit der von damals zusammen. Die Aenderungen, die sie erlitten hat, sind ausnahmlos dem romanischen

Elemente zu gute gekommen, aber sie sind nicht beträchtlich. Das Romanische hat da, wo die deutsche Sprache über den allmählich befestigten und bis ins 16. Jahrh. erhaltenen politischen Grenzzug zwischen dem Osten und Westen des alten Frankenreiches hinüberreichte, einige Eroberungen gemacht, überall das Deutsche wenigstens in jene subordinirte Stellung wieder zurück geworfen, in der es sich vor den Karolingern und vor seiner Erhebung zu einer Schriftsprache gegenüber der damaligen romanischen Schriftsprache, dem gebildeten und dem Vulgärlatein befand.

In diesem Sinne konnte der erste König der Franken, welcher bloß den Osttheil des Gesammtreichs beherrschte, Karls Enkel Ludwig, zwar nicht von seinen unmittelbaren Zeitgenossen, aber sehr bald nachher Germanicus „der Deutsche" genannt werden. Er selbst aber durfte sich ebenso richtig König der östlichen Franken, wie König der Franken, Schwaben, Baiern, Thüringer, Sachsen heißen. In dem ersten Titel ist mit einer Kürze, die damals keinen Anstoß gab, der Kern oder der Grundstoff dieses politischen Organismus bezeichnet. Für die Sprache desselben war der Name Deutsch wenigstens in lateinischen Schriften, wie sich gezeigt hat, schon im allgemeinen Gebrauch, aber für das nationale oder politische Gemeinwesen konnte er noch nicht verwendet werden, da trat der andere aushelfend ein. Mit dem zweiten weitläufigeren Titel ist sowohl dem geschichtlichen Herkommen wie der naiven Empfindung des Volkes Genüge gethan. Die trennenden und vereinigenden Mächte unserer Volksgeschichte halten sich somit ungefähr die Wage, aber es war doch schon ein gewaltiger Fortschritt gegen hundert Jahre früher, wo die ersteren allein walteten.

Die bedingte Präponderanz des Frankenthums so wie sein

bedingtes Zusammenfallen mit dem Begriffe Deutsch, hat denn auch auf die Sprache sich übertragen. Der Vorzug der Franken beruhte nicht bloß darauf, daß fränkisches Blut in den Adern der Herrscher über alle deutschen Völkerschaften floß, daß diese nach fränkischem Rechte ihre Familien- und Eigenthumsverhältnisse ordneten, daß sie sich Franken nannten. Der fränkische Theil Deutschlands war seit der Trennung des Ostens vom Westen genau in die bevorzugte Stellung für den deutschen Osten gerückt, die einst das Kernland des vorkarolingischen Gesammtreiches, die romanische Landschaft um Paris, für das ganze Reich behauptet hatte.

## Viertes Capitel.

### Die Althochdeutsche Sprachentwickelung nach Karl dem Großen.

Schon Karl der Große, der sein vielbewegtes Leben vielleicht in den Rheinlanden begonnen, jedenfalls aber die Mehrzahl seiner Tage dort verbracht hat, förderte diese seine eigentliche Heimath in der Entwickelung der hier so günstig vereinten Vorbedingungen zu einer materiellen Suprematie vor allen andern Landschaften Deutschlands, direct und indirect auf das mächtigste. Nach der Theilung des Reichs fiel sie ihr von selbst zu. Wenn auch die deutschen Karolinger wie ihre Vorfahren je nach den Bedürfnissen und Neigungen des Augenblicks bald hier bald dort ihre Residenz aufschlugen, so änderte dies nichts an dem rheinfränkischen Typus ihres Hauses, ihres Hofes, ihrer Umgebung und damit auch des ganzen höheren

Staatswesens. Ludwig der Deutsche durfte auch in dem bairischen Regensburg, wo er so oft und so lange verweilte, sich mit Fug und Recht einen ostfränkischen König nennen.

Was der Sprache aus solchen Verhältnissen zufloß, ist leicht zu errathen, aber schwer in dem dürftigen urkundlichen Niederschlag davon zu erweisen. Daß sich eine fränkische Hof und Staatssprache gebildet habe, ist jedenfalls ein schiefer Ausdruck, wenn man sich darunter das vorstellt, was man nach heutiger deutscher Wortbedeutung muß. Aber sicher ist, daß sich nicht die zufällige Mundart von Speier, Worms, Mainz, Ingelheim, Coblenz, Aachen allein in diesen hochvornehmen Kreisen vordrängen konnte. Es mußte sich von selbst hier ein gewisser mittlerer Durchschnitt auf rheinfränkischer Grundlage herausschälen, der im Munde des einzelnen Mannes immerhin noch seinen Zusatz von Localfarbe trug, aber doch so daß die Grundfarbe dadurch wie durch eine Lasur hindurchsah. So etwas zeigt das deutsche Formular der Straßburger Eidschwüre von 842, wo Ludwig und sein Bruder Karl — dieser ebenso in der fränkischen Sprache herangewachsen, wie sein älterer Stiefbruder, obgleich daneben auch wie jener der romanischen völlig mächtig — beide wie aus einem Munde deutsch sprechen. Es würde vergebene Mühe sein, wollte man die Localmundart daraus hervorklauben. Fränkisch, Rheinfränkisch ist es, das hört man leicht den durch das Ohr und die Hand eines oder mehrerer offenbar nichtdeutscher Schreiber hindurchgegangenen Lauten an. Und insofern wäre hier ein Stück der Hofsprache, aber ein solches, das wahrscheinlich nur bei derartigen hochofficiellen Veranlassungen zum Vorschein kam, nicht aber im täglichen und ungenirten Verkehr des Hofes oder in den Staats- und Rechtsverhandlungen, in denen die deutsche Sprache selbstverständlich allein gebraucht wurde, wenn man

auch nach wie vor alle Protocolle und urkundlichen Actenstücke nur lateinisch abfaßte.

Die Vereinigung aller deutschen Stämme unter einem Scepter hatte schon zu Karls Zeit eine Menge von Menschen aller Stämme dauernd oder vorübergehend in alle möglichen engsten Verkehrsbeziehungen zu einander gebracht, die von selbst eine gewisse Ausgleichung der mundartlichen Besonderheiten der Einzelnen, ganzer Familien und Geschlechter mit sich führte. Die Wirkung ging begreiflich nach beiden Seiten hin: auch die Mundart des Ortes oder der Landschaft, wo die Fremden heimisch wurden, bequemte sich in etwas dem neuen Idiom an, wie dieses ihr noch größere Concessionen machen mußte. Trifft diese Art von Durcheinanderwürfelung der Stämme insbesondere die höheren in der Gesellschaft oder im Staate tonangebenden Schichten, die Kirche, die Beamtenwelt, die unzähligen Angehörigen des königlichen Krongutes und die in seiner Verwaltung Beschäftigten, so schafften die massenhaften Verpflanzungen bäuerlicher Colonen, die Karl systematisch als eine politische und zugleich eine nationalöconomische Grundmaxime betrieb, auch in den elementaren Schichten des Volks etwas annähernd Aehnliches. Es gab bald keinen Theil des ganzen weitläufigen Reiches, worin nicht der zähe Kern der einheimischen Bevölkerung durch solche künstlich eingesprengte Bruchstücke anders redender Menschen durchsetzt worden wäre. Karls Nachfolger vermochten auch hierin nicht der weltumfassenden Intelligenz und Willensstärke ihres Ahnherrn es gleichzuthun, doch im Einzelnen und Kleinen geschah noch manches in seinem Sinne, zunächst nur mehr im reinwirthschaftlichen Interesse und selten von höheren staatsmännischen Gesichtspunkten aus, die er so genial mit jenem völlig zu verschmelzen verstand. Aber in dem Osttheil des Frankenreichs veranlaßte die Beschränkung

seines Umfangs ganz von selbst noch eine nachhaltigere und eindringendere Vermischung der hier allein vertretenen deutschen Elemente, als bei der alten dreimal so großen Ausdehnung des fränkischen Reichsgebietes denkbar war. Damals ergoß sich eine Masse deutschen Blutes aller Stämme auch in die romanischen Theile, nach Gallien und selbst nach Italien, wo es doch für die deutsche Zukunft verloren ging. Jetzt stockte der Strom an der Grenze gegen die oft feindlichen, jedenfalls immer fremdartiger sich abschließenden ehemaligen Reichsglieder, aber nur um sich auf deutschem Boden desto lebhafter durch- und gegeneinander zu bewegen.

Diese fruchtbaren Keime einer Ausgleichung oder Angleichung der harten Gegensätze in der lebendigen Erscheinung der deutschen Sprache als Mundart des Einzelnen hätten aber doch einer andern Gunst des Geschickes bedurft, als ihnen zunächst zu Theil wurde, wenn sie sich rasch zu dem lebenskräftigen Gewächs einer wirklichen deutschen Einheitssprache entwickeln und der gelehrten Abstraction einer lingua theotisca eine thatsächliche Gestalt geben sollten.

Die erste Bedingung dazu schien sich durch Otfrid erfüllen zu wollen. Er hatte ein Werk geschaffen, das nach beiden Seiten hin, als literarisches Kunstproduct und als volksthümliche Verarbeitung des höchsten idealen Bildungsstoffes der Zeit, so vollkommen, wie es damals nur irgend geschehen konnte, die Brücke zwischen dem Leben und der Wissenschaft, zwischen der Volkssprache und der Literatur schlug. Aber statt daß sein Beispiel, wie man hätte erwarten sollen, gezündet, daß nun überall Aehnliches versucht und im Vorwärtsstreben der Meister bald überholt worden wäre, steht er einsam, wie ohne eigentliche Vorgänger, so noch mehr ohne Nachfolger da. Hatte er zuerst den genialen Gedanken Karls verwirklicht und den Franken

oder den Deutschen überhaupt eine Kunst-Schöpfung dargebracht, die sich nicht nach den überbescheidenen Geleitsworten, mit denen er sie hinaus zu Freunden und Gönnern sandte, wohl aber nach seiner eigenen Intention und gewiß auch nach seinem eigenen Selbstgefühl neben die verehrten Muster kirchlich poetischer Classicität stellen durfte, so hätte noch die Zeit Karls sein müssen, um eine solche Leistung nach ihrem ganzen Werthe zu verstehen.

Aber mit Karl war auch jene warme und energische Liebe für die deutsche Sprache auf dem Throne des Frankenreichs erstorben. Es war ja etwas ganz Anderes, daß die Könige deutsch sprachen und daß das Deutsche in fester Stellung am Hofe und in den Geschäften des Staates eher noch Fortschritte als Rückschritte machte. Keiner der Nachfolger Karls hat ein Verständniß für das worauf es hier ankommt, für die Erhebung seiner Muttersprache zur Sprache einer dem Lateinischen ebenbürtigen Literatur, irgend wie bethätigt. Denn daß eine gemüthliche, aber alles Beweises baare Vermuthung Schmellers Ludwig, den Enkel Karls — doch eigentlich nur weil er, wie schon erwähnt, Germanicus benannt wurde, aber in einem Sinne, der mit patriotisch-sprachlichen Tendenzen absolut nichts zu schaffen hat — die Trümmer des Muspilli eigenhändig an den Rand seines Gebetbuches aufzeichnen läßt, daß Otfrid ihm, seinem Landesherrn und königlichen Schirmvogt seines Klosters sein Evangelienbuch widmete, ist das Einzige, was wir von seinem Interesse für die zarte Pflanze der deutschen Literatur wissen oder vermuthen. Und in Otfrids Dedication ist es nur der fromme sieghafte König, der auch einmal in deutschen Versen angesungen wird, da ja die Hofdichtung nach wie vor noch im Ueberschwang lateinische zu diesem Behufe producirte. Dagegen ist ausdrücklich bekannt, daß schon vorher

Karls eigener Sohn, Ludwig der Fromme, ziemlich in allem, was zum Heile seines Volkes und Reiches und zu seinen eigenen gedient hätte, das volle Widerspiel seines Vaters, die heidnischen oder in deutscher Sprache verfaßten, — das lateinische gentilia carmina, womit sie sein Biograph bezeichnet, läßt beide Deutungen zu, deutsch waren sie aber jedenfalls — die er in seiner Jugend auf Geheiß seines Vaters hatte auswendig lernen müssen, später als Mann und Kaiser verachtete und so viel an ihm war auch Andere von der Befleckung durch eine dem Seelenheil so gefährliche Materie zurückzuhalten suchte.

Von den Nachkommen Karls auf dem westfränkischen Throne konnte man nicht erwarten, daß sie dem Vorbild ihrer großen Ahnen als Beschützer der deutschen Sprache und Literatur treu bleiben sollten. In ihren fast ganz romanischen Ländern trat das Deutsche von selbst nicht bloß vor dem Lateinischen, sondern auch vor den romanischen Volksmundarten zurück. Zwar erlosch es nicht sofort als Hof und höhere Gesellschaftssprache, wie es ja noch Karl der Kahle als seine eigentliche Muttersprache gebrauchte. Deutsche Bücher wurden auch in den westfränkischen Klöstern gelesen und abgeschrieben. Auf westfränkischem, allerdings von deutsch sprechenden Franken bewohntem Boden, hart an der romanischen Sprachgrenze entstand noch 881 oder 82 das sog. Ludwigslied, die Feier des Sieges der Westfranken und ihres Königs Ludwig III. über die Nordmannen, in Sprachformen die gewiß nicht dem Volksmunde der Gegend angehören, aber darthun, daß das Deutsch, worin einst Karl der Kahle in Straßburg vor dem deutschen Heere sein Treugelöbniß gegen seinen Bruder geleistet hatte, noch am königlichen Hofe verstanden wurde. Aber dies alles konnte doch die Thatsache nicht verändern, daß hier im Westen das

Romanische zur alleinigen Volkes-, und bald auch wenigstens zu einer Art von Gleichberechtigung als Schriftsprache mit dem Lateinischen berufen war.

Die sonst so herrlichen Ludolfinger, das sächsische Herrscherhaus das die stockende Kraft der Nation und ihres Staates zu großartigem Leben wieder flüssig machte, haben für die Pflege der deutschen Sprache nichts gethan. In allen andern Dingen stellt sich die Heldengröße Otto I. neben Karl, hierin aber hat er auch nicht einen Zug von seinem Vorbild. Daß auf ein bedeutsames Ereigniß seines Lebens, seine Aussöhnung mit seinem zweitgebornen Bruder Heinrich, ein deutscher Geistlicher ein noch dazu nur halb deutsches Lied gedichtet und vielleicht in schriftlicher Aufzeichnung überreicht hat, ist alles, was wir von des großen Kaisers Beziehungen zur deutschen Literatur wissen. Sonst nur, daß man seiner Sprache die sächsische Mundart doch etwas, wenn auch nicht stark, anhörte (leniter saxonizans) — immerhin eine Art von Zeugniß dafür, wie stark schon die ausgleichenden Einflüsse in der lebenden Sprache der Zeit namentlich in den höchsten Schichten der Gesellschaft auf die Beseitigung der herbsten mundartlichen Eigenthümlichkeiten gewirkt haben. — Auch noch, daß sein gewöhnlicher Gruß das romanische bon man. guten Morgen, gewesen, was er nicht erst von seiner zweiten Gemahlin, der Burgundischen Adelheid, zu lernen brauchte, obgleich durch diese eine Menge von Landsleuten geistlichen und weltlichen Standes und damit auch eine nur heute nicht mehr recht zu ermessende Fluth romanischer Sitte und Lebensgewohnheit in den kaiserlichen Hof einströmte. Sohn und Enkel, der erste der Gemahl, der andere der Sohn der byzantinischen Theophano, sind in ihrem Wesen kaum mehr recht deutsch zu nennen. Ein seltsames Gemisch byzantinisch italienischer Renaissance der antiken, jetzt

nicht einmal bloß lateinischen, sondern auch griechischen Classicität erfüllt die ganze Atmosphäre um sie. Gelehrte Frauen in Ueberfluß, auch gelehrte Männer zahlreicher als seit Karls Tagen je einmal pflegen das exotische Gewächs einer völlig von dem Leben und dem Verständniß des deutschen Volk abgesperrten Kunst, einer Gelehrsamkeit, die, subtiler und weitschichtiger wie die der Karolingischen Periode, doch ebendeshalb noch viel weniger in dem Boden des damaligen Deutschlands Wurzel schlagen konnte, einer Literatur, die an geschnörkelter Unwahrheit der Form kaum jemals überboten worden ist, die, wenn es nur nicht gar zu mühselig zu machen gewesen wäre, das griechische als das Exquisitere und Sublimere gerne an die Stelle des allbekannten und trivialen Lateinischen gesetzt hätte. Es läßt sich begreifen, mit welchen Augen diese Art Leute auf das Deutsche, die rohe Barbarensprache, gesehen haben mögen. Der letzte der Sachsen, ein braver und tapferer Mann, wie alle mit einander, Heinrich II., den die Kirche den Heiligen heißt, hat wenigstens das von ihm freilich nicht erstrebte Verdienst für die deutsche Sprache, daß er durch die Gründung und Pflege seines Bamberger Bisthums der Verbreitung der deutschen Sprache am obern Main und bis über das Fichtelgebirge großen Vorschub geleistet hat. Denn die Mission unter den noch tief im Heidenthum steckenden Slaven dieser Landschaften gestaltete sich von selbst zu einer Mission für die Verbreitung der deutschen Sprache. Insofern dürften auch die beiden ersten Sachsen, namentlich Otto der Große, unter die Beförderer unserer nationalen Sprache gezählt werden. Ihre großartige Heldenkraft hat die deutsche Ostgrenze in ihrem ganzen langen Lauf vor dem noch immer nicht, trotz der Siege und der Markengründung Karls, ganz zurückgewiesenen Andrang der Slaven nicht bloß definitiv in ihrem

damaligen Zuge sicher gestellt. Sie haben auch durch die Erneuerung und Erweiterung der karolingischen Marken, Otto I. noch besonders durch die Gründung des Erzstiftes Magdeburg, der Stifter Zeitz Naumburg, Merseburg und Meißen der Mission der deutschen Sprache für die Rückeroberung der Osthälfte ihres ehemaligen Gebietes Stützpunkte von dauernder Kraft geschaffen, aber gewiß ohne daß sie diese Idee in die ebenso frommen als staatsklugen Combinationen mit aufnahmen, welche sie bei diesen kirchlichen Großthaten leiteten. Was für die Sachsen gilt, trifft auch ihre Nachfolger, das ihnen an Heldenhaftigkeit und Berufstreue gleiche, an Intelligenz und Wucht des Charakters überlegene sog. Salische Kaiserhaus. Auch hier welche Reihe glänzender Namen, aber von keinem von ihnen weiß man irgend etwas anzuführen, was ihn als Gönner und Förderer der deutschen Literatur bezeichnete. Und doch war Heinrich III. wenigstens dem literarischen Interesse im Sinne seiner Hofgelehrsamkeit und höfischen Kunst nicht abhold, wie schon sein Verhältniß zu ihrem glänzendsten Vertreter Wippo zeigt und Heinrich IV. ein hoch gebildeter Mann. Nur von den Frauen ist ein und der andere Zug überliefert, aus dem sich abnehmen läßt, daß sie auch deutsche Bücher lasen, doch fragt sich dabei immer, ob bloß deshalb weil sie sie für die Zwecke der frommen Erbauung benutzen wollten, obgleich sie deutsch waren, oder weil sie es waren. Denn um Erbauung handelte es sich hoffentlich, wenn die Kaiserin Gisela, Conrads Gemahlin, eine kostbare Handschrift von Notkers deutscher Psalmenparaphrase aus St. Gallen entlieh, um sie nicht wiederzugeben, oder wenn die Kaiserin Agnes, Heinrich III. Gemahlin, den Abt Williram den Verfasser einer deutschen Paraphrase des damals namentlich in den hochvornehmen Frauenkreisen so überaus beliebten Hohenliedes

ehrte und begünstigte. Williram ist übrigens nur in diesem einen verhältnißmäßig unbedeutenden Producte als deutscher Schriftsteller und da auch nur als halbdeutscher aufgetreten. Denn die Hälfte davon besteht aus lateinischen Worten und Phrasen. Sonst ist er ein äußerst fruchtbarer theologischer Scribent in der noch immer oder jetzt wieder ausschließlich vornehmen und courfähigen Sprache der Kirche. Und doch wie damals die Verhältnisse lagen, mußte es die Person des Kaisers und konnte es keine andere sein, die zwischen der deutschen Literatur in den Händen der Schriftsteller geistlichen Standes und zwischen dem Volke oder zunächst zwischen den höheren Schichten der weltlichen Gesellschaft vermittelte. Nur die Initiative der höchsten Person im Reiche hätte die Gleichgültigkeit oder Abneigung der vornehmen weltlichen Kreise besiegen und sie, deren ideale Interessen in dem harten und lärmenden Getriebe der damaligen Zeit ohnehin sehr zurückgedrängt wurden, zu einer gewissen Theilnahme dafür zu erziehen oder zu bestimmen vermocht.

So wie sich die deutsche Literatur nach Otfrid gestaltete, begreift man wohl, daß die wetterharten Krieger und geriebenen Politiker dieser Zeit keinen Geschmack daran finden konnten. Fast nur auf dasselbe Publicum beschränkt, dem ihre productiven Kräfte angehörten, auf den geistlichen Stand und auch hier weder in der aristokratischen Höhe, wo mächtige Kirchenfürsten allen weltlichen Rivalen voran die Zügel des Reichs und der großen Politik in der Hand hielten, noch in der volksthümlichen Niederung, wo der deutsche Pfarrer mit seiner deutschen Gemeinde verkehrte, heimathberechtigt, blieb sie das, was sie zuerst gewesen war aber nicht so lange hätte bleiben dürfen, ein Hilfsmittel der kirchlichen Erbauung, der kirchlichen Einwirkung auf das Volk, oder der kirchlichen Un-

terrichtsanstalten, immer aber eine dienende Magd und nicht eine gleichberechtigte Genossin des Lateinischen. Selbst die riesenhafte Thätigkeit eines Notker verdiente ihm wohl bei seinen dankbaren Schülern und bei der Nachwelt den Ehrennamen des Deutschen — teutonicus, wie man in damals modernem Geschmack den alten Stammnamen zur Variation des theotiscus oder des noch älteren Germanicus verwandte — aber die Resultate davon kamen der eigentlichen Hauptaufgabe, um die es sich für die deutsche Sprache handelte, nur in bedingter Weise zu Statten. Daß er nicht über das bescheidene Verdienst eines Uebersetzers oder Erläuterers fremder Originale hinausging, bezeichnet einen viel eingeschränkteren Gesichtskreis als er zweihundert Jahre nach Karls d. Gr. Tode hätte maßgebend sein dürfen. Fühlte Notker dabei die Schranken seines Vermögens und respectirte er sie, so gereicht dies seinem Character zur Ehre, die Sprache aber durfte andere Anforderungen an die bedeutendste schriftstellerische Kraft dieser Zeit erheben. Auf den ersten Blick imponirt uns Späteren, fast noch mehr wie den Zeitgenossen, schon allein der weite Spielraum des Wissens, in welchem sich diese Thätigkeit bewegt, mit seiner fast überwältigenden Mannigfaltigkeit der Form und des Inhalts in den ins Deutsche gebrachten Originalen. Denn das von seiner eigenen Hand gegebene, durchaus authentische Verzeichniß: Boethius, de consolatione philosophiae, derselbe Boethius de Trinitate, Cato's Distichen, Virgils Bucolica, die Andria der Terenz, des Grammatikers Marcianus Capella Hochzeit der Philologie und des Mercur mit ihrem abstrusen Schwulste greisenhafter Aftergelehrsamkeit und ihrer bis zur Grimasse gespreizten Rhetorik, Aristoteles Kategorien und Hermeneutik, die Arithmetik eines ungenannten Verfassers, die Paraphrase des Psalters, der Hiob Gregor d. Großen, jener

unendlich weitschweifige erbauliche Commentar zum Hiob — bezeugt einen Umfang des Wissens bei dem Schriftsteller, mag er auch nur Uebersetzer sein, und bei den Lesern, auf welche er rechnete, den man in jener Zeit für unmöglich zu halten geneigt ist. Doch zeigen uns andere Beispiele, daß er einzeln wohl auch sonst vorkam, aber nur als eine Curiosität, die nicht einmal mit der gewöhnlichen kirchlichen Wissenschaftlichkeit der Zeit, noch weniger mit dem Gesammtgeiste der Kirche und am allerwenigsten mit der Nation in irgend einer Berührung stand. In der Abgeschiedenheit eines Klosters konnte er sich erzeugen, eine Zeit lang wohl dauern, aber um sofort bei dem ersten Lufthauch aus der wirklichen Welt zu zerstieben. So blieb nach dem Jahre 1023, wo Notker starb, kaum eine merkbare Spur seiner Lebensarbeit und die Nachwelt kennt bis heute die allermeisten dieser deutschen Uebersetzungskunststücke nur dem Titel nach.

Das Wunder verliert bei näherem Zusehen viel von seinem Glanze. Einmal zeigen die erhaltenen Reste, daß es dabei überhaupt gar nicht einmal auf das abgesehen war, was doch die ersten größeren Uebersetzungsversuche der Karolingischen Zeit gewollt und erreicht hatten. Nicht zum Ersatz des fremden Textes durch den deutschen, nicht zur Ueberführung des fremden Bildungsstoffes in das deutsche Volk soweit es nicht lateinisch verstand, sondern bloß zur besseren Einführung der Scholaren ins lateinische Original sollte die Muttersprache dienen, also immer nur dienen. Form und Gestalt kamen dabei nicht in Betracht, allein nur das materielle Verständniß des fremden Wortes oder die Erklärung der dabei vorkommenden antiquarischen Schwierigkeiten, soweit der Lehrer selbst sich darin Rath wußte, oder es für passend fand, das Gedächtniß seiner Schüler, das ohnehin schon mit dem bloßen Erlernen der

Fremdsprache genug zu thun hatte, auch damit noch zu beschweren. Daß er bei der unendlichen Vielseitigkeit der Gegenstände die seine Uebersetzungen berührten, auch einen relativ größeren Reichthum an deutschen Sprachmitteln entfalten mußte, als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller dieser Zeit oder der Vergangenheit, ist selbstverständlich.

Für uns ist er dadurch unschätzbar. Die damalige Sprache hat aber keinen Vortheil davon gehabt, außer dem Wenigen, was aus dem einzig lebensfähigen Stücke unter dieser Massenproduction, den Psalmen, auf verschiedenen Umwegen durch Ueberarbeitungen bis in das spätere Mittelalter herab mit ihrem übrigen wirklich brauchbaren Gute sich verband.

# Dritte Abtheilung.

## Die Mittelhochdeutsche Zeit.

---

### Erstes Capitel.

#### Die Uebergänge vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen.

Auch der große Notker teutonicus ist uns also ein Beweis, daß die Resultate der althochdeutschen Sprach- und Literatur-Entwickelung nach dreihundert Jahren weit hinter dem vielversprechenden ersten Ansatze und noch weiter hinter den genialen Intentionen Karls des Großen zurückgeblieben waren. Verwechseln wir hier wie anderswo nicht unsere heutige freie Rückschau mit dem was aus der Zeit selbst heraus für die Zeit gilt. Wenn wir als Linguistiker oder Literarhistoriker von heute das reichhaltige Sprachmaterial überblicken, wie es z. B. in den 6 massiven Quartanten von Graffs Althochd. Sprachschatz und doch nur unvollständig vor uns aufgespeichert steht, so freuen wir uns des unserer heutigen Wissenschaft daraus fließenden unerschöpflichen Erkenntnißquelles so sehr, daß wir leicht darüber vergessen, wie wenig doch die Sprache im Ganzen, als lebendige Volkssprache gedacht, von allen diesen zahlreichen Neubildungen oder Umzeugungen des vorhandenen Schatzes gefördert werden konnte. Die lebendige

Volkssprache verstand die meisten von ihnen nicht einmal, ob gleich sie aus ihrem Gute und meist, wenn auch nicht allgemein, mit richtigem Instincte geschaffen waren. Ihr blieb das Gebiet der geistigen Interessen, auf welches sich die Literatur und ihre Sprache fast ausnahmlos beschränkten, nach wie vor verschlossen. Was hätte ein deutscher Mann des 11. Jahrh. wenn er nicht in eine Klosterschule ging, um Cleriker und damit eben etwas Anderes als ein deutscher Mann zu werden, mit einem deutschen Aristoteles, mit einer deutschen Rhetorik, mit einer deutschen Musik- und Harmonielehre anfangen sollen?

So blieb es im großen und ganzen doch noch beim Alten, nur daß das Alte selbst nicht mehr seine alte Seele, und nur zum Theil seine alten Gesichtszüge sich bewahrt hatte. Aber nach außen hin und für das von dem Aeußern allein abhängige Empfinden des Volkes bestand es doch noch fort. Eine deutsche Literatur existirte für dasselbe, als eine lebendige Macht, auch jetzt noch so wenig wie vor 300 Jahren und der directe Zusammenhang zwischen Literatur- und lebender Volkssprache war jetzt eigentlich ein noch geringerer als damals. Damals hatte die Literatur ihre Sprache aus dem Volksmund, wenn auch mit selbstverständlichem Eklekticismus geschöpft, jetzt war ihre Sprache freilich auch noch nicht völlig isolirt von der Volkssprache, aber doch auf dem Wege dazu. So wie das Sanskrit oder das Hebräische der nacherilischen Zeit, oder das Griechische seit dem 5. Jahrh. sich als bloße Kunst- oder Schulgebilde ganz auf sich selbst stellten, konnte es das Althochdeutsche nicht, weil es selbst seinen geistlichen Pflegern nur als praktische Aushilfe oder als gemüthliche Curiosität galt. Blieb ja doch ihre Muttersprache für das höhere Geistesleben nach wie vor das Lateinische und selbst wenn sie durch irgend eine Laune

des Zufalls, worunter auch persönliche Liebhabereien gehören, zu einem gewissen gemüthlichen Interesse an den heimischen oder volksthümlichen Geistesschöpfungen bewegt wurden, mußte die lateinische Sprache und der lateinische Vers ihrem Kunsttrieb die gleichsam von der Natur gebotene Kunstform liefern. Dicht vor, neben und nach Notker stehen jene merkwürdigsten Fragmente unserer damaligen volksthümlichen Zeit, die wir nach Schmellers, des ersten Herausgebers, Willen Rudlieb nennen, jener Waltharius des Ekkehard von St. Gallen, des Specialschülers des großen Notker, jene nur dürftig erhaltenen, gewiß aber einst reich vertretenen latinisirten Umgestaltungen von Scenen und Motiven aus der deutsch-fränkischen Thiersage, jene „Modi", künstliche lateinische Strophenformen, hinter denen deutsche Schwänke oder Lieder durchscheinen und andres derartige. Sage man immerhin, ein Geistlicher jener Tage habe nicht anders als unter dem schützenden Dache der heiligen Kirchensprache seinen patriotischen Passionen nachgehen dürfen. Darin liegt es ja eben, daß er es nicht durfte. Uebrigens ist es auch, so gesagt, ganz schief ausgedrückt und der wahre Grund nur darin zu finden, daß der Begriff einer literarischen Verwendbarkeit des Deutschen allen denen nicht aufgegangen war, die so etwas unternahmen. Der Einzelne trägt natürlich keine Schuld daran: er steht unter den Mächten seines Standes und seiner Zeit, aber diese Mächte selbst waren, wie gezeigt wurde, eben nicht die, welche die Sache der deutschen Sprachentwickelung fördern konnten. So hat diese von dem allen nichts empfunden. Daß aus der lateinischen Hülle überall für unsere Augen deutsche Solöcismen oder Barbarismen hervorlugen, sahen die damaligen Augen nicht, ihnen war es gutes Latein, weil das beste, das sie vermochten. Die lebendigen Träger der Sprache aber, das deutsche Volk in allen seinen

Schichten, soweit es nicht las und schrieb, d. h. mit verschwindenden Ausnahmen alle Deutsche, die nicht Kleriker oder Mönche waren, ahnte nicht einmal das Dasein dieser seltsamen Zwittergebilde. Wie hätte da seine Sprache darin getroffen werden sollen?

Wie immer ist das Ende dieser stockenden Zustände unserer Sprache und Literaturentwickelung nicht durch eine rein aus dem Innern geborene Sammlung und Erhebung der in ihrem eigentlichen Bereich disponibeln Kräfte herbeigeführt worden. Von außen her, wie einst durch Karl den Großen, hat auch für sie eine neue Zeit, eine Zeit der Erfrischung und der lebendigen Entfaltung vieler scheinbar zertretenen, oder auch bisher nicht wahrnehmbaren Keime begonnen, diesmal aber nicht wie damals durch eine geniale Individualität, sondern durch das Zusammenwirken und Ineinanderspielen manichfaltiger Kräfte und Triebe der ganzen Zeit.

Die geniale Intuition Jacob Grimms hat auch für diese Neuzeit der Sprache, die ihre althochdeutsche Vergangenheit ablöste, eine treffende Bezeichnung „Mittelhochdeutsch" gefunden, woran die Wissenschaft für immer ebenso fest wie an jener andern halten wird. Denn aufs glücklichste ist darin ebenso die ethnographisch-geschichtliche Grundlage, worauf diese neue Phase ruht, wie das Neue, was sie für sich enthält, angedeutet. An Leib und Seele eine Fortsetzung oder Folge, eine Tochter, wenn man es recht verstehen will, des Althochdeutschen, verdankt sie ihre persönliche Eigenart, ihre individuelle Physiognomie ihrer Stellung zu der Zeit, zu dem Hoch-Mittelalter in der vollsten Bedeutung dieses Begriffes.

Es sei hier nur kurz an die eigenthümlichen Evolutionen erinnert, unter denen der Geist dieses Hochmittelalters in Deutschland seinen Einzug hielt und hier seine im Wesen, d. h.

wenn man sie bis zu ihrem abstracten Gedankeninhalt destillirt, so universalistisch aussehenden, in Wirklichkeit, in ihrem lebendigen Dasein so eigenartigen Schöpfungen erzeugte.

Mit dem Tode Heinrichs III. 1056 war der theokratisch-autokratische Einheitsstaat zusammengestürzt, den Karl der Große begründet, die großen sächsischen und salischen Kaiser durch die Uebermacht ihrer Persönlichkeit mühselig aufrecht erhalten hatten.

Die Revolution, die seinen Sturz herbeiführte, kündigte sich ebenso sehr an durch das nicht mehr zurückzudrängende Aufflackern des ganzen Zündstoffes particularistischer Elemente, die in allen Schichten und Ständen und in allen Theilen und Landschaften sich je länger je mehr massenhaft angehäuft hatten, wie durch den unheilbaren Riß in den herkömmlichen Bund zwischen dem monarchischen Absolutismus und der Hierarchie. Die aufständischen Sachsen, die im Namen ihrer Volksfreiheit gegen den fränkischen Tyrannen sich erhoben, Hildebrand, der im Namen der Freiheit der Kirche den Sohn des Kaisers, der 20 Jahre vorher 3 Päpste Kraft seines göttlichen Rechtes als Feinde der Gottesordnung in Kirche und Staat abgesetzt hatte, bannte und absetzte — damit war die alte Ordnung Karls des Großen, des Besiegers und Bekehrers der Sachsen, des Beschützers des apostolischen Stuhles in allen Dingen, des von Gott gekrönten Augustus, zu Grabe getragen.

Zunächst ward dem Kaiserthum durch den verbündeten Ansturm solcher Feinde, von denen einer fast schon zu stark gewesen wäre, der Boden unter den Füßen entzogen. Aber auch die Kirche und ihre Angehörigen, nach menschlichem Ermessen zuletzt trotz aller Wechselfälle siegreich in dem großen Kampfe, wurden, ohne zu wissen wie es geschah, aus ihrer bisherigen zwar stark angefeindeten, niemals aber ernstlich gefährdeten

Suprematie im Leben des deutschen Volks gedrängt. Ja, was die römische Kirche und hier wieder ihre monarchische Spitze gewann, so viel und noch mehr ging der deutschen Kirche und hier nicht bloß ihrer Aristokratie verloren.

Der große Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, die Ansprüche auf volle Legitimität, die jede gegen die andere erhob, schüttelten alle einzelnen Menschen der Zeit, auch wenn sie noch so wenig zu denken geneigt oder gewohnt waren, doch aus ihrer bloß passiven Hingabe an die einmal bestehende Ordnung auf. Jeder mußte hüben oder drüben Partei nehmen. Ob er es aus Gewissensdrang oder aus klar gewordener Ueberzeugung that, aus dumpfem Instinct, oder aus den zufälligsten kleinlichsten, oft auch im bürgerlich moralischen Sinne nichtswürdigsten Beweggründen ist gleichgültig: das, worauf es ankommt, ist, daß keiner neutral bleiben konnte und dazu gehörte, daß jeder wenigstens für sein eignes Bewußtsein die Gründe für oder gegen fand, abwog und unter ihrem Drucke handelte. So war das deutsche Volk, ohne es zu wissen, von der Allmacht der kirchlichen Autorität in dem Augenblicke emancipirt, wo es zum großen Theile für eben diese Kirche gegen seinen angestammten Kaiser die Waffen ergriff.

Die äußere Entscheidung ruhte jetzt in den Händen derer, die das Schwert führen konnten. Auch als sie es wieder in die Scheide steckten, als wieder relativ — nach mittelalterlichem Begriffe — ruhigere und geordnetere Zustände die 70 Jahre Krieg und Revolution unter den beiden letzten Saliern ablösten, war es nicht die Zerstörung der meisten Gotteshäuser, die Plünderung der in den sichern Zeiten vorher gesammelten Besitzthümer der Kirche, die Verfolgung und Beschädigung an Leib und Leben, die so viele Angehörige der Kirche abwechselnd von hüben oder drüben her getroffen hatte, was ihnen oder ihr,

der deutschen Kirche, den Weg zur Wiedererlangung der alten geistigen, politischen und materiellen Suprematie in der deutschen Nation verlegte. Sie konnten nicht wieder die Führer der Nation werden. Nur insoweit sie sich den Tendenzen der neuen Mächte anzubequemen oder unterzuordnen verstanden, bedeuteten sie fortan etwas und nur so mochte ihnen der Standesnimbus, der im Glauben der Zeit noch immer nicht von ihnen gewichen, förderlich sein, für sich allein reichte er gegen die so ganz nach anderer Richtung strebende Wirklichkeit nicht aus.

Zwischen dem Getöse des politischen, socialen und religiösen Bürgerkrieges vollzog sich geräuschlos, wie in allen ähnlichen Fällen, aber um so tiefer dringend eine Umwandlung der Seelenstimmung in der ganzen Nation, zu welcher jenes Aufsichgestelltsein des einzelnen Menschen den Rahmen geschaffen, große Eindrücke der gesammten weltgeschichtlichen Bewegung die Füllung gegeben hatten. Die Kreuzzüge sind nicht die Ursache, sondern die Folge des gründlichen Aufwühlens der religiösen Substanz, und zugleich der drastischste Zug in der damaligen Signatur. Auch in Deutschland rankte sich an ihnen Gefühl und Phantasie des ganzen Volkes zwar langsamer, wie bei uns alle geschichtlichen Processe langsamer gehen, aber mit zäherer Gläubigkeit als anderwärts in Regionen empor, die dem Volksgeiste bis dahin kaum ahnungsweise zugänglich gewesen waren. Das ganze äußere Gepräge, Costüme und Colorit dafür stand schon fest, es ward von dem so viel formengewandteren romanischen Volksgeiste fertig dem schwerfälligen Nachbarn im Osten überliefert und dieser nahm es so wie er es erhalten, theils aus Bequemlichkeit, theils aus vertrauensvoller Hingabe an die imposante Erscheinung aus der Fremde. Vorbereitet dafür wie für jede idealistische Erhebung war die

deutsche Volksseele genugsam, das hatte die Gährung der Gemüther, die endlich in der großen Revolution seit der Mitte des Jahrhunderts explodirte, hinlänglich dargethan. Denn nur aus der tiefsten Erregung der Leidenschaften, aus der Aufrüttelung der eigentlich elementaren Mächte des Gefühls und Gemüthslebens hatte sie ihre Gluth und sich so lange nähren können, ohne sie hätte sie bald verlodern müssen.

Daß eine solche innere Umwälzung des Empfindens, Vorstellens und Wollens nicht überall in gleicher Stärke sich wahrnehmbar machte, bedarf keiner Bemerkung. Aber etwas davon ist doch überall in allen Theilen Deutschlands, in allen Schichten des deutschen Volkes vorhanden und insofern kam in die Gesammthaltung der Nation jetzt mehr als bisher irgend einmal etwas Zusammenstrebendes, Vereinigendes, Ausgleichendes, nicht durch das Herrscherwort eines Einzelnen, das gegen den Strom der Zeit ohnmächtig ist, komme es auch aus dem Munde eines Karl des Großen, sondern durch den Strom der Zeit selbst. —

Der ganze Inhalt dieser Bewegung der Geister kann im eigentlichsten Sinne poetisch genannt werden. Die vergangenen Jahrhunderte mochten die Poesie in der altherkömmlichen Weise als epische Volksdichtung, sagenhaften oder geschichtlichen, jedenfalls wirklichen Inhalts, wohl auch als geistlichen Volksgesang in der Art, wie vielleicht schon vor Otfrid Ansätze dazu gemacht sind, immerhin gepflegt haben, aber ihr ganzer Character ist dennoch ein unpoetischer. Die veränderte Seelenstimmung verlangte auch eine ihr genügende Darstellung im Worte, das Neue brauchte nicht gerade das Alte zu verdrängen, aber das Alte wurde, soweit es sich nicht von selbst umbildete und in das Neue hineinwuchs, in den Winkel der bloßen gewohnheitsmäßigen Tradition geschoben, und so war dem

Neuen ein weiter Spielraum eröffnet, auf dem es sich mit voller Energie entfalten konnte.

Bisher hatte das Volk selbst seine überlieferte poetische Kunst geübt und sie war deshalb außer allem organischen Zusammenhang mit der gleichzeitigen deutschen, mit der althochdeutschen Literatur, wenn auch vielleicht einmal ein Mann geistlichen Standes, also ein solcher der berufsmäßig in der literarischen Sphäre stand, als Volksdichter aufgetreten sein mochte. Denn solche geistliche Dichter muß man doch immer wenigstens da voraussetzen, wo die Erzeugnisse des geistlichen Volksgesangs schriftlich aufgezeichnet wurden. Weniges davon hat sich erhalten, aber sicher gab es doch einen ziemlich reichen Vorrath solcher Producte, nur daß von ihnen aus weder der gelehrte oder systematische Betrieb der literarischen Darstellung in deutscher Sprache beeinflußt wurde, noch von diesem aus eine allgemein zugängliche Brücke zu jener hinüberführte.

Jetzt aber wurde es anders. Das neue Leben erfaßte auch die deutsche Geistlichkeit so stark wie das ganze Volk. Stand doch sein innerster Kern, die Erweckung der religiös gestimmten Phantasie und die Erwärmung des Gefühls gleichsam in Mitten ihres eigensten Berufes und Interesses. Mochte die Hierarchie ihre Führerstellung im Reiche, der Clerus seine ausschließliche geistige Suprematie verloren haben, der einzelne Geistliche, wenn er sich dem Zuge der Zeit hingab, war jetzt wenigstens der geborene Volksdichter. Weil er aber in den Traditionen seines Standes und seiner Bildung beschlossen war, konnte er nicht, wie das eigentliche Volk, dem verhallenden Wort das Erzeugniß seines Geistes anvertrauen. Er schrieb es oder ließ es schreiben, wie es Otfrid einst auch gethan, aber nach ihm so wenige seiner Standesgenossen.

Erwägt man diese Zeitbedingungen, so wird es weder ein

Zufall noch ein Wunder scheinen, wenn noch vor dem Schlusse des 11. Jahrh. die schweigende Oede auf dem Felde der deutschen Dichtung, d. h. der Dichtung, die durch literarische Fixirung sich der Nachwelt urkundlich erhalten hat, durch eine laute Fülle großangelegter, vom frischesten Hauche unmittelbarsten Zusammenhangs mit dem Leben der Zeit geschwellter Erzeugnisse abgelöst wird. Es ist als ob jetzt die Saat auf einmal aufginge, die Otfrid ausgestreut hatte, und doch liegen zweihundert Jahre dazwischen, in welchen das Auge kaum irgendwo eine Keimspitze aus der Erde hervordringen sieht. Auch läßt sich ein directer körperlicher Zusammenhang zwischen jener Vergangenheit und dieser Gegenwart weder nachweisen, noch als möglich denken. Soviel man sieht ist Otfrid für die geistliche Dichtung des 11. Jahrh. ganz verschollen, obgleich sie im Geiste nichts Anderes als seine Wiedergeburt oder die zeitgemäße Erfüllung seines Strebens ist, gerade so wie die eigentliche Tiefe des Idealismus eines Karls d. Großen erst jetzt den Menschen aufging und nicht mehr bloß der Scheinbesitz einiger auserwählter Geister blieb.

Dieser neue Ton des christlich-kirchlich-volksthümlichen Gesanges in der Art Otfrids, nur nicht mehr in seiner Sprache, entäußerte sich, eben weil er so ganz volksthümlich war, der Verschnörkelungen theologischer oder mönchischer Dialektik, die jenem so natürlich, den Lesern und Hörern aber, wenn sie nicht derselben Sphäre angehörten, so fremdartig erschienen. Nur Weniges davon verräth auch jetzt noch, daß es nicht die naturalistische Stimme des frommen Herzens, sondern die bewußte That eines auf der Höhe der gelehrten Bildung stehenden Künstlers ist, die man vor sich hat, und insofern ist die Bezeichnung Volkspoesie doch in ganz anderem Sinne dafür zu brauchen, wie etwa für das deutsche Volkslied der späteren

Jahrhunderte oder für einen großen Theil der späteren Heldendichtung auf deutscher Basis.

Aber dieser eine Ton erschöpfte doch nicht das ganze poetische Bedürfniß der Zeit. Sie war nicht bloß fromm, sie war auch thatenlustig und sie verlangte dafür ein entsprechendes Spiegelbild in der Kunst. Der Geist und die concrete Gestaltung eines in christlicher Glaubenshingabe wurzelnden, daneben aber auch in voller Selbstwüchsigkeit sich darstellenden Kriegerthums, der auf romanischem Boden schon länger in der Poesie sein zureichendes Idealbild geschaffen hatte, drängte auch in Deutschland über die für ihn viel zu engen Schranken der geistlich-volksthümlichen Epik. Das Ritterthum, als es im Laufe des 12. Jahrh. auch in Deutschland seine zuerst so nebelhaften Umrisse als besonderer Stand zu verdichten begann, mußte sich zunächst, wenn es eine seinem Ideal noch näher stehende Kunst haben wollte, an die Leute halten, welche darin die traditionelle Uebung besaßen. Ritterliche Dichter, Dichter aus der Mitte des Standes selbst, konnte Deutschland erst dann hervorbringen, als die deutsche Ritterschaft selbst ihre romanischen Vorbilder erreicht hatte und dies geschah nicht eher als bis die großen Familienkämpfe zwischen den Staufern und den Welfen wenigstens vorläufig ausgetragen waren, nach der Mitte des 12. Jahrhunderts.

Die Tradition des Mittelalters knüpft die entscheidende That der Schöpfung einer ritterlichen Dichtung in deutscher Sprache an den Namen des Heinrich von Veldeke, und mit Recht, wenn er auch der Zeit nach nicht der Erste gewesen ist, der die Bahn betreten hat, auf welcher nicht bloß dies eine Ziel, sondern auch das andere, die Schöpfung einer von dem unmittelbarsten Geiste der Zeit erfüllten, gebildeten und, was jetzt damit zusammenfiel, zum literarischen Gebrauch geformten

Sprache erreicht werden sollte. Betrachtet man die geistlichen Literaturerzeugnisse des 11. und des 12. Jahrh. von der sprachlichen Seite, so wird man ihnen ihre Zubehörigkeit zu der neuen Zeit sofort ansehen. Sie sind auch als sprachgeschichtliche Denkmäler nicht mehr althochdeutsch, so wenig wie durch ihre Seele und Composition. Manche von ihnen mögen nur durch wenige Decennien von einem Williram, selbst von einem Notker getrennt, ja einige vielleicht älter als das hohe Lied des ersteren sein, aber sie sind deswegen doch auch in der Sprache nicht mehr neben diese zu stellen. Es begreift sich auch leicht, wie die Isolirung der althochdeutschen Literatur und die damit verbundene Isolirung ihrer Sprache in einzelnen Fällen noch in eine Periode hineinragen oder vegetiren konnte, die in der Hauptsache schon in einer ganz veränderten Atmosphäre lebte. Solchen Archaismen begegnet man überall in der Entwickelungsgeschichte der materiellen und ideellen Bestrebungen der Menschen.

Diese Sprache hing mit dem Leben so viel enger zusammen, wie der Geist und die Tendenz ihrer literarischen Erzeugnisse so viel mehr aus der unmittelbaren Wirklichkeit der nationalen Seelenstimmung entsprungen waren als dort. Ein Williram konnte nur in einem ganz exclusiven Kreise gelesen und gewürdigt werden: das große volksthümliche Epos von den Wunderthaten Christi auf seiner irdischen Wallfahrt, dem man den wenig passenden Namen Friedberger Christ und Antichrist in Ermangelung eines urkundlich überlieferten gegeben hat, mindestens nicht jünger als Williram, war für alle frommen und poetisch geweckten Gemüther, also für das ganze deutsche Volk und mußte deshalb, und zwar ohne daß dazu ein reflectirter Entschluß seines Dichters nöthig war, in der Sprache des Volkes erzählen.

Dennoch konnte auch diese Sprache den immer rascheren Schwingungen der Zeit nicht folgen. Sehr bald zeigte auch sie nicht etwas Erstarrtes und Verknöchertes, wie es einer Schulsprache zu geschehen pflegt, weil sie dazu nicht werden konnte, aber doch etwas Befangenes, Ungelöstes in ihren Zügen, das den Einen wie unverständlich, den Andern wie roh erschien. Denn die im Wesen dieser geistlichen Poesie selbst begründete Begrenzung auf eine gewisse Gattung von Stoffen oder, als man darüber hinausging, wenigstens auf die Grundstimmung, von der sie anfänglich getragen war, und in Folge davon auch auf die Stilisirung, die sie einmal gewonnen hatte, ließ für das unmittelbare Gefühl der jetzt so rasch sich wandelnden oder fortschreitenden Nation auch die Sprache veralten, die selbstverständlich von der Grundstimmung und der Stilisirung nicht geknechtet, aber doch in bestimmter Abhängigkeit gehalten wurde. Daher denn auch die bekannte literargeschichtliche Thatsache, daß fortwährend neue Versuche gemacht wurden, diesen poetischen Gebilden durch Umarbeitungen nach dem veränderten Geschmacke der Zeit eine verlängerte Lebensdauer zu verleihen. Solche Umarbeitungen trafen aber nur das Aeußerlichste in der Sprach- und Versform, worauf sie sich doch zumeist beschränkten, die Lautgestalt des Wortes, allenfalls die härtesten Archaismen im Gebrauche einzelner unverständlich gewordener Ausdrücke. Begreiflich konnte auf solche Art, die ja ganz dem Zufall und der Subjectivität des Einzelnen anheimfiel, das doch nicht, nicht einmal annähernd erreicht werden, was man erstrebte. Wie der exclusiv geistlich-kirchliche Inhalt des Stoffes, oder wenn darin, wie im Rolandslied, der Kaiserchronik, dem Alexanderlied dem nach weltlichen Stoffen lechzenden Zeitgeist Concessionen gemacht waren, die strenge Beschlossenheit der specifisch-kirchlichen Stimmung dem größeren

Theile der Nation, insbesondere aber dem, welcher an der Spitze der lebendigen Bewegung der Zeit stand, dem Ritterthum, den Eindruck einer immer unverständlicheren und ungenießbareren Herbe und Einseitigkeit machte, so auch die Sprache, in der es geschah. Auch sie war nicht das lebendige Organ des Geistes, sie war ähnlich wie es dem Althochdeutschen in seiner literarischen Verwerthung zuletzt gegangen, wieder durch eine tiefe Kluft von der wirklichen Sprache der Nation geschieden, aus deren Boden sie doch ganz wie das Althochdeutsche herausgewachsen ist. Die Kluft ist eine andere, aber ebenso breit, welche die Verskunst dieser geistlichen Dichter von der Höhe zeitgenössischer Leistungsfähigkeit trennte, die nach der dankbaren Annahme seiner Nachfolger zuerst Heinrich von Veldeke erreicht haben sollte. Da seine poetische That auch darin entscheidend war, so wird ihr Werth dadurch nicht geschmälert, daß in dem Vorrath der älteren, vor ihm schon vorhandenen Erzeugnisse der deutschen Verskunst sich mindestens eines findet, welches dieselbe, ja vielleicht noch eine geistvollere Ausbildung der Verstechnik zeigt, das Fragment der poetischen Bearbeitung der Pilatus-Legende. Ebensowenig wird ja auch sein Verdienst als Bahnbrecher des neuen Geistes und des neuen Inhalts der Dichtung, als Vater der deutschen ritterlichen Poesie irgend dadurch geschmälert, daß in den „Graf Rudolf" benannten Fragmenten eines ritterlichen Epos schon um ein oder zwei Decennien früher dieselbe Bahn im Stil und in der Verstechnik betreten war. Es zeigt sich darin nur, wie die ganze Atmosphäre der Zeit von dem neuen Kunstideale erfüllt war. Nicht der einzelne Dichter hat es geschaffen oder in einem fremden Muster entdeckt, er faßt nur, was alle wollen, zuerst mit sicherem Griffe und der Zufall entscheidet darüber, ob gerade er oder irgend ein anderer Mitstrebender

und Gleichbegabter an die begünstigte Stelle zu stehen kommt, von wo aus die nachhaltigste und vielseitigste Einwirkung auf die Nation möglich ist. In diesem Sinne entschied es auch der Zufall, daß die neue Epoche der ritterlichen Dichtung mit Veldeke und keinem Andern begann.

## Zweites Capitel.

### Die Entstehung der mittelhochdeutschen Literatursprache.

Von der eigentlich sprachlichen Seite her wird man Veldeke nur bedingt eine solche epochemachende Bedeutung zuerkennen. Zwar alles was in das innere Gebiet der Sprache gehört, was den Inhalt und die Verwendung des Wortvorraths, seine Zusammenfügung im Satze und den Stil der Rede angeht, ist bei ihm neu im Vergleich mit der Sprache jener geistlichen Volksdichtung. Es ist eben der zutreffende Ausdruck der Bildung, des Empfindens und Denkens seines eigentlichen Leserkreises, der ritterlichen Welt, der er selbst angehörte und in deren glänzendsten Mittelpunkten an den Höfen von Cleve, von Thüringen, an dem kaiserlichen Hofe Friedrichs I., er seine und seiner Kunst wahre Heimath sah. Aber Veldeke hat auch für seine Dichtung die Sprachformen seiner Geburtslandschaft gebraucht, weil er in ihnen zu sprechen gewohnt war. Als Limburger fällt er sogar außer den Bereich des Hochdeutschen. Laute und Formen seiner Wörter und die darauf gebauten Reime sind nicht hochdeutsch, geschweige denn mittelhochdeutsch in jenem specifischen Sinne, in welchem es uns bald begegnen wird.

Seine dankbaren Geistessöhne haben an dem ihnen doch meist fremdartigen Sprachgewande des Altmeisters keinen An-

stoß genommen und auch wir dürfen nicht vergessen, daß durch die Festsetzung der inneren Sprachform der wichtigste Schritt geschehen war. Das Andere, die Durchführung einer vollkommen zusagenden äußern Gewandung, mußte sich verhältnißmäßig leicht daran reihen.

Der nächste Großmeister der deutschen Poesie dieser Zeit, Hartmann von Aue, hat diesen Schritt schon gethan. Welcher Landsmannschaft Veldeke angehört habe, würde einem gründlichen Kenner der deutschen Sprachgeschichte nicht schwer zu bestimmen sein, auch wenn die ohnehin nur dürftigen und unsichern urkundlichen Notizen über seine Herkunft ganz fehlten. Und doch hat Veldeke verhältnißmäßig nicht viel geschrieben außer seiner epochemachenden Aeneide, eine gereimte Legende vom heiligen Servatius und einige wenige lyrische Kleinigkeiten und alles ist, bis auf den Servatius, in einer durch systematische und zufällige Umgestaltung sehr verdunkelten Form überliefert. Woher aber der so viel größere und ganz gewiß so viel fruchtbarere Hartmann stammt, er, der so recht eigentlich auf den Schultern Veldeke's steht und sein Werk mit unendlich feinerem Verständniß und reicherem Kunstgefühl fortsetzt und vollendet — darüber wird bis heute noch gestritten. Der Streit selbst kümmert uns hier nicht, insofern ein bestimmtes Ergebniß dabei herauskommen soll. Wir lassen einstweilen das Gewicht der Gründe, mit denen man des Meisters schwäbische Abkunft darthun will, auf sich beruhen. Aber daß darüber nicht aus bloßer Rechthaberei, sondern mit ehrlicher Ueberzeugung gestritten werden kann und immer von neuem gestritten werden wird, ist was wir für unsern Zweck gebrauchen.

Fast alle Denkmäler der deutschen Literatur bis zu Hartmann, wenn sie nur einigermaßen durch Umfang und leidlich sorgsame Ueberlieferung eine solide Basis der Forschung ge-

währen und sich ein leidlich vollständiger Ueberblick ihrer Sprachformen gewinnen läßt, tragen das Merkzeichen ihrer Ortsangehörigkeit an der Stirne und wir bedürfen meist gar nicht anderer, ohnehin meist unsicherer Notizen über die Herkunft und die mundartliche Stellung ihrer Verfasser oder Schreiber. Auch wenn man Hartmanns Schwabenthum beweisen will, an das man augenblicklich mit Vorliebe glaubt, beruft man sich auf seine Sprache, weil andere urkundliche Anhaltspunkte bis jetzt fehlen oder nur eine sehr schwache Stütze gewähren. Aber wie geringfügig, zweifelhaft, bedenklich, je mehr man es nicht bloß von einer Seite her beleuchtet, ist das, was seine Sprache über ihn aussagen soll. Nicht mehr, als daß die Möglichkeit, er sei eine Schwabe, nicht ausgeschlossen ist.

Oder wenn Hartmann allein nicht genügt, obwohl er es in jeder Art könnte, um darzuthun, daß jetzt in der eigentlich tonangebenden, die Höhen des geistigen Lebens beherrschenden Literatur eine Sprache gesprochen wurde, für die es keine Heimath giebt, die, weil sie nirgends heimathberechtigt ist, auch überall es gewesen sein wird, — so möge ein anderer Kunst- und Zeitgenosse genannt werden, Walther von der Vogelweide. Bei ihm wiederholt sich dieselbe vergebliche Jagd auf die Heimath- und Geburtsstätte bis heute nur noch mit heftigerem und leidenschaftlicherem Gebahren der gelehrten Waidmänner. War er ein Oesterreicher, ein Franke, ein Tiroler, ein Thurgauer, oder wer weiß was sonst? Wie Homer hat auch er mindestens sieben Geburtsstädte oder Stätten, eine mit genau ebenso berechtigten Ansprüchen wie die andere. Und doch müßte es sich bei ihm, wenn andere Urkunden fehlen, aus der Sprache leicht erkennen lassen, wenn man überhaupt aus der Sprache, die die deutsche Dichtung in ihm und schon in Hartmann zu

sprechen gelernt hatte, so etwas erkennen könnte. Denn die zwei oder drei armseligen Reime, die man als Beweise für Walthers Oesterreicherthum immer wieder vorführt, weil man durchaus nichts Anderes und kräftiger Beweisendes zu schaffen vermag, würde man doch bei ruhigem Blut einfach eine Lächerlichkeit, aber nicht einen sprachgeschichtlichen Beweis nennen.

---

## Drittes Capitel.

### Die Stellung der höfischen Kunstsprache in der deutschen Sprachgeschichte.

Daß sich innerhalb eines oder zweier Decennien, denn nur so viel liegt im äußersten Fall zwischen der Aeneide Veldeke's und dem Erek, dem ältesten uns erhaltenen Produkte Hartmanns, die Sprache des ritterlichen Bildungskreises in Deutschland nicht so gründlich umwandeln, alle mundartlichen Besonderheiten abstreifen, gleichsam zu einem immer in der Luft schwebenden Paradiesvogel umgestalten konnte, versteht sich von selbst, ebenso, daß die Umwandlung nicht auf die subjective That eines Einzelnen, sei es Hartmanns oder irgend eines Andern zurückgeführt werden kann. Selbst ein Dante hat doch nur in sehr beschränkter Grenze etwas Derartiges in seiner Sprache vermocht, aber unter ganz anderen Verhältnissen und in ganz anderer Zeit, worin der freien Kraft des individuellen Genius ein Wirkungskreis geöffnet war, der anderthalb Jahrhunderte früher, auf deutschem Sprachboden in Mitten einer durch und durch gleichförmig construirten, man könnte sagen demokratisch nivellirten Gesellschaftssphäre wie die der ritterlichen Welt undenkbar ist.

Wo aber sind die Wurzeln und die Triebkräfte dieses Phänomens? Wenn eben bemerkt wurde, daß sich in der unendlichen Mehrzahl aller literarischen Denkmäler bis zu Hartmann, in den einzigen uns zu Gebote stehenden Quellen der Sprachgeschichte überall der Bodengeschmack, die heimathliche Abstammung wenigstens mit annähernder Sicherheit heraus erkennen lasse, so ist dabei zugleich zugegeben, daß es vereinzelte derartige Zeugnisse giebt, denen dies Kennzeichen beinahe fehlt, die wie Hartmanns und Walthers Sprache ebenso da oder dort in Deutschland heimathberechtigt sein können, oder es in gewisser Weise überall sind. Daß sie nicht zahlreicher auftreten, beweist nichts für die weitgehende Bedeutung, die ihnen zukommt. Es zeigt nur, daß die überwiegende Mehrzahl aller derjenigen, die literarische Leistungen in deutscher Sprache hervorbrachten oder niederschrieben, nach anderen Grundsätzen in ihrer sprachlichen Formgebung verfuhren, oder wenn es nicht Grundsätze waren, nach anderen Gewohnheiten und Traditionen.

Eines der charakteristischsten Zeugnisse dieser „Gemeinsprache", wie wir sie einstweilen bezeichnen wollen, ist schon in anderm Zusammenhange uns begegnet: im Pilatus eines unbekannten, wahrscheinlich aber dem geistlichen Stande angehörigen Dichters, wohl nicht später als in den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts entstanden. Ein anderes, nur sprachgeschichtlich merkwürdiges, sonst in keiner Art mit jenem vergleichbares sind die umfangreichen Bruchstücke einer deutschen Uebersetzung eines ascetischen Tractats des heiligen Norbert, jedenfalls nicht vor 1130 anzusetzen, außerdem einige wenige Reste geringeren Umfangs, die nur in der Anlehnung an diese größeren und daher durchsichtigeren Documente werthvoll sind. Will man den Kern der sprachlichen Eigenthümlichkeiten beider

Hauptzeugnisse bezeichnen, so wird man beide hochdeutsch in der früher schon gegebenen Begriffsbestimmung nennen. Nur auf dem Gebiete, das sich seit Karl dem Großen in einer durch die Natur und die Geschichte selbst fest begründeten inneren Conformität des Sprachgeistes, wenn auch in äußerlich buntestem Farbenspiel der Sprachform, als eine organische Einheit gestaltete, sind beide und was ihnen gleicht möglich. Aber dies Gebiet erstreckt sich, wie wir sahen, sehr weit. Es umfaßt ganz Oberdeutschland und den größten Theil von Mitteldeutschland. Hier nun eine noch engere Begrenzung zu ziehen, die aber auch dann noch keine eigentlich mundartliche, oder landsmannschaftliche wäre, ist schwer und nur mit großem Vorbehalt zu wagen. So scheint es, als wenn das ältere der beiden Denkmäler eine mehr oberdeutsch-fränkische, etwa eine ostfränkische Herkunft, das jüngere vielleicht mit noch etwas deutlicheren Zügen eine mittelrheinisch-fränkische durch die allgemein gültigen hochdeutschen oder specieller oberdeutschen Typen durchschimmern ließe. Daß beide in ihren Sprachformen trotz der beherrschenden Einheit ihres Gepräges von einander merklich abstehen, findet seine natürliche Erklärung einmal in dem geringen, aber doch nicht ganz fehlenden örtlichen oder mundartlichen Zusatz, der hier ein anderer als dort ist, noch mehr aber in der Zeit, die zwischen beiden liegt. Sie hat die Sprache unterdessen so viel weiter gefördert und vieles, was 1130 noch an ihr lebendige Form, ist 1160 schon durch eine neue, wenn auch verwandte Hülle ersetzt.

Daß dreißig Jahre kräftigster Regung des gesammten nationalen Lebens, der tiefgreifendsten und vielseitigsten Wandlungen in Sitten, Denkweise und Anschauungen auch die Sprache zu beschleunigtem Schritte getrieben haben werden, versteht sich von selbst. Aber an der Mehrzahl aller ihre schriftlichen Zeug-

nisse ließ er sich doch nur sehr unvollkommen wahrnehmen, wie es die andern gleichzeitigen Werke des geistlich volksthümlichen Stils so deutlich bezeugen. Nur diese beiden halten Schritt mit dem Leben der Zeit und der lebendigen Sprache der Zeit.

Dann aber sollte man denken, hätten sie erst recht die Eigenart des Ortes, die Localfarbe herauskehren müssen. Ist diese ja doch, wie wir sahen, selbst in allen jenen Produkten der geistlich volksthümlichen Literatur trotz ihrer archaistischen Stilisirung stark genug aufgetragen. Warum nur hier das Gegentheil davon?

Erinnern wir uns, schon in karolingischer Zeit mußte sich ein gewisser äußerer oder leiblicher Zusammenschluß der lebenden Sprache ganz von selbst als nothwendiges Ergebniß der großen geschichtlichen Mächte der Zeit bilden. Unsere Schriftdenkmäler gewährten wenigstens einige urkundliche Bestätigung für diese Thatsache, die auch ohne sie als eine naturnothwendige feststünde. Es ist unmöglich den innern und äußern Phasen dieser Gemeinsprache genauer nachzugehen, nur daß sie, einmal geschaffen, nicht wieder verschwinden konnte, läßt sich in der Zwischenzeit, von der Mitte des 9. Jahrhunderts an, bis zu diesem ihrem literarischen Niederschlag im 12. Jahrhundert, nicht bloß wieder durch innere Begründung, sondern durch freilich sehr dürftige äußere Zeugnisse beweisen. —

Diese Gemeinsprache wohnte in den Höhen der Gesellschaft. Eine karolingische Hof- und Reichssprache und, dem entsprechend, eine sächsisch-fränkische, ist eine an sich bedenkliche, jedenfalls äußerst schwerfällige Benennung, die man deshalb besser vermeidet. Aber Reich und Hof d. h. die im Staat und in der Gesellschaft tonangebenden Kreise sind ihre Pfleger, Reich und Hof, oder Höfe sind ihre rechten Heimathsstätten. Diese Ge-

meinsprache der höheren Gesellschaft ist von der einen Seite gesehen auf sich gestellt und abgerückt von der conventionellen oder traditionellen Sprache der geistlichen Literatoren ihrer Zeit, wie von der unverhüllten, unabgeschliffenen, elementaren Mundart des Volkes und Ortes, doch ebenso gewiß durch uns unsichtbare, aber nichts desto weniger vorhandene Fäden des leiblichen und geistigen Contactes mit der einen wie mit der andern in beständiger Wechselwirkung des Nehmens und Gebens.

Die Culturgeschichte Deutschlands hat nachgewiesen wie im Laufe des 12. Jahrhunderts die Begriffe höhere Gesellschaft und Ritterthum oder Ritterstand so ineinander wuchsen, daß sie sich beinahe deckten; demgemäß kann man die lebendige Gemeinsprache der höheren Gesellschaft, weil sie jetzt von selbst eine gewisse Begrenzung innerhalb eines immer sich fester abschließenden Standes fand, auch die Sprache der ritterlichen Welt, des Ritterthums nennen.

Aber wenn man sie ohne weiteres als die Umgangssprache der ganzen deutschen gebildeten Welt — Welt im strict mittelalterlichen Sinne im Gegensatz zu der isolirten Kirche — bezeichnen wollte, ginge man doch viel zu weit. Einmal ist es immer nur die südliche Hälfte des ganzen damals deutsch sprechenden Landes, wo diese Gemeinsprache ihren gleichartigen Typus auch in dem Aeußerlichen der Laut- und Formengebung durchsetzte, was doch für das Ohr bei jedem sprachlichen Vorgang das nächst Entscheidende ist. Auf hochdeutscher Basis erwachsen, erlangte sie auch nur innerhalb dieser natürlichen, durch die Geschichte so sehr befestigten Grenzen jenen Stempel der Einheit, der sie als eine Gemeinsprache bezeichnen läßt. Die höhere Gesellschaft jenseits der Grenzen der hochdeutschen Mundarten oder des gesammten hochdeutschen Sprachgebiets mag vielleicht hie und da durch irgend welche Zufälligkeiten

auch davon berührt worden sein, es mag z. B. einst an dem Hofe der sächsischen, eigentlich nicht einmal reinsächsischen, sondern halbthüringischen Ottonen etwas dem Aehnliches gegolten haben, wie schon früher angedeutet worden ist, aber im Großen und Ganzen war auch ihre Umgangssprache ganz sicher von dem Typus ihres sprachlichen Heimathbodens bestimmt. Auch hier mußte sich naturnothwendig aus den socialen und Bildungsunterschieden und Gegensätzen zwischen den einzelnen Ständen, Berufs- und Bildungskreisen ein Unterschied zwischen einer Sprache des höheren Verkehrs und der eigentlichen Volksmundart herausstellen, ganz so wie auf hochdeutschem Bereiche oder wie innerhalb jedes Sprachbereiches jeder Zeit und jedes Landes, sobald die elementare Einheit des Volksdaseins durch das Eindringen sondernder Cultureinflüsse aufhört. Aber ein äußerer Anschluß an die Gemeinsprache des übrigen Deutschland erfolgte darum doch nicht, weder früher, noch damals, als sie zu einer Sprache der ritterlichen Bildung geworden war. Diese letztere hatte gerade auf niederdeutschem Sprachboden, am Niederrhein und in den westlichen deutschen Landschaften, wo sie sich leiblich mit ihrer romanischen Lehrmeisterin berührte, zuerst in kräftiger Plastik sich entfaltet. Nur dort war ein Heinrich von Veldeke möglich, weil dort die eigentliche Heimath des Ritterthums seiner Zeit lag und es anderwärts erst sich völlig einzuleben begann, was ihm dann freilich rasch genug durch ganz Deutschland gelang. So ist denn auch das Aeußere der Sprache, in der er, der Ahnherr aller ritterlichen Sprachkunst, gesprochen, dem Hochdeutschen fremd, d. h. soweit es ein Aeußeres ist. Daß die innere Sprachform, der Geist und die Seele seiner Sprache völlig dieselben sind, weil sie es sein mußten, wenn der Dichter, dem sie angehörten, dem ganzen deutschen Ritterthum als vollkom-

menste Erfüllung seines Kunstideals gelten sollte, kommt hier, wo wir die äußere Conformität allein im Auge haben, nicht in Rechnung.

Aus der hochdeutschen Gemeinsprache schöpften die Schriftsteller, die entgegen der Mehrzahl aller derer, welche die deutsche Sprache bisher zu literarischen Zwecken anwendeten, nicht einer Mundart, sondern einer ganzen Zeit und einer ganzen Sprache in der ihr gezogenen geographischen oder ethnographisch-culturgeschichtlichen Grenze gehören, ebenso die unbekannten Verfasser jener obenerwähnten zwei geistlichen Werke, wie der bekannte Hartmann v. d. Aue. Die ersteren nur um dreißig oder fünfzig Jahre älter als der letztere; die einen noch vor dem allgemeinen Durchbruch der ritterlichen Geisteseigenart, wie im Leben so in der Kunst, der andere, nachdem schon Veldeke das Ideal seiner Zeit und seines Standes im Wesentlichen genügend verleiblicht hatte. Und darin liegt die Erklärung, des auf den ersten Blick schon deutlichen Unterschieds oder Fortschritts, den die Sprache, diese hochdeutsche Gemeinsprache, dieses Mittelhochdeutsch im specifischsten Sinne des Wortes von den einen bis zu dem andern gemacht hat. Geist und Seele der Sprache, die Veldeke nicht als Einzelner, sondern als berufener Mund aller seines Gleichen gesprochen, waren unterdeß in die Gesellschaft eingelebt. Als der Pilatus gedichtet wurde, zog wohl schon ein Hauch davon durch die deutschen Lüfte, aber sein Verfasser ist nicht davon angeweht, vielleicht weil er ein Geistlicher, ebenso wahrscheinlich aber auch, weil er anderswo zu Hause war, als an den zu seiner Zeit noch nicht über das ganze deutsche Land hingesäten Heimathsstätten ritterlicher Bildung und ritterlichen Verkehrs.

So ist auch die Sprache Hartmanns, dieses älteste Mittelhochdeutsch, trotzdem daß keine heimathliche Erdscholle an ihren

Füßen oder ihrem Gewande klebt, im Wesen eine durch und durch lebende, nur in anderem Sinne als man die ungebändigte Mundart so nennen wird. Sie ist Eines so sehr, wie das Andere, eine Schriftsprache, eine solche, die in dem Detail ihrer äußeren Formengebung sich von allem Zufälligen und Besonderen ganz oder beinahe ganz — wenigstens soweit, daß wir es nicht mehr sehen — zu befreien und mit bewußtem Kunstgefühl eine solche Freiheit anzustreben vermag. An sich freilich folgt dies aus dem bloßen Mechanismus des Schreibens nicht. Er war nunmehr so fest durch die Gewöhnung vieler Jahrhunderte eingebürgert, auch durch die Sitte der romanischen Vorbilder aller deutschen ritterlichen Lebensäußerungen sicher gestellt, daß es sich für die ritterlichen Künstler und ihr Publicum von selbst verstand, daß jedes zum Genuß Vieler bestimmte Spracherzeugniß niedergeschrieben werden müsse. Ob dem Gedächtniß überhaupt die Aufgabe zugemuthet werden könne, jene Tausende und Zehntausende von Versen, wie sie jetzt der Strom der ritterlichen Dichtung aus seinen geöffneten Schleußen hervorwälzte, fest zu halten, kümmert uns hier nicht. Das Schreiben war einmal Sitte oder Mode geworden und insofern wurde die ganze Sprache dieser Kunstsphäre oder dieser ritterlichen Welt, sobald sie ein sprachliches Kunstwerk producirte oder aufbewahrte, zur Schriftsprache. Sie bekam durch diesen von der einen Seite zufälligen Beisatz ganz von selbst alle die Merkmale und Eigenthümlichkeiten, die jeder Schriftsprache zukommen. Mochte sie immer fort durch den beständigen und ausschließlichen Verkehr, der den Schriftsteller oder Dichter aus dem ritterlichen Kreise mit dem Leben seiner Standesgenossen verband, in dem vollen Strome der Wirklichkeit schwimmen, in etwas, wenn es auch nur etwas weniges war, erhielt sie doch schon durch den Act des Schreibens und alles,

was sich weiter daran knüpft, eine besondere, will man es schroff benennen, isolirte Existenzmöglichkeit. So lange Leben und Kunst harmonisch demselben Ziele zustrebten, gereichte ihr dies nur zum Vortheil, sobald aber die Harmonie gestört wurde, konnte auch sie, diese ursprünglich von dem warmen Athemzuge des Lebens und der Wirklichkeit beseelte Sprache, auf einen Weg gerathen, wo sie nicht nur im materiellen, sondern auch im geistigen Sinne ein bloßes Luftgebilde wurde, ohne Wurzel im Boden der Nation und der Zeit. Zunächst aber drohte ihr diese Gefahr noch nicht.

Selbstverständlich wurde nicht an allen deutschen Höfen und auf allen deutschen Burgen, in die das ritterliche Leben der Zeit eingezogen war, die Sprache der ritterlichen Bildung aus einem Munde geredet. Hartmanns Mittelhochdeutsch galt allen als die mustergiltige Höhe des sprachlichen Ausdrucks, aber das Gespräch der gebildeten Menschen bewegte sich nicht in denselben Formen und Wendungen, die der Kunststil des Verses von selbst aus der Sphäre der alltäglichen, wenn auch noch so verfeinerten gesellschaftlichen Conversation rückte. Doch war dies nicht der einzige Unterschied. Alle diese Ritter und ganz gewiß auch alle ritterlichen Dichter als Glieder der ritterlichen Gesellschaft sprachen Vocale und Consonanten etwas anders aus, intonirten die Wörter etwas anders an den Ufern der Donau als an den Ufern der Etsch oder des Rheins. Die landschaftliche Umgebung schuf auch damals wie zu jeder andern Zeit gewisse Nüancirungen einer und derselben die Summe des Geistes beherrschenden Formeneinheit. Es geschah in allen andern Dingen des Lebens und des menschlichen Verkehrs, der Gewohnheiten und Sitten, also auch in der Sprache. Aber es geschah, ohne daß die Betheiligten selbst es sich bewußt worden wären, noch weniger, daß sie

ihre Eigenart reflectirt zu behaupten oder herauszukehren versucht hätten.

Eine starre Gleichförmigkeit konnte also auch in der Sprache das Leben und die Wirklichkeit nicht dulden, zumal unter deutschen Menschen, deren Gemüth so sehr daran hängt ihre Privatexistenz und Privatphysiognomie schonungsvoll von jedem Andern behandelt zu sehen und auch dem andern sein Recht darauf zu vergönnen. Doch würde damit für ein Auge, das nicht für die allerfeinsten Farbenschattirungen geschärft gewesen wäre, die ungetrübte Gleichartigkeit des Gesammtbildes kaum gestört worden sein. Stünden uns unmittelbarere Documente der lebendigen Sprache der gebildeten deutschen Welt zu Gebote, die wir nur aus mittelbaren durch Rückschlüsse uns construiren können, wir würden im Großen und Ganzen auch hier nur das eine Sprachbild erkennen, was uns die höchsten Kunstproducte der Literatur bieten, wir würden wenigstens überall das Bestreben wahrnehmen den höchsten Anforderungen des nicht auf abstracte Regeln gebrachten, aber auf feindurchgebildeten Instinct gegründeten guten Geschmacks zu genügen. Wo man das Ziel erreichte, geschah es immer nicht durch vorsätzliche oder bewußte Betonung der sprachlichen oder mundartlichen Eigenart, das würde eben so gegen den Glauben an die Allmacht der ritterlichen feinen Sitte, der wahren „Zucht" verstoßen haben, wie irgend ein grober Exceß im Trunke oder in der Gebärde und würde ebenso sehr, wie dergleichen, den härtesten und beschämendsten Tadel des bäuerischen, tölpischen Wesens, der „Dörperheit" verdient haben. Und wie im Verkehr des Tages so und noch mehr in der Kunst. Auch hier werden die so unendlich geschärften Sinne der feinsten Kenner selbst an der Sprache eines Hartmann das herausgehört haben, was wir jetzt mit unsern todten wissenschaftlichen Formeln durch-

aus nicht entdecken können, den heimathlichen Accent, aber freilich nur so, daß auch das gebildetste Ohr davon nicht beleidigt, sondern eher angenehm getroffen wurde, wie von dem Pulsschlag des wirklichen Lebens, der das Gefühl, etwas Lebendiges und nicht bloß ein künstliches Schattengebilde vor sich zu haben, giebt. Daß Anderen es nicht so vollkommen gelang, alles, was in der heimathlichen Mitgift ihrer Sprache Andere stören mochte, auszumerzen, begreift sich sehr leicht je nach der künstlerischen Anlage der Einzelnen und nach der größeren oder geringeren Schwere, womit die heimische Mundart auf ihnen lastete. Einem Thurgauer z. B. oder jedem andern Hochalemannen, einem Baier, einem Hessen, selbst einem Thüringer oder einem Meißner war es viel schwerer gemacht, das feinste Sublimat der höfischen Sprache sich anzueignen im Leben und in der Kunst, wie einem Manne vom Ober- und Mittelrhein, einem Franken, einem schwäbischen Alemannen, einem Oesterreicher oder selbst einem Tiroler. Denn hier hatte die Geschichte selbst den eigentlich geweihten Sitz der höchsten ritterlichen oder höfischen Bildung hin verlegt und dem zu Folge lag auch hier die Sprache dieser Bildung am meisten in der Luft, in der die Menschen athmeten und von der sie ohne es zu wissen, getragen und gehalten wurden. Dort aber, ebenso sehr auf dem Boden der eigentlich oberdeutschen Mundarten, die den andern hochdeutschen, namentlich denen gegenüber, welche mit dem fränkischen Volksthum leiblich und geistig am engsten zusammen hingen, immer eine gewisse spröde und eigensinnige Zurückhaltung bewahrten, oder auch da, wo das mitteldeutsche Sprachelement bei aller seiner ideellen Zugehörigkeit zu dem Hochdeutschen doch auch eine gewisse ebenso körperliche wie geistige Berührung mit dem ganz fremdartigen Niederdeutschen nicht verläugnen konnte, folgte aus anderen Ursachen

doch dieselbe Wirkung; hier wie dort war es die Atmosphäre, nicht der Wille, am wenigsten ein bewußter Wille der Urheber, was die Erzeugnisse der Kunst niemals das Ziel der absoluten Reinheit und Vollendung der höfischen Sprache, die absolute Freiheit von allem Bodengeschmack — immer in der Beschränkung, die oben ausdrücklich bezeichnet worden ist — ganz erreichen ließ. Daher sind denn auch wirklich alle die classischen Werke der höfischen Literatur nur innerhalb jener engeren Grenzen der reinsten Schrift- und Verkehrssprache entstanden, oder, was dasselbe ist, Erzeugnisse von Künstlern, die dort ihre Heimath hatten oder dort als heimathberechtigt durch ihren Bildungs- und Lebensgang einwurzelten. So weit unsere urkundliche Kenntniß der Thatsachen und Personalien dieser Literaturperiode reicht, duldet dieser Satz keine Ausnahme und da wo sich urkundliche Zeugnisse versagen, wird es erlaubt sein, seine Consequenzen zum Ersatz derselben zu gebrauchen.

Daß eine ganz besonders angelegte künstlerische Individualität gelegentlich auch wohl einmal, um ihre Originalität freier und kräftiger als in dem durch unzählige und oft recht enge Schranken der conventionellen oder von der Mode geheiligten Regelrichtigkeit eingeengten Ziergarten der höfischen Kunstsprache sich bewegen und austönen zu lassen, in die Mundart oder die Mundarten griff, kam selbst damals vor, wo doch der Geist der Gesammtheit alle Individualität so stark wie es uns unbegreiflich ist und unerträglich wäre, bändigte. Die genialste Künstlernatur unseres deutschen Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, hat es und zwar mit vollem Bewußtsein, wie man vermuthen darf, und mit entschiedener, aber keineswegs ungetheilter Wirkung auf sein Publicum gethan. Je feiner das Kunstgefühl der Andren besaitet war, desto unangenehmer wurde es dadurch berührt und der bittere

spöttische Tadel, mit dem Gottfried von Straßburg seinen für uns so viel größeren Rivalen überschüttet, die „bickelwort", zu sammengewürfelte Worte, die er ihm vorwirft, bezieht sich zwar nicht allein, aber doch auch mit auf diese Art von Sprachmengerei, der volle Widerspruch des kristallenen, abgeklärten absolut gebildeten Redeflusses eines Hartmann und der andern echten Meister der Sprache.

Betrachten wir die zufällige Ueberlieferung, die uns die Denkmäler dieser höchsten Kunstblüthe der Sprache überliefert hat, so ist der Anblick, wenn man auch die Oberfläche und nicht was hinter und unter der Oberfläche ist, gelten lassen will, freilich ein anderer, ein solcher, der leicht dazu führen könnte und in der That auch dazu geführt hat den einheitlichen Typus dieser höfischen Sprache, dieses Mittelhochdeutsch im eminenten Sinne, zu läugnen und seine Existenz nur für eine fingirte, für ein Ergebniß moderner gelehrter Reflexion und reflectirten Calculs zu erklären. Wer aber die innere Geschichte der geistigen Gestaltungen der Zeit eindringend zu erkennen sich bemüht, würde, auch wenn die äußern Urkunden das Gegentheil beweisen sollten, doch auf der Thatsache einer solchen einheitlichen Sprache der ritterlichen oder höfischen Bildungssphäre bestehen müssen, weil sie mit zwingender Nothwendigkeit aus allen ihren übrigen Lebensäußerungen folgt. Auch widersprechen jene äußeren Urkunden nur scheinbar und nicht wirklich. Nämlich nur dann und insoweit als man sich über das Verhältniß der Niederschrift zu der lebendigen Sprachform keine klaren Begriffe gebildet hat.

Allerdings ist die Kunstübung in mittelhochdeutscher Sprache ohne Schrift nicht denkbar; wie schon dargethan, ist die Sprache von Anfang an literarisch und ist es immer geblieben. Aber die Schrift oder schriftliche Aufzeichnung steht doch in jeder

Weise anders zu der Schöpfung des Künstlers als heute und es ist nöthig heute und damals nicht mit einander zu vermengen.

Niemals ist der Künstler zugleich der Schreiber, oder wenn es sich ja einmal so gefügt haben sollte, ist es eine zufällige Ausnahme, die keinen Einfluß auf das allgemeine Verhältniß geübt hat. Im besten Falle, d. h. wie wir es ansehen, ist er derjenige, der sein geformtes Sprachkunstwerk, seine Verse einem Andern in die Feder dictirt. Oft wird man das voraussetzen dürfen, was Wolfram von sich selbst und sichtlich als das zu seiner Zeit und in seiner Sphäre Gewöhnliche bekundet: Der Autor kann weder lesen noch schreiben. Hartmann hat wenigstens lesen gekonnt, aber man weiß auch, wie viel er sich auf diese Kunst zu gute thut; daß er je die Feder geführt habe, ist mehr als unwahrscheinlich, selbst wenn er etwa, wie gar manche seiner Standesgenossen, seine Namensunterschrift unter eine Geschäftsurkunde zu setzen im Stande war. Das heißt noch nicht schreiben können. So war der Autor in den meisten Fällen dem Schreiber ohne Controle in die Hand gegeben, und es lag ganz in dessen Willkür oder Geschick, wie er mit dem Texte auch des Dictates umgehen wollte. Schreiber sind, so viel wir wissen, noch immer zum größeren Theil die geblieben, denen diese Kunst als verjährtes Privilegium zustand, Geistliche, damals gewöhnlich Weltgeistliche niederer Herkunft und niederer Weihen, Anfänger in ihrer geistlichen Berufslaufbahn, auf der sie häufig, weil sie sich ganz dem lohnenderen Ertrag der Feder widmeten, nicht weiter kamen. Ihre Bildung kann unter Umständen eine nach unseren Begriffen sehr vielseitige gewesen sein und weit über den engen Horizont des ritterlichen Geistes gereicht haben. Gehören ja doch jene fahrenden Cleriker, deren lateinische Poesien alles schlagen, was

die deutsche, die französische, die provenzalische Poesie dieser Zeit geschaffen hat, keinem andern Lebenskreise an. Aber fein gebildete, in alle Subtilitäten eingeweihte Kenner einer so zierlich ausgefeilten Sprache, wie das höfische Mittelhochdeutsch, waren sie nicht, dazu hätten sie im Schoße des Ritterthums geboren, in ihm ihre natürliche und nicht bloß eine vorübergehende und zufällige Heimath haben müssen. Dies gilt von den geistigen Spitzen dieser Zunft: von der Masse, gerade von denen, die aus dem mechanischen Schreiben ihren nährenden Beruf machten, gilt begreiflich noch viel Schlimmeres. Wir sind also zu der Annahme berechtigt, daß kein mittelhochdeutsches Kunstwerk in einer ganz unverfälschten Gestalt niedergeschrieben werden konnte, weil es Niemand gab, der dazu vorbereitet gewesen wäre. Noch weit schlimmer gestaltet sich dann das Verhältniß der weiteren Copien und ihrer Abschriften. Wir besitzen mit verschwindenden Ausnahmen keine Niederschrift irgend eines größern literarischen Denkmals der Zeit, die wir in dem oben fest umschriebenen Sinn Original nennen dürften, sondern nur secundäre, tertiäre u. s. w. Redactionen und auch diese meist mit sichtbarer Flüchtigkeit gemacht, nicht bloß mit den nothwendig anklebenden Fehlern behaftet. Es wäre an sich ebenso unmöglich aus ihnen ein im Einzelnen, worauf es hier doch ankommt, völlig treues Bild ihrer Originale wiederherzustellen, wie es etwa im Bereiche der Plastik unmöglich ist, aus den doch ungleich höher stehenden römischen Copien griechischer Originale die volle Herrlichkeit dieser wiedererstehen zu lassen, wenn nicht die natürliche Beschaffenheit der künstlerischen Darstellungsmittel der Sprache einem solchen Unternehmen so viel günstiger wäre. Wie es zu machen ist, um aus der schmutzigen Schale der zufälligen Fahrlässigkeit und Roh heit den glänzenden Kern der feinsten Kunst und der durch-

gebildetsten Technik herauszuschälen, das gezeigt zu haben bleibt Lachmanns Verdienst. Im Einzelnen mag eine Vertiefung und Bereicherung der wissenschaftlichen Erkenntniß seine Resultate bezweifeln, verwerfen oder ergänzen; das Princip der positiven Kritik, wie er es gefunden und praktisch verwerthet, wird nur da angefochten werden, wo man seinen eigentlichen Inhalt nicht begreift. Er hat nicht, wie ihm von solchem befangenen Standpunkt aus vorgeworfen wird, ein Phantasiegebilde des Mittelhochdeutschen der Wissenschaft aufgedrängt, er hat die Augen geöffnet, eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, sehen und begreifen zu lernen.

Denn dazu war sie in einer verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit geworden. Wenn man die literarischen Leistungen vergleicht, die wirklich mit einander verglichen werden dürfen, weil sie in demselben Boden und in derselben Atmosphäre gewachsen sind, also hier das Rolandslied oder die Kaiserchronik mit dem, was Hartmann und seine Zeitgenossen in ihrer Sprache vermochten, so zeigt sich recht wie äußerlich und zufällig die Zahl der Jahre für das Werden und Entfalten geschichtlicher Gebilde ist. Ein halbes Jahrhundert hat hier eine Umgestaltung hervorgebracht, die größer ist, als was von Karl d. Großen bis zum Schlusse des 11. Jahrhunderts geschehen war. Literarisch konnte die Sprache schon unter den Händen der geistlichen Dichter und Moralisten seit der Erweckung des religiösen Volksgeistes in der Mitte des 11. Jahrhunderts heißen und zwar mit besserem Rechte als in der althochdeutschen Zeit, wo sie freilich auch oft genug und scheinbar zu noch vielseitigeren Zwecken beliebig verwendet d. h. geschrieben worden war, als seitdem. Aber eine Literatursprache existirt doch erst dann, wenn sich das Volk oder seine geistigen

Führer gewöhnt haben, die ganze Summe der geistigen Interessen ihrer Zeit oder derer, die ihnen zugänglich sind, in dieser Sprache nicht bloß darzustellen, sondern auch diese Darstellung durch die Schrift als das einzige dafür vollkommen ausreichende Mittel festzuhalten und weiter zu bilden. In diesem Sinne hat das Althochdeutsche nur die Ansätze zu einer Literatur gemacht: seine Sprache blieb für die unendlich überwiegende Mehrzahl seines geistigen Besitzes das Lateinische der Kirche. Im 11. und 12. Jahrhundert hat jene geistliche Volksdichtung sich insofern anders gestellt, als sie zwar nach wie vor dem Lateinischen sein Privilegium als Sprache der exclusiven Bildung der Wissenschaft wie der Kunst nicht bestritt, aber daneben doch in einer Sphäre, und zwar in der des idealen Lebens der Zeit, die ihr selbst als die höchste galt, in der religiös ethischen, der Volkssprache eine wirkliche Heimathsberechtigung und damit auch eine wirkliche, wenn auch in ihrer Tendenz äußerst beschränkte Literatur schuf.

Die Literatur der ritterlichen Bildung ist nun gleichfalls auf einen für heutige Begriffe engen Raum beschränkt, aber er ist doch unendlich weiter als jener war. Er umspannt doch das ganze Gebiet der poetischen Stoffe, gleichviel welchen Inhalts und welchen Ursprungs, das die Zeit kannte. Das classische Alterthum, unsre eigne Urzeit, ihren Nachklang in der Völkerwandrung und in den früheren Phasen des Mittelalters, celtische, romanische Mythen, Sagen und Geschichte, dazu aus dem bunten Leben der näheren Vergangenheit ja selbst der Gegenwart — alles das konnte diese mittelhochdeutsche Sprache und alles mit gleicher Virtuosität behandeln. Wir haben hier ganz von dem separaten Maße dieses oder jenes Dichters abzusehen: die Sprache selbst, die den Einzelnen beherrschende Macht ist es, die auch dem Einzeltalent es möglich

machte dem fast unübersehbaren Vorrath poetischer Motive überhaupt nahe zu treten: wie weit aber der Einzelne die Andern, von gleicher Voraussetzung Ausgehenden, mit dem gleichen Rüstzeug Ausgestatteten übertraf, oder hinter dem Durchschnitt zurückblieb, geht die Sprachgeschichte nichts an.

Auch ist es, wenn man die Mittel dieser Sprache und ihre daraus abzuleitende Leistungsfähigkeit erwägt, nicht zu bezweifeln, daß sie weit über den Kreis poetischer Motive und Formen hinaus, worin sie sich mit ausgesprochener Vorliebe hielt, alles, was überhaupt eine gebildete Sprache ihrem Volke und ihrer Zeit zu leisten vermag, auch gekonnt hätte. Dieses Mittelhochdeutsche besaß, wie man aus zwar spärlichen, aber doch genügenden urkundlichen Zeugnissen entnehmen kann, ebenso gut die Fähigkeit zu prosaischer Darstellung jedes denkbaren und in der Zeit vorhandenen Stoffes, die abstracte Wissenschaft oder die theologische Schulgelehrsamkeit ausgenommen, für die überhaupt keine der Nationalsprachen des Mittelalters brauchbar sein konnte.

# Vierte Abtheilung.

## Die deutsche Schriftsprache in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters.

---

### Erstes Capitel.

#### Die Auflösung des Mittelhochdeutschen.

Diese mittelhochdeutsche Sprache vermochte sich natürlich nur so lange auf der Höhe ihrer künstlerischen Verwerthung oder auch, was dasselbe bedeutet, in dem Besitz der Hauptzüge nicht bloß, sondern auch all' des an sich untergeordneten, zu ihrer Eigenart aber so wesentlichen Beiwerks feinster Durchbildung zu halten, als der Boden, auf dem sie stand und aus dem sie fortwährend ihre Nahrung zog, seine Beschaffenheit nicht veränderte. Sobald die gesellschaftliche Sphäre, der sie angehörte, das Ritterthum selbst in eine schwankende oder abwärtsgleitende Bewegung gerieth, mußte auch die Sprache, das energischste, ja geradezu das einzige Kunstmittel, wodurch jenes seinen Seeleninhalt darstellt, ins Schwanken und Sinken gerathen.

Sofort mit den Klagen über den Verfall der ritterlichen Zucht, des im Leben concret gewordenen ritterlichen Idealismus, beginnen auch die über den Verfall der ritterlichen Sanges-

kunst. Walthers, des typischen Repräsentanten ihrer höchsten Spitze, Weherufe über die rohen Klänge, die von den Bauern her in die Höfe eingedrungen sind, bezieht man direct auf Neidhart's von Reuenthal sogenannte höfische Dorfpoesie, jene uns Späteren häufig so viel wärmer und lebensfrischer anmuthende humoristisch idyllische Schwester des eigentlichen stilgerechten, aber für uns conventionell eingehegten Minnegesanges. Von der technischen Seite der Kunst oder der Sprache vermögen unsere Augen hier nichts Rohes zu entdecken: dieser Dichter ist den ersten seiner Zeit und seines Standes, selbst seinem älteren Kunstgenossen Walther mindestens ebenbürtig, durch seine freie Genialität fast allen überlegen. Und doch darf man von hier aus den Verfall der Kunst und der Sprache datiren. Hier wurde der Hebel angesetzt, der das ganze zierliche, aber allzu luftige Gebäude aus seinen Fugen bringen mußte. Denn das Eindringen roher Klänge, nicht sowohl von den Bauern als von allen Seiten her in das sorgsam eingefriedete, mühsam gepflegte Gefilde der echten ritterlichen Bildung und Art hat die Kunst und die Sprache verwildert. Nur daß diese Verwilderung uns nicht wie den Zeitgenossen, deren Herz und Verstand gänzlich mit dem Alten verwachsen war, als etwas absolut Schädliches und Bösartiges oder gar Nichtswürdiges erscheint. Auch wir sind bereit die in ihrer Art einzige Vollendung der Kunst und der Sprache auf der Höhe der mittelhochdeutschen Periode zu bewundern, aber wir begreifen, daß ein solches Phänomen, dessen Voraussetzungen allzu künstlich und zart waren, nicht zu langer Dauer bestimmt sein konnte und anderen derberen Gestalten Platz machen mußte.

Die Mitte des 13. Jahrhunderts gilt herkömmlich und mit Recht als die große Epoche in der innern und äußern Geschichte des deutschen Mittelalters, wo sich die Ohnmacht der

bis dahin die Nation beherrschenden aber nicht erfüllenden Mächte politischer und socialer Art zuerst greifbar herausstellte. Ein Kaiserthum und Ritterthum gab es auch nach dem großen Interregnum, aber es sind nur die Namen geblieben, ihr Inhalt ist ein anderer geworden, das sieht auch ein minder scharfes Auge sofort, wenn es die Züge Rudolfs von Habsburg mit denen Friedrich Barbarossa's oder des ganzen Staufergeschlechtes vergleicht, wenn es das Leben und Treiben an den Höfen und auf den Burgen dieser Zeit neben das Bild stellt, das allerdings weniger die Wirklichkeit, als das in die Wirklichkeit eingebildete Ideal der Vergangenheit fünfzig Jahre früher darbot.

Die neue Zeit ist wie immer denen, welche allein an jenes Ideal der Vergangenheit glaubten, als ein finsteres Chaos, eine Vernichtung alles des Guten und Schönen, was allein dem Leben Werth giebt, erschienen. Daß sie auch einen positiven Inhalt habe, wollten und konnten sie nicht sehen. Uns aber ist derselbe nicht verborgen, ja wie der Zug der Geister heute ist, sind wir sogar geneigt, ihr im Gegensatz zu der Vergangenheit, die sie abzulösen und zu stürzen berufen war, eine für das Ganze der nationalen Entwickelung förderlichere Tendenz zuzuerkennen als jener. Ihre allgemeine Signatur faßt man mit Recht als eine wesentlich bürgerliche oder demokratische auf politischem und socialem Gebiete im Gegensatz zu der wesentlich aristokratischen oder exclusiven des von der ersten Rolle auf der weltgeschichtlichen Bühne verdrängten Ritterthums. In diesem Gegensatze von aristokratisch und demokratisch liegt etwas von dem, was unsere Zeit mehr hierhin als dorthin zieht. Er bedeutet aber auch, wenn man ihn auf die dahinter liegende Seelenstimmung der Menschen bezieht, eine realistisch-prosaische Richtung des Empfindens, Denkens und Wollens, im Gegensatz

zu dem durchaus idealistisch und darum durchaus poetisch gestimmten Grundton der Vergangenheit und gerade darum eben fühlt sich unsere Gegenwart mit so starken Magneten wahlverwandter Geisterconstruction zu diesem neuen Zeitalter hingezogen und von dem vorigen ebenso entschieden abgestoßen.

Auch dieser neue große Umschwung des deutschen Lebens vollzog sich in der Wirklichkeit in so allmählichen Wandelungen, daß dem Einschnitte, den die zusammenfassende spätere Betrachtung für ihre Zwecke mit einem bestimmten Jahr oder Jahrzehnt macht, im Leben selbst keine festbegrenzten großen revolutionären Katastrophen oder Thaten entsprechen. Für die Menschen dieser Zeit, soweit sie in der neuen Zeit sich nicht zurecht finden konnten, blieb es unbegreiflich, warum denn die alten Formen und Gestalten in Staat und Gesellschaft sich nicht wieder mit dem alten Inhalt füllen wollten, denn sie selbst waren, freilich nur als Formen und Gestalten, immer noch da und behaupteten sogar durch die Schwerkraft der Gewohnheit ihre alten Privilegien als die ersten und tonangebenden Mächte einer Zeit, die doch in Wahrheit von ganz anderen gerichtet und belebt wurde. Wie in dem Bereiche des wirklichen Lebens, so auch in dem der Kunst, folglich auch in dem der Schriftsprache. Auch hier brachte gerade jene Zeit, die von der einstimmigen Meinung der Mitlebenden als eine Periode immer tieferen Verfalls verurtheilt wird, scheinbar immerzu das alte Kunstideal, die alte Sprachform wieder hervor, und wenn es nur auf die Massenhaftigkeit der Production angekommen wäre, hätte ein Konrad von Wirzburg alle seine Vorgänger weit überflügelt. Auch an Talent und an ernsthaftem Bemühen um die Ausstattung der Form steht er keinem nach. Wie er uns Späteren doch nur als ein Epigone,

wenn auch als der vorzüglichste unter allen gilt, so hat er selbst die Kluft zwischen seinem Wollen und Können mit einer wehmüthigen Verzagtheit empfunden, die aus der Tiefe der Ueberzeugung quillt, nicht aus einer zufälligen Verstimmung, aber auch die eigentliche Ursache davon: den Verfall der Kunst als Folge des Verfalls der ritterlichen Zucht, des ritterlichen Idealismus. Nicht der Einzelne oder ein Einzelner trägt die Schuld, wohl aber alle Einzelne bewußt oder unbewußt und alles Einzelne, das von den Menschen gedacht und geschaffen wurde und umgekehrt wieder das Denken und Schaffen der Menschen beherrschte.

Wo die immerhin leblosen Formen der Vergangenheit auch noch eine neu werdende Zeit beherrschen, weil sie noch da sind und den Raum so füllen, daß das Neue nur in den Lücken zwischen ihnen, oder unter ihren ausgehöhlten Fundamenten ungesehen von außen in sie hineinwachsen muß, wo keine gewaltsame und systematische Zerstörung den Boden der Zeit ganz geebnet hat, ist es viel leichter, die fortschreitende Zerbröckelung des Alten als das Keimen und Hervorwachsen des Neuen mit den Augen zu verfolgen. So läßt sich auch hier der Verfall der Kunst und ihrer Sprache von Menschenalter zu Menschenalter an drastischen Zeugnissen darthun, aber es hält namentlich in den ersten Phasen dieser Periode schwer das Neue, was später allerdings in völliger Deutlichkeit auf sich selbst gegründet neben den Trümmern des Alten oder an ihrer Stelle steht, in seinen anfänglichen Lebensregungen zu fassen, wenn auch die Lebenskraft aus der sie stammen nicht schwer zu erkennen ist. Es ist mit einem Worte viel leichter die Geschichte des Verfalls und der Auflösung der mittelhochdeutschen Literatur und Sprache darzustellen, als die des Werdens und der Fortschritte der sie ersetzenden Gestal-

tungen, für die es sogar unmöglich ist einen gleich vom Beginn an zutreffenden Namen zu finden, der in seiner Art dieselbe Berechtigung hätte, wie der frühere.

Eben deshalb hat die wissenschaftliche Terminologie durch eine ihr wohl bewußte Connivenz den alten Namen weit über seine wahren zeitlichen und sachlichen Grenzen hinüber noch immer gelten lassen. Man spricht von der mittelhochdeutschen Literatur und Sprachperiode als unmittelbarer Nachbarin und Vorgängerin des Neuhochdeutschen. Das Neuhochdeutsche datirt man, wenn es gilt eine allgemein bekannte und weltgeschichtliche Gestalt oder geschichtliche Gestaltung als festen Anhaltepunkt und krystallinischen Kern der Anschauung zu gewähren, von Luther oder von der Reformation. Daß die Bezeichnung „Uebergangsperiode vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen" des ersten Erfordernisses der Präcision und Anschaulichkeit entbehrt, weil sie zu umständlich und noch mehr weil sie rein negativ ist, läßt sie, die sonst dem wahren Sachverhältniß viel besser als jene scheinbar positive entspricht, zu keiner allgemeinen Verwerthung gelangen.

Für unsere Zwecke ist die eine wie die andere Terminologie gleich brauchbar oder unbrauchbar und wir werden uns keiner von beiden bedienen, allerdings aber auch keiner anderen an ihrer Stelle. Wir begnügen uns mit der Anerkennung der relativen Berechtigung der beiden, die mit einander verbunden wenigstens einige Hauptzüge der damaligen Literatur- und Sprachbewegung hinlänglich characterisiren, die Bedeutung des Bodens, auf welchem die Neuzeit sich gestalten und einrichten mußte und das Schwankende und Unfertige der neuern Gebilde, die darauf zu stehen kommen. In sofern also nur das Negative des ganzen Vorganges, nicht die in ihrer Art allen früheren positiven Schöpfungen in Literatur und Sprache

ebenbürtigen oder gleichberechtigten positiven Thaten dieser Neuzeit oder Uebergangspunkte. Für die abstracte Reflexion zerfällen sich die Gesammterscheinungen auf dem sprachlichen Gebiete dieser Zeit von selbst in die beiden Gruppen der Vergangenheit und der Gegenwart oder Zukunft. In der Wirklichkeit aber ist begreiflich eine solche Scheidung nirgends zu finden. Ueberall ist etwas von beiden und nur die Mischungsverhältnisse sind in jedem einzelnen Falle andere, und je nachdem das eine oder das andere, das Alte oder das Neue stärker hervortritt, wird man das Einzelne bedingt dahin oder dorthin stellen. Man muß sich darein finden „die Zwittergebilde", die auf solche Art den ganzen Vordergrund der geschichtlichen Scene füllen, als solche gelten zu lassen, wie sie ja auch in ihrer Zeit gelebt und wenigstens momentan den Anforderungen an den sprachlichen Ausdruck ihres Innenlebens Genüge gethan haben.

Wie immer in ähnlicher Situation, namentlich aber auf unserem heimathlichen Boden, dessen natürliche Schwere einem raschen Ablauf geschichtlicher Processe gleichviel welchen Inhalts so große Hindernisse in den Weg legt, hat auch hier das Alte eine Zähigkeit bewiesen, die dem Neuen den vollständigen Sieg erst nach einer unverhältnißmäßig langen Zeit ermöglichte. Erst im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ist er entschieden und wahrscheinlich wäre er es auch damals noch nicht, wenn nicht eine an sich mit der Literatur und Sprache nicht innerlich verkettete Katastrophe, die Reformation, durch ihr Uebergreifen auf alle Gebiete des nationalen Daseins auch hier das Alte völlig und für immer beseitigt hätte. Erwägt man, wie kurze Zeit es bedurfte um den mittelhochdeutschen Typus der Sprache und Literatur in seiner absoluten Vollendung durchzusetzen, wie nur ein Jahrhundert zwischen Williram und

Veldeke und nicht viel mehr zwischen jenem und Hartmann liegt, und daß der Contrast zwischen ihnen in jeder Art, auch wenn man sich nur an das Aeußerlichste der Sprachformen hält, schärfer und einschneidender ist, als etwa zwischen Hartmann und Sebastian Brant — falls man diesen als Vertreter der höchsten Leistungsfähigkeit der Sprache seiner Zeit gelten lassen will — die doch durch volle drei Jahrhunderte von einander getrennt sind, so wird man jenem im allgemeinen wohl gültigen Gesetz der Trägheit in diesem besondern Falle doch nicht alles allein auf Rechnung setzen dürfen. Dort wenigstens ist es auf dem gleichen Gebiete ohnmächtig, warum ist es hier allmächtig? Nur deshalb, weil ihm hier Bundesgenossen zu Hilfe kamen, die ihm dort entweder ganz oder doch fast ganz fehlten.

Der kräftigste davon ist einer, dessen bestimmende Macht auf die Gestaltung der Sprache hier zuerst, so lange es eine deutsche Sprachgeschichte giebt, wahrgenommen werden kann. Wäre das Mittelhochdeutsche eine bloß in lebendiger Tradition wurzelnde und von ihr getragene Sprache gewesen, es hätte in der Besonderheit, in welcher es diesen seinen Namen beansprucht, nicht länger dauern können, als die Sitte und die Bildung der Gesellschaft, aus welcher es geboren war, und in der es seine Heimath hatte. Mit dem Untergang der ritterlichen Zucht, mit der Veränderung nicht bloß in der Gesinnung, sondern auch in dem äußern Gebahren der Menschen wäre es von selbst verschwunden oder hätte von selbst sich allen den Schwingungen des Lebens fügen müssen, die so bald und so dauernd eine völlig andere Physiognomie der höheren deutschen gesellschaftlichen Kreise erzeugten. Wenn die Sprache des gemeinen Lebens, diese oder jene Mundart des Ortes oder der Landschaft, oder auch eine fremde durch fremde Gäste eingeschleppte sich ohne Scheu in der vornehmsten Gesellschaft breit machen

durften, trotz den bitteren Bemerkungen derer, denen noch die alte gute Zeit ehrwürdig war und die keine von ihren Tugenden antasten lassen wollten, so mußte die feine Sprache der höfischen Conversation nicht bloß, sondern auch die Sprache, in welcher der kunstgerechte Dichter seine meisterlichen Werke schuf, völlig verklingen. Ueberall, nur wie es die Art der zufälligen Menschen und des Ortes mit sich brachte, hier roher und selbstgefälliger als dort, hatte die Bauernsprache, der Gegensatz zu der höfischen, Platz gefunden, selbst an dem Hof in Wien, wo einst das Sublimat des feinsten Tons die ritterliche Welt entzückte, wo einst die Hochschule der ritterlichen Kunst und Sprache für ganz Deutschland gewesen war. Auch hier stand es kaum zwei Menschenalter später gerade so und wahrscheinlich nicht schlimmer als anderswo und es ist ein bloßer Zufall, daß wir eben hier in Wien und Oesterreich aus directen Zeugnissen darthun können, wie weit schon jene rohe Bauernsprache oder die nicht naiv sondern trotzig und selbstbewußt sich vordrängende Mundart in Mitte der socialen Aristokratie sich durchsetzen durfte. Das Mittelhochdeutsche als lebende Sprache und in dem Sinne, welchen unsere früheren Auseinandersetzungen genügend bestimmt haben, war noch vor Ablauf des dreizehnten Jahrhunderts, dessen zwei erste Decennien seine höchste Blüthe gesehen hatten, verwelkt. Aber das Mittelhochdeutsche war stets auf die Schrift verwiesen und so konnte es, nachdem es aufgehört hatte eine lebende Sprache zu sein, eine Büchersprache werden und als solche nicht bloß alles, was später geschrieben wurde, in der Art einer solchen beeinflussen, sondern auch mittelbar wieder durch die Schrift oder das Schreiben auf die lebendige Sprache selbst zurückwirken.

Jedoch gilt dies nur von dem derberen Gefüge der Sprache, gleichsam von ihrem Skelete. Alles, was sie den feineren Nerven

ihrer ebenbürtigen Zeitgenossenschaft verdankte und was diese wiederum in ihr als den eigentlichen Reiz und die eigentliche Schönheit empfanden, konnte schon darum nicht in eine mit andern Nerven ausgestattete Nachwelt dauern. Dazu rechne man die von Anfang unsichere oder ungenügende Form der schriftlichen Tradition. Wir haben gesehen, warum sie nicht anders sein konnte und es schadete nichts, so lange das Ohr des lebenden Kenners die Schrift nur als eine Chiffre benutzte, über deren wirklichen Werth die Eingeweihten - - und dazu gehörten alle wahrhaft Gebildeten, die lesen gelernt hatten — niemals in Zweifel sein konnten. Aber wenn das Ohr stumpf wurde, wenn es die reinen Töne nicht mehr hörte, dann mußte die Schrift, so wie sie war, eine brutale Autorität gewinnen. Natürlich verschlechterte sich aber in Wechselwirkung mit solchen Zuständen der lebenden Sprache auch die schriftliche Tradition immer mehr und je mehr sich die Fertigkeit des Schreibens verbreitete, desto schlechter wurde geschrieben.

Was die neue Zeit producirte, war von vornherein viel ausschließlicher als auf der Höhe der mittelhochdeutschen Literatur auf die Schrift gewiesen. Einstmals war sie nur ein unentbehrliches Hilfsmittel aber nichts weiter. Hätte das Gedächtniß zugereicht oder vielmehr wäre die Uebung des Gedächtnisses eben so ein Gegenstand der Ausbildung gewesen, wie andere Kenntnisse und Fertigkeiten, so würde man der Schrift nicht benöthigt gewesen sein, obgleich nicht zu verkennen ist, daß etwas von jener geheimnißvollen Weihe, welche jede Art von Schreiben in den Augen derer hebt, die es selbst nicht verstehen oder in den Augen der Wenigen, die es unter den Vielen verstehen, auch dem geschriebenen Buch in den Augen der Ritterschaft zukam. Was geschrieben wurde, stand schon deshalb eine Stufe höher in der allgemeinen Achtung als

was so zu sagen in der Luft schwebte, was die fahrenden Leute in alter Weise bloß aus dem Gedächtniß declamirten oder sangen.

Jetzt gab aber auch die praktische Richtung der Zeit der Kunst des Schreibens eine Verbreitung und Allgemeingültigkeit, die man früher nicht gekannt hatte. Man schrieb nicht bloß, wenn man ein Schreiber von Beruf war, sondern sehr viele Leute des Mittel- oder Bürgerstandes betrachteten diese Kunst als einen erst sehr achtungswerthen, bald als einen unentbehrlichen Zubehör zu dem Ideal eines praktischen Mannes, wie es ihrem Stande und Berufe angemessen war. Kamen sie durch irgend welche innere oder äußere Veranlassung dazu, selbst etwas in gebundener oder ungebundener Rede zu produciren, so bedurften sie jetzt keiner fremden Federn mehr. Ja sie schrieben auch dann, wenn es sich bloß um Dinge handelte, die nur ihnen selbst von Werth waren, Tagebücher, Rechnungen und Uebersichten ihres Haushaltes, allerlei ihnen interessante Notizen und dergleichen, wobei die Schrift selbst wieder, weil sie gleichsam nur als Geheimschrift behandelt wurde, auf keine Art von systematischer Pflege Anspruch machen konnte.

Die eigentlichen Schreiber von Beruf gehörten jetzt, wo sich die Nachfrage in enormer Progression steigerte, zum immer größeren Theil nicht mehr dem geistlichen Stande an, obgleich es noch immer federfertige Geistliche genug gab und manches Kloster, namentlich der jetzt in den Städten eingebürgerten jüngeren Orden und die freien geistlichen Congregationen des 14. und 15. Jahrhunderts, besonders die Brüder vom gemeinsamen Leben, Gerhard Groote's Schöpfung, die Schreiberei zugleich als freie Beschäftigung und fabrikmäßig oft als die hauptsächlichste Quelle ihrer Subsistenz betrieben. Doch

gaben jene weltlichen Schreiber und ihre Werkstätten ganz entschieden den Ton an. Die große Nachfrage schaffte wie immer große Concurrenz und schon im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert kann man recht deutlich alle Folgen eines solchen fabrikmäßigen Betriebes sehen. Es wurde jede Art von Producten geliefert, aber jede in Folge davon, trotz des glänzenden Aeußern und des oft nach der Sitte der schaulustigen Zeiten angebrachten reichen Bilderschmucks, möglichst wohlfeil und dies konnte, um den Markt zu behaupten, nur auf Kosten der innern Güte, der sorgfältigen Behandlung des Textes geschehen. Hier wurde an Zeit so viel als möglich gespart und das Schnellschreiben zu einer uns heute beinah unglaublichen Fertigkeit gesteigert. Wie die Texte dabei fuhren, beachteten weder die Verkäufer noch die Käufer, die sich immer mehr gewöhnten sogenannte Prachthandschriften bloß nach der Zahl und dem Werthe ihres Bilderschmuckes zu taxiren. Aber jedes Product dieser leichtfertigen Technik konnte doch, so wie es da stand, mustergültiges Beispiel für irgend wen werden, der, ohne im Besitz eines größeren Büchervorrathes zu sein, gleichviel was es war, schreiben wollte. Er hatte ja kein anderes Vorbild als die Bücher oder Schriften, die ihm zufällig in die Hände liefen oder wenn er ein Schreiber von Beruf war, die Tradition seiner Schreibstube und seiner Lehrmeister. Was für das Verhältniß der Schreiber geistlichen und weltlichen Standes zu der Sprache der Zeit gilt, ist auch ohne alle Einschränkung auf den daneben aufkommenden Druck mit beweglichen Lettern auszudehnen. Auch in den Druckereien wurde immer im Hinblick auf die gerade herrschende Mode der Schreiberwerkstätten verfahren, nicht nach hier selbständig gebildetem eigenen System oder Gewohnheiten, die sich bis zu Ende des 15. Jahrhunderts in dieser Kunst nicht fixiren konnten, weil sie

factisch doch nur noch, trotz ihres überraschenden Aufschwungs, mit der Feder concurrirte, sie aber noch nicht verdrängt, kaum zurückgedrängt hatte.

## Zweites Capitel.

### Schriftsprache und Mundarten.

Es hätte nur ein Mittel gegeben die Reinheit der Schriftsprache zu bewahren, aber dieses versagte in dem damaligen Deutschland gänzlich. Wenn sich eine systematische Betrachtungsweise des vorhandenen und als mustergültig anerkannten Sprachstandes etwa in der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Literatur hätte bilden können, wenn man auch nur nach dem äußerlichen und mechanischen Schema der mittelalterlichen lateinischen Schulgrammatik eine deutsche Grammatik und Stilistik geschaffen hätte, so wäre damit der Sprache ein Halt verliehen worden, der sie zwar nicht ganz vor Verlusten bewahrte, aber doch einen ganz anderen Schutz gegen die Zufälle des Tages gewährte als die allerdings vorhandene, mündliche und dadurch so leicht zu verrückende Ueberlieferung gewisser praktischer Regeln über Betonung und metrische Bedeutung und Reimfähigkeit einzelner Wörter, die man nur sehr selten und dann sehr unvollständig niederschrieb, offenbar mehr zu eigener Nachhilfe des Gedächtnisses als um von Anderen gelesen zu werden. Aber Niemand dachte daran die Sprache als Ganzes oder unabhängig von ihrer Verwendung als literarische Kunstform in's Auge zu fassen. Geschah es doch auch dem Lateinischen, das seine Grammatiken besaß, nur weil es einmal so herkömmlich war und es zu dem Relief der specifischen Wissenschaftlichkeit,

was dieser Sprache nach wie vor eigen blieb, paßte; bei einer lebenden Sprache hätte man ein solches Unternehmen für eben so schwierig wie überflüssig gehalten und nach wie vor stand Karls des Großen geniale Idee einer deutschen Grammatik noch ohne Nachfolge, wie ohne Verständniß da. Daß eine romanische Literatur, die provenzalische, eine Art von systematischer Poetik und Stilistik und insofern auch von Grammatik producirte, scheint in Deutschland unbeachtet geblieben zu sein, eben so wenig wußte man hier etwas von den viel älteren Versuchen isländischer Gelehrten und Schriftsteller, innerhalb einer germanischen Sprache etwas Aehnliches zu leisten. Daß es einen Notker gegeben habe, der mit Hilfe der Muttersprache die Regeln des correcten Lateinischen seinen Schülern beizubringen versucht hatte, war vollends vergessen.

Doch blieb die Sprache eben deshalb auch jetzt, wo die Schrift eine immer weiter greifende Bedeutung gewann, vor dem Gefährlichsten, was ihr zustoßen konnte, glücklich bewahrt. Sie wurde auch jetzt noch nicht eine vom Leben abgezogene, bloß auf sich selbst und die reflectirte Willkür ihrer Adepten gestellte Kunstfigur. Jeder der schrieb bemühte sich zwar nach besten Kräften, nicht so zu schreiben, wie er sprach oder sprechen hörte. Jeder suchte sich mit größerem oder geringerem Geschick und mit größerer oder geringerer Feinfühligkeit solche Muster seines Stils und seiner äußeren Umgebung aus, die ihm die besten dünkten, aber jeder gerieth doch, wie sein Muster selbst schon und jede folgende Generation vor ihnen, immer tiefer in die Verstrickungen der wirklichen Sprache hinein. Das Gegengewicht, welches die Tradition gewisser Regeln doch immer nur einer beschränkten Anzahl von Schreibern, vorzugsweise den berufsmäßigen und diesen nicht allgemein bot, reichte nicht hin, um die viel größere Schwierigkeit der natürlichen

Einflüsse des Ortes und der Umgebung zu paralysiren, höchstens nur sie einigermaßen zu beschränken. Denn die Mehrzahl derer, die literarische Productionen in die deutsche Welt sandten, welche von Andern jetzt auch nicht mehr wie sonst vorlesen gehört, sondern recht eigentlich gelesen werden sollten, stand doch außerhalb der als eine Art von Zunftgeheimniß überlieferten Regeln der Technik des Schreibegewerbes, mit denen das, was begreiflich gar nicht dazu gehört, jene stilistischen und linguistischen Traditionen thatsächlich untrennbar verbunden waren. Gerade solche auf sich selbst angewiesene Schriftsteller gewannen aber durch ihr Talent und durch die richtige Wahl ihrer Stoffe die größte Leserzahl und in Folge dessen auch mittelbar wieder den größten Einfluß auf die weitere Gestaltung der Sprache. Fielen ihre Bücher der zunftmäßigen Schreiberei oder den Schreiberwerkstätten in die Hände, so mußten sie sich so gut wie alle andern viele von jenen formalen Umänderungen gefallen lassen, die gerade hier oder dort Mode waren, wie wir sagen würden oder wie die betreffenden Menschen selbst es ansahen, die allein richtigen sein sollten. Die jetzt immer häufigeren Verwahrungen des Autors gegen solche Verunstaltungen seiner mühsamen Arbeit halfen natürlich nichts. Aber doch blieb trotz der größten und durch keine innere Schranke des Stils und Sprachgefühls gebändigten Willkür der Schreiber noch immer genug von der Eigenart des Originals übrig, das dann in seiner barocken Vermischung mit solchen willkürlichen Zuthaten wieder zu einem Muster neben manchem andern oft von ganz anderer Individualität für spätere Schreiber und Schriftsteller wurde.

Schon aus dem bisher Gesagten läßt sich abnehmen, in wie weit als ein Hauptcharacterzug dieser Sprachperiode das Hervorbrechen der Mundarten in der Schriftsprache gelten

kann. Dem Mittelhochdeutschen auf seiner Höhe gegenüber unbedingt; denn alle die Ingredienzien, welche die spätere Sprachfärbung hervorgebracht haben, sind entweder unmittelbar aus den Mundarten geflossen oder durch sie vermittelt. Aber so wenig wie die althochdeutsche Schriftsprache nur ein Abklatsch der althochdeutschen Mundarten heißen darf, obgleich alle ihre Denkmäler mundartlich gefärbt sind, so wenig auch die Schriftsprache seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Eigentlich geschieht auch jetzt nichts Anderes als was selbst während der feinsten Ausfeilung des Mittelhochdeutschen doch immer geschehen war: auch damals ist eine leise mundartliche Lasur auch da gewiß vorhanden gewesen, wo unsere stumpferen Augen sie nicht wahrnehmen; stärkere Uebergänge desselben Farbstoffes entdeckt man aber deutlich genug und zwar wieder in allen denkbaren Scalen in einer fast unübersehbaren Masse von literarischen Erzeugnissen, deren Verfasser auch als Zeitgenossen Hartmanns, Gottfrids oder Rudolfs von Ems es doch nicht so weit in der Kunst brachten wie sie. Wo wir z. B. die so zahlreiche geistliche Literatur, die Legende, nicht von ritterlichen sondern von geistlichen Dichtern gepflegt sehen, wo fahrende Leute aus dem eigentlichen Volke und zunächst für dasselbe dichteten, da ist überall die Mundart das Element, was den Sprachformen ihre relativ rohere d. h. naivere Gestalt giebt, auch da, wo diese Mundart vielleicht mehr nur als verborgenes Ferment wirkt und sich nicht als bestimmt gefärbte Kruste erkennen läßt.

Genau derselbe Zustand setzt sich auch jetzt nur immer vergröbert fort. Wie einst jeder, auch wenn er noch so wenig Technik und Kunstübung mitbrachte, falls er überhaupt sich berufen glaubte Verse zu machen, sie so gut machen wollte wie die besten, die er kannte, oder, was dasselbe heißt,

wie er so richtig und gebildet die Sprache zu handhaben beflissen war, wie es die größten Muster, die er kannte, gethan, so wollte auch jetzt jeder, der schrieb, es den besten Vorbildern gleich thun. In wie fern diese selbst mustergültig waren, darüber entschied bei dem gänzlichen Fehlen jedes objectiven Sprach- und Kunstcanons nur das subjective Gefühl des Nachahmers oder späteren Schreibers. Aber stand seine Sprache auch noch so sehr hinter der früheren zurück, insofern man diese als mustergültig betrachtet, so würde doch kein Späterer diese ihm selbst durchaus nicht verborgene Thatsache durch eine Berufung auf das natürliche Recht seiner Mundart gerechtfertigt haben. Nicht immer ohne daß er es bemerkte, immer aber ohne daß er es beabsichtigte, gab sie seiner Sprache ein Gepräge, das dem Schriftsteller und dem Leser in jedem Falle als ein unschönes oder, wenn man will, ein sprachwidriges erschien. Nirgends gilt, soweit der Bereich des Hochdeutschen sich ausdehnt, in dieser Zeit die Mundart für etwas Anderes als für ein Kennzeichen der Unbildung. Auge und Ohr hatten sich unstreitig ganz anders dafür geschärft, als in der Glanzperiode des Mittelhochdeutschen, wo alle derartigen volksthümlichen Naivetäten so tief unterhalb der Höhe der gebildeten Gesellschaft lagen, daß sie sie entweder gar nicht sah oder nur ironisch belächelte. Damals wäre eine bei aller Kürze doch so treffende Characteristik der lebenden Volkssprache in allen möglichen Theilen Deutschlands, wie sie der gelehrte Magister Hug von Trimberg um das Jahr 1300 in seinem Renner giebt, undenkbar gewesen, aber er gab sie nur um daran zu zeigen, wie man nicht schreiben solle. Wenn gelegentlich ein Konrad von Megenberg in seinem Buch der Natur um die Mitte des 14. Jahrhunderts sein „mütterliches Deutsch" von dem unterscheidet, in welchem er sein gelehrtes und großangelegtes Werk

verfaßt hat, so ist damit dasselbe gemeint. Oder wenn ungefähr um dieselbe Zeit der unbekannte Uebersetzer der Evangelien, der für den Klausner Matthias von Beheim in Halle sein auch sprachlich sorgfältig geglättetes Werk gearbeitet hat, sein Deutsch als das mittelste Deutsch bezeichnet, so will er damit nichts weiter sagen, als daß man in seiner Heimath, die in der Mitte Deutschlands liegt, so und nicht anders zu schreiben pflegte, wenn man sich Mühe gab gut oder richtig Deutsch zu schreiben. Irgend eine reflectirte Beziehung auf die Mundart und ihr Recht in der Schrift darin zu finden, widerspricht eben so dem Wortlaut der Originalnotiz wie dem allgemeinen Verhältniß von Mundart und Schriftsprache in jener Zeit oder vielmehr dem Bilde, was sich die Literatur der Zeit von diesem Verhältniß construirt hatte und an dem sie in gutem Glauben unwandelbar festhielt. Nichts wäre ungerechtfertigter als der Schluß, daß diesem Unbekannten schon die Einsicht in die specifischen Eigenthümlichkeiten des Mitteldeutschen aufgegangen sei, die wir erst der neuesten Phase unserer germanistischen Sprachforschung verdanken, oder daß er gar die Legitimität dieses Mitteldeutsch als Schriftsprache habe betonen wollen. Wahrscheinlich würde er es als ein schlechtes Compliment empfunden haben, hätte ihn Jemand wegen der kräftigen und entschiedenen mundartlichen Individualität seiner Sprache loben wollen; wie alle andern guten und schlechten Scribenten der Zeit trachtete er nach einem andern Ziele: er wollte es so gut machen, wie die besten, die vor oder neben ihm in deutscher Sprache die Feder führten, er wollte nicht correctes Mitteldeutsch im heutigen Sinne der Wissenschaft, sondern correctes Deutsch schreiben.

Diese oft unbewußten, immer unbeabsichtigten mundartlichen Zuthaten können, wie schon erwähnt, in allen möglichen Mischungsverhältnissen auftreten. Das reine Gold der höfi-

schen Sprache hat oft nur eine ganz kleine Legirung und sein natürlicher Werth ist dadurch kaum vermindert. So in jener weit in's 14. Jahrhundert hinein dauernden, ebenso reichen wie unterhaltenden Nachblüthe der höchsten Kunstleistung der besten Zeit, der poetischen Erzählung, wie sie so häufig in Sammelhandschriften sich findet und durch den Abdruck einiger derselben, z. B. der Coloczaer, des Liederbuchs der Clara Hätzlerin, oder am anschaulichsten wenn auch kritiklos in v. d. Hagens Gesammtabenteuer zugänglich ist. Hier widersteht die Kraft der Tradition ohne Frage am längsten dem zerstörenden oder verunstaltenden Hauche der Zeit, wie in der Technik des Verses, so in der Reinheit der Sprache. Aber nicht bloß hier, sondern auch bei den geistlichen Schriftstellern in Prosa, die gleichsam nachträglich noch den von den Rittern unterlassenen Beweis führen, daß das Mittelhochdeutsche nicht bloß für den Vers, sondern auch für die ungebundene Rede das vollkommenste Organ ist, welches der deutsche Sprachgeist sich irgend wo und irgend wann geschaffen hat. Ein David von Augsburg, ein Bruder Berthold der Franciscaner, dessen welterschütternde Kraft des lebendigen Wortes wir doch immer nur sehr unvollkommen aus den schriftlichen Redactionen seiner Predigten kennen, ein Meister Eckhart, der größte aller deutschen Denker des Mittelalters und so viele andere benannte und unbenannte Standes-, Geistes- und Gesinnungsgenossen haben noch in einer Sprache geschrieben, deren Reize durch die allerdings auch unserem Auge nicht verborgene mundartliche Färbung nicht entstellt, im Gegentheil für unsere Empfindungsweise — ob aber auch für die der eigentlichen Kenner unter ihren Zeitgenossen, ist mehr als fraglich — noch durch diese lebendigere Beseelung individueller Originalität erhöht werden.

Wie hier ein neuer Geist, von dem die ritterliche Welt kaum das erste leise Wehen empfand, die Sprache innerlich zu etwas Neuem umschafft, aber die alten Formen in ihrer zierlichen und geschmeidigen Eleganz schonend erhält, so umgekehrt da, wo der Geist oder vielmehr das Gespenst des ritterlichen Idealismus in der Dichtung in Versen und Prosa noch mitten in der so ganz anders fühlenden und denkenden Welt sich mit vorsätzlicher und reflectirter Hartnäckigkeit oder auch bloß dem Zuge der alten Gewöhnung folgend krampfhaft zu behaupten versuchte. Nach der Mitte des 13. Jahrhunderts bricht erst die Fluth jener immer lebloseren Copien der alten Meisterstücke ächt höfischer Epik und in noch stärkerem Schwalle die von ewig sich neu gebärenden Um- und Neudichtungen volksthümlicher Sagenstoffe herein, für welche in der eigentlich classischen Zeit die Nibelungen, Gudrun, und die älteren Gedichte aus dem beliebtesten von allen, aus dem Kreise Dietrichs von Bern den Ausgang und Anhalt boten. Bis tief in's 15. Jahrhundert herab erlahmt diese Reproduction noch immer nicht und der sogenannte Kaspar von der Rhön mit seinem Heldenbuch ist weder der Einzige noch der Letzte, der auf dieser Bahn den Lorbeerkranz erstrebte. Hier verbürgte der Stoff von selbst die Alterthümlichkeit der Sprache, nur in anderer Weise, als wir von unsern modernen Vorstellungen aus im ähnlichen Falle uns gebahren würden. Das Aeußere der Sprache ist hier sehr frühe und sehr gründlich von dem, was man im Gegensatz zu dem Sprachideal der Vergangenheit das Rohe und Gemeine der Zeit zu nennen berechtigt ist, was aber auch von einem freieren Standpunkt aus bedingungsweise diesen Namen verdient, überschwemmt, alles Farbenglanzes und aller Zierlichkeit der Ornamentik beraubt: plumpe mundartliche Subjectivität macht sich überall in jeder Wortform, wie in jedem Verse an

der Stelle breit, wo einst die raffinirteste Objectivität der Alle beherrschenden Kunstregel oder des Kunst- und Stilgefühls allein gegolten hatte. Aber das innere Gefüge der Sprache leidet nicht so stark daran, um nicht noch deutlich genug aus den übereinandergelagerten Schlammschichten der Spätzeit, der Unwissenheit und Tölpelei dieser Versedrechsler oder ihrer Abschreiber herausgeschält werden zu können. Kein drastischeres Zeugniß dafür als eines aus einer Zeit, in welcher die neue Sprache schon so vollkommen die Oberfläche und die Tiefe der deutschen Literatur beherrschte, daß das Mittelhochdeutsche ihr innerlich und äußerlich ungefähr ebenso ferne entrückt war, wie einem Hartmann die Sprache Notkers. Das Heldenbuch an der Etsch, das Hans Ried in Botzen im Auftrage und auf Kosten des wahren und einzigen Romantikers auf dem Throne der Habsburger, Maximilian I., bis zum Jahre 1515 zusammenschrieb, hat nicht bloß das für unsere Alterthumskunde so große Verdienst sich erworben, die einzige Textesüberlieferung des Erek Hartmanns v. d. Aue, der Gudrun und des Biterolf, alles hervorragende Denkmäler der höchsten Kunstblüthe des Mittelhochdeutschen, der Nachwelt erhalten zu haben, es ist auch trotz allem, was die Ungunst der Zeit und die grobe Mundart des Ortes an der ursprünglichen Schönheit dieser Unica verdorben haben mag, immer noch möglich nicht bloß ihres Stoffes, sondern auch ihrer Kunst- und Sprachformen habhaft zu werden. Die moderne wissenschaftliche Kritik hat es gewagt und innerhalb gewisser Grenzen auch geleistet, die Originale selbst in ihrer ganzen Eigenart wiederherzustellen. Sie hätte es nicht unternehmen können, wenn nicht das Meiste von dem, was dem Wörterbuch und der Satzfügung zugehört, sich unter dem Schutte der Spätzeit leidlich ungestört erhalten hätte.

## Drittes Capitel.

### Die einheitlichen Tendenzen in der Schriftsprache.

Doch würde auf die Dauer der gute Wille oder der gute Glaube der Schriftsteller allein nicht im Stande gewesen sein, dem immer stärkeren Andrang der mundartlichen Elemente auch nur soweit zu widerstehen, wie es im Ganzen und Großen geschehen ist. Denn nach dem, was sich über die Art der literarischen Tradition ergeben hat, mußte diese selbst einen immer schwächeren Halt der Correctheit oder des sprachlichen Gemeingefühls gewähren. Alle elementaren Kräfte der Zeit drängten in wachsender Stärke nach möglichst rückhaltloser Herausgestaltung jeder Art von origineller oder individueller Anlage in den Menschen. Was man als die realistische Richtung der Periode bezeichnet, ist ja im tiefsten Grunde nichts Anderes: der Einzelne will sich immer ungenirter, immer ungehinderter in seiner vollen Eigenart regen, er rüttelt immer stärker an den Schranken der herkömmlichen Autorität, der traditionellen Ordnung der Gesellschaft und der Sitte, um an deren Stelle das Individuum, seine Bedürfnisse und seine Ideale zu setzen. So geartete Menschen konnten, auch wenn sie es wollten, sich immer weniger der Regel oder dem Herkommen im Schreiben fügen. Noch glaubten sie daran, wie an die andern Autoritäten in Staat und Kirche, aber der Glaube war hier wie dort ein todter, eine hohle Formel geworden. Die Praxis widersprach ihm in jedem einzelnen Falle immer herber. So wäre es allerdings denkbar gewesen, daß sich das factisch bestehende Verhältniß umgekehrt hätte, daß die Mundart, und zwar gerade in ihrer derbsten Unmittelbarkeit

äußerlich greifbar, die Schriftsprache oder die schriftliche Tradition nicht bloß überwuchert, sondern ganz ausgefüllt hätte. Daß es nicht geschah, daß sie trotz ihrer immer bedrohlicheren Fortschritte, namentlich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts auf Kosten der Ueberreste des einheitlichen ächten Mittelhochdeutsch doch immer eine bald mehr bald minder anmaßliche Magd blieb und nicht die gebietende Herrin der deutschen Sprache wurde, dafür sorgte weniger der Wille und der Verstand der Menschen als die natürliche Schwerkraft der Dinge, der nach einheitlicher Zusammenfassung der nationalen Kraft drängende Zug der deutschen Entwickelung. Aber immer und auf jedem Gebiete des nationalen Daseins entschied sich auch hier der Kampf der trennenden und zusammenhaltenden Mächte im deutschen Wesen ohne bewußtes Zuthun der Menschen oder gegen ihre eigene particularistische Widerspenstigkeit, sobald eine große weltgeschichtliche Krisis eintrat, zu Gunsten der letzteren.

Die Mittel, die hiezu gebraucht wurden, sind nicht so sehr vom Zufall abhängig, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. So lange die einzelnen Mundarten ungefähr mit gleichem Gewicht neben einander standen, war jede gewissermaßen in ihrem Rechte, denselben freien Spielraum für sich zu fordern wie die andern. Wenn aber eine durch irgend welche Ursachen ein fühlbares Uebergewicht über die andern erhielt, sanken diese von selbst herab zu Abweichungen von der gemeingültigen, d. h. durch die Massenhaftigkeit und Breite ihrer Productionen alle andern überflügelnden Sprache, nicht mehr Mundart. Sprache schon in dem Sinne, daß sie nach Maaß und Gewicht eine solche Bezeichnung verdiente, noch mehr aber, weil sie in der That das einigende Princip der früheren Phasen der deutschen Sprachgestaltung in sich am correctesten, jedenfalls viel correcter als eine der andern Mundarten dar-

stellte, immer aber in unflectirter Naturwüchsigkeit, nicht in bewußtem Streben nach diesem der Zeit überhaupt völlig verhüllten und doch sie instinctiv so mächtig bewegenden Ziele.

Jenes „Mittelste Deutsch", das ein Schriftsteller des 14. Jahrhunderts als mustergültig im Auge hatte, war schon damals und wurde noch mehr in der Folgezeit etwas ganz Anderes als die andern deutschen Mundarten, die ihrem Wesen oder ihrer Geschichte nach ihm einst gleichgeordnet oder gleichwerthig, an Bedeutung für die frühere Gestaltung der hochdeutschen Sprache sogar überlegen genannt werden könnten. Die große Colonisationsarbeit in der Osthälfte des deutschen Landes, wo die deutsche Bevölkerung und die deutsche Sprache einst länger als ein halbes Jahrtausend einem fremden Volk und einer fremden Sprache hatte weichen müssen, gab dem Mitteldeutschen allmählich eine dominirende Stellung unter allen deutschen Mundarten. Aber die sprachliche und nationale Wiedereroberung des deutschen Ostens war, wie man weiß, keineswegs von Mitteldeutschland allein ausgegangen. Schon in der Zeit der Karolinger und noch gründlicher unter den Ottonen, hatte man an der mittlern Donau die Grenze des deutschen Nationalgebiets bis an die Leitha und die Drau vorgeschoben. Oesterreich und Steier, selbst ein Theil von Kärnthen waren nicht „germanisirt", sondern gründlich besiedelt von Deutschen und zu deutschen Ländern geworden, ehe es noch an den andern Stellen der Ostgrenze der deutschen Nationalität gelang auf slavischem Boden dauernde Eroberungen zu machen. Oberdeutschland stellte an der Donau die Mehrzahl der deutschen Einwanderung, Baiern, als Grenznachbarn, oberdeutsche Franken — daneben verschwindende Bruchtheile anderer deutschen Stämme. Dem entsprechend wuchsen hier auch nur entschieden oberdeutsche Mundarten hervor, jede,

sobald man sie urkundlich verfolgen kann, in kräftiger Individualisirung. Auf diesen oberdeutschen, dem bairischen nächst verwandten und doch wieder so eigenartig disponirten Boden konnte die einheitliche Sprache der höfischen Bildung mit ihrem wesentlich oberdeutschen Colorite eine bevorzugte Heimstätte finden und es war nicht bloß die fürstliche Munificenz und ritterliche Glorie der babenberger herzoglichen Markgrafen, oder der Weltverkehr auf der größten deutschen Weltstraße, der einst Wien zum Brennpunkt der höfischen Kunst und der ritterlichen Dichtung machte. —

Daß die schmale Leitha dem Strom der deutschen Colonisation nicht Halt gebot, war natürlich. Als Ungarn christlich und ein Glied der idealen Staatseinheit der abendländischen Welt, des römisch-deutschen Kaiserreiches wurde, schlug auch dahin längs der Donau mehr als eine Welle aus dem deutschen Oesterreich und den übrigen deutschen Landschaften bis zu der Mündung des Rheins. Waren es doch Leute von den Ufern der Schelde „Flandrenses“, die König Geisa von Ungarn in dem wüsten Lande, wo jetzt die deutsche Hauptstadt Siebenbürgens, Hermannstadt, sich erhebt, ansiedelte und ebenso ist das Stammeselement der ungefähr gleichzeitig beginnenden deutschen Colonisation in den ungarischen Karpathen ursprünglich von überwiegend niederdeutsch fränkischer Farbe. Doch in den Städtegründungen und ländlichen Ansiedelungen, in welchen unser Volk damals das Gewebe europäischer oder menschlicher Cultur auf dem starren Boden der asiatischen Barbarei Ungarns begann, gab das oberdeutsche, das österreichische Volksthum und dem entsprechend auch die oberdeutsche Sprache den Zettel, alles andere Deutsche den Einschlag.

Als hier im Südosten die Donau beinahe schon so weit wie in den Tagen des großen Theodorich wieder ein deutscher

Strom geworden war, begann erst die Arbeit an der Elbe. Sie hat, auf die alten karolingischen und noch mehr auf die ottonischen Marken gestützt, innerhalb zweier Jahrhunderte, von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14., noch viel größere Gebiete als dort an der Donau zurückerobert und zwar zu dauerndem Besitz für unser Volk und unsere Sprache. Ihre einzelnen Geschicke berühren wir hier nicht: für unsern nächsten Zweck kommt es nur darauf an, daß auf diesem ganzen großen Ostabschnitte des deutschen Tieflandes, sowie in den dazu gehörigen Stufenländern, Böhmen, Meißen, Lausitz und Schlesien, die Mundart der deutschen Einwanderung, soweit man sie urkundlich verfolgen kann, immer nur einen und denselben mitteldeutschen Typus zeigt. Die localen Unterschiede des Bodens, der Landesherrschaft, der Grenznachbarschaft, endlich auch der verschiedene Procentsatz in der Zusammensetzung der deutschen Einwanderer selbst haben, wie sich von selbst versteht, von Anfang diese Gemeinsamkeit im Ganzen und Einzelnen individualisirt, aber schwächer als anderswo auf einer gleich großen Fläche deutschen Sprachgebiets trat hier dies Besondere dem Allgemeinen gegenüber. Will man eine örtliche Anlehnung dieser mitteldeutschen Colonisationsmundarten auf dem altdeutschen Boden suchen, so bietet sich zuerst Thüringen, wohin auch alle übrigen Fäden der Cultur, der Gesellschaft, des Verkehrs und der politischen Beziehungen weisen. Aber daß daneben und an einzelnen Stellen, in Schlesien und im nördlichen Böhmen sogar vorwiegend, auch das mundartlich nicht ferne stehende ostfränkische, innerfränkische, mainfränkische Element die Volkssprache färbte, ist gewiß. Alle andern deutschen Zusätze verschwimmen in dieser einen mitteldeutschen Farbe, wie in der Sprache so in der ganzen übrigen Volksart dieser Landschaften.

Damit hatte das eigentliche und centrale Mitteldeutsch „das mittelste" Deutsch, einen Rayon sich zu eigen gemacht, der schon an sich weitläufiger war als ihn irgend eine andere Mundart der Zeit beherrschte. Die einst auf den kleinsten Raum zusammengedrängte war die ausgedehnteste von allen geworden. Aber sie sollte noch größer werden, nicht als Mundart im strengen Wortsinn, aber als mundartliche Basis der Schriftsprache.

Denn wer hier in diesen Colonieländern schrieb, that es gerade so wie in dem Mutterlande im besten Willen und Glauben deutsch zu schreiben, mit Anlehnung an die ihm gerade bekannten Muster. Wir haben schon früher gesehen, daß jenes Thüringen, dessen Wartburg und Neuenburg die Heimathsstätten der größten künstlerischen Genien ihrer Zeit, wie die Burg in Wien gewesen, doch nicht dazu befähigt war, die feinste und geläutertste Vollendung der Kunstsprache zu erzeugen. Allen thüringischen Dichtern auch der besten Zeit ist ihre Heimath an dieser oder jener Spracheigenheit anzusehen, die dem scharfen Ohre der Kenner gewiß nicht wohlthuend klang, obwohl wir heute milder oder ganz anders von unsrem Standpunkt des wissenschaftlich-linguistischen Interesse darüber urtheilen. So waren die nächst erreichbaren Muster und dem zufolge auch die lebendig darauf gegründete Tradition der Sprache hier von einer Beschaffenheit, die einem relativ freieren Walten der Mundart größeren Spielraum öffnete. Aber die Mundart selbst oder die Mundarten waren auf der einen Seite, wie sich gezeigt hat, so an einander geschlossen, auf der andern Seite doch auch wieder durch ihre Vorgeschichte und volksthümliche Unterlage in so enger Fühlung mit der Sprache und Art des deutschen Westens und des nördlichen Abschnittes des inneren Süddeutschlands, daß das Bild der zur schriftlichen

Verwendung gelangenden Sprache bei aller seiner localen Färbung doch in allen wesentlichen und entscheidenden Zügen sich sehr enge, und um so enger, weil es ganz durch natürliche Spannkraft und ohne alle reflectirte Vorsätzlichkeit geschah, an den Mitteldurchschnitt des hochdeutschen Sprachwesens der Zeit, an das Mittelhochdeutsche in seiner weitern neuen Fortbildung zu einer volksthümlichen Literatursprache anschloß und dabei doch seine mitteldeutsche Eigenart festhielt.

Die nordöstlichen Landschaften sind bekanntlich ebenso überwiegend von Leuten niederdeutscher, fränkischer, friesischer und sächsischer Herkunft und Sprache bevölkert worden. Bis hin auf an den finnischen Meerbusen sind schon seit dem 12. Jahrhundert einzelne Vorposten geschoben: dazwischen die intensivste und für die Nation bedeutendste aller Colonien, das Ordensland zwischen Weichsel und Memel, Preußen nach den fremdsprachigen älteren aber nicht ältesten Einwohnern genannt. Wenn irgendwo, so ist hier im äußersten Nordosten auf dem Gebiete des deutschen Ordens und seines Filiales, der Schwertbrüder in den jetzt russischen Ostseeprovinzen, eine Amalgamirung der verschiedenartigsten deutschen Stammelemente und zwar schon sehr früh gründlich erfolgt. Der Orden war seiner Verfassung nach deutsch im abstractesten Sinne, factisch aber hatte mittel- und süddeutsches Blut in ihm das Uebergewicht. Dem gegenüber stand die in ihrer Mehrheit, keineswegs ausschließlich niederdeutsche einwandernde Landesbevölkerung und so machte es sich ganz von selbst, daß hier, wenn das Deutsche als Geschäftssprache oder überhaupt als literarische Sprache auftrat, die mitteldeutsche Färbung desselben die Oberhand gewann. Vereinzelte Versuche das Niederdeutsche daneben durchzusetzen haben doch nie rechten Boden gewinnen können. Mitteldeutsch war hier auf einem weiten und ohne

Frage auf dem cultivirtesten Raume, der damals von Deutschen bewohnt wurde, nicht wie an der Saale, der mittlern und obern Elbe und Oder, eine wirklich in der Luft schwebende Schriftsprache.

Es dauerte nicht lange, so machte sie auch nach rückwärts hin Eroberungen. Zwischen der Weichsel oder richtiger zwischen der westlichen Grenze des nur halb germanisirten Pomerellens (Westpreußen) und dem ganzen Lauf der Elbe im eigentlichen Tiefland, also nördlich von Wittenberg, war das Niederdeutsche mit vorherrschend sächsischem Grundton die deutsche Volkssprache, selbst wieder sich rasch individualisirend, wie es die deutsche Art mit sich brachte, aber doch durch die noch stärkeren Bande innerer und äußerer Gleichartigkeit eng an einander gehalten, ähnlich aber noch entschiedener wie jene oben charakterisirten mitteldeutschen Volksmundarten. Aber auch hier wußte sich das Mitteldeutsche neben dem Niederdeutschen in schriftlicher Verwendung einzudrängen, selbstverständlich mit der unbeobachteten Geräuschlosigkeit eines Naturprocesses. Verdrängen ließ sich hier einstweilen das Niederdeutsche auch aus dem literarischen Gebrauch nicht, dazu lagen hier die Verhältnisse für dasselbe doch zu günstig, viel günstiger als im Ordenslande, auch lehnte es sich an den festen Rückhalt der niederdeutsch-sächsischen lebenden und Literatursprache, die auf dem altdeutschen Ufer der Elbe alles beherrschte.

Nachdem sich das Mitteldeutsche in einer, dann in vielen Colonien in die Function einer literarischen Gemeinsprache eingesetzt hatte, griff es noch immer weiter. So weit die Colonisation hauptsächlich des städtebauenden Bürgerstandes über die weiten Räume des polnischen Reiches, ja über dieses hinaus in die russischen Grenzgebiete sich ergoß, überall wurden die Stadtrechte und andere constituirende Urkunden, wenn

deutsch, mitteldeutsch verfaßt. Die lebende deutsche Mundart mochte sein welche sie wollte: für die Schrift wurde nur Mitteldeutsch gebraucht und gewiß wirkte dann dieses Gemeindeutsch der Schrift sehr oft umbildend auf die Mundart selbst. Oft ist es nur zu vermuthen, oft und gerade an entscheidender Stelle urkundlich zu erweisen. Jene niederdeutsche Colonisation in den Karpathen und in dem Siebenbürger Alpenlande war aus niederdeutschem Grundstoff erwachsen: sie ist schon im Mittelalter mitteldeutsch umgefärbt und nicht bloß in ihren Urkunden und sonstigen geschriebenen Sprachdenkmälern. Auch die lebende Volkssprache ist es, wenn auch nur bedingt und zaudernd geworden.

Damit dehnt sich der Horizont des Mitteldeutschen geradezu ins Unendliche, wie der der deutschen Colonisation im Osten, für die es noch am Schlusse des Mittelalters keine Schranke mehr zu geben schien.

Aber auch nach anderer Richtung hin hat dies Mitteldeutsch eine begünstigte Stellung vor allen andern deutschen Mundarten der Zeit. Im Grunde war ja auch die Volkssprache und, soweit sie in die Schrift eingedrungen, die Schriftsprache von der Werra, der Westgrenze des mitteldeutschen Kernlandes Thüringens, bis zur Maas, der deutschen Sprachgrenze im Westen, von Alters her ihr so nahe verwandt, daß man sie trotz aller Blutverschiedenheit ihrer Träger — hier Thüringer, dort Franken — auch noch Mitteldeutsch nennen darf und wirklich so benennt. So existirte hier eine nicht bis zur Gleichförmigkeit, aber bis zu einem hohen Grade von Gleichartigkeit gediehene, von der Natur oder der deutschen Geschichte selbst vorbereitete sprachliche Zusammengehörigkeit, die mehr als zwei Drittel aller hochdeutsch redenden und schreibenden Menschen umspannt. Wie sie sogar jenseits der Grenze der

im weiteren Sinne hochdeutschen Mundarten sich festsetzen oder auch in die niederdeutsche Grundfarbe einen fremdartigen Ton bringen konnte, ist schon dargestellt. Daß es ihr nicht vollständig gelang, das selbständige Gebiet des Niederdeutschen noch mehr zu beschränken, oder ganz zu erobern, wenn auch nur einstweilen als eingewanderte Schrift- und Literatursprache, kann in einer Zeit nicht befremden, deren innerster Geisteszug hier wie überall in den Gebilden des nationalen Daseins dahin ging das besondere, das landschaftliche und örtliche über das Allgemein-Deutsch, das Individuum oder die Gruppe über die Zusammengehörigkeit des ganzen Standes oder gar des ganzen Volkes zu erheben. Dieselben Mächte, welche den hochdeutschen Mundarten seit der Mitte des 13. Jahrhunderts ein so viel derberes und rücksichtsloseres Auftreten in der Schriftsprache verstatteten, haben auch das Niederdeutsche eben so sehr in seinen concreten Mundarten wie als eine ideale sprachliche Gesammtheit fester als je auf seinem geerbten Boden wurzeln lassen.

Damals als das höfische Mittelhochdeutsch wenigstens annähernd in die Stellung einer gemeinhochdeutschen Literatur- und Cultursprache einrückte, war das Niederdeutsche überall auf seinem weiten Gebiete von der äußersten Westgrenze an der Somme bis zu seiner Nord- und Ostgrenze an der Schley und Elbe eine literaturlose Sprache. Die dürftigen Trümmer schriftlicher Aufzeichnungen von rein praktischer Bestimmung ändern an dieser Thatsache so wenig wie die urkundlich nachweisbaren Versuche hier eine wirkliche Literatur in der Volkssprache zu schaffen. Selbst der großartigste von allen, der altsächsische Heliand, war ja spurlos verhallt. Nur an einer Stelle ging es anders. Jener von der Natur so hoch begünstigte, von der Cultur des deutschen Mittelalters so früh mit Vor-

liebe gepflegte Abschnitt des Niederlandes am Rhein zwischen ihm und der Maas, ehe sie sich mit ihm vereinigt, gehörte den Franken und zwar den entschieden niederdeutsch sprechenden bis an die Roer auf dem linken, die Sieg auf dem rechten Rheinufer. Dicht daran lag das größte Culturcentrum des 11. und 12. Jahrhunderts, Cöln, aber der Mundart nach schon mitteldeutsch und insofern dem hochdeutschen Sprach- und Literaturbereich angehörig. Von hier aus pflanzte sich die dort so lebhafte literarische Thätigkeit, die in ganz Deutschland bis zu dem Durchbruch der höfischen Kunst nirgends so reich wie hier entfaltet war, auch in die niederdeutsche Nachbarschaft fort: der Altmeister der höfischen Kunst, der Mundart nach ein niederdeutscher Franke, Heinrich von Veldeke, ist nur dadurch das geworden, was er eigentlich nicht zu werden beabsichtigte, der Vater der mittelhochdeutschen Kunstsprache.

Auch während der Blüthezeit derselben ging hier am Niederrhein das autonome Sprachleben in der Literatur nicht unter, obwohl es begreiflich wenigstens in seiner innern Form und zum Theil auch in Aeußerlichkeiten sich dem specifisch Hochdeutschen näher anschmiegte und auch dann, als überall die Mundarten ihre legitimen Rechte wieder forderten, nie außer Fühlung mit dem stammverwandten Mitteldeutsch nördlich von der Mosel und der Lahn gerieth.

Dagegen schuf dieselbe Geistesbewegung, der die mittelhochdeutsche Literatur- und Schriftsprache ihren plastischen Abschluß verdankte, auf dem nordwestlichen Gebiete der niederdeutschen Mundarten wenigstens etwas Aehnliches und zwar aus derselben Wurzel, wie dort. Heinrich von Veldeke ist nicht bloß der Vater des Mittelhochdeutschen, sondern auch des Mittelniederländischen, so heißt der seit Jacob Grimm allgemein angenommene und recht passende Name der nordwestlichen niederdeutschen

Schriftsprache; auch verdankt sie ihm ihre literarische Geburt. Hier wie dort verschwinden die Vorgänger gegen die glückliche That des vom Schicksal berufenen Meisters. Diese mittelniederländische Literatur und ihre Sprache sind, sobald sie einmal sich auf eigene Füße gestellt hatten, fortan selbständig geblieben. Ihre Geschichte gehört nicht hierher; nur soviel, daß die innere Berührung zwischen der hochdeutschen Schriftsprache und ihr während des ganzen Mittelalters eine sehr vielseitige, aber doch nicht eigentlich eine innige war. Es wäre schwer zu sagen, welche von beiden mehr die Rolle der Geberin oder mehr die der Empfängerin gespielt hat. Unzweifelhaft sind viel zahlreichere mittelniederländische Literaturwerke in Versen, aber auch manche in Prosa auf das hochdeutsche Gebiet, vielleicht auch, wenn man sie genau zählen könnte, mehr mittelniederländische Worte oder französische durch niederländische Vermittlung in die hochdeutsche Schriftsprache, zum Theil auch in die lebende Volkssprache verpflanzt als umgekehrt. Aber zur Entscheidung der Frage über das Abhängigkeitsverhältniß zweier Sprachen reicht das noch lange nicht aus. Auf dem Gebiete, das mehr in der Tiefe liegt, dürfte sich der Thatbestand anders stellen: da ist das Niederländische nicht gerade von der Schriftsprache, aber von den Mundarten mit hochdeutschem Kerne zunächst von den rheinisch-fränkischen sehr stark beeinflußt und diese Einflüsse halten lange Zeit den ganz fremdartigen, aber doch durch den Gang der Geschichte hier so mächtig beförderten des französischen Sprachelements ungefähr die Wage.

Was dem mittelniederländischen und dem westlichen Abschnitt des niederdeutschen Land-, Volk- und Sprachgebietes gelang, das setzte auch das Sächsische, wie man es ethnographisch heißen kann, das eigentliche Niederdeutsch des gewöhn-

lichen Sprachgebrauchs, oder nach J. Grimms Bezeichnung das Mittelniederdeutsch, in dem Lande zwischen Rhein und Elbe durch.

Während der Blüthe des Mittelhochdeutschen schwankte hier der Kampf zwischen der Zähigkeit der einheimischen Mundarten und dem Uebergewicht von Bildung und Geist, das dem Mittelhochdeutschen nicht bloß nach unserem heutigen Urtheil, sondern auch nach dem Instincte oder dem Gefühl der fortgeschrittenen Theile der Nation zukam. Niederdeutsche versuchten so gut wie geborene Hochdeutsche die höfische Sprache zu schreiben und gewiß auch zu reden. Daß es nur annähernd gelang, nimmt nicht Wunder. Aber ebenso begreiflich ist es, daß man es sich auch bequemer machte und so schrieb und sprach, wie es in dem Heimathslande üblich war. Schon im Anfang des 13. Jahrhunderts ist eine respectable niederdeutsche Literatur erwachsen. Sie erfaßt den Geist der Zukunft gleichsam im voraus, indem sie sich der Prosa mit Vorliebe und mit großem Talente zuwandte. Was der Sachsenspiegel und die Repgow'sche Chronik damals schon im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts erreichten, das wurde der hochdeutschen Sprache erst ein volles Menschenalter später möglich, als die ersten großen geistlichen Volksschriftsteller erstanden.

Die Geschichte der mittelniederdeutschen Sprache als Schriftsprache reicht ebenso wie die der mittelniederländischen Schwester über die Grenzen unserer Aufgabe. Nur ihre allgemeinsten Beziehungen zu dem Hochdeutschem des späteren Mittelalters müssen berührt werden. Im 14. und 15. Jahrhundert konnte sie sich ihm nicht an Zahl der Literaturproducte, aber an innerer und äußerer Vielgestaltigkeit derselben völlig ebenbürtig an die Seite stellen. Hier wie dort bildete sich auf der Basis der lebendigen Mundarten von selbst doch eine gewisse einheitliche Gleichartigkeit der literarischen Form der

Sprache: Boden und Volksart rückten hier in Niederdeutschland von selbst alles näher an einander und glätteten die Ecken des Besonderen und Localen viel mehr als in Oberdeutschland mit seiner schroffen Individualisirung.

Das Niederdeutsche war neben dem Hochdeutschen erwachsen, die äußere und innere Geschichte hielt es fest bei ihm, obwohl Niederdeutschland in der großen Politik, wenn man für diese Zeit von einer solchen sprechen darf, seit Rudolf seine eigenen Wege ging, unbekümmert und unbeirrt von dem was im Süden geschah. Aber die große Politik war dasjenige, was damals am wenigsten geistig und leiblich den Einzelnen oder eine Gesammtheit von Einzelnen umgestaltete oder beherrschte. Unendlich kräftiger griff z. B. der materielle Verkehr ein, selbst in das Innere der Menschen, anderer feinerer und eben deshalb noch stärkerer Kräfte der zeitgenössischen Bildung gar nicht zu gedenken. Der sprachliche Zusammenhang wurde durch das Mitteldeutsche nicht bloß äußerlich hergestellt; dieses, zwar hochdeutsch in seinem Kerne, war doch von jeher oft unmerklich in das Niederdeutsche übergegangen oder diesem und umgekehrt dieses ihm innerlich und äußerlich so nahe gestellt, daß damals noch mehr wie heute eine scharfe Scheidung der hieher oder dorthin gehörenden Volksmundarten an vielen Stellen des langen Grenzzugs unmöglich gewesen wäre.

Was zwischen Mittelniederländisch und Hochdeutsch fraglich ist, wer mehr gegeben oder empfangen hat, kann es hier nicht sein. Das Niederdeutsche hat sich niemals, auch in seiner relativ höchsten literarischen Blüthezeit, Ende des 15. Jahrhunderts, der Führung und Suprematie des hochdeutschen Sprachgeistes entwunden. Was es und zwar sehr sichtbar vom Mittelniederländischen in sich aufnahm, dem es ja auch das Original seiner größten literarischen That, des Reineke Vos,

verdankt, ist doch geringfügig im Vergleich mit dem allseitigen, fortwährenden Einströmen hochdeutschen Sprachgeistes und Sprachstoffes. Umgekehrt hat auch das Mitteldeutsche, und durch dasselbe das Hochdeutsche in immer schwächeren Wellenringen von der niederdeutschen Seite her sich manches, doch nur mehr äußerlich angeeignet, nur muß man davon die uralte, nie verlöschende Wahlverwandtschaft des mitteldeutsch-hochdeutschen Typus zu dem Niederdeutschen wenigstens begrifflich streng unterscheiden, wenn es auch im concreten Fall oft sehr schwer sein möchte.

Es wäre unbegreiflich, wenn nicht auch das übrige Drittel Deutschlands etwas von dieser Wucht der mitteldeutschen Schriftsprache empfunden hätte. Der Rhein war von jeher die größte natürliche Verkehrsstraße für alle Arten des nationalen Besitzes zwischen Mittel-, resp. Niederdeutschland und Oberdeutschland. Man hat mit Recht bemerkt, wie hier zu aller Zeit trotz und über den localen Eigenthümlichkeiten der selbst wieder mannigfach abgestuften fränkischen und alemannischen Mundarten etwas gemeinsam Rheinisches in der Sprachatmosphäre schwebt. Am Schlusse des Mittelalters sichtbarer wie je. Nur ganz oben in seinem Oberlauf, wo damals die eben sich vollziehende politische Abtrennung der hochalemannischen, südrheinischen Landschaften, der oberländischen Eidgenossenschaft, jeder Art von particularistischer Absonderung Vorschub leistete, vermochte die Sprache sich diesen Einflüssen ganz zu verschließen, aber nicht im Elsaß, in Straßburg, selbst nicht einmal in Basel, an der großen Pforte des Oberrheins. Von den innern oberdeutschen Landschaften verhielten sich aus andern Ursachen ebenfalls fast ganz ablehnend Schwaben und Baiern, während das innere Franken schon von selbst jenen Einflüssen offen stand.

Im Südosten, in der deutschen Colonie an der Donau,

ging die Volkssprache ihren oberdeutschen Weg und die Literatur schloß sich ihr enger als anderwärts an. Das reine Mittelhochdeutsch, hier einst vorzugsweise gepflegt, ist hier mit am ersten aus der Schriftsprache verdrängt, obwohl die natürlichen Bande der Zusammengehörigkeit der Mundart in ihrer innern Construction selbstverständlich ein, wenn man es so nennen will, specifischer mittelhochdeutsches Gepräge geben als etwa der thüringischen oder hessischen.

Aber gerade hier in Oesterreich vollzog sich von unscheinbaren Anfängen eine weitere Phase des vom Mitteldeutschen eingeleiteten neuen Amalgamationsprocesses der hochdeutschen Schriftsprache. Oesterreich war seit der definitiven Besetzung des Stuhles Karls des Großen durch die Habsburger, seit 1438 das Centrum des deutschen Staatslebens, insofern man mit Hintansetzung aller modernen Vorstellungen von einem solchen damals reden kann. Jedenfalls war es lebenskräftig genug, um in dem schon damals mächtig hereinbrechenden papiernen Zeitalter eine erfreuliche Thätigkeit in der Schreibstube oder, wie sie vornehmer hieß, Kanzlei zu entfalten. Dem entsprach nicht ganz eine gleiche, aber doch eine annähernde Regsamkeit in allen gleichen, wie Pilze hervorschießenden Localitäten anderer deutscher Staaten oder richtiger fürstlicher, städtischer, sogar ritterlicher legitimer Atome des zerfahrenen oder noch nicht gefundenen deutschen Staatsbegriffes. In der kaiserlichen Kanzlei bildete sich, vielleicht sehr bald und hier zuerst mit einer Reflexion, die freilich sehr nahe lag, ein gewisses Bestreben in den hier concipirten und in aller Herren Länder bestimmten deutschen Schriftstücken eine Sprachform zu finden, die nicht bloß allgemein verständlich, sondern auch, wie wir uns ausdrücken würden, auf der Höhe der Zeitbildung oder des Zeitgeschmackes stehen sollte. Die Basis war gegeben: es war die

natürliche der an Ort und Stelle herrschenden Schriftsprache und damit eine oberdeutsch mundartliche Färbung. Aber allerlei Ingredienzien offenbar mitteldeutschen Ursprungs mischten sich darein, die hier, wo das Mitteldeutsche aus den südöstlichen und nordöstlichen Colonien, insbesondere von Böhmen her, soweit es sich da seit 1410 vor dem anmaßlichen Tschechenthume halten konnte, gleichsam leiblich hereinragte, leichter als etwa in Baiern oder in Tirol oder in der Schweiz zu finden waren. Hütet man sich auch dem Einfluß dieser kaiserlichen Kanzleisprache eine Art mystischer Zauberkraft für das Einigungswerk der deutschen Schriftsprache ihrer Zeit zuzudecretiren, so darf man doch mit Nachdruck geltend machen, daß sie in ihrer, durch das Leben bewirkten allseitigen Verbreitung an unzähligen Orten regster literarischer oder auch nur Schreibethätigkeit von selbst, schon durch das Relief ihrer Herkunft, ein gewisses Vorurtheil der Mustergültigkeit sich erwarb und sich darum namentlich da rasch einbürgerte, wo die fortgeschrittene Vielseitigkeit des Verkehrs, die Höhe der materiellen Cultur, die natürliche Weichheit der Volksart, und nicht am wenigsten eine gewisse, in der Mundart selbst begründete Verwandtschaft, die keineswegs eine durchgreifende oder gar für unsere Augen genetische zu sein brauchte, ihr die Einbürgerung erleichterten. Daher hat sie in den mitteldeutschen Colonien, in den Stufenländern längs des großen mitteldeutschen und ostdeutschen Gebirgsgrates, in Böhmen, Schlesien, Lausitz, Meißen, ja selbst in Thüringen eher und entschiedener Eroberungen gemacht als am Rhein, in Baiern und Schwaben, obgleich auch hier ihr Einfluß zunächst in dem engeren Kreise, auf welchen sie durch ihre rein geschäftliche Tendenz angewiesen war, nicht spurlos vorüberging. Noch völlig unberührt aber blieb der südwestliche, zur Eidgenossenschaft gehörige Winkel, auch von diesem einheitlichen

Zuge. Dies oberländische Separatbewußtsein hat denn auch schon um 1170 in Niclas von Wyle, einem geborenen Aargauer, dem Prototyp der jetzt aufkommenden neolateinisch gebildeten Literaten und Geschäftsmänner, und insofern Schreiber im eminenten Sinne, seinen reflectirten Ausdruck gefunden. Er hält streng an „unsers landes tütsche", wie man bisher gewohnt gewesen zu reden und noch viel strenger, wie man bisher gewohnt gewesen zu schreiben. Schon daß jetzt schwäbische Schreiber sich unterfangen ei für ai zu schreiben, erscheint ihm als ein „grosse unnütze endrung unsers gezüngs, obwohl die Aussprache nichts davon empfand, „dar mit wir loblich gesündert waren von den gezüngen aller umbgelegenen landen." Schwaben selbst konnte sich, das bezeugt selbst dieser hartköpfige Verfechter der berechtigten Eigenthümlichkeiten d. h. des grillenhaften Eigensinns in der Sprache, dem nivellirenden Strome der Zeit nicht entziehen. Er selbst aber, obgleich er in seiner noch entschiedener oberdeutsch gefärbten Heimath eine andere Schreibweise gelernt und in seiner späteren Heimath Schwaben erst wieder hatte umlernen müssen zu Hause war seine Feder an jenes verpönte ei gewöhnt, weil daneben î nach mhd. Art geschrieben und gesprochen wurde machte sich doch aus Princip zum Ritter einer verlorenen Sache, bloß weil sie die des Particularismus war. Deutlich bezeichnet er die Schreiber in den fürstlichen und in ihrem Gefolge die in den städtischen Kanzleien als die Verbreiter dieser ihm so widerwärtigen Neuerungen. Hinter diesen aber stand die kaiserliche Kanzlei und ihre Schreibgewohnheiten. Die eigentliche Literatur aber nahm noch am Schlusse dieser Periode keine bewußte Notiz davon und was zufällig doch in sie von dorther transpirirte, entzieht sich zuerst dem mit der erforderlichen Nüchternheit forschenden und urtheilenden Blick der Gegenwart.

## Viertes Capitel.

### Die Leistungsfähigkeit der hochdeutschen Schriftsprache am Ende des Mittelalters.

Auf solche Art blieb nicht durch das bewußte Handeln eines Menschen oder einer Anzahl von Menschen, sondern durch die Schwerkraft der natürlichen Verhältnisse die hochd. Schriftsprache vor einer drohenden Zersplitterung auch in der so ganz von individualisirenden Tendenzen durchzogenen Schlußperiode des Mittelalters bewahrt, ähnlich wie sie im Beginne ihrer geschichtlichen Laufbahn, zur Zeit der Karolinger, einem solchen Schicksal entgangen war. Ist es auch nur dann erlaubt sie mit dem Namen einer einheitlichen Sprache zu bezeichnen, wenn man sich aller modernen damit verknüpften Vorstellungen entäußert, so war sie es doch, nur in anderer Weise, auf anderen Grundlagen und in einem andern Verhältniß zu den von ihr erfaßten Stoffen und Menschen, ebenso sehr geworden, wie das Mittelhochdeutsche auf der Höhe seiner Entwickelung und jedenfalls viel durchgreifender, als es von dem Althochdeutschen in irgend einer seiner Phasen gilt.

Denn was ihr an äußerer Geschlossenheit fehlte, das ersetzte sie durch andere Eigenschaften, die keine der früheren Sprachgestaltungen besessen hatte. Sie übertraf das Mittelhochdeutsche und noch mehr das Althochdeutsche durch ihre allseitige Einbürgerung in allen Schichten der deutschen Nation, soweit sie hochdeutsche, ober- und mitteldeutsche Mundarten redeten, vielleicht noch mehr oder folgenreicher durch den unvergleichlich größeren Kreis von Aufgaben, denen sie sich gewachsen zeigte oder wenigstens gewachsen zu sein glaubte.

Das Althochdeutsche gehörte den Geistlichen, das Mittelhochdeutsche den Rittern: diese Sprache aber der ganzen Nation.

Denn thatsächlich giebt es keinen Stand von den höchsten Spitzen der Gesellschaft bis zu ihrer untersten Tiefe, der jetzt nicht bloß zufällig einmal, sondern in feststehender und als selbstverständlich geltender Sitte sein Contingent zu der deutschen Literatur gestellt hätte. War auch die äußerste Höhe und die äußerste Tiefe am wenigsten vertreten, so war sie doch nicht ausgeschlossen. Muß man auch dieser Literatur mehr als irgend einer andern die Bezeichnung „bürgerlich" schon wegen der Herkunft der großen Mehrzahl ihrer Vertreter geben, so darf man doch nicht vergessen, daß an vielen fürstlichen Höfen und auf vielen Burgen, von Rittern und fürstlichen Frauen — die Fürsten selbst waren zu vornehm und zu roh dafür geworden — noch immer gedichtet, übersetzt, geschrieben wurde, wie einst zur Zeit der Staufer. Daß es nicht so kunstgerecht geschah wie einst, auch nicht so allgemein, ist wahr, aber es geschah doch und wurde noch immer als ein, wenn auch nur selten erfülltes Gebot der feinen Bildung und der bevorzugten Lebensstellung festgehalten. In der Tiefe aber betheiligte sich der Bauernstand als solcher, so weit er in seiner naiven Beschlossenheit noch fortlebte, begreiflich nicht an der Literatur in der Art, wie sie damals zu sein pflegte. Aber wie sich gerade hier die eigentlich volksthümliche Tradition in Schwank, Sage und Lied am frischesten erhielt, so strömte auch von den oberen Ständen her sehr vieles, was dort die Literatur erzeugte, in ihn wieder zurück, um sich dort mit seinem eigenwüchsigen Gute zu vermischen und dann wieder von neuem innerlich und äußerlich umgeboren den Kreislauf nach oben und in die eigentliche Literatur zu beginnen. Der Mittelstand dagegen, selbst wieder eine fast unübersehbare Welt lebendig individualisirter Gruppen, ist überall, wo man nur hintastet, auf gleiche Weise productiv und während sonst in allen Dingen,

die die gesellschaftliche Stellung der einzelnen Menschen ihr Verhältniß zu dem Gemeinwesen und zu ihrer Umgebung angehen, wieder die schroffsten Unterschiede und Gegensätze den nur begrifflich als Einheit vorhandenen Kern der Nation zerspaltenden in der activen und passiven Theilnahme an der Literatur sind der reiche Großhändler und der arme Weber geselle dieselben Menschen. Selbst die stärkste Scheidewand, die es in der mittelalterlichen Gesellschaft gab, zwischen „den Pfaffen und den Laien", ist jetzt von der Literatur niedergerissen. Wollte man statistische Formeln aufstellen, so würde die Verhältnißzahl der Geistlichen, die jetzt als Schriftsteller in deutscher Sprache thätig sind, wahrscheinlich sehr genau der andern ihres Procentsatzes innerhalb der Gesammtbevölkerung der deutschen Städte entsprechen, denn die Landgeistlichkeit, die mehr und mehr der bäuerlichen Sitte sich fügte, schloß sich auch in ihrer Beziehung zu der literarischen Bewegung der Zeit ihrer natürlichen Umgebung an und stellte nur ausnahmsweise, ganz so wie der Stand aus welchem sie hervorging und in welchen sie wieder zurücksank, einen und den andern schreibelustigen und schreibefertigen Mann.

Die städtische Geistlichkeit dagegen, wozu im weiteren Sinn die so überaus zahlreichen Angehörigen der verschiedenen Orden und der freieren geistlichen Corporationen gehören, wetteiferte nicht bloß in der Zahl der Schriftsteller, die sie hervorbrachte, mit ihrer weltlichen Umgebung, sondern auch darin, und das ist das eigentlich Characteristische, daß sie jedes Gebiet der Stoffe und Darstellungsformen, das dieser Zeit überhaupt zugänglich war, wie ihr rechtmäßiges Eigenthum mit vollem Selbstvertrauen, ohne alle Spur von Scheu betrat. Noch in der mittelhochdeutschen Zeit fiel es doch sehr auf, daß ein Abt von St. Gallen Liebeslust und Liebesleid in Tageliedern so

schon wie der feurigste Minnesänger gesungen hatte: jetzt hätte von Standeswegen Niemand daran und an noch viel bedenklicheren Dingen Anstoß genommen. Umgekehrt giebt es auch in dieser Literatur kein dem geistlichen Stande vorbehaltenes Gebiet. Nicht bloß die mit verschwindenden Ausnahmen nur aus Laien bestehenden Mitglieder der städtischen Singschulen behandelten mit Vorliebe und statutenmäßiger Bevorzugung eigentlich geistliche Stoffe, sondern auch andere fürstliche, adelige und bürgerliche Schriftsteller haben alle möglichen kirchlichen oder geistlichen Gegenstände in allen möglichen Formen, Versen und Prosa als ihr legitimes Eigenthum an sich gezogen.

Niemals hat unsere Literatur sich so gleichförmig durch alle Theile Deutschlands verbreitet. Sie hat dabei sogar die natürlichen Grenzen der hochdeutschen oder mitteldeutschen Mundarten weit überschritten, wie schon gezeigt wurde. Es wäre schwer zu berechnen, in welcher deutschen Landschaft im fünfzehnten oder im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts am meisten gelesen oder schriftstellerisch producirt wurde. Beschränkt man den Blick nur auf einzelne Städte, so ist es leicht, gewisse literarische Mittelpunkte herauszufinden, aber es gab in jedem natürlich und geschichtlich geschlossenen oder individuellen Abschnitte des ganzen deutschen Landes mindestens einen solchen Brennpunkt des literarischen Verkehrs neben sehr vielen andern bescheideneren. Augsburg, Nürnberg, Straßburg, Wien, Köln, Zürich, Basel, Bern, Mainz, Frankfurt, Erfurt, — wer könnte sie alle zählen oder nur das Maß ihrer relativen Productionskraft bestimmen? Vorübergehende und zufällige Verhältnisse mögen wohl einmal die einzelnen Factoren anders stellen. Die Summe, auf die es hier allein ankommt, bleibt doch dieselbe. Nicht bloß verglichen mit der althochdeutschen

Periode war ein totaler Umschwung eingetreten. Auch im Vergleich mit der lebhaftesten und allseitigsten Entfaltung der mittelhochdeutschen Literatur hat die der folgenden Jahrhunderte eine viel gleichförmigere Dichtigkeit ihrer Verbreitung gewonnen. Sie ist auch im realsten Sinne in allen Winkeln und Falten des deutschen Bodens ansäßig geworden, und löst ihre Aufgabe, eine wirkliche Volksliteratur zu sein, auch von dieser Seite her viel gründlicher und gewissenhafter als irgend eine ihrer früheren und, setzen wir hinzu, eine ihrer späteren Phasen bis auf den heutigen Tag.

Diese Literatur verstand es auch den Kreis der ihr zugänglichen Stoffe und Formen bis an die äußersten Grenzen der durch die damaligen allgemeinen Culturbedingungen gegebenen Möglichkeit zu erweitern. Denn daß die strenge Wissenschaft ihr lateinisches Gewand mit einem nationalen vertauschen sollte, war eine Forderung, die damals noch nirgends erhoben wurde und auch nach dem Wesen der damaligen Wissenschaft nirgends erhoben werden konnte, nicht einmal von der gebildetsten unter den Nationalsprachen jener Zeit, der italienischen. Eine solche Forderung war den Universitäten des 14. und 15. Jahrhunderts gegenüber ebenso undenkbar, wie den Kloster- und Stiftsschulen des 9. und 10. Aber alles Andere, was nicht der strengen Wissenschaft angehörte oder was nicht ein unverrückbares kirchliches Herkommen der kirchlichen Sprache vorbehielt, zog die deutsche Sprache dieser Zeit in ihren Bereich. Wie gut oder wie schlecht sie in jedem einzelnen Falle ihrer Aufgabe gerecht wurde, ist gleichgültig, weil es nur unser subjectiv-modernes Urtheil angeht. Für die Zeit selbst war sie dazu befähigt, weil sie dafür gehalten wurde.

Das Mittelhochdeutsche war die Sprache der Poesie, das Althochdeutsche die der Prosa gewesen: diese Sprache handhabte

die eine wie die andere Darstellungsform mit derselben ungehemmten Geläufigkeit und behaglichster Selbstzufriedenheit, in welche nur selten der Schatten eines wirklichen Zweifels fiel. Denn daß die Meistersinger pietätsvoll ihre zwölf großen Meister als unübertroffene Vorbilder ihrer Kunst priesen, war doch nur eine Phrase, die sie nicht in ihrer Selbstbewunderung störte, sondern sie nur sich und den Andern erträglich machte und daß wir alle Verse dieser Zeit, vielleicht mit Ausnahme des ganz naturwüchsigen Volksliedes, das gar keine gelehrten Traditionen kannte, für sehr roh, wenn auch nicht alle für sehr schlecht halten, macht zwar unserem Geschmack Ehre, entspricht aber keineswegs dem Urtheil und der Empfindung der Zeit selbst. Thatsächlich bestanden ja noch alle die kunstreichsten poetischen Formen der kunstreichsten Meister von ehemals, ja sie waren durch die Meistersinger und was sich an ihre Art anschloß, noch in allen Stücken überboten. Auch verstand man jetzt nicht bloß, wie einst, alle möglichen Stoffe ernsten oder schnurrigen Inhalts, weltlicher oder geistlicher Geschichte, Sage und Legende, das was ein Epos hätte füllen können, ebenso handfertig wie die kürzeste Anecdote oder Fabel in deutschen Versen zu eigener und aller Leser vollständigster Befriedigung vorzubringen. Dazu hatte man sich in dem Drama aller möglichen Gattungen, wenn auch mit Vorliebe in dem religiösen und in dem burlesken ein grenzenloses Gebiet erobert, das die deutsche Sprache noch im 13. Jahrhunderte kaum zu betreten wagte. Der lehrhaften Dichtung vollends, wenn man sie wegen ihrer Reime so heißen darf, war nichts mehr im Himmel und auf Erden unzugänglich, wenn es nur irgend zum Entfalten oder Auskramen des gesammten populären Wissensvorraths oder zur breitesten Reflexion über die sittlichen Beziehungen, welche die Welt und die Menschen zusammenhalten sollen, Gelegenheit bot.

Genau alles dieses, aber ihrer Beschaffenheit nach außer diesem noch viel Anderes traute sich die Prosa zu. Es war nicht mehr die innere Eigenart irgend eines Stoffes, die ihm diese oder jene Form, Vers oder Prosa, angestaltete. Entweder die Gewöhnung der Feder, oder die Rücksicht auf den Wunsch und die Neigung eines Gönners und des nächsten Leserkreises, oder die Mode des Tages, oder die Eitelkeit des Autors, der in dem schwierigeren Verse desto glänzendere Lorbern verdienen wollte oder besonders empfindliche Nerven gegen den hier um so leichter möglichen Mißerfolg besaß — solche und andere unübersehbare Zufälligkeiten entschieden, ob die mühsamere oder die bequemere Form gewählt wurde. Mit Recht sieht man in diesem Zusammenfließen der Grenzen von Prosa und Poesie, das sich immer noch mit den barockesten Verschnörkelungen der poetischen Technik verträgt, eins der Hauptkennzeichen dieser Periode und zugleich der relativen Unvollkommenheit, die den meisten Producten der sogenannten schönen Literatur, durchweg aber den poetischen anklebt. Die Sprache selbst als Darstellungsmittel ist jedoch insofern nicht schlecht dabei gefahren, als sie, wenn auch noch so naturalistisch und subjectiv dilettantisch, sich doch in alle möglichen Arten des Stils und Ausdrucks hineinfinden lernte und immer gleichsam ihre ganzen Vorrathskammern für jeden, ob Poeten oder Prosaiker, zu öffnen sich gewöhnte.

Ohne Zweifel hat die Prosa, wo sie wirklich fest als solche und nicht in rhetorischer Verbrämung als Paraphrase des Verses einsetzte, das Größte in dieser Periode geleistet. Die Prosa der zahllosen Volksprediger, Moralisten und Popularphilosophen, die gewöhnlich deutsche Mystiker genannt werden, aber nur sehr bedingt den zweiten Namen beanspruchen dürfen, hat nicht bloß an Umfang alle früheren vergleichbaren Lei-

stungen in deutscher Sprache weit hinter sich zurückgelassen. Es ist schon darauf hingewiesen, aus welcher Quelle einst die unübertroffene Eleganz und Geschmeidigkeit ihrer Sprache floß. Hat es auch kein Späterer einem Bruder Berthold, einem Meister Eckhart, einem Tauler, selbst einem Hermann von Fritzlar ganz gleich gethan in der Kunst oder natürlichen Genialität des Prosastils, so sind doch viele ihnen sehr nahe gekommen. Die Geschichtschreibung in deutscher Sprache, die populärwissenschaftlichen Darstellungen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, die fast unabsehbare Literatur des deutschen Rechts von jenem immer noch räthselhaften Spiegel deutscher Leute an bis zu den ehrenwerthen, wenn auch unpraktischen Versuchen das neuaufkommende römische Recht ganz auf dieselbe Art wie das deutsche in deutschen Bearbeitungen jedem Geschäftsmann verständlich darzustellen — alles dies schuf eine massenhafte Prosaliteratur. — Daß alles und jedes, es mochte Namen haben wie es wollte, was zu dem eigentlichen Geschäftsbetrieb in der Stadt und auf dem Lande, vor Gericht und an den Höfen oder bei Landesbehörden, in Handel und Wandel, in Haus, Acker und Garten, kurz in jedem großen und kleinen Kreise des factischen Lebens gehörte, gleichfalls von der deutschen Schrift erfaßt, gelegentlich auch Gegenstand eigentlicher literarischer Behandlung wurde, verstand sich in einer Zeit von selbst, die sich in ihrer kleinbürgerlichen Nüchternheit immer mehr auf die absolute Sicherheit des geschriebenen Wortes verließ. Ebenso, daß die gesammte Sprache des officiellen Staats- und Rechtsverkehrs sich allmählich, wenn gleich nicht so schnell und vollständig, wie es möglich gewesen wäre, verdeutschte. Seit Rudolf von Habsburg verschwindet sogar aus den Kaiserurkunden die gewohnte Staatssprache der alten Imperatoren mehr und mehr und wenn man auch für den doch

immer sehr dürftigen internationalen Verkehr des Lateinischen nicht entbehren konnte, wenn die Kirche auch für ihre staatsrechtlichen Beziehungen es immer noch gerne festhielt, so verschwanden doch diese vereinzelten Fälle seiner Verwendung in der Masse der deutschen Privat- und Staatsurkunden, Actenstücke, Relationen, Gutachten u. s. w., die jetzt schon zu ganzen Gebirgen von Papier und Pergament anschwollen.

Das Lateinische besaß, wie wir sahen, noch die ganze eigentliche Wissenschaft, ohne daß ihm das Deutsche Concurrenz machte. Daß es daneben auch noch die ganze literarische Sphäre, die es überhaupt irgend einmal eingenommen hatte, dem Deutschen nicht Preis geben wollte, ist dem Selbstbewußtsein und der Lebenskraft des Deutschen erst ganz zuletzt in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hinderlich geworden. Nach wie vor schrieben im 13. und 14. Jahrhundert deutsche gelehrte Geistliche, auch wohl einmal gelehrte Laien lateinische Verse nach allen möglichen classischen und unclassischen Mustern, lateinische Chroniken, Tractate philosophischen und moralischen Inhalts, kurz alles Mögliche, wozu jemals diese eigentliche Sprache der höheren Bildung und des schriftgemäßen Ausdrucks in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters gebraucht worden war. Aber es geschah seit dem 13. Jahrhundert immer seltener und was producirt wurde, macht nicht bloß auf uns den Eindruck immer größerer Lebloſigkeit. Wo sich Deutsch und Lateinisch berühren, was doch viel seltener geschah, als man von vorneherein anzunehmen geneigt ist, erscheint das Deutsche selbst dann, wenn es urkundlich ein lateinisches Original der Zeit wiedergiebt, als der eigentlich originale und lebendige Ausdruck des Zeitgeistes, als die wirkliche Sprache, das lateinische Original als ein blutloser Schatten. Nur da ist das Lateinische vollsaftiger, wo es von dem Deutschen umgemodelt,

aus der pseudoclassischen Tradition der Schule gedrängt und barbarisirt wird. Je mehr Küchenlatein, desto frischer, desto mehr lebendiges Sprachgefühl nicht für das Lateinische, das für Jedermann seit einem Jahrtausend begraben war, um nie wieder, oder nur als Gespenst wieder aufzustehen, aber für die Sprache überhaupt. Aber gerade diese Geisterbeschwörung geschah auch in Deutschland, später als in Italien, oder in Frankreich, doch nach deutscher Art mit nachdrückicher Beharrlichkeit und ehrlicher Ueberzeugungstreue, die wie immer gerade nur das eine, was ihr als Heil erschien, auch für das absolute Heil Aller gelten lassen wollte. Die Geschichte der sogenannten Wiedererweckung der Wissenschaften, der Einbürgerung und Verbreitung der sogenannten humanistischen Richtung und der sie vertretenden neuclassischen oder, wie sie oben richtiger genannt wurde, pseudoclassischen Latinität ist ein Blatt voll der denkwürdigsten Geistesthaten unseres Volkes, aber seiner Literatur und Sprache ist wenigstens damals nicht viel Gutes davon zugewachsen. Einmal wurden eine Menge productiver Kräfte und Talente, die sonst die vaterländische Sprache gebraucht haben würden, nun zu ausschließlich lateinischen Poeten, Rhetoren und Historikern gestempelt. Die wärmste Begeisterung für alle nationalen Interessen hinderte doch einen Celtis, einen Trithemius, einen Pirkheimer, einen Wimpfeling, einen Bebel, ja selbst einen Hutten nicht, das Lateinische als die natürliche Muttersprache jedes Gebildeten allein zu handhaben und wenn einer von ihnen, wie Hutten, doch durch große praktische Interessen gedrungen wird deutsch zu schreiben, da beweist er auf die traurigste Art, daß er und seinesgleichen es nicht verstanden. Aber nicht die Sprache, sondern er selbst ist Schuld, daß seine glänzende und geläufige lateinische Feder nur rohes und stumpfes Deutsch zu schreiben

vermag. Denn neben ihm schrieb schon ein Murner seinen Eulenspiegel, ein Luther seine Vermahnung an den christlichen Adel der deutschen Nation, ein Pauli sein Schimpf und Ernst. Man darf es noch jetzt beklagen, wo doch die alten Wunden längst vernarbt sind, daß solche Kräfte der deutschen Sprache entzogen wurden. Raum genug für ihre Genialität hätte sie ihnen geboten, mehr als die flosculöse Gespreizheit und lügenhafte Unnatur des verwelschten Lateinischen, das sie in gläubiger Begeisterungsseligkeit als ihr Schönheitsideal anbeteten und nachahmten.

Ebenso bedenklich war es aber auch für die deutsche Schriftsprache, daß sie jetzt wo sie zwar noch in voller Naivetät, aber mit dem sichersten Instinct das Ziel, welches sie erstreben sollte, beinahe erreicht hatte, wo sie fast die ganze höhere Sphäre der nationalen Bildung zu bewältigen und zu verarbeiten verstand, durch die erneute Concurrenz mit dem Lateinischen ganz von selbst in eine Art von Unklarheit über sich und ihre Leistungsfähigkeit gerieth. Daß ihr die Fachwissenschaft noch entzogen blieb, hätte nichts geschadet, aber daß jetzt immer mehr Leute sich zu dem Glauben bekehrten, man könne nur auf Lateinisch gute Verse machen, zierliche Briefe schreiben, piquante Anecdoten erzählen, große Haupt- und Staatsactionen darstellen, war sehr gefährlich. Noch gefährlicher aber, daß selbst die, welche der deutschen Sprache treu blieben, mehr und mehr in die bewußte oder unbewußte Abhängigkeit von den so überschwänglich gepriesenen und daher auch gläubig verehrten fremden Mustern geriethen. Je nachdem sie mehr oder minder selbst mit der lateinischen Diction vertraut waren, ließen sie auch in ihr Deutsch dies und jenes lateinische Wort mitunter aus Bequemlichkeit, öfter in reflectirter Vornehmthuerei einfließen und selbst diese handgreifliche, grobe

Sprachmengerei, deren vorlautes und jähes Gebahren sehr wohl von der naiven und insofern bescheidenen Einbürgerung fremden Sprachstoffes zu unterscheiden ist, die stets zwischen verschiedenen Sprachen stattfinden muß, war noch nicht das Schlimmste. Unwillkürlich formirte sich bei den an lateinische Lectüre, zum Theil auch an die angeblich wieder erfundene Kunst der lateinischen Schriftstellerei gewöhnten deutschen Schriftstellern der Geist der Sprache, wie er in ihrem Satzbau und der Gliederung der einzelnen Bestandtheile ihres Ausdruckes lebt, nach dem Muster eines so ganz heterogenen Typus und so war in das stets gesunde, wenn auch oft etwas confuse und rohe Streben der deutschen Sprache am Schlusse des Mittelalters ein Krankheitsstoff hineingetragen, der ihr noch viele Beschwerden bereiten sollte.

Unsere Sprache, das getreue Spiegelbild unserer Literatur, und diese so ganz nicht bloß aus dem Leben heraus- und in das Leben hineingewachsen, sondern gleichsam das Leben selbst in seinen unmittelbaren Pulsschlägen, waren beide völlig demokratisirt oder plebejisch nivellirt und eben damit der Gefahr ausgesetzt, sofort von einem fremden Bildungselement überflügelt zu werden, sobald dieses eine exclusive Superiorität in der Meinung eines Theiles dieser großen gleichartigen Masse zu gewinnen verstand. Von selbst aber lag doch gerade eben in dieser Gleichartigkeit oder Gleichberechtigung der Ansprüche und Leistungsfähigkeit Aller etwas was den Einzelnen dazu trieb, sich davon abzusondern und sich, wenn auch nur aus Eigensinn, auf sich selbst zu stellen. Da bot die humanistische Bildung eine treffliche Handhabe es im großen Maßstabe und auf eine von Allen anerkannte Weise zu thun. Durch sie konnte man damals allein das werden was wir einen gebildeten Mann heißen, gleichfalls ein exclusiver Begriff, ohne den es aber keine

Bildung geben würde. Der Sprache erwuchs aber daraus derselbe Schade wie der Kunst und dem Recht, die auf demselben Untergrund der plebejischen Verschwommenheit auch das Bedürfniß nach einer Sammlung und Isolirung der wirklich berufenen Kräfte empfanden und es nicht anders als durch rückhaltlose, man möchte fast sagen gedanken- und ehrlose Hingabe an die aus der Fremde importirten Typen zu befriedigen wußten.

# Zweites Buch.

# Erste Abtheilung.

## Die hochdeutsche Lautentwickelung.

Bisher haben wir darzustellen versucht, welche geschichtliche Kräfte und Triebfedern die äußere Stellung unserer Sprache seit der Zeit ihrer ersten Handhabung als Schrift- und Literatursprache bedingt und gerichtet haben. Ihr geographisches Vorbereitungsgebiet, ihre Beziehungen zu den Nachbarsprachen und Literaturen, ihre Verwendung zum Gebrauche in den nächsten praktischen Bedürfnissen des Tages und für den Kreis der höheren, idealen oder geistigen Interessen der eigenen Nation, das Hin- und Herwogen vereinigender und auseinandertreibender Strömungen — das und Anderes der Art gehört zu den wesentlichen Zügen des Bildes der äußeren Sprachgeschichte.

Von nun aber handelt es sich darum, diesem seine innere Füllung zu geben. Wir wollen zeigen, wie unter dem Drucke jener geschichtlichen Mächte an dem Leib und an der Seele unserer Sprache jene Umgestaltungen, Weitergestaltungen, Verunstaltungen sich vollzogen haben, die ihr am Ende des 15. Jahrhunderts eine von jeder ihrer früheren, in relativer Originalität und Selbständigkeit herausgetriebenen Erscheinungsformen so abweichende Individualisirung gegeben und doch das Gepräge der Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit zu ihnen

nicht verwischt haben. Wenn wir aber bildlich von einem Leib und einer Seele der Sprache reden, so geschieht es mit demselben Recht wie überall, wo man sich dieser Ausdrücke bedient. Factisch sind beide in ihrer Erscheinung nicht zu trennen, aber unsere Reflexion kann sie aus praktischen Gründen als isolirte Begriffe handhaben, wenn sie nur das wahre Sachverhältniß nicht vergißt.

Die äußere Sprachgeschichte durfte oder mußte von dem Zeitpunkt ausgehen, wo sich an ausreichenden Urkunden die literarische Verwendung unsrer Sprache zuerst nachweisen läßt. Was vor der althochdeutschen Periode liegt, brauchte nur als ergänzende Voraussetzung berührt zu werden. Auch hier wollen wir nicht einen Abriß der inneren Geschichte der ganzen deutschen Sprache geben; wir beschränken uns nach unserer ganzen Aufgabe nur auf die der hochdeutschen Schriftsprache, was in Hinsicht des zu Gebote stehenden Materials mit den Grenzen ihrer äußeren Geschichte zusammenfällt.

Aber die Natur des Gegenstandes verlangt doch hier eine etwas andere Behandlung wie dort, eine etwas häufigere Ueberschreitung dieser Grenzen, wenigstens den Schein als ob es geschähe. Das Wurzelgeflechte der Ereignisse und Zustände, welche die althochdeutsche Literatur ins Leben gerufen haben, ist weit verzweigt und tiefgründig genug, aber es reicht doch nicht in eine unzugänglich tiefe Bodenschicht. Fast auf alle Fragen, die gestellt werden können, giebt die Culturgeschichte oder die gesammte äußere und innere Geschichte des früheren Mittelalters, der Zeit der Völkerwanderung nach der gewöhnlichen Terminologie und dessen was sich daran schließt, genügende Antwort.

Hier aber liegt es ganz anders. Die innere Structur der ältesten urkundlich faßbaren hochdeutschen Schriftsprache

würde sich nur zum Theil aus einer althochdeutschen Grammatik und einem althochdeutschen Wörterbuch erklären, wenn es ganz auf diesen einen Horizont sich beschränkte. Ueberall ist die Wissenschaft darüber hinausgegangen. So schwankend auch der Boden ist, auf den sie jenseits gerieth, so hat sie ihn doch betreten. Die deutsche historische Grammatik hat zuerst wenigstens unbedenklich das Gothische zur Erklärung dessen verwandt, was ihr im Althochdeutschen dunkel blieb. Bald aber zeigte es sich, daß damit nicht auszureichen war, denn es ergab sich, daß dieses Gothische zwar die älteste bekannte deutsche Sprache mit literarischer Verwendung, aber keineswegs die unmittelbare leibliche und geistige Voraussetzung des Althochdeutschen gewesen ist und daher auch principiell nur eine bedingte Berechtigung als Schlüssel zu dessen innerem Verständniß beanspruchen darf. Doch um so werthvoller war es, ihn richtig gebrauchen zu lernen, und da in dem Gothischen, wenn man es auf sich selbst stellen wollte, sich beinahe dasselbe wiederholt, was für das Althochdeutsche in solchem Falle gilt, so erweiterte sich der Horizont der deutschen Sprachwissenschaft noch mehr. Die vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen bot die Hilfsmittel dazu. Es ließ sich nachweisen, daß das Deutsche überhaupt, und das Gothische als sein ältestes urkundliches Zeugniß am deutlichsten, eine gewisse nähere Beziehung zu einer Gruppe von anderen Sprachen besitzt, für die man, weil sie in Asien und Europa einst oder auch noch jetzt Heimathsrecht haben, die Bezeichnung Indogermanisch gewählt hat und auch mit Fug beibehält, trotz allem Unzureichenden, was diesem und den meisten wissenschaftlichen Kunstausdrücken anhaftet. Will man das Bild „nächste Verwandtschaft" gebrauchen, so ist dagegen nichts einzuwenden, man kann aber auch irgend ein anderes zur Versinn-

lichung des hier in Frage kommenden abstracten Begriffes wählen.

Die Wissenschaft ist schon heute ungefähr im Stande, das Gemeinsame in dem Bildungstypus dieser verwandten Sprachen herauszufinden und es insofern zur Beleuchtung und Erklärung des Besondern in jeder von ihnen zu verwenden. Auch die Genesis oder das genetische Verständniß der deutschen Sprachbesonderheit erhält dadurch eine neue und fruchtbare Begründung. Daß dabei aber mehrere einschränkende Voraussetzungen festzuhalten sind, darf niemals vergessen werden.

Zuerst: auch wenn es möglich wäre, alle individuellen Züge des Gothischen oder jeder anderen deutschen Zweigsprache, die nicht von dem Gothischen ausgegangen ist, durch die vergleichende Grammatik zu erklären, würde damit doch nicht das wirkliche Bild des Urdeutschen oder wie man es sonst nennen will, das Bild der deutschen Sprache vor ihrer Verzweigung in die historisch greifbaren Aeste wiederhergestellt werden können. Eine bloße Abstraction, die allein auf dem Wege der analytischen Vergleichung und der synthetischen Combination gewonnen wird, kann nie die individuellen Züge des concreten Leben erzeugen, die doch allein berücksichtigt werden müßten, wenn man eine Geschichte, also etwas ganz Concretes, der deutschen Sprache geben will.

Dann: alles was jenseits dieses selbst nur schattenhaften Urzustandes der deutschen Sprache liegt, ist noch mehr in Nebel gehüllt und wird es immer bleiben. Mehr oder minder annehmbare Conjecturen mögen hier eine Reihe von Evolutionen aus einem selbst wieder nur als unbewiesene und unabweisbare Voraussetzung existirenden Zustand der Identität aller indogermanischen Sprachen, einer gemeinsamen indogermanischen

Ursprache, bis zu jenem Urdeutschen nachzuweisen und in ihrem Wesen begreiflich zu machen versuchen: Geschichte der deutschen Sprache kann man solche, an sich recht verdienstliche Experimente der Combinationsgabe nicht nennen.

Endlich: selbst wenn es möglich wäre, dieser indogermanischen Ursprache als des ältesten Spiegels und zugleich Schlüssels des Deutschen in allen seinen thatsächlichen und gemuthmaßten Gestaltungen habhaft zu werden, so würde doch sofort wieder dasselbe Bedürfniß an die wissenschaftliche Forschung herantreten, was sie über das Althochdeutsche zum Gothischen und von da aus immer weiter bis zur Ursprache selbst führt. Auch diese bedarf ebenso sehr der genetischen Erklärung, wie sie in gewisser Weise befähigt ist, allen späteren Spracherscheinungen eine solche zuzuführen. Ist dort dem Blicke der Forschung alles in Nebel gehüllt, der doch der Hoffnung Raum läßt, daß er einmal der Sonne weichen werde, so lagert hier die Nacht selbst, deren Zeitdauer Niemand ermessen kann. Aber die Forderung besteht dennoch zu Recht und die Wissenschaft, selbst soweit sie heute sieht, muß sich sagen, daß ihr die Lösung dieser unmöglichen Aufgabe nothwendig wäre, wenn sie im Besitz aller der Hilfsmittel sein sollte, die sie theoretisch als zur Lösung sprachgeschichtlicher Probleme im Bereiche des indogermanischen Sprachstammes, also auch seines deutschen Astes, nothwendig erkennt.

An uns wird nur selten das Bedürfniß herantreten in jene dunkeln Regionen hinabzusteigen. Die wesentlichen Züge des älteren deutschen Sprachbildes lassen sich, so weit als es zum Verständniß des späteren und heute noch lebendigen nöthig ist, auch ohnedies erkennen und es kommt hier nicht das in Betracht, was die deutsche Sprache irgend einmal und irgendwo gewesen ist, sondern was als ihr Bleibendes in allem

Wechsel Stand gehalten und wie dies Bleibende durch seine eigene Triebkraft oder durch ihm fremdartige Einflüsse der verschiedensten Art sich allmählich verändert hat. Das Auge wird also nach diesen zwei Hauptpunkten gerichtet sein müssen und von der gehörigen Hervorhebung und Gruppirung ihres Ineinanderfließens und Gegeneinanderstoßens wird die innere Wahrheit des Bildes abhängen, das hier gezeichnet werden soll.

---

## Erstes Capitel.

### Das Verhältniß der Schrift zu den Lauten.

Wie es herkömmlich ist, betrachten wir zuerst von den eben festgestellten Gesichtspunkten aus die Klänge, mit denen der deutsche Mund das innerlich entstandene Sprachbild dem Ohr vernehmbar darstellte. Die Lautlehre gilt mit Recht als die elementarste Grundlage der Linguistik, weil sie die einfachsten Bestandtheile der Sprache in ihrer Isolirung zum Gegenstand hat. Daß dabei eine äußerst schwierige Abstraction nöthig war, indem die naive Wahrnehmung des wirklichen Sprechens überall nur auf größere und kleinere Gruppen solcher Laute als eine zu der Darstellung irgend eines Gedankenbildes untrennbar verbundene Einheit stößt — kann bei Seite gesetzt werden, weil der menschliche Geist sich schon jedenfalls in einer vor aller Geschichte liegenden Zeit zu jener großartigen That der Zerlegung und Isolirung der menschlichen Rede in ihre begrifflichen und sinnlichen Urbestandtheile aufgeschwungen hat. Es mußte schon geschehen sein ehe die Buchstabenschrift erfunden wurde, und wo diese Eingang gefunden hat, ist auch von selbst dem Volksgeiste die Einsicht in die isolirte Geltung

der Laute seiner Sprache aufgegangen, wenn er sie nicht schon vorher besaß. Die Buchstabenschrift unserer ersten Vorzeit, die Runen, setzen also die Empfindung dafür voraus oder führen sie als ihre nothwendige Folge mit sich. Die eigenthümliche Gedankenwelt, die sich an diese Runen anrankte, läßt ahnen, daß in unserem deutschen Volke das Sprachgefühl für die einzelnen Laute verhältnißmäßig sehr stark entwickelt war. Denn wenn auch die Phantasie von dem geschauten Bilde des Lautes, dem Zeichen an sich, dem Buchstaben in Bewegung gesetzt wird, so kann dies doch nie geschehen, ohne daß zugleich damit der Klang desselben im Ohre aufsteigt. Auf diese Art entstand eine mystische Verkettung des Lautes mit dem Zeichen, wie des in dem Zeichen dargestellten Lautes mit einem Begriffe oder einer Vorstellung, worin sich nur auf neuem Wege der ursprüngliche Vorgang wiederholte, welcher zur Erfindung der Buchstabenschrift, zur Zerlegung der Sprache in ihre Laute geführt hatte. Beides wäre unmöglich gewesen, wenn nicht vor der systematisch einsetzenden Thätigkeit der Abstraction, die das große Werk durchführte, dem Geiste ein Instinct oder ein dunkeles Bewußtsein von der physiologisch psychologischen Bedeutsamkeit der einzelnen Sprachlaute eigen gewesen wäre. Je weiter die gegliederte Zusammenfügung der Laute zu dem, was wir Wort und Satz nennen, fortschritt, desto mehr trat jene Anlage zurück, obgleich sie niemals ganz verwischt werden konnte. Nur wäre sie nicht mehr stark genug gewesen, um später in der einmal plastisch entwickelten Sprache ohne Anregung, Vorbild, oder directe Uebertragung von außen her ganz durch die eigene Kraft des Sprachgefühls eine Zerlegung derselben in ihre Laute oder, was die Folge davon ist, ein darauf gegründetes Schriftsystem zu ermöglichen. Auch für die deutsche Sprache war der Zeitpunkt, wo sie noch aus

eigenen Mitteln sich ein Alphabet hätte schaffen können, versäumt worden und darum konnte auch hier nur ein fremdes Alphabet existiren. Aber der Volksgeist verstand es so ganz sich mit Phantasie und Gemüth in dasselbe einzuleben, daß jede Spur seiner Fremdartigkeit für die Erinnerung sich verwischte und daß wenigstens annähernd jene ursprüngliche lebendige Beziehung zwischen dem Einzellaut und dem Vorstellungsvermögen sich wiederherstellte.

Unsere Kenntniß der Lautzustände einer früheren Periode haftet an ihrer schriftlichen Fixirung. Könnte dabei vorausgesetzt werden, daß dasselbe Schriftzeichen immer und überall denselben Lautwerth ausdrückt, den wir damit verbinden, so wäre es nicht schwer, durch eine systematische Vergleichung der Bezeichnungsweise einen festen Grund für die Einsicht in die Veränderungen, welche unser deutsches Lautsystem durchgemacht hat, zu legen. Es wäre dabei gleichgültig, daß für unser Gefühl diese Schriftzeichen rein conventionell geworden sind, daß, also bei vorausgesetzter allgemeiner Uebereinstimmung der Schreibenden und Lesenden ebenso gut das Zeichen A für den Lautwerth, den wir bisher mit B ausgedrückt haben, gebraucht werden könnte und umgekehrt, wenn wir nur wüßten, daß niemals vorher eine solche oder eine ähnliche durchgreifende Veränderung stattgefunden hat, oder wenn wir eine solche, falls sie vorgegangen ist, vollständig und genau zu übersehen vermöchten.

Nun hat allerdings, wie früher gezeigt, etwas Derartiges in der Geschichte des Schriftwesens der deutschen Sprache sich ereignet. Das lateinische Alphabet hat das Runenalphabet verdrängt und ersetzt, schärfer ausgedrückt: die einzelnen Laute der deutschen Sprache, die schon in einem bestimmten Schriftsystem als solche für die Anschauung zerlegt waren, sind in

der Körperlichkeit, die sie dort gewonnen hatten, von einem neuen Schriftsystem mit andern Zeichen dargestellt worden. Die aber, welche zuerst Deutsch mit lateinischen Buchstaben schrieben, haben es nicht so gethan, daß sie für das Runenzeichen des Lautes A das lateinische Zeichen dafür schrieben. Sie haben nicht aus der Runenschrift übersetzt, entweder weil sie dieselbe nicht kannten, oder weil sie ihnen, und mit Recht, für etwas Anderes galt als für das, was sie mit ihrer schriftlichen Fixirung der deutschen Sprache bezweckten. In jedem Falle von dem lateinischen Lautwerth des Zeichens ausgehend, übertrugen sie diesen auf den deutschen Laut. Von vorneherein war damit etwas Willkürliches und nicht ganz Zutreffendes geschehen. Ulfila, der Erfinder des gothischen Alphabets, hatte zwar auch etwas Aehnliches gethan: auch er hatte neue Lautzeichen, zum Theil mit sichtlicher Entlehnung aus fremden Alphabeten geschaffen, aber sein Alphabet kann man in gewisser Weise doch eine Umgestaltung des Runenalphabets, der durch die Geschichte mit dem Laute zusammengewachsenen Schrift seiner Volkssprache nennen, weil es sich innerlich an dasselbe anschloß, weil es von dem ihm zu Grunde liegenden System der Auffassung der Sprachlaute ausging und die fremden Zeichen dieser anpaßte und einfügte. Die Schreiber aber, welche das lateinische Alphabet auf deutsche Laute anwandten, gingen den umgekehrten Weg. Ihnen galt der lateinische Lautwerth als Canon, dem sich der deutsche anpassen mußte. Außerdem stand ihnen selbst nicht einmal ein und derselbe lateinische Lautwerth für die einzelnen Buchstaben fest. Die Unterschiede in der damaligen Aussprache des Lateinischen nach den verschiedenen Ländern oder ehemaligen Provinzen des römischen Reiches waren nicht so groß, daß etwa der eine aus Britannien stammende Schreiber, ein britischer oder irischer

Mönch, der in einer deutschen Zelle deutsche Worte und Sätze niederschrieb, das lateinische Zeichen a für den deutschen Laut e oder i gebrauchen konnte, wo ein anderer aus Gallien stammender oder unter der Herrschaft der dermaligen gallischen Aussprache stehender die jetzt dafür gebräuchlichen Zeichen angewendet haben würde. Aber sie waren doch groß genug um in allen den Fällen, wo die lateinische Aussprache schwankte und wo die deutschen Laute selbst sich bald mehr dahin, bald dorthin neigten, Verwirrung anzurichten, d. h. dem einen Schreiber zu erlauben den deutschen Laut, den sein Ohr gerade so wie ein anderer Schreiber vernahm, je nach seinem mitgebrachten lateinischen Lautbilde anders wie der andere zu geben. Schrieb er auch nicht a wo der andere i oder e, so schrieb er vielleicht doch i wo der andere e, a wo der andere o, weil das lateinische Schriftzeichen ihm diesem deutschen Laute am nächsten zu liegen schien. Galt es endlich deutsche Laute zu schreiben, für welche in dem lateinischen Lautsystem nichts ganz Entsprechendes zu finden war, wie manche deutsche Kehllaute, über deren barbarische Rauhheit damals ganz so wie heute fortwährend Klagelieder aus lateinischem oder romanischem Munde erschallen, oder die verschiedenen Lautabstufungen des Zahnlautes, die zwischen unserem harten T und dem S in der Mitte liegen, so war das lateinische Alphabet überhaupt unzureichend und jeder Schreiber half sich auf eigene Hand so gut er konnte. Denn man kann sich die Isolirung und die Autonomie dieser ältesten Begründer des deutschen Schriftsystems nicht stark genug denken; zeigt doch Otfrids lateinische Dedicationsepistel an seinen geistlichen Oberhirten und Gönner, den Erzbischof Liutbert von Mainz, daß sich noch 50 Jahre nach Karl d. Großen und dessen Bemühungen für die deutsche Sprache der Einzelne gleichsam von vorne mit

der Feststellung einer deutschen Orthographie abmühen zu müssen glaubte, wenn er auch thatsächlich von dem, was bisher deutsch geschrieben worden war, mehr als er ahnte, abhängen mochte.

Alles dies zusammen genommen dient zur Begründung des Satzes, daß wir unser ältestes hochdeutsches Lautsystem nur sehr bedingungsweise klar zu durchschauen und zu beurtheilen vermögen, schon weil uns das Schriftsystem, das es überliefert, nicht mehr ganz durchsichtig ist. Es ist also schon deshalb unmöglich Bild neben Bild, die älteste Vergangenheit neben die spätere Zeit zu stellen und von der einen unvermittelt in die andere hinüberzugreifen.

Dazu kommt noch jene schon oben geschichtlich begründete Vielgestaltigkeit der Mundarten, die jeder einheitlichen Regelung entbehrend und widerstrebend gerade in dem Aeußerlichsten, als dem am meisten in die Sinne Fallenden, in den Lauten ihrem Trieb nach möglichster Individualisirung am schrankenlosesten fröhnten. Die Gemeinsamkeit des nationalen Geistesbandes mochte sie innerlich viel enger zusammenhalten und einander viel näher rücken, als sie selbst wußten: ihre augenfälligsten Züge, das sind eben die Laute, sind für uns vielleicht noch mehr wie für die Zeit selbst so buntscheckig, daß es oft schwer hält auch hier den zusammenhaltenden Faden herauszufinden.

Begrifflich lassen sich die beiden Ursachen, denen die schwankende und gleichsam zufällige Gestalt des ahd. Lautsystems in einer schriftlichen Ueberlieferung zugerechnet werden muß, scharf genug von einander trennen. Aber in den meisten praktischen Fällen ist es sehr schwer, aus diesem allgemeinen Princip heraus zu entscheiden und mit Bestimmtheit zu erkennen, ob wir, wenn der eine Schreiber z. B. ch da verwendet, wo der

andere hh, eine wirkliche Verschiedenheit der Aussprache, bedingt von Ort und Zeit, voraussetzen dürfen oder ob derselbe Lautwerth nur je nach Laune und Gewohnheit der Schreiber verschiedene Bezeichnung mit lateinischen Buchstaben gefunden hat, von denen weder die eine noch die andere — so viel ist unbestreitbar — ganz und vollkommen den deutschen Laut deckte.

Daß sich allmählich eine gewisse instinctive Gleichförmigkeit in dem System der Verwendung der lateinischen und dann deutsch gewordenen Lautzeichen herausbildete, ist unverkennbar, doch auch dann ist die Grenze, innerhalb deren es geschah, nicht mit der scharfen Sicherheit zu ziehen, die doch für ein wirkliches Wissen unerläßliche Vorbedingung wäre. Auch hier ist das, was man Wissen nennt, sehr häufig nur ein mehr oder minder wahrscheinliches Rathen und Meinen. Daß aber die deutsche Orthographie überhaupt seit dem 10. Jahrhundert gleichförmigere Züge annahm, ist die Folge zweier verschiedener Ursachen. Einmal erzeugte die immer häufigere Gewohnheit des Schreibens doch von selbst nicht eine Nöthigung aber eine gewisse Neigung die Schrift möglichst zu vereinfachen, wobei man sich nach dem Beispiel anderer Schreiber richtete und die originellsten oder unbeholfensten Auswüchse der eigenen Schreibweise aufgab, wenn man damit Zeit und Mühe sparen konnte. Die Laute des 10. und 11. Jahrhunderts haben sich im Vergleich mit denen des 8. und 9. kaum vereinfacht, die Schreibweise der Zeit aber vermeidet jene überladenen Buchstabencombinationen von damals und ersetzt sie durch einfachere Zeichen. Die andere Ursache ist der ebenso unverkennbare Einfluß der lebendigen Sprache, die wenigstens in bedingter Weise und in gewissen Schichten der deutschen Gesellschaft einheitlichere Züge herausarbeitete. Mochte die literarische oder Schreibethätigkeit der Zeit noch so isolirt von dem wirklichen

Leben sein, ganz konnte sie sich doch seinen Einflüssen nicht entziehen und etwas davon spiegelt sich in den Fortschritten zu einer gleichförmigen Lautbezeichnung, worin man schon damals und in der Wende von der althochdeutschen zu der mittelhochdeutschen Periode manchmal weiter ging, als die wirkliche Mundart des Schreibers es gestattet hätte.

Immer aber steht doch als oberster leitender Grundsatz fest, wenn auch keine Doctrin ihn mit bestimmten Worten aussprach, weil es keine solche Doctrin in sprachlichen Dingen gab, daß die Schrift sich dem lebendigen Laut anzubequemen habe. Dieser Grundsatz der phonetischen Orthographie, wie man sie am besten bezeichnet, kann aber nur da völlig rein durchgeführt werden, wo noch gar kein Alphabet existirt oder wo durch eine mit vollem Bewußtsein unternommene und allseitig gebilligte Revolution dies Princip an die Stelle der älteren historischen Schreibweise gesetzt wird, wie es z. B. in neuerer Zeit beinahe mit erschöpfender Consequenz in der spanischen und tschechischen Orthographie geschehen ist. Das deutsche Mittelalter dachte nicht daran, hier revolutionär zu verfahren und so schrumpft der Einfluß des phonetischen Princips, obgleich es das begriffsmäßig leitende war, factisch doch in ziemlich enge Grenzen zusammen. Selbst das Mittelhochdeutsch auf dem Höhepunkt seiner Ausbildung hat doch in der Schrift seine Laute nirgends ganz reinlich und consequent dargestellt, sondern immer nur annähernd das Ziel erreicht, dem es als lebendige Sprache so viel näher gekommen war. Nur im Vergleich mit dem, wie vorher die deutsche Schrift behandelt zu werden pflegte und noch mehr mit dem, was ihr später widerfuhr, darf die mittelhochdeutsche Orthographie rein und zweckentsprechend genannt werden und darum ist auch hier mehr wie früher und später ein einigermaßen deutlicher Ein-

blick in das Lautbild der Sprache denkbar. Die „Aussprache" des Althochdeutschen endgültig zu entscheiden, ist in den meisten Fällen und nicht bloß in denen, wo die schwankende Gestalt der Lautbezeichnung stutzig macht, sehr schwer, häufig unmöglich, die des Mittelhochdeutschen aber läßt sich, einige streitige Fälle abgerechnet, meistens nach dem Maßstab unseres heutigen Lautwerthes begreifen, ohne erheblichen Zweifeln Raum zu geben.

Je näher der lebendigen Sprache der Gegenwart, desto leichter, sollte man glauben, müßte die Bestimmung der Laute sein. Doch die äußere Sprachgeschichte hat schon die Factoren aufgezählt, die das gerade Gegentheil davon zu Werke bringen. Das erneute Hervordrängen der Mundarten, die verknöchernde Tradition der Schreiberschulen und der im Wesen der Zeit so tief wurzelnde Eigensinn der Individuen haben die Einfachheit und Durchsichtigkeit der mittelhochdeutschen Orthographie, das wenn auch immer dürftige Abbild der damals erreichten Höhe künstlerischer Durchbildung der Sprache, so verzerrt und mit Schutt aller Art überdeckt, daß es beinahe unkenntlich geworden ist. Alle diese entstellenden Einflüsse vermehrten ihre Kraft im Verhältniß zu ihrer Dauer, und wie man von der Sprache selbst, sobald man das Mittelhochd. als Canon festhält, unbedingt, und wenn man davon absieht, doch immer bedingt sagen kann, daß sie von Generation zu Generation immer mehr der Entartung verfallen sei, so kann man es mit absoluter Gültigkeit, ohne alle relative Beschränkung von der Orthographie. Ihr schadete zuletzt noch ein immer deutlicher heraustretendes Bestreben eine gewisse systematische Ordnung, die durch sich selbst gültig wäre, hineinzubringen oder ihr aufzudrängen. Schon nahte sich die Zeit, wo die gelehrte Reflexion sich auch der Sprache bemächtigen sollte, wie sie überall die bisherige

Legitimität des alten naiven und instinctiven Gebahrens, des bloßen Herkommens und der Macht der Gewohnheit durch die wahre Legitimität des seiner Gründe im Handeln bewußten Verstandes ersetzen wollte. Mitten hinein in das Gegenspiel jener oben characterisirten naiven Kräfte wurden jetzt schon allerlei Maximen über die Rechtschreibung geschleudert, die von einem sehr beschränkten Kreise eigener Beobachtung und Kenntniß zufällig abgezogen waren. Sie steigerten die ohnehin schon allgemeine Verwirrung der Praxis zu einem Chaos, das in seinem Wesen, natürlich nicht in seinen äußeren Formen, sogar die confusen Anfänge der althochdeutschen Orthographie gelegentlich überbot. Freilich gab es auch hier, wie in der Sprache selbst, wenn auch minder lebenskräftig und faßlich herausgebildet, einen gewissen Zug nach Ausgleichung der Gegensätze, ein gewisses Bestreben, eine gemeingültige deutsche Orthographie zu gewinnen, aber von vornherein verkümmert durch die Pedanterie der Reflexion, wie die orthographischen, Maximen so drastisch darthun, welche der schon oben erwähnte Niclas von Wyle mit größter Selbstgefälligkeit und Unfehlbarkeitszuversicht als die einzig mustergültigen vorträgt.

Es war auf diese Art die deutsche Orthographie am Schlusse des Mittelalters etwas Neues geworden, gerade so wie die Sprache selbst, aber das Neue konnte gerade auf diesem Gebiete zu keiner einstweilen abschließenden Ausgleichung der Gegensätze gelangen. Während der Eine noch harmlos so fortschrieb, wie er es in seiner Jugend gelernt hatte, bequemte sich der Andere einer irgendwo abgesehenen neuen Manier, gewöhnlich aber auch nicht einmal vollständig, ein Dritter versuchte auf eigene Hand das, was ihm in der zunächst bekannten Orthographie fehlerhaft oder unschön dünkte, auszumerzen. Dabei geschah es, daß die Neigung an dem einen Ort gerade

nach dem entgegengesetzten hinging von dem, was anderwärts gefiel. Im Ganzen begreift es sich z. B. aus dem Charakter der Zeit sehr leicht, daß auch in die Orthographie das bauschige, breitspurige Wesen eindrang, welches das Leben und alle seine Aeußerungen gleichviel ob in der Kunst oder in der Kleidertracht beherrschte. Daher die Neigung zu — historisch und phonetisch — überflüssigen Doppelbuchstaben, namentlich am Schlusse der Wörter, wo sie am meisten in die Augen fielen und von der Feder am energischsten herausgetrieben werden konnten. Wir wissen aus directen Zeugnissen, daß dies für „hübsch und vornehm" galt, aber nicht bei allen Leuten. So gut wie es viele Augen gab, welchen die geschlitzten und gepufften Aermel und die Schleppenkleider abscheulich dünkten, so wollten auch viele Schreiber diese neuen Doppelbuchstaben auch da nicht gelten lassen, wo sie dem lebendigen Laute recht wohl entsprachen und kein bloßes Schnörkelwerk waren. Während die einen die wirklich gehörten oder gesprochenen Diphthonge ihrer Zeit auch in der Schrift möglichst genau wiedergaben, schrieben die andern, wie es von dem Mittelhochdeutschen hergebracht war, noch i und u, unbekümmert darum, daß sie ei oder au sprachen.

Dieser unentschiedene Kampf zwischen dem conventionellen und dem naturalistischen Principe erschwert am meisten die klare Einsicht und die sichere Beurtheilung des einzelnen Falles. Die für den ersten Blick unabsehbare Masse des Materials, eine natürliche Folge der unendlich gesteigerten Schreibethätigkeit in allen Zweigen des Lebens und der Literatur, ließe sich doch noch bewältigen; die wilde Regellosigkeit der Individuen müßte sich, wenn auch nicht unter allgemeingültige Gesetze ordnen, so doch als der Ausdruck des Zeitgeistes kraft seines eigenen Rechtes verstehen lassen, wenn sich darin das wirkliche

Leben der Sprache oder zunächst der Sprachlaute getreu spiegelte. So aber ist der Spiegel sehr ungetreu, weil er aus so ganz verschiedenartigem Material zusammengesetzt ist. Wäre es möglich durch einen kritischen Schmelzprozeß, denn bloße mechanische Lostrennung ist undenkbar, die einzelnen Bestandtheile reinlich zu sondern, das conventionelle und das naturalistische, das historische und das phonetische Element, so könnte die Wissenschaft damit operiren. So aber muß sie sich mit dem Wuste abfinden so gut sie kann. Dies ist auch der Grund, daß sie sich verhältnißmäßig noch so wenig damit befaßt hat. Wie Jacob Grimm selbst diese Periode unserer Sprachgeschichte in seiner deutschen Grammatik nach seinem eigenen Geständniß mehr umgangen als berührt hat, ist es auch von allen seinen Nachfolgern gehalten worden. Außer einigen unzureichenden Ansätzen zur Sammlung und äußerlichen Schematisirung des Materials ist nichts Durchgreifendes versucht worden, während die älteren Sprachperioden im Vergleich mit dieser viel gründlicher erforscht und dargestellt sind, so weit auch da noch der Comparativ „gründlicher" hinter dem Positiv „gründlich" zurückbleibt.

Hier wo es sich nicht um die Grammatik der deutschen Sprache, am Ende des Mittelalters, sondern um die Heraushebung der eigentlich gestaltenden Züge in dem deutschen Sprachbilde der Zeit handelt, kann die Controverse über das Strittige und Schwankende in unserm schriftlich überlieferten Material bei Seite bleiben. Jene Grundzüge lassen sich, wie wir glauben, auch ohne dieselben mit der nöthigen Deutlichkeit und Zuverlässigkeit zeichnen. Aber immer müssen wir uns dabei bewußt bleiben, daß in dem Gebiete, welches man das elementarste nennen kann, im Bereiche der Sprachlaute, der Boden am unsichersten ist: je weiter in das Innere der Sprache

hinein, desto sicherer. Unter dieser Voraussetzung versuchen wir im Folgenden das eigenthümliche Wesen dieser Sprachlaute in ihrer Vereinzelung und in ihrem Zusammenfluß zu größeren Gebilden darzustellen und es so viel als nöthig durch die Entwickelungsgeschichte früherer Sprachperioden zu begründen.

## Zweites Capitel.

### Vergleichende Charakteristik des späteren hochdeutschen Lautstandes mit dem früheren.

Wenn man den allgemeinsten Eindruck des deutschen Lautwesens am Ende des Mittelalters auf sich wirken läßt, so ist er für unser heutiges Sprachgefühl im Vergleich mit den vorhergehenden Bildern, des Mittelhochdeutschen und Althochdeutschen ein ungünstiger. Laut gegen Laut, ohne alle Rücksicht auf Bedeutung und Verwendung zu geistigen Zwecken, klingt das Mittelhochdeutsche unserm Ohr um vieles feiner und weicher, wie reiner und einfacher. Es ist nicht leicht diesen allgemeinen Eindruck in seine einzelnen begründenden Momente zu zerlegen und hier am Anfang unserer Betrachtung können wir es um so weniger, weil der Verlauf derselben gerade die Einzelheiten erklärend zur Anschauung bringen soll. Um aber doch einige Hauptpunkte zu erwähnen, so entspringt der Eindruck größerer Feinheit z. B. schon aus der sorgfältigen Behandlung der consonantischen Laute, welche am Wortschluß stehen. Das Mittelhochdeutsche Organ duldete hier keine weichen Consonanten und keine verdoppelten, die spätere Zeit empfindet von dem ästhetischen Gesetze, das dabei waltet, nichts mehr: sie spricht und schreibt nicht bloß Rad, wo früher rat galt, sondern auch Gott

für got u. s. w. Weicher ist die ältere Sprache, schon weil sie die unzähligen Ausstoßungen von Vocalen in den letzten Theilen des Wortes oder am Ende, selbst nicht oder in sehr beschränktem Maße zuläßt, die jetzt allgemein gelten: Kinds für Kindes Gotts oder Gots für Gottes, gäb für gaebe, wurd oder würd für wurde oder würde wären früher unerträglich oder nur unter ganz besonderen Modalitäten erträglich befunden worden. Einfacher erscheint die ältere Sprache schon für das Auge, weil sie mit einer viel geringeren Menge von Lautzeichen auskommt und wenn auch, wie sich ergeben hat, der Luxus der Schrift noch keineswegs auf eine durchweg entsprechende Fülle von lebendigen Lauten zu schließen berechtigt, oder wenn es auch unstatthaft wäre, das Gewirr der Laute, die in der lebendigen Sprache der späteren Jahrhunderte hier oder dort in Gebrauch waren, mit dem einheitlichen und eng geschlossenen Lautsystem des Mittelhochdeutschen zu vergleichen, so zeigt doch jedes einzelne Sprachdenkmal oder jede landschaftliche und mundartliche Gruppe solcher, die ungefähr in demselben Sinn wie das Mittelhochdeutsche als eine linguistische Specialität gelten darf, wie sich die Laute, namentlich die vocalischen der späteren Zeit, immer mehr spalten. Ueberall drängen sich jetzt z. B. Doppelvocale hervor, wo sich die ältere Sprache mit einfachen begnügte: das alte i wird zu ei, das u zu au und da diese Lauterweiterung weder gleichförmig noch allgemein durchgedrungen ist, sondern überall, auch wo sie schon am weitesten sich durchgesetzt hat, noch mit den Resten des älteren Lautstandes zu kämpfen hat, so wird dadurch die Buntscheckigkeit des ganzen Eindrucks noch vermehrt. Reiner klingt das Mittelhochdeutsche hauptsächlich, weil es zwischen den eigentlichen Charaktervocalen, zwischen A, I und U, jene Zwischenlaute, die wir einstweilen als Umlaute bezeichnen, zwar auch schon

in weitesten Umfang als E und O entwickelt hat, aber doch in der ferneren Spaltung und zugleich Verflötzung der Vocale sich um vieles sparsamer als die spätere Sprache erweist. Die spätere Sprache verstattet dem Umlaut, noch dazu ohne jede Spur von instinctivem Gefühl seiner genetischen Berechtigung, das dem Mittelhochdeutschen, wo es ihn verwandte, fast nirgends fehlte, einen unbeschränkten Spielraum und beeinträchtigt dadurch die reinen Grundtöne auch viel mehr als jede frühere Sprachperiode.

Verglichen mit einer noch älteren, mit der althochdeutschen, erscheint das Deutsche am Schlusse des Mittelalters stumpf und klanglos. Das gilt zwar auch für das Mittelhochdeutsche jenem gegenüber, denn die fast erdrückende Klangfülle des Vocalismus, das zarte und melodische Spiel des Vocalwechsels in den äußeren Theilen des Wortes, Ableitungs- und Flexionssilben, wodurch das Althochdeutsche aller Mundarten, natürlich die eine noch prägnanter als die andere, sich als die klangreichste aller deutschen Sprachbildungen überhaupt darstellt, ist schon in dem ausgebildeten Mittelhochdeutschen völlig verschwunden und dieses steht darin wenigstens der späteren Sprache gleich. Aber die eigenthümlichen Vorzüge, welche das Mittelhochdeutsche außerdem zu entwickeln verstand, sichern ihm doch trotz dieser offenbaren Einbuße an sinnlicher Schönheit oder Wirkungsfähigkeit eine nur anders begründete ästhetische Gleichberechtigung. Die spätere Sprache hat das Eine wie das Andere eingebüßt: sie ist farblos und ebenso wenig melodiös wie das Mittelhochdeutsche, entbehrt aber ganz seiner feinen Selbstbeschränkung und zierlichern Geschmeidigkeit: es ist ihr das Lebenselement jener Zeit, „die Zucht", auch in ihren Lauten verloren gegangen.

Der „ästhetische" Eindruck könnte einen subjectiven und

dilettantischen Maßstab zur Abschätzung des relativen Werthes unserer verschiedenen deutschen Sprachphasen bedeuten, wenn man ihn zum alleinigen machte. Zwar in unserm Falle wird jedes Ohr aus jedem Verse in dem Narrenschiff des Sebastian Brant, dem nach der Meinung der Zeitgenossen hervorragendsten Erzeugniß der deutschen Dichtkunst um 1500, verglichen mit einem Verse des Iwein Hartmann's, oder des althochdeutschen Evangelienbuches Otfrids alle die Mängel heraushören, welche die hochdeutsche spätere Sprache zu ihrem Nachtheil von der früheren unterscheiden. Der Eindruck ist so bestimmt und so fest umschrieben, daß hier jede Subjectivität verschwindet. Dilettantisch aber könnte man eine solche Abschätzung nur dann nennen, wenn man der sinnlichen Gestalt einer Sprache gar keine Berechtigung zugestehen wollte, wenn die Laute und Worte bloß als zufällige oder conventionelle und insofern gleichgültige Schemen gelten dürften, die so oder anders klingen können, wenn man sich nur über Sinn oder Inhalt verständigt hat. Damit aber wäre das Wesen der Sprache überhaupt gründlich verkannt. Sollte die Sprache nichts Anderes, so würde sie von dem menschlichen Geiste überhaupt nicht geschaffen worden sein. Das Ohr und seine eigenthümliche Nervenwelt vermittelt die gestaltlosen Vorstellungen und Eindrücke durch die Schallwellen als gestaltete Lautbilder der Seele. Beschränkt durch die Beschaffenheit der Organe, die zu deren Erzeugung dienen, hat die Mundhöhle und die Stimmritze das Recht dies nach ihren eigenen Gesetzen zu thun. Das ästhetische Bewußtsein entscheidet, ursprünglich unter jener eben bezeichneten Beschränkung, allein darüber, was das Ohr hören oder was der Mund sprechen soll. Daß die thatsächliche und von Anfang an gegebene Individualisirung des abstracten Begriffes „Mensch" auch eine Individualisirung des ästhetischen Princips

in der Sprachbildung herbeiführte, ist selbstverständlich, und so war mit der Sprache selbst der Keim der Sprachen gelegt, zugleich auch jeder derselben die eigenthümliche Ausbildung ihres ästhetischen Bewußtseins vorgezeichnet. So giebt es auch eine eigenthümliche Aesthetik der deutschen Sprache die zunächst von dem sinnlichen Eindruck ihrer Laute bedingt, wenn auch nicht in diesem allein beschlossen ist. Das deutsche Ohr wird um so unbefangener darüber zu urtheilen befähigt sein, je mehr es von nur einem Durchschnitt der Sprachgestaltung abstrahirt und die eigene Sprache in ihren verschiedenen Wandelungen verfolgt oder auch je reicher seine aus andern fremden Sprachindividualitäten gewonnenen Erfahrungen sind. In diesem Sinne ist der Wohllaut einer Sprache ein wesentliches Moment für ihre Characteristik und ihre relative Werthabschätzung, auch wenn dabei nichts weiter als der Eindruck, den das Ohr von ihr empfängt, erwogen wird. Und in diesem Sinne müssen die Züge, welche wir an dem Lautbild der spätmittelalterlichen Sprache wahrnehmen, das ungünstige Urtheil nicht über die ganze Sprache, aber über ihr Aeußeres befestigen, selbst wenn einige davon durch andere aufgewogen oder beschränkt werden, die man als eigenthümliche Vorzüge dieser Sprachperiode gegen das Frühere ansehen darf.

Dazu ist dem Mittelhochdeutschen gegenüber zu rechnen der entschieden vollere und derbere Klang des späteren Lautwesens, allerdings nach Mundart und Zeit wieder sehr verschieden gefärbt, doch im Ganzen, worauf hier doch allein abgesehen werden kann, unverkennbar. Gerade jene oft so überaus harte Verstümmelung der Endsilben, der Ausstoß des hier zumeist herrschenden farblosen e, das Aneinanderrücken gewaltiger Consonantenmassen, das damit gegebene Ueberwiegen lebhaft gefärbter und kräftig betonter Vocale, die neuen Di-

phthonge an Stelle einfacher Längen, endlich die Erzeugung fast ungezählter neuer Längen an Stelle älterer Kürzen, geben der späteren Sprache gegenüber dem beinahe weiblich zarten und überfeinen Mittelhochdeutsch eine männliche und energische Physiognomie: in dem Bereiche der Sprache also derselbe Eindruck, den wir auf andern Gebieten der materiellen und idealen Lebensäußerungen der Zeit empfangen.

Dem Althochdeutschen gegenüber wird man die gedrungenere Einfachheit des Lautes, die zusammengerückte Wortform auch nicht bloß als einen Verlust ansehen dürfen. Die Sprache ist dadurch doch um vieles beweglicher und ganz von der Wortbedeutung abstrahirt, verständlicher geworden. Es kostet jetzt so viel weniger Mühe die Lautmasse, welche zum Ausdruck eines Vorstellungsbildes dienen soll, hervorzubringen, wie sie in dem Ohre aufzunehmen und der Seele zu vermitteln. Die Sprache dieser Zeit weist schon, ohne daß man sie zu verstehen oder zu analysiren braucht, darauf hin, daß die Menschen, die sich ihrer bedienten, rascher dachten oder Vorstellungen an einander knüpften, als die Zeitgenossen Karls des Großen oder Heinrichs IV.

Neben dem Besondern in diesem Lautbilde der Sprache, muß es aber — immer nur von seiner rein sinnlichen Seite gefaßt — doch auf jedes Ohr, das es mit irgend einem früheren, dem Mittelhochdeutschen, dem Althochdeutschen, ja selbst dem leiblich gar nicht direct damit verbundenen Gothischen vergleicht, den Eindruck der innern Zugehörigkeit machen. Der gemeinsame Grundton läßt sich aus allem Wechsel doch sehr bestimmt heraushören und das Deutsche der gothischen Bibel und irgend einer der Bibelübersetzungen unmittelbar vor Luther sind im Klange so enge verwandt, daß sie von jedem fremden Ohre, dem nicht alles Sprachverständniß abginge, als zu einer und

derselben Sprache gehörend erkannt werden müßten. Daher denn auch zu allen Zeiten dieselben Eindrücke auf die wechselnden Beurtheiler. Die Vorwürfe oder die Anklagen, die Fremde gegen den Klang unserer Sprache um das Jahr 1500 erheben, gleichen denen auf ein Haar, die um 800 oder noch viel früher gehört wurden. Ihre unbestimmte Allgemeinheit läßt sie freilich auf sehr verschiedene Sprachen passen, aber einiges darunter, die Härte und Rauhheit der Laute, die Schwierigkeiten, welche gewisse deutsche Laute, insbesondere die Gutturalen, jedem fremden Organ entgegensetzten, die Häufung von Consonanten überhaupt, die dem Munde und Ohr so unbequem wird, die nicht daran gewohnt sind, das würde auch ein deutscher Beurtheiler, selbst wenn er nicht, wie schon Otfrid that und es seitdem immer Stil geblieben ist, bloß den Fremden nachspräche, daran auszusetzen, aber zugleich als die bleibende Signatur seiner Sprache zu erkennen haben. —

## Drittes Capitel.

### Der deutsche Accent und sein Einfluß auf die Lautgestalt.

Dieser gleichbleibende deutsche Stempel des Lautsystems wird uns innerlich verständlich, wenn wir sehen, wie es von Anfang durch das Walten eines und desselben Gesetzes oder einer und derselben bestimmenden Macht beherrscht wird. Die geschichtlichen Einflüsse, welche die besonderen Phasen unserer Sprachbildung herausgetrieben haben, mögen als die Ursachen dieser Besonderheiten erkannt werden, aber wie weit man sich auch ihre Wirkungssphäre denken mag, sie sind doch niemals so mächtig gewesen, jenes Bleibende zu verschütten oder zu etwas ganz

Anderem umzubilden. Jenes ist die eigentliche Triebkraft des Sprachlebens und nur das äußerlich darum gerankte Blätterwerk ist das Andere oder Neue, aber weil es aus derselben Wurzel hervorgegangen und von demselben Lebenssafte genährt ist, doch auch immer das Alte nur in neuer und weiterentwickelter Gestalt.

Im Bereiche der Laute zeigt sich dies dauernd Deutsche in allem Wechsel der Zeiten am deutlichsten da, wo an sich selbst und doch auch wieder in Folge der Eigenart der deutschen Sprache das Leben am vollsten und wärmsten pulsirt. Wenn wir die gesammte Lautmasse in ihre selbständigtönenden und ihre nur bedingt oder in Verbindung mit andern tönenden Bestandtheile, Vocale und Consonanten, — daher Selbstlauter und Mitlauter einmal nicht unpassend puristisch verdeutscht — zerfällen, so haben die ersten in unserer Sprache und deren Geschichte eine entschieden größere Rolle gespielt als die letzten. Nicht als wenn jene für die Darstellung des Gehaltes der Sprache von größerer Bedeutung wären: auf dem Gebiet der Bedeutungslehre der Sprachgestaltungen wird das Gewicht der Vocale ungefähr ebenso groß sein, wie das der Consonanten und in sehr vielen Fällen, z. B. bei der Betrachtung der Wurzel- oder Stammformen selbst, ist es unmöglich im Deutschen wie in allen seinen verwandten Sprachen dies Gewichtsverhältniß auch nur annähernd zu bestimmen. Wir müssen uns mit dem allgemeinen Satze begnügen, der mehr aus dem Gesammteindruck abgeleitetes Axiom als Resultat der alles Einzelne erfassenden wissenschaftlichen Deduction ist, daß im Indogermanischen also auch im Deutschen beide Hauptbestandtheile des Lautwesens für die Darstellung der geistigen Functionen der Sprache von gleichem Werthe, daß Vocalismus und Consonantismus zwei gleichberechtigte Mächte sind, daß es hier nicht wie in den semitischen Sprachen

ist, wo die eine, der Vocalismus, nur als Farbendecke für die durch die Consonanten gegebenen Contouren des Sprachbildes dient.

Aber hier geht uns der Laut in seiner Beziehung zu der Bedeutung noch nichts an. Bloß auf sich gestellt, gilt für ihn als eine characteristische deutsche Eigenthümlichkeit, daß trotz dem immer hervortretenden Massengewicht unseres Consonantismus der deutsche Vocalismus zu jeder Zeit ein relativ bewegteres Dasein geführt, relativ frischer und lebhafter bis in eine Sprachperiode hinein sich erhalten hat, wo die Bewegung und das Leben der Consonanten schon sehr viel langsamer von Statten ging und daher auch auf den Beobachter, der nur die hervorstechenden Züge des Bildes gelten läßt, den Eindruck macht, als sei da alles verknöchert, für immer an die einmal gewonnene Gestalt gebannt oder höchstens noch durch Zertrümmerung und Auflösung, aber nicht mehr durch innerliches Wachsthum und Neubilden zu verändern. Dies ist der Eindruck, den das Verhältniß zwischen Vocalismus und Consonantismus am Ende des deutschen Mittelalters macht, und wenn er auch nur in bedingter Weise richtig ist, so genügt er doch, um für diese Zeit das Ebengesagte von der relativen Bevorzugung des Vocalismus zu rechtfertigen. Frühere Durchschnitte der deutschen Sprachgeschichte zeigen einen stetigen Fortschritt dahin. Der älteste, das Gothische, wird jenes vorausgesetzte Gleichgewicht des Vocalismus und des Consonantismus für die Bedeutung der Sprache auch in ihrer rein sinnlichen Erscheinung ziemlich richtig darstellen. Das Sprachleben ist hier wie dort gleich kräftig. Im Althochdeutschen ist das Gleichgewicht schon gestört, indem sich bei unbefangener, nicht an Zufälligkeiten haftender Beobachtung herausstellt, daß in dem überaus regen Getriebe der elementaren oder sinnlichen Mächte der Sprache doch der Vocal — trotz der sog. später zu betrachtenden

zweiten Verschiebung der Consonanten – noch vielgestaltiger, noch unerschöpflicher in seinen Evolutionen ist. Für das Mittelhochdeutsche, ehe es sich zu seiner als Kunstsprache fixirten Classicität erhob, gilt dasselbe nur noch viel entschiedener: seine Neuerungen im Lautsystem, die ihm dem Althochdeutschen gegenüber seine Originalität geben, sind zum allergrößten Theil in dem Vocalismus zu suchen; und dasselbe ist, wie schon gesagt, für die weitere Sprachgestaltung über das Mittelhochdeutsche hinaus gültig. So schreitet die Triebkraft des Vocalismus von Periode zu Periode fort, oder genauer ausgedrückt, sie ist im Ganzen immer so lebendig geblieben, wie sie im Anfang war, wogegen der Consonantismus ebenso sichtbar an Gestaltungstrieb immermehr verloren hat.

Warum der deutsche Sprachgeist den Vocalismus in solcher Art bevorzugt, entzieht sich, wie wir glauben, jeder nicht bloß auf subjectivem Ahnen und Empfinden beruhenden Begründung. Wir nehmen die Thatsache als solche hin und erwägen dabei nur, daß die Natur der vocalischen Laute der gestaltenden oder zerstörenden und aus der Zerstörung neuschaffenden Sprachthätigkeit ein günstigeres, bequemeres und leichter zu bestellendes Feld bot als die Consonanten. Die Umwandlung eines a in e, eines u in au wirkt auch auf unser naives Sprachgefühl energischer, es scheint ihm damit viel mehr gethan oder der plastische Trieb viel genügender befriedigt, als wenn d in t, selbst p in f, oder k in ch sich „verschiebt.“ Daß ein fremdes Sprachgefühl anders darüber empfinden kann, ist zuzugeben, aber gerade weil es so ist, läßt sich darin wenigstens etwas von der seelischen Grundkraft ahnen, welche in der deutschen Sprache hierbei waltete.

Die bloße Erkenntniß, daß unser Vocalismus ein so viel reicheres Leben wie der Consonantismus entwickelt hat, hilft

noch nicht viel, auch genügt es nicht, wenn man die einzelnen Phänomene und wenn auch nicht alle, so doch die eigentlich typischen, wie etwa die des Umlauts, der Brechung, der Bildung neuer Diphthonge, der Veränderungen in der Quantität der Vocale u. s. w. jede für sich in historisch genetischem Ueberblick vorführen wollte. Das eigentliche Lebensband, das was als immer ein und dasselbe in allen diesen Einzelerscheinungen, je nach der verschiedenen Construction des Materials vielgestaltig, sich bethätigt, muß gefunden werden.

Dies ist für uns die eigenthümliche Accentuation unserer Sprache. Daß hier in der Besonderheit des deutschen Accentes etwas enthalten ist, was dem Deutschen zu seinem specifischen Gepräge so unentbehrlich wie seine Laute, Flexionsformen oder sein Wörterbuch ist, läßt sich schon aus einer Thatsache erkennen. Alle deutschen Sprachen haben im Gegensatz zu andern der Vergleichung zunächst liegenden Gruppen, z. B. den romanischen und slavischen, sich außerordentlich stark individualisirt. Man kann sagen, ihr deutsches Skelet ist durch eine überall so eigenartige Muskelschicht verdeckt, daß es nicht bloß für die empirische Auffassung, sondern auch für die systematische Forschung oft sehr schwer ist, bis zu jenem durchzudringen. Das Neuisländische und das Neuhochdeutsche stehen unendlich weiter von einander ab, als Russisch und Tschechisch, Italienisch und Französisch. Aber in einem Punkte, der doch ganz auf der äußersten Oberfläche des Sprachlautes liegt, sind sie alle von einer solchen Gleichartigkeit, daß man sie fast starre Gleichförmigkeit nennen könnte: in der Betonung. Da gelten in dem Englisch von heute durchaus dieselben leitenden Grundsätze wie in dem Angelsächsischen vor tausend Jahren, da ist das Altnordische und das Althochdeutsche nicht verwandt, sondern identisch; Zeit und Raum, sonst so wichtige Factoren im Sprach-

leben, scheinen hier wirkungslos zu sein: wo überhaupt jemals ein deutsches Wort erklang, da setzt gerade auf derselben Stelle schon vor anderthalb Jahrtausenden der Accent ein, wie heute. Alles hat sich an der Sprache verändert, nur dies scheinbar Flüchtigste und Beweglichste ist geblieben. Und warum? Auch hier läßt sich keine andere Antwort geben, als daß es so ist, auch hier wäre es unpassend, das, was die Ahnung des einzelnen Geistes empfindet, als das wirklich lösende Wort für Alle auszusprechen. Einigen Aufschluß gewährt die Beobachtung des Zusammenhangs, in welchen die deutsche Sprache dieses sinnliche Sprachmittel mit der Bedeutung der Sprachbestandtheile gebracht hat. Ueberall nämlich und zu jeder Zeit gilt das Gesetz, daß der vocalische Laut derjenigen Silbe des deutschen Wortes, die für die Bedeutung die entscheidende ist, das größte Tongewicht trägt oder wo und wann nur ein einziges Einsetzen der Accent genannten Verstärkung des Eigentons, der jedem Vocale in gewisser natürlich gegebener Abstufung zugehört, vernehmbar wird, so ist an dieser Stelle der Kern der Wortbedeutung enthalten. Der deutsche Accent ist somit eine wesentlich reflectirte Function und es ist deshalb kaum anzunehmen, daß die älteren und naturalistischeren Zustände der Sprachbildung ihn schon in dieser Art gekannt haben. Aber wann und wodurch er dazu geworden, entzieht sich der Beobachtung.

Dieses an sich abstracte Princip hat doch auf das Allerconcreteste, auf das was der natürlichen Seite das Sprachdaseins am meisten angehört, auf den Laut und hier wieder vorzugsweise auf den Vocalismus einen so durchgreifenden Einfluß gewonnen, daß alle jene anderweits gleichsam von selbst sich vollziehenden Umbildungen der Vocale hier im Deutschen zwar auch denselben allgemeingültigen Naturgesetzen unterworfen

sind, aber daß die individuellen Züge, die sie zu deutschen machen, sich wesentlich, obgleich nicht ausschließlich, nur aus dem Accent verstehen lassen.

Steht nun auch das Princip der deutschen Accentuation von Anfang an fest, soweit wir unsere Sprache kennen, so ist es doch nichts Starres, sondern hat seine eigene lebensvolle und lebenwirkende Geschichte. Wenn wir den Faden nur so weit verfolgen, als er die späteren Gestaltungen des Hochdeutschen mit der frühesten greifbaren verbindet, mit dem Althochdeutschen, so sieht man, wie sich das „Innerste des Grundgedankens, aus welchem dieser ganze Charakterzug der deutschen Sprache hervorgewachsen war, gleichsam immer klarer dem Sprachbewußtsein offenbart. Im Althochdeutschen spaltet sich noch die Wucht des Accentes einigermaßen, indem er sich neben seinem vollsten Einsatz auf der Hauptbedeutungssilbe des Wortes abstufend auch über alle anderen Worttheile verbreitet. Das Gefüge des deutschen Wortes bringt es mit sich, daß der Hauptbedeutungsbestandtheil gewöhnlich am Anfang steht, die erste Silbe ausmacht und so kann man auch den Thatbestand beschreibend aber nicht erklärend sagen: die erste Silbe des Wortes hat gewöhnlich den höchsten oder stärksten Toneinsatz, den Hochton, die anderen folgenden einen schwächeren, Nebenton oder Tiefton, von dem relativen Herabsinken der im Hochton potenzirten Stimmthätigkeit so genannt. Dieser Nebenton ist bei einem ausgedehnteren, mehrsilbigen Worte selbst wieder ein verschiedener, verhallender. Jede folgende Silbe hat ursprünglich, ganz unabhängig von dem natürlichen Tongewicht ihres Vocales, einen etwas schwächeren Nebenton als die vorhergehende, keine aber bis zum Wortende ist ganz davon entblößt. Diese Betonung strömt also noch gleichsam über ihre begriffliche Grenze hinaus. Ob es die Emphase der damaligen

Intonation des Accents gewesen ist, die nicht auf einer Silbe allein Platz hatte, oder umgekehrt, weil noch nicht völlig das Sprachgefühl seine eigenen Intentionen erfaßte, die es dazu trieben den Accent auf die Hauptbedeutungssilbe zu verlegen, wer kann es sagen? Vielleicht beide Momente mit und ineinander. Das auch sonst so ersichtliche Behagen dieser althochdeutschen Sprache an der Heraus- und Durchbildung der am meisten in die Sinne fallenden sprachlichen Processe, ihre intensive Thätigkeit in der Veränderung und Neugestaltung der vocalischen und consonantischen Laute weist darauf hin, daß ein in seiner Art so abstractes, überwiegend geistiges oder begriffliches Princip, wie das von der Verbindung der Wortbedeutung mit dem Wortton, damals noch eher durch andere aus der Region des rein sinnlichen Sprachlebens stammende Einflüsse beschränkt und in seiner rücksichtslosen Durchführung aufgehalten werden konnte.

Doch strebte es, da es einmal der Sprache angeboren oder von ihr erzeugt war, schon damals deutlich genug dieses System der gleichsam rhythmisch abgewogenen Accentuation von sich abzuschütteln. Es ist ihr weder damals, noch später vollständig gelungen: der Hauptton ist immer von einem Nebenton begleitet, aber das Gewichtsverhältniß zwischen ihnen hat sich doch schon im Mittelhochdeutschen und noch mehr in der spätern Periode gründlich verändert. Der Nebenton ist in dem Verhältniß schwach geworden oder ganz verschwunden wie der Hauptton an Stärke wuchs.

Will man es der Anschaulichkeit halber mit Zahlen ausdrücken, deren Gültigkeit freilich nur relativ sein kann, so mag das Verhältniß für das Althochdeutsche wie 2 : 1, für das Mittelhochdeutsche wie 3 : 1, für die spätere Sprache 4 : 1 angesetzt werden. Die unendliche Vielgestaltigkeit der lebenden

Sprache wird in keinem einzelnen Fall diesen Durchschnitt völlig eingehalten haben, dennoch darf er wie jede andere Durchschnittszahl für das eigentlich immanente Maß und Regulativ der ganzen Erscheinung gelten.

Je mehr sich das Leben des Accents auf die Bedeutungssilbe zurück zog, desto mehr zog es auch dorthin alles Leben der Vocale. Hier concentrirten sich mehr und mehr alle die Erscheinungen des Vocalwechsels, die man als wirkliche Fortschritte oder weitere Stufen auf der Entwickelungsbahn bezeichnen kann, ganz abgesehen davon, ob das ästhetische Moment der Sprachbildung dabei günstig oder ungünstig behandelt wurde. Die des Tones immer mehr verlustig gehenden Wortbestandtheile, mochten sie vor oder, wie es in der unendlichen Mehrzahl der Fälle geschieht, hinter der Tonsilbe stehen, verloren in demselben Maße die Entwickelungsfähigkeit ihrer vocalischen Bestandtheile: die consonantischen dagegen bleiben unangetastet. Es trat also in der deutschen Sprache niemals das ein, was in ihrer französischen Nachbarsprache geschehen ist, wo die Concentration des Tones auf einer Silbe oder das Uebergewicht dieser Tonsilbe die tonlosen Endungen nicht bloß in ihren Vocalen geschwächt, sondern „stumm" gemacht, d. h. ihre Consonanten samt dem Vocale vernichtet hat, wo aus lat. ámant ein aím' geschrieben aiment geworden ist. Im Deutschen hätte nichts Anders als ein so, wie es geschrieben steht, ausgesprochenes aiment daraus werden können.

Die Abschwächung der unbetonten Vocale muß, eben weil sie eine Abschwächung, eine Zerstörung ist, nach ganz anderen Gesetzen vor sich gehen, wie die Vocalveränderungen in der Tonsilbe, wo das Leben des Vocals allein pulsirt. Oder: Gesetze im wahren Sinne des Wortes, feste und in sich selbst begründete Vorgänge, die wir zwar nicht immer bis

in ihren innersten Kern verstehen, stets aber wie eine Naturmacht alles beherrschend walten und wirken sehen, giebt es nur für die betonten, nicht für die unbetonten Vocale. Auch hier vollzieht sich der Auflösungsproceß nach gewissen weitgreifenden Analogien, wodurch der einzelne Fall in die Reihe einer Menge anderer gestellt wird. Aber Analogien sind noch keine Gesetze und soweit es gelingt, jene durch diese zu ersetzen und zu legitimiren, sieht man gewöhnlich, daß das Sprachgefühl selbst von den mannigfachsten Eindrücken und Einflüssen hierhin und dorthin gezogen wurde, ohne einem davon ausschließlich oder auch nur mit bedingter Folgerichtigkeit sich hinzugeben.

Hält man sich an das bloße Aeußere der Sprache, an ihren sinnlichen Eindruck, so ist auch dieser Zerstörungsproceß gestaltungsreich, ja wenigstens in manchen Perioden gestaltungsreicher als sein Gegenstück. Gerade hier erzeugte das Ineinanderspielen der verschiedenartigsten Einflüsse und Kräfte eine Fülle der einzelnen Ergebnisse, die dort, wo der Ton den Vocal ebenso sehr veränderte, wie in seiner ursprünglichen Individualität zusammenhielt, beschränkt sein mußte. Wenn sich für das Sprachgefühl die ganze Kraft der Bedeutung des Wortes auf eine Stelle zusammendrängte und alle übrigen Worttheile zwar nicht wirklich bedeutungslos geworden waren, aber geworden zu sein schienen, war dort der Willkür, dem bloßen Spiel mit dem Laute, von selbst der Weg verlegt. Insbesondere durfte das eigentlich ästhetische Moment dort keine oder nur eine sehr untergeordnete Berücksichtigung verlangen, während es hier in einer Allgewalt sich durchsetzen konnte, die man unbeschränkt nennen dürfte, wenn sie nicht an der fortschreitenden Gleichgültigkeit für alle diese Lauterscheinungen, die mit dem Tone ihren Werth für das

Sprachgefühl verloren hatten, eine immer engere Schranke gefunden hätte.

Das Ziel, das die Sprache im Auge hatte, läßt sich kurz so bezeichnen. Alle unbetonten Vocale sollen in den unbestimmten Vocal aufgelöst werden, für welchen das lateinische Schriftzeichen e in Ermangelung eines andern gebraucht wird — trotz seiner Concurrenz mit andern grundverschiedenen Verwendungen, als „offenes" oder „geschlossenes", als „langes" vielleicht selbst wieder in seiner Qualität unterschiedenes e, jedenfalls aber immer als ein solches, das abgesehen von allem Silbenton den natürlichen Eigenton dieses Vocals e, zwischen a und i mitten inne an Höhe stehend, besaß. Dieser unbestimmte Vocal e kann ebenso gut ein Nichtvocal genannt werden, da ihm alle die natürlichen Kennzeichen eines Vocals: Eigenton, bestimmte Articulationsstelle und in Folge davon feste Einreihung in die dem Ohre vorschwebende vocalische Tonleiter abgehen. Er hat mit allen Vocalen eine verschwimmende Aehnlichkeit und mit keinem eine entschiedene. Selbstverständlich steht er den Mitteltönen, die wir einstweilen Umlaute nennen wollen, näher als den reinen Grundlauten, dem wirklichen e in allen seinen Schattirungen oder dem ö näher als dem a, dem i oder u; aber näher ist noch nicht nahe und es ist ein bloßer Zufall der localen oder individuellen Aussprache, wenn er so nahe an einen dieser wirklich vocalischen Laute heran rückt, daß er damit vertauscht werden zu können scheint. Aber ist es kein eigentlicher Vocal, so ist es noch weniger ein Consonant und wenn einmal alle Sprachlaute unter eine dieser beiden Rubriken untergebracht werden sollen, so wird er in der ersteren stehen müssen, wohin er auch durch seine Geschichte gehört.

Die deutsche Sprache hat diesen Schwebelaut in allen ihren Phasen gekannt, mit Ausnahme des Gothischen. Für

unseren hochdeutschen Entwickelungsfaden genügt es darauf hinzuweisen, daß er schon im ältesten Althochdeutsch nicht geringen Umfang gewonnen hat. Wenn wir hier einem fiskes, fiske an der Stelle des Gothischen fiskis, fiska begegnen, so haben wir ihn schon in seiner ganzen Eigenart vor uns. Aber erst mit der Festsetzung des mittelhochdeutschen Spracheanons ist er als das beherrschende Princip der tonlosen Worttheile durchgedrungen. Was Althochdeutsch noch ga- oder gisungun lautete, lautet jetzt gesungen, machōnt machent, fallōndi fallende, deganā degene u. s. w., also auch gleichviel, ob der alte wirkliche Vocal vor oder nach der Tonsilbe und vor Consonanten oder ohne solche, in der ersten oder in einer späteren Silbe hinter der Tonsilbe stand, ob er ursprünglich lang gesprochen wurde, wie in machōnt, fallōndi, deganā oder eine Kürze war, wie in den übrigen Beispielen.

Die verschwimmende Gleichgültigkeit des Lautes konnte es herbeiführen, daß sich die Sprache seiner ganz entäußerte. Dies geschah nach einem deutlich erkennbaren Princip, dessen Anwendung auf den einzelnen Fall aber durch die Vielgestaltigkeit der hiebei in Betracht kommenden Momente kaum übersehbar, hier jedenfalls nicht darstellbar ist. Das Princip heißt: der consonantische Bestandtheil der Silben, in denen ein solches e stehen oder, was uns hier beschäftigt, ausgeworfen werden könnte, wenn es einstmals hier gestanden hat, muß immer erhalten oder darf höchstens nur insoweit euphonischen Modificationen unterworfen werden, als sein eigentliches Gefüge dadurch dem Sprachgefühl nicht zerstört wird. Dies würde geschehen, wenn das Zusammenrücken von mehreren Silben, die Folge der Ausstoßung ihres Schattenvocals, Consonantenverbindungen hervorbrächte, die dem oder einem bestimmten deutschen Organe unerträglich sind. Nur da, wo sie ihm zusagen,

kann jenes e ganz schwinden, also wie es das Mittelhochdeutsche mit seinem gewöhnlichen feinen Tacte als Regel beobachtet, nach r und l, weil diese beiden „flüssigen" d. h. am meisten mit relativ selbständigem Klange begabten Consonanten sich am leichtesten mit andern verbanden. Aus dem Althochdeutschen farandi oder mit dem e farende konnte so ein farnde werden, nicht aber aus betônde ein betnde, sondern nur ein betende. — Daß die Sprache noch seiner unterschied und die Abstoßung dieses e auch noch davon abhängig machte, ob die betonte Silbe mit einem einfachen Consonant geschlossen war und eine reine vocalische Kürze enthielt, oder ob ihre Tonstärke durch den Widerstand, welchen die Häufung mehrerer Consonanten am Ende seinem Verhallen entgegensetzte, oder, wie wahrscheinlicher, wegen der unwillkürlich durch eine solche Häufung consonantischer Laute erzeugten größeren Emphase, die die Aussprache dieser Tonsilbe erhöht, oder endlich durch eine in ihr enthaltene vocalische Länge, wozu in diesem Sinne auch die Doppellaute zu rechnen sind, an Schwere und Breite relativ zunahm, ist eine Besonderheit des Mittelhochdeutschen, die weniger auf die lebendige Sprache der späteren Zeit als auf ihre Schrift gewirkt hat. Aber aus ihr erklärt es sich, daß das mittelhochdeutsche fielen nicht fieln, fallen nicht faln u. s. w. geben konnte und daß auch in der späteren Sprache, so weit sie von der Schrift beherrscht ist, Ausstoßungen des e an dieser Stelle nicht statthaft befunden wurden, obgleich die lebendige Sprache unter dem Einfluß der meisten, besonders oberdeutschen nach möglichster Concentration der Wortformen strebenden Mundarten von diesem Grundsatz auch am Ende des Mittelalters so häufig oder noch häufiger wie jetzt, abgewichen sein muß wie wir es aus den bald zahlreicher, bald spärlicher in ihre schriftlichen Denkmäler gelegentlich und regellos

eingedrungenen syncopirten und apocopirten Formen entnehmen, auf die wir schon oben hinwiesen. Wie überall, so ist auch hier in diesem einzelnen Fall der mittelhochdeutsche Sprachcanon die ideelle Norm des späteren, doch in der Wirklichkeit, in neue Bildungen umgeformt, die nur da, wo die äußerliche Tradition der Schrift das Alte festhielt, nicht durchgedrungen scheinen, überall aber ohne wirkliche Allgemeingültigkeit gleichsam nur als Ausdruck der jedesmaligen zufälligen Individualität oder der zufälligen Laune des Schreibers auftreten.

Dieser durchgreifenden Abtödtung aller tonlosen Vocale hat die Sprache aber doch auch da, wo sie sie am vollständigsten anerkannte, eine Schranke entgegengestellt. Sie zu begreifen führt in das innerste Walten des deutschen Sprachgenius hinein. Gewisse, außerhalb oder nach der Tonsilbe stehenden Silben haben ihre ursprünglichen wirklichen Vocale entweder in ihrer ursprünglichen Reinheit oder doch in einer Modification, bei der sie noch immer wirkliche Vocale sind, lange, meist bis über das Mittelhochdeutsche hinaus, bewahrt.

Aus dem Althochdeutschen kindilîn, silubarling, samanunga, finstarnissi ist kein mittelhochdeutsches und späteres kindelen oder kindeln, silberleng, samenenge, vinsternesse, geworden, sondern kindelīn, später mit derselben Spaltung des ī in ei wie in der Tonsilbe — ein, silberling, samenunge, vinsternisse und so noch in vielen andern Fällen, wo die Regel ein e oder eine völlige Ausstoßung des Vocals verlangte. Der Vocal selbst kann damit nichts zu schaffen haben, denn die i, die ī, die u, werden sonst wie alle anderen behandelt, d. h. wo sie nach dem Gesetz es sollen, in e verwandelt oder ausgestoßen. Betrachtet man die Function der Silben, in denen diese Abweichung stattfindet, so ergiebt sich, daß sie mit einer einzigen, später zu erwägenden Ausnahme, Ableitungssilben von stark

empfundener, der Sprache vorzugsweise lebendig gebliebener Kraft sind. Es ist also etwas vom Laute ganz Unabhängiges, das ihnen den Vocal erhalten hat und insofern ein Seitenstück zu der an sich gleichfalls nur durch freie That des deutschen Sprachgeistes, aber nicht durch natürliche Nöthigung geschehenen Concentration des Accents auf der Bedeutungssilbe und in Folge davon des ganzen vocalischen Lebens. Hier in dem Conflicte zweier so ganz heterogener Principien darf es nicht verwundern, häufig auf scheinbares Schwanken und Inconsequenz, häufig aber auch auf wirkliche — wenigstens für unsere Einsicht — zu stoßen: so wenn das Mittelhochdeutsche die adjective Ableitungsendung in zur Bezeichnung der stofflichen Beschaffenheit eines Gegenstandes, ird-în von erde, guldîn von gold, noch in der alten Lautstärke des Vocals erhält, die spätere Sprache aber, wo sie irgend in ihrer Schreibung sich dem Leben und nicht weit entlegenen Mustern anschließt, gulden, erden daraus macht. Es läßt sich wahrnehmen, daß Hand in Hand mit jener Abschwächung zugleich auch eine Abnahme ihrer lebendigen Verwendung eintrat. Sie ist für die spätere Sprache nicht mehr in ihrer selbständigen Function fühlbar und es werden nur noch sehr vereinzelt neue Bildungen nach dem Muster der alten damit versucht, die aber auch keine rechte Dauer gewinnen können. Daß hierin die Ursache für den Verfall des Lautes zu suchen ist, scheint im Zusammenhang mit dem oben Ausgeführten unzweifelhaft. Umgekehrt hatte das Mittelhochdeutsche es zwar nicht durchgesetzt, aber sichtlich darnach gestrebt zwei adjective Ableitungssilben von uralt verbreitetster Anwendung — ag und îg in althochdeutscher Fassung — beide Herkunft von oder Zugehörigkeit zu dem Gegenstand, den der Stamm nennt, bezeichnend, die erste aber zugleich die innere oder äußere Steigerung seiner Bedeutung, in der Form

mit einander auszugleichen und beiden das lautlich allein berechtigte eg — nach mitteldeutschem Auslautgesetz ec — zu geben. Auf diese Art sind einag und einig, das erste „vereinzelt" das andere „irgend einmal vorhanden" ausdrückend, in der Form einec zusammengefallen, andere wie nōtag und das althochdeutsch nicht nachzuweisende, aber für das Mittelhochdeutsche vorauszusetzende nōtīg durch den Umlaut, also wieder nur in der Hauptbedeutungssilbe, welche doch an sich für die Ableitung gleichgültig ist, als nōtec und noetec wie muotec und hōchmüetec geschieden. Die spätere Sprache aber greift zu einem zwar gleichförmigen, aber doch wieder mit lebendigem Vocal versehenen ig, weil ihr vor allen andern diese Ableitung handlich und im häufigsten Gebrauche blieb. Daß sich dabei jener einstige feine Unterschied der Bedeutung zwischen ag und īg wenigstens insoweit verwischte, als sie ihre Neubildungen mit ihrem ig vollzog, ist begreiflich.

Die Erhaltung des Vocals in solchen von dem Sprachgefühl aus der Gewalt des Naturgesetzes gerissenen Fällen bringt von selbst auch eine verhältnißmäßig günstigere Behandlung des Nebentons mit sich. Daß das īn oder ein, oder das ung, ing, insbesondere das ig, keinen wirklichen „Tiefton", der sich in gewisser Selbständigkeit neben den Hoch- oder Hauptton stellen kann, beanspruchen dürfen, ist wenigstens für die Sprache am Ende des 15. Jahrhunderts entschieden; — ob es im Mittelhochdeutschen noch in solchen Fällen einen wirklichen Tiefton gab, wollen wir hier nicht erörtern. Es ist also später nur ein Nebenton und zwar ein relativ schwacher, aber doch noch immer etwas ganz Anderes als die absolute Tonlosigkeit, welche andere, ihrem vocalischen Gewicht nach ebenso starke oder noch überlegene Silben zeigen, denen das Vorrecht der empfundenen Function nicht beistand, z. B. wenn aus samanōnti

ein samende (für samenende), aus murmulôtun ein murmelten werden mußte. Dieser Nebenton characterisirt sich deutlich als allein aus dem Inhalt und nicht aus dem Laute entsprungen auch daran, daß er nicht nach dem Naturgesetz der deutschen Betonungsweise, dem stufenweisen Ausklingen, sondern sprungweise einsetzt, wie alle die oben angeführten Beispiele zeigen, worin immer je eine Silbe mit dem Tone ganz übersprungen ist: kíndelîn, sílberlîng u. s. w.

Im Gegensatz zu den absterbenden Vocalen der unbetonten Worttheile betrachten wir die noch lebendigen. Die, wie schon erwähnt, unendlich reiche Geschichte jener gehört doch nicht hierher, weil sie am Ende des Mittelalters schon so weit abgeschlossen war, daß nur gleichsam zufällig und immer nur localbeschränkt einiges davon hereinspielt, z. B. das in allen mitteldeutschen, zeitweise auch in vielen oberdeutschen Schriftdenkmälern vom 10—15. Jahrhundert außerordentlich stark vertretene i für das farblose e. Dies i ersetzt eben darum alle „organischen" d. h. sprachgeschichtlich berechtigten Vocale, wie es z. B. in den dem 11—12. Jahrhundert angehörigen zufällig herausgegriffenen Beispielen, in vorehti, minni für a, in gotis, sunis für e, in helli vili für u oder o steht, oder wie noch um 1500 und später habin, lebin, gotis, sunis u. s. w. in diesem oder jenem Sprachdenkmal entweder durchgängig oder, wie es gewöhnlich ist, neben den im vollsten Sinne sprachgemäßen Formen haben, leben, gotes, sunes begegnen, oder wenn andere Mundarten, freilich in viel beschränkterem Umfang, ein a für das geforderte e in die von ihnen gefärbten Sprachdenkmäler bringen — natürlich weil sie es selbst, wie es für alle andern gleichwerthigen Ersatzmittel gilt, im Leben gebrauchten — wenn haban für haben, lîchaman für lîchamen, werchan für werchen und wagana für wagano, mah-

tigan für mahtigun, oder noch vereinzelter auch das o ähnlich sich als lebhafte Färbung vordrängt. —

Die einfachste und insofern begreiflichste Wirkung der allmählich vorschreitenden Concentration des Accents zeigt sich an der veränderten Quantität der Stamm- oder Bedeutungssilben der späteren Sprache im Vergleich mit älteren Durchschnitten. Um 1500 ist im Ganzen das System durchgesetzt, das von da ab in der hochdeutschen Schriftsprache oder in der lebenden Sprache, so weit sie in unmittelbarer Fühlung mit der Schriftsprache steht, sich erhalten hat. Seine ersten Ansätze reichen in die älteste Zeit unserer Sprachurkunden. Es keimt an vereinzelten Orten, wächst anfangs langsamer, scheint periodisch seine Kraft verloren zu haben, aber um dann nur desto rascher und energischer die ganze Breite der Sprache auszufüllen.

In seinen Aeußerungen ist es doppelgestaltig, die treibende Ursache aber läßt sich leicht als einheitlich erkennen. Einmal nämlich schafft es eine Menge neuer Längen an der Stelle älterer Kürzen, das andere Mal erhält es die Kürze, indem es den consonantischen Schluß der Silbe verstärkt. Daß die eine wie die andere Procedur denselben Zweck erfüllt, die Tonkraft oder Tonfähigkeit der Bedeutungssilbe zu erhöhen, ist schon bei anderer Veranlassung bemerkt. Ob das eine oder das andere Mittel im einzelnen Falle gewählt wurde, hängt einmal von dem der ganzen Sprache gemeinsamen Lautgefühl, dann aber auch von allen möglichen individualisirenden Einflüssen der Mundart, der Zeit, der Tradition, oft der bloßen Mode ab, die freilich zunächst nur die Schrift angeht, aber von ihr aus in einer Zeit, in welcher viel geschrieben und gelesen wurde, auch nicht ohne Einwirkung auf die lebende Sprache bleiben konnte.

Daß gewisse Consonantenschärfungen dem deutschen Organ

im Allgemeinen vorzugsweise genehm waren, andere ihm weniger oder gar nicht zusagten, versteht sich von selbst. Zu den ersten gehören die meisten sog. harten Spiranten oder Reibelaute, f. ch, die harten stummen Consonanten p, k, t, und von den flüßigen l und die Nasalen m und n. Schon die ältere Sprache, das Althochdeutsch in seiner letzten Phase hatte hier der späteren Zeit das Meiste vorweg genommen. Unzählige Doppelconsonanten hat es erzeugt, ff, hh, d. h. doppeltes ch, das selbst als ein Doppelzeichen nicht wohl zweimal geschrieben werden konnte und wofür die unbehilfliche Schreibart hch bald aufgegeben ist, pp, kk ck gewöhnlich geschrieben und von da in der deutschen Schrift meist so fortgeführt, tt, ll, mm, nn, sind genau durch dieselbe treibende Kraft erzeugt, die dann in der Sprache erloschen scheint, aber auch nur scheint, weil sie später doch wieder ihre nie versiegende Lebenskraft bethätigt. Daß die althochdeutschen Doppelconsonanten fast durchweg noch einen andern später nicht wirksamen Factor haben, ein j, die weiche Gutturalspirans, die von der Sprache im größten Maßstab hinter den Consonanten vertilgt wurde, ist wahr. Aber nicht eine Angleichung des j an den vorhergehenden einfachen Consonanten hat diese althochdeutschen Doppelungen erzeugt, sie sind nur neu entstanden, weil die früher bestandene, jetzt durch den geschehenen oder drohenden Untergang des j hinfällig gewordene Consonantenhäufung als Stütze des Hochtons wiederhergestellt werden sollte. Die späteren Doppelungen haben niemals diese äußere Anlehnung, man kann sie kaum Veranlassung nennen. In ihnen tritt die treibende Ursache völlig unverhüllt heraus und ebendeshalb konnten sie nur da sich einfinden, wo noch Raum für sie war, wo das Althochdeutsche nicht schon die Doppelung vorweg genommen hatte und wo die Natur des Consonanten dem deutschen Organ eine solche Doppe-

lung am nächsten legte. Die Laute t und m waren deshalb die begünstigten und es sind in Formen, wie gott. ritten. vetter. himmel. kommen oder kummen. vernommen und dergl. sehr viele, aber weder in fester Consequenz durch alle Mundarten, noch selbst in den Formen desselben Wortes durchgedrungen. So steht neben vetter das Etymon vater gewöhnlich mit einfachem t. aber auch in gevatter gewöhnlich verdoppelt, neben vernommen vernemen. und überall sind die alten ohne Verdoppelung wie im Mittelhochdeutsch geschriebenen Formen einzeln, sei es als bloße Schreibgewohnheit, sei es nach der individuellen Aussprache, wenn auch in immer abnehmender Minderzahl, bis zum Schlusse des Mittelalters und oft noch länger erhalten.

Die Verlängerung des betonten Vocals hat nicht nur in die Quantität, sondern auch in vieler Art in die Qualität desselben eingegriffen, was doch nur sehr bedingt durch die parallel damit gehende Verschärfung mittelst der neugeschaffenen Doppelconsonanten geschehen ist. An sich schon verändert sich die Qualität jedes Vocals etwas, je nachdem er als Länge oder als Kürze gesprochen wird. Aber außer dieser einen durchgreifenden und für alle gültigen Veränderung sind noch andere mehr in die Sinne fallende zu verzeichnen. Die Sprache hat eine Anzahl neuer Diphthongen herausgebildet, dafür wieder andere des Mittelhochdeutschen zu einfachen Vocalen herabgesetzt, das Eine wie das Andere durch die Eigenthümlichkeit ihrer Betonung. Für das ältere î und û erscheint ei und au für iu eu, um die gewöhnlichste und begrifflich richtigste Schreibung zu setzen. Die locale und zeitliche Verbreitung dieser neuen Laute läßt sich verfolgen: sie leben schon in der mittelhochdeutschen, ja noch vorher in den südöstlichen, oberdeutschen Volksmundarten und greifen von hier aus später um so kräf-

tiger in die Schriftsprache, je lebhafter dort auch in der noch mittelhochdeutschen Periode die literarische Thätigkeit war. Daß sie auch in die kaiserliche Kanzlei sehr früh, schon im Anfang des 15. Jahrhunderts, Eingang fanden und dadurch vermehrte Verbreitung an allen den Orten, die von ihrem Schreibegebrauch berührt wurden, trug auch zu ihrer Popularisirung in der Schrift bei. Selbst nach Mitteldeutschland drangen sie und zwar auf einem ganz bestimmt nachweisbaren Wege, von Südosten und Süden her vor. Da, wo die Volksmundart diese Diphthongen selbst noch nicht kannte, wie im alemannischen Südwesten, in den meisten rheinfränkischen und andern mitteldeutschen, fränkischen und nichtfränkischen Mundarten, hat auch die Schriftsprache sich viel zäher dagegen gewehrt, als da, wo sie landesüblich waren und wo ihrer Aufnahme in die Schrift nur die immer mehr verhallende mittelhochdeutsche Tradition entgegenstand. Doch kann man für das Jahr 1500 etwa sie überall im lebhaftesten, wenn auch scheinbar regellosen Vordringen sehen und unzweifelhaft ging eine Lautbewegung nach derselben Richtung hin auch in der lebenden Sprache vor sich. Denn es war in ihnen doch nichts Zufälliges oder Particuläres, nichts was nur durch Zufall sich über seine berechtigten Grenzen verbreitete. Es war der natürliche Instinct des Sprachgefühls, der gerade die beiden entgegengesetzten Enden der vocalischen Tonleiter ī und ū durch den massiveren und breiteren Einsatz des Tones in Doppellaute zerfällte, wie es dem deutschen Organ gemäß war. Die mittleren Stufen ā ē ō werden davon nicht oder doch nur in den Mundarten ohne durchgreifende Consequenz berührt. Die neuen Laute schlossen sich äußerlich an die alten vorhandenen Diphthonge ei und ou, oder wie diese schon vor dem Umsichgreifen der neuen in derselben Mundart geschrieben wurden

ai und au, ohne doch im Laute ganz mit ihnen zusammenzufallen, während da, wo sie mit Hilfe der Schrift neu sich einführten, auch ihr Laut mit jenen älteren, gleich bezeichneten, zusammengeworfen wurde. Das ältere īn und ein, tūbe und toube, in der Bedeutung so weit von einander abstehend wie im Klange, wurden für das Auge und das davon abhängige Ohr in ein und taube vereinigt. Eu für das unserem Organ überhaupt unverständliche iu, von dem nur so viel feststeht, daß die gebildete mittelhochdeutsche Aussprache hier wie bei jedem Diphthong beide Laute hören und nicht etwa einen sie vereinigenden Mischlaut, ein ü, eintreten ließ, war das natürliche Correlat zu au für ū. Sobald und wo dies durchdringt, ist auch das eu in seinen wechselnden Schreibungen als äu, eu ꝛc. da; wo au nicht vorhanden war, hat die Sprache nicht den alten, für sie überhaupt verklungenen Laut, sondern einen Mischlaut ü, oder eine einfache Länge ū, je nach dem natürlichen Zuge der Mundart nach dem einen oder dem andern.

Die aus mittelhochdeutschen Diphthongen zusammengedrückten Längen sind ī für ie, ū und ü für uo und üe. Auch hier hat die Mundart und Tradition dem herrschenden Zuge der lebenden Sprache sich mehr oder minder widersetzt, aber auch hier zwar die reinliche Consequenz, nicht aber das ruckweise Vordringen aufhalten können. Daß hier die südöstlichen Mundarten mit ihrem weitgreifenden Einfluß auf die Schrift von selbst so ziemlich Hand in Hand mit allen mitteldeutschen gingen, in denen gerade diese hochdeutschen Diphthonge ein schwaches Leben führten oder gar nicht vorhanden waren, gab der Verbreitung der neuen Laute einen großen Vorschub und im allgemeinen sind sie um 1500 viel weiter und durchgreifender durchgedrungen als die neuen Diphthonge ei und au.

Nur der Westen und Südwesten ging auch hier seinen eigenen Weg; hier ist die diphthongische Natur des ie nicht bloß in der Schrift als Tradition erhalten, wie ja auch in mitteldeutschen Schriften dieser Zeit manches ie nach mittelhochdeutscher Weise geschrieben wurde, was die Aussprache als ī gab. Hier wo dieser Diphthong sich noch viel später, bis auf heute behauptet hat, beherrscht er deshalb die Schrift beinahe noch nach mittelhochdeutschem System. Gleiches gilt von dem uo, oder ue, des on schwächerem Vertreter, und auch, jedoch nicht in demselben Umfange, von dem daraus hervorgegangenen üe. Im Südwesten ist es noch allgemein gültig, während es anderwärts, wo es die lebende Sprache nicht kannte, auch von der Schrift immer mehr ausgemerzt wird.

Jene neuen einfachen Längen erfüllten ihre Bestimmung das verstärkte Tongewicht zu tragen, offenbar viel besser als diese alten Diphthonge. In diesen überwog von jeher der erste Lautbestandtheil den zweiten so entschieden, daß der erste als das eigentlich lebendige und in Folge davon auch für den Accent allein recht befähigte Element erscheint, der zweite nur als ein mehr oder minder starker und tonloser Nachhall. Zu einem Laute concentrirt, konnte sich der Ton breit und voll darüber hinlagern, ohne zu verhallen, und das war es, was die Sprache wollte.

Wie sehr das Massengewicht der einzelnen deutschen Worte und damit der Sprache im Ganzen durch die Erzeugung so vieler geschärfter und verlängerter Silben verändert wurde, liegt zu Tage. Wie jetzt tägen und lägen, wēren und ēren, spielen und fielen (beide mit ī gesprochen), wönen und lönen, flüge und büge, stammen und hammer, kette und bette, sitte und bitter denselben Umfang und dasselbe metrische Gewicht in der Sprache erhielten, so war nicht bloß für die Reime der

Verskunst etwas durchgreifend Neues eingeführt, wo früher ein tagen mit seiner kurzen, scharf betonten ersten und seiner deshalb kaum hörbaren zweiten nimmermehr mit dem wirklichen Trochäus lagen gleiche Reime, wollen wir sie herkömmlich weibliche nennen, hätte bilden können. Weit darüber hinaus hat die Sprache selbst eine andere Physiognomie dadurch angenommen. Sie ist um so viel schwerfälliger, breitspuriger geworden, als solche neue völlig zweisilbige Worte an der Stelle der alten, ihnen gegenüber fast als einsilbig zu rechnenden, sich durchsetzten. Daraus erklärt sich aber auch, warum jetzt jene Menge von Ausstoßungen der Vocale erfolgten in allen unbetonten mit dem farblosen e einst gefüllten Silben, was wir schon oben als characteristisch für diese Zeit berührten. Nicht nur im Einklang mit dem berechtigten ästhetischen Gefühl hat dadurch doch im Großen und Ganzen die Sprache ihre Wörter äußerlich, an Silbenzahl, nicht vergrößert. Wollte man die Zahl der Silben zusammenrechnen, so würde die auf den beiden geschilderten Wegen erzielte Vermehrung und Verminderung sich ungefähr gleich bleiben. Aber der Eindruck größerer Schwere oder Schwerfälligkeit ist davon begreiflich nicht abhängig, er fließt aus den unverhältnißmäßig an Zahl und auch in etwas an Tonfülle gewachsenen Längen, aus den starken consonantischen Häufungen, theils durch die neuen Doppelungen, theils durch die Vocalausstoßung im großen Maßstab, und diesen Eindruck wird die spätere Sprache im Vergleich zu dem Mittelhochdeutschen auch dann machen dürfen, wenn man seine innere Begründung oder Berechtigung begreift.

Andere Mächte des deutschen Vocalismus hat diese spätere Sprache schon als ganz oder fast ganz fertig abgeschlossen in ihren Wirkungen von der Vorzeit her überkommen und brauchte also darin ihre Schöpferkraft nicht zu bethätigen.

So den Umlaut, eine für das frühere Sprachleben so unendlich ergiebige Quelle von Umgestaltungen in den betonten Vocalen. In ihm zeigt sich das schon genügend dargelegte Princip oder die Seele aller dieser Vorgänge mit anschaulichster Deutlichkeit, wenn auch nicht überall in ausreichender urkundlicher Beglaubigung durch die Schrift. Wir haben uns gewöhnt, den Namen Umlaut in der beschränkten Verwendung zu gebrauchen, in welcher er nur das Hereinspielen eines in den unbetonten Worttheilen stehenden I-Lautes in den Vocal der Tonsilbe und dessen dadurch bewirkte Modification bedeutet. An sich könnte man den Begriff viel weiter dehnen und alle aus gleicher Ursache entstandenen Vocalveränderungen darunter fassen. Doch bleiben wir hier bei der beschränkten Fassung, die von der Terminologie der Grammatik anerkannt ist. Das Einspielen eines I Lautes, desjenigen der unter allen der schärfste an Klang ist, der den stärksten Eigenton hat, ist schon in den frühesten Zeugnissen des Althochdeutschen zu bemerken. Beschränkt es sich hier zuerst nur auf das a, und ergreift es auch dieses nur allmählich, so ist es dabei doch nicht stehen geblieben. Das Mittelhochdeutsch um 1200 kennt diesen Umlaut, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, ganz in dem Umfange, den er von da ab in der Sprache überhaupt behalten hat. Daß die Mundarten sich sehr verschieden dazu stellten, ist natürlich. Es haben sich namentlich die mittleren, in denen alle Lebensvorgänge des Vocalismus sich so viel langsamer und stumpfer vollzogen, sehr lange seiner vollständigen Durchführung entgegengestellt und sind ihm nur ruckweise, ganz so wie den neuen Diphthongen verfallen. Aber um 1500 war es wenigstens für die mitteldeutsche Schriftsprache entschieden, daß sie auch hierin dem Zuge des gemeinsam deutschen Lautgefühls folgen mußte und von der Schriftsprache aus, aber keineswegs

etwa durch die Schriftsprache allein, war auch die Brücke zu der lebenden Sprache bis in die innersten Winkel des eigentlichen Volksmundes geschlagen, die früher oder später, in jedem Falle aber irgend einmal betreten wurde. Begreiflich spiegelt sich die Vielgestaltigkeit des Umlautes in der Sprache der Zeit dieser Kampf zwischen den unumgelauteten und umgelauteten Vocalen in einer Buntscheckigkeit und Unschönheit der Schrift die hier, wo nicht einmal die sichere Tradition der früheren Zeit einigermaßen Halt gab, wahrhaft verwirrend ist, aber doch die Erkenntniß des innersten Wesens der Erscheinung nicht verdunkeln kann.

Wie die Ursache so ist auch die Wirkung des Umlauts völlig durchsichtig. An Stelle der eigentlichen Grundvocale A und U, oder ihrer Verlängerung und ihrer diphthongischen Combinationen, treten im Eigenton erhöhte Zwischen- und Mischlaute, die man eben deshalb nicht bloß von Seite des natürlichen Schönheitsgefühls der Sprache Trübungen nennen kann. Diejenigen Laute, welche selbst schon Abweichungen von diesen Grundlauten sind, also e und o, sind im Deutschen zu aller Zeit verschieden behandelt: auf e hat das i der Endungen keinen Einfluß, o dagegen wird von ihm noch weiter getrübt. Das natürliche System der auf solche Art entstandenen Umlaute würde sich für die Sprache um 1500 am rationellsten so geschrieben darstellen: Umlaut des a u. ā : e u. ä (ae), des o u. ō : ö u. ȫ (oe), des u und ū ü u. ǖ (ue), des au : äu oder eu. Kommen auch diese Zeichen nirgends in einiger Consequenz vor, so geht doch das Gewirre der vorhandenen auf sie zurück und in ihnen auf und daraus ergiebt sich, daß die Sprache bereits an der Grenze des ganzen Vorgangs angelangt war. Wirklich neue Umlaute konnte sie nicht schaffen, da sie niemals das e mit hereingezogen, sondern es wie das i selbst und wahrschein-

lich aus demselben Grunde, weil es lautlich dem den Umlaut bewirkenden Factor so nahe stand, immer unberührt gelassen hatte. Außer den einmal gegebenen noch neue Zwischentöne zu schaffen, wäre wohl möglich gewesen, denn ihr Bereich ist, wenn man alle Subtilitäten des Lautes gelten lassen will, ein grenzenloser. Die Mundarten und das individuelle Organ mochten es auch damals thun, wie sie es zu jeder Zeit gethan haben: die durch die Schrift fixirte Sprache nahm aber eben deshalb auch damals, wo sie der Mundart so viel mehr als in andern Perioden nachgab, nur insoweit darauf Rücksicht, daß sich ein Theil, aber nicht die Gesammtheit jener abweichenden und eigenartigen Bezeichnungen in den einzelnen Denkmälern daraus erklärt.

Eine innerliche Erweiterung des Umlautes konnte die Sprache in einer Zeit nicht mehr vornehmen, die das Gefühl für das Leben oder die Kraft der unbetonten Vocale schon so lange und so gänzlich verloren hatte. Noch im Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen und im Mittelhochdeutschen selbst konnte aus mahte ein mehte, der Umlaut des a wird gewöhnlich durch e bezeichnet: aus ture ein türe, aus dorfer ein dörfer werden, weil der Ersatz für das i, das ursprünglich in den Endsilben gestanden, noch als lebendiger Vocal gefühlt wurde. Er wurde aber in demselben Maße leblos und sank zu dem leeren e herab, als er alles, was er selbst noch von Leben besaß, in den Vocal der Tonsilbe verlegte, diesen eben umlautete. Sobald der Umlaut hier wirklich vollendet, der ganze Inhalt des Vocals der Endung dazu verbraucht war, sank dieser selbst zu jenem bloßen vocalischen Ersatzlaute oder Vocalsymbol herab, das er von da an wenigstens in der Schriftsprache geblieben ist.

Nur insofern konnte also die spätere Sprache den Umlaut

noch über das Maß der früheren erweitern, als sie entweder nach richtiger oder eingebildeter Analogie gerade so verfuhr wie jene. Wenn sie z. B. in ihren neugebildeten mit ig abgeleiteten Adjectiven den umlautfähigen Vocal oder Diphthong der Stammsilbe umlautete, von harz herzig, von widerstand widerstendig, von stoss stössig, von bruch brüchig ableitete, that sie im Wesen nichts Neues. Ebenso wenn sie in einer Menge von Pluralformeln, wo die ältere Sprache noch unumgelautete Formen brauchte, umgelautete eindringen ließ und für nagele nägel, für hamere hämmer, für boume bäume, für frosche frösche, u. s. w. überwiegend durchführte, oder wenn sie in den Verbalformen des Präteritums immer allgemeiner für hörte von hoeren, uobte von ueben, hörte, übte setzte.

Noch weniger wie im Umlaut konnte die spätere Sprache Neues schaffen in einer andern Art von Wandelung der hochbetonten Vocale, für welche der Kunstausdruck „Brechung" nicht sehr glücklich durch J. Grimm in die deutsche Grammatik eingeführt ist. Auch hier war ihr alles von der Vergangenheit vorweg genommen. In einer vorgeschichtlichen Periode unserer Sprache war das deutsche Vocalsystem wie zu jeder Zeit der gestaltungsreichste Theil des deutschen Lautvorrathes, in der entschiedensten Richtung, die gleichfalls wieder aus noch früheren Umbildungsprocessen gewonnenen a und e der Stammsilben in die eigentlichen Grundtöne i und u umzugestalten, in denen gleichsam diese ganze Bewegung ihren natürlichen Abschluß fand, während sie in e und o auf halbem Wege stehen blieb. Die gothische Sprache ist energisch ans Ziel gelangt: sie hat das vorgeschichtliche a in ihrem niman und numan nicht als e und o stehen lassen, sondern bis zu i und u vorgeschoben. Keine der andern deutschen Sprachen hat darin mit ihr Schritt gehalten, aber jede hat versucht dasselbe Ziel zu erreichen, d. h.

die e und o, die aus einem vorgeschichtlichen a entstanden waren, zu i und u zu machen. Es ist ihnen mißlungen, weil in Folge des Rückwirkens der in den unbetonten oder weniger betonten Silben stehenden a eine Beeinflussung des Vocals der Stammsilbe stattfand, die von selbst nach dem e oder o hinwies, es also, wo es schon vorhanden war, um so mehr erhielt. Wenn das e in dem vorauszusetzenden neman für noch älteres naman, das o in der gleichen Form überall ein i oder u hätte werden sollen, was es im Gothischen geworden ist, so hätte an zweiter Stelle kein a, das dem e und o lautlich so nahe steht, sondern ein i oder u, die so fern ab von ihm liegen, stehen müssen. So begreift es sich, daß aus einem gothisches stigan kein althochdeutsches stegan werden konnte, weil das i hier nicht aus einem älteren a, wie in niman, neman entstanden, sondern von Uranfang her, wurzelhaft, mit der Bildung des Begriffes verwachsen, vorhanden war. Ebenso hätte freilich auch ein gothisches bugan, für welches dasselbe gilt, weil das u gleichfalls wurzelecht ist, kein althochdeutsches bogan geben sollen. Hier aber hat der geringere Eigenton, der dem u ganz abgesehen von aller Wortbetonung im Verhältniß zu i mit seinem höchsten Eigenton unter allen Vocalen zukommt, dem Einfluß des a, oder richtiger dem von dem allgemeinen Zuge der Sprache gebotenen Streben die lebhaftere Vocalfärbung außerhalb der Wortaccentsilbe zu vernichten und sie allein in diese zu verlegen, nicht widerstanden. Es ist dies u in allen Fällen, wo ein a darauf folgt, nach dem mit etwas höherem Eigenton versehenen o ausgewichen, und noman und bogan gleichen einander im Laute, wenn auch ihre u eine ganz verschiedene Geschichte haben.

Dieser ganze, in seinen Einzelheiten viel verschlungene, immer aber aus dem eben festgestellten Gesichtspunkte durch-

sichtige Lautwandel war schon so gut wie abgeschlossen, als die althochdeutschen Laute zuerst geschrieben wurden. Er steht von da ab gleichsam als ein Theil des festen Knochengerüstes der Sprache und bedarf keiner neuen schöpferischen Thaten, weil er alle, die in dem Bereich seiner Kraft liegen, schon lange vollbracht hat. —

## Viertes Capitel.

### Der hochdeutsche Consonantenlaut.

Im Vergleich mit dem bisher skizzirten Leben und Wogen der Vocale hat das Deutsche, wie schon bemerkt, zu jeder Zeit seine Consonanten eine bescheidenere Rolle spielen lassen. Doch gab es auch hier Zeiten, wo ein kräftiger Pulsschlag vernehmbar wird und selbst im Ausgange des Mittelalters zeigt die Sprache, daß sie auch ihre zäheren und trockeneren Bestandtheile noch immer nicht als ganz vertrocknete oder verknöcherte gelten zu lassen gesonnen war. Auch das Consonantensystem hat sich, verglichen mit dem mittelhochdeutschen Durchschnitt bis dahin im Einzelnen nicht unerheblich verändert, wenn gleich die Grundzüge seines Typus viel fester stehen oder leichter zu erkennen sind, als die des Vocalismus. Auch hier ist nicht bloß das Alte zerstört, sondern Neues geschaffen oder im Werden.

Daß es zum großen Theil noch im Werden ist, könnte schon die Schrift zeigen. Sie ringt mit derselben Anstrengung, wie bei der Wiedergabe der Vocale, darnach, die Weisungen der Tradition mit den Anforderungen der Wirklichkeit auszugleichen. Sie will das Individuelle der Mundart und zugleich das Allgemeingültige ausdrücken und geräth dabei hier in

dasselbe Schwanken, dieselbe verwirrende Subjectivität wie im Vocalismus. Für das Auge ist daher die Vielgestaltigkeit dort eben so groß wie hier.

Bei den Vocalen ist es möglich geworden, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf ein großes Gesetz oder eine treibende Kraft zurückzuführen, die von Anfang an in unserer Sprache thätig, je nach Zeit und Ort, nach den innern und äußeren das Sprachleben bedingenden Momenten, die verschiedensten Wirkungen hervorbringen konnte und auch der Sprache des spätern Mittelalters eine von der des Mittelhochdeutschen oder Althochdeutschen so abweichende Physiognomie gegeben hat. Für die Consonanten sehen wir uns vergeblich nach einer ähnlichen alles beherrschenden Macht um, wie es der deutsche Wortton war. Weil der consonantische einzelne Laut als solcher verhältnißmäßig stärker individualisirt oder mehr von allen andern, auch den näher und nächst verwandten isolirt sein muß, lassen sich höchstens nur bei einzelnen Gruppen allgemeinere Triebkräfte erkennen, die zugleich etwas specifisch Deutsches und in der Anwendung auf die verschiedenen Perioden des deutschen Sprachlebens etwas specifisch Althochdeutsches, Mittelhochdeutsches u. s. w. haben. Häufig gehen die Veränderungen unter dem Drucke der allgemeingültigen Naturgesetze der Sprachbildung vor sich und dann haben sie nicht in ihrem Wesen, sondern nur in ihrer eigenthümlichen Ausdehnung oder Beschränkung etwas specifisch Deutsches oder noch enger, etwas für eine bestimmte Sprachperiode Characteristisches: so die Abschwächung des auslautenden m in das leichter zu articulirende n, die Vereinfachung schwer auszusprechender Anlaute, hl, hn, hw, wr, wl in bloßes l, r, n, w, u. s. w. Aber noch häufiger erklären sich diese consonantischen Lautvorgänge nicht so einfach: das Meiste, alles was in die sog. Lautverschiebung

gehört, die wir bald berühren werden, läßt sich nicht auf diesem Wege verstehen. Daß auch hier natürlich erklärbare Vorgänge stattgefunden haben, versteht sich von selbst, auch da, wo sie für uns noch ganz oder halbdunkel sind. Aber der Anstoß dazu und insofern das, was die wirkliche letzte Erklärung giebt, ist nicht aus den gewöhnlichen Grundsätzen der Physiologie der Laute zu entnehmen. Es bleibt hier nur ein Ausweg über, der soviel ist wie ein Bekenntniß unserer Unwissenheit. Wir müssen uns auf unbekannte culturgeschichtliche Momente berufen, die das deutsche Organ zu seiner so eigenthümlichen Umbildung vieler und gerade der sonst standhaftesten Consonanten veranlaßt haben. Ob man sich dies Unbekannte etwas mehr leiblich oder geistig denken wolle, ob man Klima und Boden und seine Einwirkungen auf die leibliche Constitution eines Volkes und somit auch auf seine Sprachwerkzeuge voranstelle, oder die Berührung mit andern Völkern und Sprachen, oder ob Anderes der Art, was in das Gebiet der internationalen Culturgeschichte gehört, herangezogen wird jeder solcher Erklärungsversuch, oder auch ein Compromiß zwischen mehreren von ihnen, schiebt die Beantwortung der Frage nur weiter zurück, giebt sie aber nicht. Wir beschränken uns also auf eine Beschreibung und verzichten auf eine Erklärung, soweit sich nicht eine solche gleichsam von selbst macht.

So lange wir die Geschichte der älteren deutschen Sprache kennen, ist diese specifisch sogenannte Lautverschiebung da, und wenn sie auch überall nach demselben Ziele hinstrebt und in Folge dessen gewisse Erscheinungen überall begegnen, wo eine deutsche Sprache gesprochen wurde, so giebt es doch überall so viel Individuelles, nach Zeit und Ort Verschiedenes, daß man ihre verschiedenen Phasen oder Stufen in der neueren Sprachwissenschaft zur Basis der systematischen Gruppirung

aller deutschen Sprachen verwendet hat. Mit Recht, insofern hieran, wie an den stärksten Knochen eines Skelettes, die handgreiflichste Erscheinungsform des Individuums ersehen werden kann, aber freilich gehört zu dem ganzen Individuum noch etwas mehr wie die Knochen. Auch für die Gruppe deutscher Sprachgestaltungen, die wir als die hochdeutsche bezeichnen, kann man die ihr eigenthümlichen Vorgänge der Lautverschiebung zu einer solchen abtrennenden Characteristik benutzen. Man kann sagen, daß diese, also die hochdeutsche Lautverschiebung, nicht ihren wesentlichsten, noch weniger ihren einzigen, aber doch den am leichtesten faßlichen Unterschied von allen andern deutschen Sprachen, älteren und neueren, begründe. Alle haben dem Hochdeutschen gegenüber hierin etwas Gemeinsames, entweder so, daß sie das, was das Ahd. für sich that, unterließen, oder umgekehrt. Wenn auch wieder jede einzelne von der andern für sich ihren eigenen Weg geht und ihre besondere Lautverschiebung hat, das Gothische anders als das Nordische, das Niederdeutsche wieder anders als beide und so fort, so ist doch die Summe des Gemeinsamen dem Hochdeutschen gegenübergestellt größer als die des Trennenden.

Analog ist es im hochdeutschen Sprachbereiche selbst. Auch hier hat jede der einzelnen auch sonst in ihrer Eigenart sich von einander abhebenden Phasen ihr Besonderes in dem Gemeinsamen der hochdeutschen Lautverschiebung, das dann wieder bei noch genauerer Betrachtung sich innerhalb jeder nach Zeit und Ort aufs mannigfaltigste ausgestaltet. Aber das Gemeinsame überwiegt doch vom ältesten Althochdeutsch bis zu dem Hochdeutsch am Schlusse des Mittelalters und wieder herab bis heute so sehr, daß die Einheit des ganzen Vorgangs dadurch nicht gestört, sondern nur durch das bunte Vielerlei der Individualitäten desselben Typus belebt wird.

Es ist also bei der hochdeutschen Lautverschiebung ebenso das gemeinsam Germanische, wie das specifisch Hochdeutsche im Auge zu behalten, daher man denn auch zu der Erhellung ihres eigenen Bildes am füglichsten das gothische Gegenbild gebraucht, weil es das älteste der Zeit nach und einfachste der Art nach und insofern das ursprünglichste von allen ist.

Wie alle andern germanischen Sprachen der hochdeutschen Lautverschiebung gegenüber einen gemeinsamen Typus zeigen, in dem das Besondere zurücktritt, so über das Germanische als Gesammtheit gefaßt hinaus alle andern Sprachen derselben, der sogenannten indogermanischen Gruppe. Auch hier kann man trotz der lebendigsten Individualisirung in den consonantischen Lautsystemen jeder einzelnen doch eine wenigstens ideelle Einheit dem einheitlichen Germanischen gegenüberstellen. Der Durchschnitt ihres Verhaltens, der ebendeshalb nirgends ganz von der Wirklichkeit gedeckt wird, giebt den normalen Stand der von der Lautverschiebung betroffenen Consonanten und daran hat man wie das Verhältniß jeder einzelnen, was uns hier nichts angeht, so das Verhältniß des Germanischen zu dem ursprünglichen Lautbilde zu messen.

Davon also muß sich das specifisch Germanische abheben, wie es urkundlich zuerst im Gothischen zum Vorschein kommt, aber auch durch die andern an sich so dürftigen Zeugnisse über den ältesten deutschen Sprachstand als in der Hauptsache allgemein gültig für das Gesammtgermanische bestätigt wird. Der Grundzug dieses Neuen ist, daß an der Stelle der ursprünglichen Labialen oder Lippenlaute p, b, bh, der Gutturalen oder Gurgellaute k, g, gh, der Dentalen oder Zahnlaute t, d, dh das Germanische nur p, b, k, g, t, d erhalten, dagegen statt des bh ein f, statt des gh ein h, statt des dh einen dem s sehr nahe stehenden Laut gestellt hat, der durch die übliche

Umschreibung mit lateinischen Buchstaben in der Gestalt th seinem wahren Wesen nach mehr verdeckt als dargestellt wird. Schon diese Abweichung wäre sehr tiefgreifend. Dazu kommt noch eine andere. Nirgends entspricht das deutsche p. b: k. g: t. d. dem des indogermanischen Durchschnitts. Wo in diesem p steht, ist im Germanischen f, wo b Germ. p, wo k h, wo g k, wo t th, wo d t zu finden, aber auch für das indogermanische bh germ. b, für gh g, für dh d. Diese dem Blick am meisten auffallende Umstellung der Laute bei der scheinbaren Erhaltung ihrer Qualität hat denn auch die Ursache zu der Erfindung des Namens „Lautverschiebung" gegeben. Das Bild ist, wie man sieht, nicht übel gewählt, denn wenn man indogermanisch p, b, bh neben germanisch f (das einstweilen als Stellvertreter von bh gelten mag) p, b und so fort stellt, so erklärt es sich durch sich selbst. Aber man darf nie vergessen, daß es nur ein Bild ist und daß es als solches den Schlüssel seines Verständnisses nicht in sich selbst trägt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine solche durchgreifende Lautveränderung nicht auf einmal, nicht durch einen einzigen Anstoß und nicht überall unter denselben Modalitäten sich vollzogen hat. Es ist reiner Zufall, daß sie in unsern ältesten Sprachurkunden schon einigermaßen abgeschlossen vor uns liegt, noch ältere würden uns in die Mitte der Bewegung zu diesem Abschlusse hin sehen lassen, gerade so, wie wir ohne die späteren auch nicht wüßten, daß und wie sie auch noch weiter über das Gothische hinaus verlaufen ist.

Dies vorausgesetzt, läßt sich das Ziel, welches die deutsche Sprache dabei im Auge hatte, als ein einheitliches fassen und erkennen: es handelte sich um den Zusatz oder um die Erhöhung und Vermehrung eines schon vorhandenen Elementes der Spiration, des Lautvorganges der den festen Consonanten

jedes Organs in den mit demselben Organe hervorgebrachten gehauchten Laut verwandelt. Wenn p in f, k in h überging, so ist dies vollständig, ja beim h, falls wir seine älteste germanische Aussprache so denken, wie wir das gleiche Zeichen heute aussprechen, mehr als vollständig erreicht, denn h, obgleich am meisten noch mit dem Hauchlaute verwandt, den wir ch schreiben, ist doch so wenig consistent, daß man es nicht in die Reihe, sondern neben die Reihe aller anderen specifisch consistenten Laute, der eigentlichen Consonanten, wozu auch ch gehört, stellen muß.

Während hier die Sprache einmal über das Ziel hinausschoß, hat sie es an andern Stellen nicht oder nur annähernd erreicht, so schon in dem th, das, wenn auch vielleicht dem s ähnlich, doch nicht ein wirkliches s geworden ist, noch weniger in den p, b, k, g, t, d, die sie an neuer Stelle construirte. Hält man sich bloß an die äußere Thatsache, daß die römischen und griechischen Zeitgenossen, wenn sie die von ihnen gehörten gothischen Laute mit ihren Buchstaben schreiben, wie z. B. in den zahllosen deutschen Eigennamen der ersten Jahrhunderte vor und nach Christus, dabei immer für germanische p, b ꝛc. ihr p, b ꝛc. setzten, so scheint es, als wenn wir hier genau dieselben Laute, wie dort vor uns hätten und von einer Spiration könnte dann so wenig hier wie dort die Rede sein. Dazu kommt noch, daß das älteste deutsche Alphabet, das des Ulfila, deutlich die griechischen Buchstaben für p, b, k, g und t entlehnt hat, warum hätte es das gethan, wenn nicht der Laut ein gleicher war? Und doch weisen uns nicht zu übersehende Winke auf den Weg zu einer andern Auffassung: auch diese Laute scheinen im gothischen und wahrscheinlicher noch in andern individuellen Gestaltungen des ältesten germanischen Sprachtypus, z. B. in dem ältesten scandinavischen ebenso gut

wie in dem ältesten niederdeutschen und westdeutschen, sächsischen und fränkischen einen gewissen Zusatz von Spiration gehabt oder gewonnen zu haben. Nicht ein reines p, b, k, g ꝛc. wurde gesprochen, sondern ein Laut, den man für das Auge besser mit ph oder p̓, bh oder b̓ ꝛc. darstellen müßte.

Was das Gothische nur erstrebte, dem ist das Althochdeutsche doch viel näher gekommen, aber auch ohne das Ziel ganz zu erreichen. Auch hier wieder darf man die sogenannte althochdeutsche Lautverschiebung, die abstracte Durchschnittssumme der Veränderungen in den betreffenden Consonanten, weder für das einmal erzielte Ergebniß seines Lautwandels, noch für das überall in dem ganzen Bereich des Althochdeutschen in seinen verschiedenen zeitlichen und örtlichen Modificationen gleiche Züge tragende Bild desselben halten. Vielmehr ist die größte Mannigfaltigkeit nach allen den angegebenen Richtungen hin das thatsächlich Wahrnehmbare und nur die Abstraction ist im Stande, aber auch berechtigt, den allgemeingültigen mittleren Durchschnitt daraus zu ziehen. Nach diesem würde das Characteristische der althochdeutschen Lautverschiebung im Gegensatz zu der gothischen zu suchen sein: 1) In der weiteren Annäherung, theilweise sogar wirklich geschehenen Identificirung der gothischen Consonanten p, k, t mit f, h, und s. Näher heran gerückt an diese wirklichen Spiranten — insoweit man h nach dem oben Gesagten noch für einen solchen gelten lassen will, sind die Lautzerlegungen, an denen das Althochdeutsche so reich ist, pf, ch oder kh, z d. h. ts dem Laute nach, geschrieben mit dem nur wenig dafür passenden lat. Zeichen, — das eben dadurch in der deutschen Aussprache des Lateinischen einen andern Lautwerth gewonnen hat — die nach fester Regel an gewissen Stellen für jene gothischen p k t eintraten. Vollständig durchgedrungen aber ist die Spiration an den Stellen, wo gleichfalls nach fester Regel für

gothische p, k, t althochdeutsch f, h, oder richtiger hh eintritt d. h. der Laut, den wir jetzt mit ch ausdrücken, und wieder z, dessen Aussprache aber, wie deutlich zu erkennen ist, von der des gleichen Schriftzeichens z = ts abwich und dem s nahe kam.

2) An Stelle der gothischen b, g, d tritt jetzt je nach der Mundart p, k, t oder es bleibt b, g, d; in jedem Fall ist hier keine eigentliche Verschiebung, d. h. keine solche, die das von uns vorausgesetzte Ziel im Auge behalten hätte, anzunehmen. Denn die Wahl zwischen den harten und weichen Consonanten beruht hier hauptsächlich auf dem Unterschied des mundartlichen Organs: das eine setzte p, wo das andere b ꝛc. und dem fügte sich auch die Schrift zwar nicht consequent oder durchgängig, aber doch nach ihrem oben dargelegten Character, in großem Umfange. Umgekehrt konnte auch die Tradition der Schrift, wie wir sahen, und das Lautbild solche b, k, t, zuerst für das Auge, dann auch für das Ohr in Mundarten oder Sprachdenkmäler hineinbringen, denen eigentlich nur b, g, d gerecht gewesen wäre.

3) Die gothischen Spiranten würden, sollte man denken, erhalten. Hat ja doch die Sprache damit das durchgesetzt, was sie wollte. Und so ist es auch dem f und h geschehen, nicht aber dem th, dessen gothische Eigenart wir schon berührten. Dieses th ist in Folge eines deutlich vor unsern Augen sich vollziehenden, sehr vielgestaltigen Lautwandels schließlich doch allgemein in d umgesetzt. Der letzte Grund für diese Anomalie scheint in einem gewissen für uns recht wohl begreiflichen, und darum gerade als Maßstab für die Vergangenheit nur mit Reserve anwendbaren ästhetischen Gefühl gesucht werden zu können, welches der übergroßen Häufung von s-Lauten Schranken setzte. Außer den sehr zahlreichen althergebrachten

die nur mäßig durch einige specifisch hochdeutsche Lautvorgänge — Ausstoßung gewisser am Wortende stehender, fisk für das gothische fisks u. s. w., und durch Vertauschung anderer mit r — gothisch basi, althochdeutsch bari oder mit Umlaut des a beri - beschränkt wurden, gab es noch eine unübersehbare Menge der neuen s in z=ts und in dem an das wirkliche s so nahe geführten andern aus dem alten t entstandenen Laute, den wir künftig als sz wie den ersten als z oder tz bezeichnen wollen. Hat nun auch das deutsche Organ, wie sich aus dem eben Gesagten ergiebt, eine gewaltige Vorliebe für Zischlaut besessen, wodurch der allgemein sinnliche Wohlklang der Sprache offenbar nicht gefördert wurde, so läßt es sich doch denken, daß ein solcher Hang eine gewisse Grenze finden oder erhalten konnte. Daß gerade der weiche Laut dafür gewählt wurde, ist an sich nicht nothwendig: ebenso gut hätte auch das harte t dafür eintreten können.

Genauer besehen hat es sich dabei auch nicht sowohl um die Schöpfung eines neuen weichen d gehandelt als Ersatz für die vielen d, welche in den meisten Mundarten, wie schon gezeigt, durch das harte t verdrängt waren, sondern um etwas ganz Anderes.

Es ist unverkennbar, daß auch im Althochdeutschen wenigstens in allen seinen oberdeutsch gefärbten Mundarten die neu eingeführten p, k, t mit einem zugesetzten Hauche gesprochen wurden, nicht an allen Stellen, wo sie im deutschen Worte erschienen, aber gewiß im Anlaut, häufig auch in der Mitte und am Schlusse des Wortes. Von diesen „aspirirten" harten Consonanten konnten die weichen in doppelter Weise sich unterscheiden, eben als weichere und dann als nicht „aspirirte". Wie es in beiden Beziehungen mit den beiden andern weichen, dem b und g stand, wollen wir bei Seite lassen: das d aber,

wo und sobald es sich für das alte th durchsetzte, ist nicht überall ein weicher, aber überall ein nicht aspirirter Laut. Wo es nicht ein weicher Laut ist, ist es deswegen noch nicht ein harter, sondern ein Mittelding zwischen beiden. —

Diese in ihren Hauptlinien umrissene althochdeutsche Lautverschiebung ist in der so consequent durchgebildeten Aussprache des höfischen Mittelhochdeutsch und in bedingter Weise auch in seinem Schriftsystem zu ihrer abgeklärten Festsetzung gelangt und sie bedingt von da ab in den wesentlichsten Zügen die spätere hochdeutsche Sprache. Wenn man den Eigensinn der separatistischen Confusion abstreift, so ist auch die Schrift davon beherrscht, ja diese, soweit sie bis zum Ende des Mittelalters einen gewissen einheitlichen Typus anstrebt, vielleicht mehr noch wie die lebendige Sprache, soweit sie in den eigentlichen Mundarten aufging, die darin wie in anderen Dingen ihre Eigenart so wenig wie möglich von der Gemeinsprache beschränken ließen. Die Schrift steht insofern mehr unter dem Einfluß des althochdeutschen und mittelhochdeutschen Systems, weil sie auch da, wo man noch die Laute p und t als die alten und in diesem Sinne voralthochdeutschen b und d sprach, wo sie also nicht „verschoben" waren, doch gewöhnlich p und t schrieb. Dies that sie besonders im Bereiche des innern mitteldeutschen Gebietes. Hier gab es im Volksmund kein p und t, sondern ein b und d, oder vielmehr an den meisten Stellen den Schwebelaut zwischen hart und weich, auf den schon oben aufmerksam gemacht worden ist.

Auffallend ist, daß das schon in der mittelhochdeutschen Schrift etwas zurückgedrängte Zeichen ch oder kh sich doch auch in der späteren Zeit beinahe in dem Umfang, den es im Mittelhochdeutschen noch hatte, zu behaupten vermochte. Man hätte erwarten sollen, daß sein Zusammenfallen mit

einem ganz anderen Laut es der Schrift immer unbequemer gemacht haben würde. Denn, wie wir schon gesehen haben, es ersetzte auch das ältere hh d. h. den einfachen — oder nach kurzen Vocalen und in geschärfter Silbe verdoppelt gesprochenen gutturalen Reibelaut. Aber früher hatte man da, wo man ch für hh brauchte, k oder c für jenes oberdeutsche ch gesetzt, man hatte komen und nicht chomen geschrieben, weil man suochen oder rache schrieb. Ob überall da, wo man k verwandte, auch wirklich das bloße reine k gesprochen oder ob nicht doch auch hier wenigstens im Anlaut der Wörter, also in dem k von komen, eigentlich ein kh oder k' gehört wurde, ist fraglich. Nach der späteren Aussprache der meisten mitteldeutschen Mundarten, die doch in der Schrift k und ch nach der oben ausgeführten Weise trennten, wäre es auch für die frühere Zeit zu vermuthen. —

Im ch d. h. in der Spirans ch hatte die Sprache schon länger ihr Ziel erreicht, im sz gelang es ihr vielleicht erst in dieser Zeit. Im Mittelhochdeutschen kann kein dasz auf gras reimen, wenigstens da, wo ein feines Ohr den Reim bestimmt, ein unabweisbares Zeugniß, daß die Aussprache, wenn auch nahe verwandt, doch nicht dieselbe war. Wenn jetzt die überall so sehr vergröberte Reimkunst unbedenklich solche Reime braucht so könnte darin wohl auch nur eine Licenz stecken, müßte man nicht aus dem wilden Hin- und Herschwanken der Schrift, die zwar das Zeichen, aus welchem das des heutigen sz hervorgegangen ist, anwendet, aber ebenso oft richtig wie unrichtig, d. h. für ein vorhochdeutsches t und für ein altes s oder ss, sowie umgekehrt das s oder ss wo sz zu erwarten wäre, schließen, daß der Sprache beide Laute in dem einen s oder ss, je nachdem Kürzen oder Längen vorhergehen, zusammengefallen wären. Die dritte wirkliche Spirans f hat, wie gezeigt, gleichfalls schon im Althoch-

deutschen das Gebiet erobert, welches sie am Ende des Mittelalters behauptet. Inzwischen gab es eine Zeit, wo sie durch eine weichere Spielart, für die man das lateinische Zeichen V verwendet, beschränkt wurde. Dies V, wahrscheinlich unserm W im Laute ziemlich nahe, keinesfalls aber gleich mit ihm gesprochen, stammt aus dem schon bemerkten Triebe die Ueberzahl der harten Sprachlaute wenigstens etwas zu beschränken. Eben deshalb ist es die eigentliche Signatur des gebildetsten Mittelhochdeutsch, besonders im westlichen und mittleren Deutschland. Indessen konnte es sich als Laut nicht über diese Periode hinaus halten und nur in der Schrift ist es, aber selbstverständlich in regelloseſter Willkür, wie es scheint zumeist aus kalligraphischen Motiven, fortgeführt worden, so daß z. B. das wirkliche f in vater, das sich im 15. Jahrhundert in nichts von dem in faren unterscheidet, doch noch meist mit dem alten v geschrieben wird, oder das v in haver, dessen Aussprache dieselbe wie die des f in trafen geworden ist, auch noch archaistisch sich erhält, freilich auch oft schon durch das lautlich allein berechtigte f ersetzt wird.

Der Untergang dieses weichen labialen Hauchlautes scheint noch einige andere Veränderungen nach sich gezogen zu haben. Es ist deutlich, daß der weiche stumme, also nicht gehauchte Consonant desselben Organs, b, in dieser Zeit eine entschiedene Neigung zu einer noch größeren Erweichung und zugleich — was dasselbe bedeutet — zu einem Verschwimmen in den entsprechenden Hauchlaut hat. Mundarten geben dieser Neigung den weitesten Spielraum, die Gemeinsprache, nicht bloß der ideelle Sprachdurchschnitt, gestattet es nur im Innern der Wörter, zwischen Vocalen oder nach selbst weichen Consonanten. Die Schrift hält sich meist an das Herkommen und schreibt dann ihr b, wo der Mund w spricht, doch ist auch w in ihr sehr verbreitet. So gestalteten sich schon jetzt die Labialen in

leben. garbe zu wirklichem w. Das Schwanken der Schrift, so wie auch ein anderer Umstand, der sofort berührt werden soll, macht es nun umgekehrt begreiflich, daß viele b an Stelle älterer w jetzt geschrieben werden können, ohne daß die Aussprache sich geändert hat, so in farbe, wo die alte und in jeder Art berechtigte Schreibung mit w immer seltener wird; gerben, das doch mit garbe, Getreidebüschel, nichts zu thun hat.

Ueberhaupt aber vollzog sich mit der Aussprache des historisch berechtigten w jetzt eine schon lange vorbereitete Veränderung. Möglich, daß es einst weit verbreitet durch sehr viele, vielleicht alle deutschen Mundarten mit leisem vocalischen Vorschlag — uw ist eine plumpe Schreibung und eine andere ist schwer zu finden — geklungen hat: dieser verlor sich jetzt ganz und es blieb nur der Abklatsch davon in der Schrift; denn das mittelalterliche w mit allen seinen graphischen Metamorphosen ist nichts weiter als ein Versuch, jenen eigenthümlichen, dem Lateinischen fremden Laut durch eine Verdoppelung des lateinischen Zeichens, das dort für den Vocal u und den Consonant v zugleich galt, leidlich darzustellen. Wann diese Veränderung der Aussprache eingetreten, ist schwer zu bestimmen, gewiß aber, daß sie schon im 14. Jahrhundert überall durchgesetzt war, nicht bloß in der gemeinhochdeutschen Aussprache, sondern auch in fast allen Mundarten.

Offenbar waltet hierbei ein uns auch heute noch sehr verständliches Streben sich die Aussprache des schwierigen uw durch Abwurf des Vorschlags zu erleichtern. Ein eigentlich ästhetisches Motiv, wie wir solche anderwärts thätig fanden, ist hier nicht zu entdecken, so wenig wie in den jetzt in immer breiterer Masse hervorbrechenden sch an Stelle der alten einfachen s oder des wirklichen Doppellautes sch d. h. s und ch nebeneinander gesprochen. Das neue sch, das sich an die traditionelle

Bezeichnung dieses alten sch hielt, weil in diesem zuerst der neue Laut durchbrach, kann vielleicht ein Versuch sein, wie wir deren schon sahen, das Uebermaß der s etwas zu vermindern, wobei man aber im Bereiche des Zischlautes blieb, nur ihn an einer andern Stelle, nicht mehr vorn an den Zähnen, sondern in der Höhe des Gaumes articulirte. Da in dem alten sch der zweite Bestandtheil selbst ein Gaumenlaut war, so ist es begreiflich, daß hier, gleichsam durch einen Mischungsproceß, der neue Laut zuerst durchbrach. Natürlich ist er ein einfacher, trotz der zufälligen Schreibung mit drei Zeichen, deren zwei letzte ch ja auch nur einen einfachen Laut bedeuten. Von da aus hat er zuerst im Anlaut, wie alle Lautveränderungen, weit um sich gegriffen und die alten sl, sm. sn, sw schon für das Auge als neue Laute dargestellt, wogegen die, wie deutliche Spuren bezeugen, gleichfalls schon begonnene graphische Verwandlung der sp. scht, st in schp, aus nicht ganz durchsichtigen Gründen bald unterblieb. So weit hoch- und mitteldeutsche Laute vernommen werden, ist um 1500 schon der heutige Zustand, d. h. überall sch. wenn es auch nicht geschrieben wird, erreicht. Auch im Innern am Schlusse des Wortes sind die entsprechenden Verbindung mit s. so wie da wo r dem s vorhergeht, schon gründlich von dem neuen Laute afficirt, obgleich hier die Schrift nur selten nachgiebt, wenn sie auch schon herschen und hirsch öfters hat, d. h. sh für älteres s oder sz: althochdeutsch hërisōn und hiruz. mittelhochdeutsch hērsen und hirz.

# Zweite Abtheilung.

## Die wortbildenden Bestandtheile der hochdeutschen Sprache.

Alle diese geschilderten Veränderungen in dem Lautstand der Sprache bezeugen, daß der Kreislauf ihrer Säfte auch am Ende des Mittelalters noch nicht stockte. Mag auch von einem nicht bloß subjectiven Standpunkt aus Vieles, was das damalige Sprachbild von dem früheren unterscheidet, ein Zeichen des Verfalls genannt werden dürfen, so ist doch Manches auch eine glückliche oder mindestens lebenskräftige Neuschöpfung. Immer noch vermochte die Sprache an der Stelle der absterbenden Glieder neue zu schaffen, die in ihrer Art ihren Zweck ebenso tüchtig wie die alten erreichten.

Was ihr aber in ihren Lauten gelang, brauchte ihr deshalb noch nicht anderwärts zu gelingen. Wenn der fortschreitende Entwickelungsgang der Abstumpfung und Ausstoßung unbetonter Wortausgänge eine Menge von sonst vorhandenen Vocalen beeinträchtigte, so wurden diese Wortheile ganz von selbst immer weniger geeignet die Functionen gehörig zu erfüllen, zu denen sie bestimmt waren. Denn diese hingen natürlich auf's engste mit den Lauten selbst zusammen, wenn auch die ursprünglichen Motive, aus denen einst die Sprache dabei ihre schöpferische Thätigkeit eingesetzt hatte, nicht mehr selbst aus den relativ vollkommensten Formen dieser Art mit Sicherheit erkannt werden können.

Das Deutsche, wie alle stammverwandten Sprachen, drückt die den Stammbegriff verändernde Ableitung neuer Wörter von schon vorhandenen und die Flexionen d. h. die Formen, wodurch die Beziehungen gewisser einfacher oder abgeleiteter Wörter zu anderen im Satze oder in der zusammenhängenden Rede dargestellt werden, vorzugsweise durch consonantische und vocalische Zusätze am Ende der Wörter aus, seltener durch Veränderungen des Stammes selbst mittelst vortretender Laute oder durch Umwandlung des Vocals der Stammsilbe und zwar dies nur in Begleitung von Zusätzen am Ende des Stammes. Eben deshalb dürfen jene als das eigentlich bedeutsamste Hilfsmittel der Ableitung und Flexion gelten; sie können auch ohne alle weitere Unterstützung durch etwas Anderes allein die ihnen übergebene Function vollständig ausfüllen, die andern aber niemals ohne sie.

Vocale und Consonanten sind daran ungefähr in gleichem Gewichtsverhältniß betheiligt, beide sind also, nur nicht in jedem einzelnen Fall, gleich wesentliche Factoren. Nur so erklärt es sich, daß insbesondere die deutsche Flexion durch Zerstörungen, welche meist nur die Vocale und kaum einmal einen Consonanten trafen, so schwer geschädigt wurde, wie es der Verlauf der Darstellung zeigen soll: daß sie es nicht noch mehr wurde, oder nicht ganz unterging, erklärt sich umgekehrt wieder nur daraus, daß sie doch nicht ausschließlich auf die Vocale, sondern ebenso sehr auch auf die Consonanten gegründet war und diese bewiesen sich ja überall als die zäheren und dauerhafteren Elemente.

Die Geschichte der deutschen Sprache zeigt im Gothischen noch ein lebensvolles Walten des sprachlichen Formgefühls in Ableitung und Flexion, vielleicht kräftiger noch in dieser als in jener. Aber schon der nächste Durchschnitt, das Althoch-

deutsche, ist anders beschaffen. Man erkennt leicht, daß hier das Gleichgewicht zwischen den vocalischen und consonantischen Bestandtheilen dieser Formen bedeutend gestört ist. Dem Anschein nach zu Gunsten der ersteren: eine überwältigende Fülle von lebhaft vocalisch gefärbten Flexionsformen — die Ableitung wird weniger davon berührt — tritt an die Stelle der relativ einfacheren gothischen, aber überall ist es der Vocal, der ihnen ihre eigenthümliche Gestaltung giebt, der Consonant ist entweder derselbe wie in den gothischen Formen, oder hat oft nicht unbeträchtliche Verstümmelungen über sich ergehen lassen müssen. Doch bald sollte es sich zeigen, daß die Sprache diese Formenfülle gar nicht zu beherrschen oder auch nur zu erhalten verstand. Die rein lautlichen Mächte, deren Naturtriebe wir in dem vorigen Abschnitt dargestellt haben, griffen schonungslos ein und zerstörten alles, was naturgesetzlich ihrem Wirkungskreis angehörte, ohne alle Rücksicht auf den damit verbundenen Bedeutungs- oder Beziehungsinhalt. So schlug jener scheinbare Reichthum sehr bald in das Gegentheil um, und das Uebergewicht, welches die Vocale auf Kosten der Consonanten erlangt hatten, mußte die Sprache im ganzen schwer büßen. War die althochdeutsche Flexion in ihrer ältesten Phase gewissermaßen der gothischen überlegen, so ist sie ihr schon nach wenigen Jahrhunderten gar nicht mehr zu vergleichen: sie nimmt sich trümmerhaft und armselig dagegen aus. — Daß und warum die Ableitung nicht durchweg ebenso beschädigt wurde, ist schon oben ausgeführt, aber es wird sich zeigen, daß es ihr in sehr vielen Fällen auch nicht besser als der Flexion erging. —

In der hochdeutschen Sprachgeschichte — jede deutsche Sprachindividualität hat auch hier bei im Wesen gleichem Schicksal doch ihre ganz individuellen Erlebnisse — fällt die dafür

entscheidende Epoche in den Uebergang vom Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen. Im abgeklärten Mittelhochdeutsch ist auch dieser Proceß zu Ende geführt und nur Weniges, meist nur früher vergessene Consequenzen hat die spätere Zeit nachzutragen gehabt. Wir sahen, daß der Zerstörungsproceß der außerhalb der Tonsilbe stehenden Vocale ebenfalls im Mittelhochdeutschen seinen Abschluß erreicht und damit ist jene andere Erscheinung erklärt.

## Erstes Capitel.

### Die Nominalflexionen.

Wir betrachten zuerst die Flexionen, dann die Ableitungen, weil es so herkömmlich ist und weil es der Anschaulichkeit mehr entspricht, die äußersten Enden oder Spitzen, welche die wichtigsten Bestandtheile der Sprache getrieben haben, die Flexionen, zuerst ins Auge zu fassen und dann in die mehr nach innen liegenden Bestandtheile, die ableitenden, im engern Sinne wortbildenden einzudringen.

Die Flexion haftet im Deutschen, wie in allen flectirenden Sprachen, nur am Nomen und Verbum. Die Beziehungen, die beide Worttheile mit einander oder mit anderen untergeordneten Theilen der Rede verbinden, erhalten durch sie ihren symbolischen Ausdruck.

Was wir Nomen heißen, ist der Bestandtheil der Sprache, welcher von ihr in einer vorgeschichtlichen Periode zu persönlich individualisirten Bildern der Außenwelt gestaltet wurde. Die noch jetzt lebendige Empfindung für diese persönliche Auffassung auch solcher Eindrücke der Außenwelt und Innenwelt, die der

prosaischen Auffassung als leblos oder abstract gelten, vergegenwärtigt uns die wahre Poesie in jedem Augenblick.

Demgemäß gehört die Bezeichnung des natürlichen Geschlechtes zwar nicht für den Verstand, wohl aber für die wirklich genetische Erfassung der eigentlichen Intentionen der Sprache, zu den nothwendigsten Kennzeichen dieser Nomina. Nur dadurch werden sie wahrhaft persönliche oder lebendige Wesen, und wenn die spätere Sprache diesen eigentlich gestaltenden Sinn nicht ganz verloren aber sehr abgeschwächt hat, so steht sie noch unter dem Bann des Herkommens und der Analogie, und dies in Verbindung mit den Nachklängen ihres ursprünglichen poetischen Gefühls nöthigt sie nicht bloß die Geschlechtsbezeichnung an dem ihr von früher her überkommenen Vorrath von Wörtern beizubehalten, sondern auch ihre Neubildungen, wenn sie dieselben Functionen im Satze übernehmen, Nomina werden sollen, damit auszustatten.

Die vollendetste Durchführung der poetischen Erfassung und Darstellung der Nomina verlangt, daß sie alle je nach ihrer individuellen Substanz unter eines der beiden natürlichen Geschlechter untergebracht würden. Ein Neutrum ist für diesen Standpunkt weder in der Sinnes- und Geisteswelt noch in dem Spiegel der Sprache vorhanden. So haben es die semitischen Sprachen gehalten und schon darum sind sie in ihrem innersten Wesen poetischer als die indogermanischen. Diese aber haben von Uranfang her den verständig-prosaischen Forderungen so weit nachgegeben, daß sie eine Anzahl von Wörtern zu Neutren machten, d. h. daß sie entweder ihre geschlechtliche Zugehörigkeit unbestimmt ließen, ohne sie begrifflich aufzuheben oder sie, wegen der Gegenstände, die sie bezeichneten, überhaupt jeder geschlechtlichen Zugehörigkeit entzogen. Insofern ist das Neutrum das Gegentheil oder die

Negation dessen, was die Sprache sonst in dem andern weitaus an Zahl und Wichtigkeit voranstehenden Theil ihrer Nomina für nothwendig befand. Aber weil auch solchen Wörtern der Stempel der Nominalfunction im Satze gegenüber allen andern Redetheilen aufgedrückt wurde, kann man das Neutrum, eben das sinnlich wahrnehmbare Mittel, durch welches es geschah, auch als eine Geschlechtsbezeichnung gelten lassen.

Unsere deutsche Sprache hat von ihrer ältesten urkundlichen Periode her dem Neutrum einen verhältnißmäßig großen Spielraum eröffnet und dadurch gezeigt, daß sie von jener abstracten oder prosaisch-verständigen Auffassung der Außen- und Innenwelt, deren Spiegel das Neutrum ist, immer stark erfüllt war. Begreiflich wächst diese Neigung im Fortschritt der Zeit und so zeigt das Althochdeutsche gegenüber dem Gothischen, das Mittelhochdeutsche gegenüber dem Althochdeutschen eine Menge neuer geschlechtsloser Wörter, überwiegend wirkliche Neubildungen, aber doch auch viele, die früher einem natürlichen Geschlechte angehörten, jetzt aber, weil alles Gefühl dafür erloschen ist, Neutra geworden sind. Die spätere Sprache bewegt sich auf derselben Bahn weiter, aber doch nicht mit so wachsender Vorliebe für das Neutrum, wie es jede der früheren Perioden im Vergleiche mit der früheren gethan. Wie sie überhaupt ihren Sprachvorrath sehr bereichert oder verändert hat, so besitzt sie natürlich auch eine Menge neugebildeter Neutren, aber keineswegs unverhältnißmäßig viele im Vergleich mit ihren gesammten Neuerwerbungen. Dafür zeigt sie in anderer Weise doch auch eine gewisse Abstumpfung des Feingefühls für die natürliche Geschlechtsbezeichnung: sie läßt die vorhandene in sehr vielen Fällen, wo sie der älteren Sprache als ein für allemal fest vorschwebte, ins Schwanken gerathen, macht Masculina zu Femininen und umgekehrt. Und wenn

auch hier örtliche Einflüsse und die Besonderheit der Mundart häufig die Entscheidung gegeben haben, so ist die Thatsache selbst doch eine allgemein gültige.

Gehört nun auch die Bezeichnung des Geschlechts der Nomina zu einer andern Region der Geistesthätigkeit, als die der übrigen durch die Flexion bezeichneten Functionen, so steht sie doch mit einer davon in engster Wechselwirkung, mit der Bezeichnung der Einzahl oder Mehrzahl der erschauten Gegenstände.

Auch hier hat der abstracte Verstand früh und stark den poetischen Bildungstrieb der Sprache zurückgedrängt, der freilich grade hier bis ins Unendliche schweifen und alle möglichen Zahlengruppen von Individuen mit besonderen sinnlich wahrnehmbaren Darstellungsformen bedenken hätte können. Alle flectirenden Sprachen sind bei der Bezeichnung zweier stehen geblieben — die Einzahl natürlich in keiner besondern Charakteristik — bei der abstracten Vielzahl, wodurch der plastische Eindruck der Gruppe aufgehoben wird, und der Zweizahl, Plural und Dual. Aber auch dieser letztere ist dem einmal vordringenden, nüchternen oder prosaischen Schematismus hier früher dort später fast überall schon geopfert.

Das Deutsche zeigt auch hier, wie bei dem Geschlechte, eine früh entwickelte Neigung zur Prosa oder Abstraction. Schon das Gothische hat den Dual nur bei einer einzigen Art des Nomen, dem persönlichen Pronomen, selbst schon einer recht abstracten Sprachschöpfung, und von da aus auch im Verbum. Alle andern deutschen Sprachen entäußern sich selbst dieser Reste bis auf unkenntliche Trümmer, die heute noch in sehr vielen Mundarten stehen aber nicht leben. Die hochdeutsche Schriftsprache hat sich seit der mittelhochdeutschen Periode davon gänzlich befreit.

Einem ganz andern Bedürfniß dient die Casusform, die als dritter Bestandtheil der Nominalflexion ursprünglich nur gleichberechtigt neben den beiden andern stand. Sieht man es auf Wortklauberei ab, so kann man sagen, die Casusbezeichnung allein sei die wahre Flexion und alles Andere, Geschlecht und Zahl, gehöre nicht unter diesen Begriff. Aber schon die älteste erreichbare Sprachgestaltung zeigt, daß alle drei Functionen für das unmittelbare Sprachgefühl zu einer nur durch wissenschaftliche Analyse trennbaren Einheit zusammenschmolzen. In jeder wirklichen Nominalform wird Genus, Numerus und Casus auf einmal, wenn gleich jedes in seiner besondern Individualisirung, dargestellt und vernommen. Die spätere Sprache ändert an diesem Urtypus nur insofern etwas, als sie unter dem Druck der lautgesetzlichen Naturmacht die Flexionformen überhaupt verstümmelt und dadurch gelegentlich dazu gelangen kann, die zur Charakteristik des Genus, oder des Numerus oder auch des Casus dienenden Laute oder Lautgruppen bis zur Unkenntlichkeit zu verwischen.

Unsere deutsche Sprache hat das seit ihrer vorhistorischen Zeit im größten Umfange gethan, wie schon oben bemerkt und begründet wurde. Das Ergebniß, daß von allen Flexionsbestandtheilen des Nomen die Geschlechtsbezeichnung am wenigsten Stand gehalten hat, begreift sich aus den innern und äußern Gründen, die im Vorigen entwickelt sind. Schon ein althochdeutsches Nomen, wenn es einen eigentlich nominalen Vollbegriff darstellte, ein Substantiv war, ist hier in sehr vielen Fällen nicht mehr nach seiner Geschlechtszugehörigkeit characterisirt. Das althochdeutsche hals z. B. könnte eben so wohl Neutrum oder Femininum sein, wie es wirklich, d. h. im tradionellen Sprachgefühl, Masculinum ist. Auch das Gothische war schon zu solcher Abstumpfung geneigt; auch das gothische F handus z. B.

könnte der Form nach zum Masculinum und zum Femininum gehören, aber das Gothische hat doch fast überall die natürlichen Geschlechter noch plastisch genug von der geschlechtlosen Wortmasse unterschieden. Wie das Althochdeutsche, so erst recht das Mittelhochdeutsche. Hier ist die Zerstörung der Form des Substantivs so weit gediehen, daß eigentlich gar keine Geschlechtsbezeichnung aus ihr entnommen werden kann, wenn ihr nicht andere Hilfsmittel eine Stütze gewähren, die insofern zufällig oder unorganisch genannt werden können. Daß z. B. rinder, eine Pluralform, nur einem Neutrum angehören kann, fühlt die Sprache, aber nicht mehr, daß das, was ihr diesen Eindruck hervorbringt, die Endung er, mit dem Geschlechte nichts zu thun hat, sondern bloß den Numerus bezeichnen sollte. Also fällt auch hier in die Wende des Althochdeutschen zum Mittelhochdeutschen eine große Epoche der Sprachgeschichte, über welche die spätere Zeit im Grunde nicht hinausgekommen ist. Die Flexionsformen des Mittelhochdeutschen mögen noch manche Einbuße erlitten haben: in dieser Beziehung, was die Declination der Substantive überhaupt und ihre Geschlechtsbezeichnung insbesondere betrifft, konnte man so gut wie nichts mehr verlieren. Wenn dennoch, wie schon bemerkt, der Hang der Sprache zur Ausdehnung des Neutrums keineswegs in demselben Verhältniß gewachsen ist, so gab das Formengefühl dazu keine Veranlassung. Es erklärt sich aus dem volksmäßigen, naturwüchsigen, allenfalls auch plebejischen Zug, der durch die ganze Sprache des spätern Mittelalters geht. Ein Nachhall der alten poetischen oder beseelten Sprachauffassung setzte dem andern, gleichfalls durchgehenden Zug nach verständiger Nüchternheit einen kräftigeren Widerstand entgegen als es in einer bloßen Büchersprache der Gebildeten geschehen wäre, doch reichte er nicht so weit, um in jedem

einzelnen Fall die natürliche Geschlechtsbezeichnung sicher zu stellen.

Für welche der beiden andern Functionen dieser Flexion, für Numerus- oder für Casusbezeichnung, sich das Sprachgefühl lebendiger erhalten habe, läßt sich nicht überall entscheiden. Daß in der althochdeutschen Periode die Casusformen mit stärkerer Emphase als später hervortreten, beweist noch nicht, daß man sie kräftiger als die Numeralform gefühlt, oder vielmehr daß man in dem einheitlichen Lautbilde, das zur Darstellung beider diente, die Beziehung des Numerus schwächer als die des Casus empfunden habe.

Später im Mittelhochdeutsch mag sich das Gewicht beider schon gleich stehen. Noch später aber sinkt die Schale sichtbar zu Gunsten des Numerus. In den Declinationsformen des 14., 15. Jahrhunderts ist meistens der Numerus deutlich zu erkennen, der Casus nur in einzelnen Fällen. Daß bäume der Plural von baum ist, wird gefühlt, nicht aber ob es der Nominativ, der Genetiv oder Accusativ ist, denn es kann jeder dieser Casus sein und welcher es gerade sein soll, wird nur aus anderen Worten erkannt, mit denen es in der Rede verbunden ist.

Ohnehin hatte die deutsche Sprache, so weit man auch ihre Geschichte zurückverfolgt, die Bildung der Casus mit verhältnißmäßig großer Sparsamkeit oder geringem plastischen Triebe vollzogen. Wenn der Casus dienen soll, um die verschiedenen Beziehungen oder Aeußerungen der selbständigen Thätigkeit des Nomens oder der Einwirkung, die von andern Theilen der Rede auf ein solches Nomen geübt wird, symbolisch darzustellen, so ist dieser Begriff und seine Darstellungsmöglichkeit sehr ausdehnbar. Thatsächlich ist keine der indogermanischen Sprachen in ihrem urkundlich ältesten Bestand über 8 Casus hinaus-

gegangen, aber diese scheinen auch eine Zeitlang ihre ganze Breite erfüllt und in allen Ansätzen später selbständig gewordener Zweigsprachen vorhanden gewesen zu sein. Auch das vorgeschichtliche Deutsch hatte also irgend einmal 8 Casus durch diese Formen dargestellt. Doch schon im Gothischen sind diese 8 auf 6, Nominativ, Genetiv, Dativ, Accusativ, Vocativ und Instrumental zusammengeschmolzen und selbst davon nur die vier ersten ganz lebendig und in ihren Formen sowohl im Singular wie im Plural meist mit gehöriger sinnlicher Nachdrücklichkeit herausgetrieben. Der Vocativ ist durch den Nominativ, der allerdings leicht seine Functionen übernehmen konnte, schon sehr beschränkt, noch mehr aber der Instrumental durch andere Casus. Er existirt hier nur in dürftigen Trümmern innerhalb des Pronomens; der Kern der Nomina, die Substantive und selbst die dem Nomen dienenden, und eben deshalb an gegenständlicher Wirkungskraft ihm zunächst stehenden Beiwörter, „Adjective" entbehren ihn. Er hat seine Function, die sinnliche oder geistige Veranlassung, Grund sowohl als Ursache, die auf ein Nomen wirkt, übertragen theils auf den Genetiv, der dazu von einer Seite her wohl befähigt war, indem er den sinnlichen oder geistigen Ausgangsort irgend einer Wirkung auf die Außenwelt bezeichnet, theils auf den Dativ, der ursprünglich die Berührung eines Nomens durch ein anderes oder durch einen anderen Theil des Satzes darstellte. Wo diese Ersatz Casus nicht ausreichen, treten sogenannte Präpositionen zur Hilfe ein, nebengeordnete Wörter, die für sich allein keine genügende Individualität haben, und daher auch ihre einst allein herrschenden Beziehungen auf die Verhältnisse des Ortes und Raumes zu allen möglichen anderen abstracteren erweitern. Ihre Wirkung ist nur durch Anlehung an eine an sich schon wirksame Casusform möglich, sie

werden daher ursprünglich vom Casus regiert, und nicht sie regieren den Casus. Doch, je mehr die Casusform ihre Kraft verliert, oder je zahlreicher die Functionen werden, die ihr übertragen werden — beide scheinbar entgegengesetzte Ströme laufen neben einander und durch einander und zwar aus derselben Quelle — desto fühlbarer macht sich die Präposition als die Ursache der Beziehung, die das flectirte Nomen darzustellen hat, und so regieren die Präpositionen den Casus und werden nicht mehr von ihm regiert. Schon im Gothischen ist die völlige Unterordnung der Präposition unter die Casusform verschwunden, sie ist schon beinahe gleichberechtigt. In der späteren Sprache ist, wie überall in dem Bereiche des Nomens, der durchgreifend neue Zustand im Mittelhochdeutschen entschieden: das Althochdeutsche schwankt auch hier zwischen der Vergangenheit und Zukunft. Es hat sogar eine Casusform, die das Gothische kaum noch benutzte, den Instrumental, reichlicher entwickelt, d. h. aus seiner eigenen von dem Gothischen unabhängigen Vorzeit unverletzter überkommen. Selbst das Substantivum, soweit es Masculinum oder Neutrum ist, sammt dem Adjectivum operirt wenigstens in den Singularformen damit ganz geläufig, wenn auch immer in deutlicher Concurrenz mit Präpositionen, und diese nehmen schon in dieser Periode dem Casus mehr und mehr seine selbständige Lebenskraft ab, so daß er allmählich verkommt. Nur einige halbverklungene Erinnerungen, wieder fast ausschließlich auf einige Pronomina beschränkt, bewahrt noch das Mittelhochdeutsche, ja selbst die spätere Sprache, wenn auch hier nur in bis zur Unkenntlichkeit verstümmelter Form. Denn in mhd. mitalle oder auch in deste erkennen wir wohl mit Hilfe der grammatischen Analyse den Instrumental alliu von dem Neutrum allez, und diu. Instrum. von das; das Sprachgefühl der Zeit dagegen

ließ die Wirkung nicht vom Casus, sondern von der Präposition mit oder von dem vorgesetzten, das Verhältniß bezeichnenden des ausgehen. Vollends in heute, mittelhochdeutsch hiute ist jede Erinnerung an den Ursprung aus hiu tagu, zwei Instrumentalen, einem pronominalen und einem substantivischen, erstorben.

Dies eben erwähnte „heute" ist zugleich ein recht handgreifliches Beispiel von der Art, wie die Sprache eine Casusform durch die andere zu ersetzen bestrebt war, wenn eine ihr abstand, wie aber gerade dadurch die mit solchem Zuwachs gesegnete selbst in's Kränkeln gerieth. Eigentlich wäre nur der Locativ berechtigt gewesen, die Vorstellung „innerhalb dieses Tages, an diesem Tage" auszudrücken, der Locativ war aber schon in einer vorgeschichtlichen Zeit untergegangen, so griff das Gothische zu dem Dativ, dem es auch sonst die Functionen des Locativs zum Theil mit Hilfe von Präpositionen übertragen hatte, und bildete „himma daga", zwei Dative. Das Althochdeutsche besaß noch den Instrumental, der dem Locativ jedenfalls noch näher stand als der Dativ, darum bildete es einst hiu tagu, wovon uns nur eine schon verstümmelte Form hiutu in den Denkmälern überliefert wird, wie von hiu jaru, in diesem Jahre, nur hiuru, mittelhochdeutsch und später hiure, heure, hüre, unser heuer übrig blieb.

Nichts beweist aber schlagender das so früh verlöschende Gefühl für die gesammte Flexion der Nomina, vorzugsweise der am meisten dadurch individualisirten Substantiva, als die Wirkung, welche ein der Flexion selbst ursprünglich ganz fremdes Element auf ihre Formen gehabt hat. Die älteste deutsche Declination zeigt, daß alle ursprünglich consonantischen Ausgänge der Grundform des Nomens, an welche die Flexion sich

anfügte, durch vocalische Zusätze erweitert wurden, wozu man die drei Grundvocale a, i, u verwandte. Gleichviel ob bloß lautliche Motive dabei thätig waren, oder ob der Zusatz zugleich eine uns undurchsichtige Veränderung des Nominalbegriffes bedeutete — die Thatsache selbst gehört zu den characteristischen Zügen der germanischen Sprachphysiognomie und sie ist mit Hilfe der grammatischen Analyse selbst dann noch wahrzunehmen, als andere und zwar entschieden lautliche Motive das Verschwinden oder Abschleifen dieser Declinationsvocale veranlaßten. Nur eine einzige auf einen Consonanten ausgehende Nominalform wurde von dieser Revolution nicht berührt, die, wo an die eigentliche Wurzelsilbe das Ableitungselement an hinantrat, also aus brunn —brunn-an wurde. Dieses n bedurfte, um die Flexionsformen sich anzufügen, wahrscheinlich wieder nur aus lautlichen Motiven, keines „Declinationsvocals", aber aus derselben Veranlassung gestalteten sich auch die Flexionsformen hier schon in ihrer ältesten Bezeugung durch das Gothische viel dürftiger als die der vocalischen Declination. Wenn man die Form hanans neben die dagōs, beide Nominative des Plurals, hält, giebt die Analyse dort ein bloßes s zur Bezeichnung des Casus und Numerus, hier das plastische ōs. Dem entsprechend schlossen jene Formen, dem Drucke der Lautbewegung nachgebend, bald so ab, daß selbst das Althochdeutsche nur noch wenige Casus deutlich von einander sondern konnte. Trotz allem sichtbaren Bemühen den Untergang der Form aufzuhalten, was z. B. zu dem seltsamen Ausweg führte, die voller klingende Femininalform des Genetiv Plurals auf die Masculina und Neutra zu übertragen, hanōnō für das gothische hananē, war sie im Mittelhochdeutschen im Vergleich mit der vocalen Declination zu einem bloßen Schatten geschwächt, an dem sich eigentlich nur noch eine

Ahnung von der Bezeichnung des Numerus unterscheiden ließ. Wenn hier neben dem brunne als Nominativ Singular das eintönige brunnen alle Casus des Singular und Plural füllt, wenn dieses brunne, das wir als Masculinum kennen, aber nur im Gothischen und Althochdeutschen deutlich als solches durch seine Formen characterisirt sehen, ebenso gut auch ein Femininum wie zunge, ein Neutrum wie herze sein könnte, dann ist überhaupt der Begriff Flexion zum Spotte geworden. Dem entsprechend hat Jac. Grimm für diese Scheindeclination die Bezeichnung „schwache" eingeführt, die nichts über ihre Bedeutung oder ihre Genesis, aber das Richtige über ihren sinnlichen Eindruck auf die Vorstellung, also das eigentlich Entscheidende für die lebendige Sprache und die lebendige Auffassung der Sprache aussagt. Ihr gegenüber steht dann naturgemäß „die starke", deren so übel zugerichtete Formen selbst noch am Ende des Mittelalters von jenen andern relativ eben so kräftig sich abheben, wie in der gothischen oder voralthochdeutschen Zeit. Denn ein tag, tages, tage, tagen, die thatsächlich vorhandenen Gebilde der damals noch am besten erhaltenen von unseren starken Declinationen, stehen in demselben Stärkeverhältniß für das Sprachgefühl ihrer Zeit zu jenen brunne, brunnen, wie dags, dagis, daga, dag, dagōs, dagē, dagam, dagans zu brunna, brunnins, brunnin, brunnan, brunnans, brunnanē, brunnam, den wirklich vorhandenen Formen beider gothischen Declinationsweisen.

Doch auch hier ist aus der Zerstörung eine Art von neuem Leben erwachsen. Diese dürftigen Flexionen ganz oder fast ganz fallen zu lassen, wie es die Töchtersprachen des Lateinischen gethan haben, dem widerstrebte weniger das plastische Gefühl unserer Sprache, als eine gewisse Schwerfälligkeit oder treue Anhänglichkeit an das Althergebrachte. Neue zu bilden,

war man aber noch weniger gesonnen, oder gerüstet. So operirte man mit den alten Resten auf eine mehr oder minder geschickte Weise. Schon im Althochdeutschen könnte man die erwähnte Uebertragung der weiblichen Form des Genetiv Plurals auf die männliche und neutrale in diese Rubrik ziehen, deutlicher weist Manches im Mittelhochdeutschen darauf hin und noch entschiedener haben die letzten Jahrhunderte des Mittelalters es gethan. Um 1500 war auch hier in gewissem Sinne etwas Neues geschaffen, das aber, wie fast alles in der damaligen Sprache, weder seine volle Consequenz zu ziehen, noch das Alte, auch nur in den engen Grenzen, mit denen sich der neue Bildungstrieb von vornherein begnügen wollte, ganz zu überwältigen vermochte.

Dahin ist zu rechnen die Ausdehnung des Umlauts auf sehr viele Pluralformen, wo er früher nicht statt hatte, weil dieselben nach ihrer Lautunterlage ihn nicht haben konnten. Jetzt setzte sich die Sprache über solche Rücksichten weg und bediente sich des durch den Umlaut gewonnenen kräftigen Lautunterschiedes zur Characteristik der Form, insbesondere zur Trennung der Ein- und Mehrzahl. Ein Wort wie wolf, in dessen sämmtlichen Casus in keiner Periode der Sprachgeschichte ein i, das Werkzeug des Umlauts, erscheinen konnte, bildete jetzt den Plural wölfe. Oder statt wagene d. h. die aus waganā abgeschwächte Nominativform des Plurals oder nagele, auf dieselbe Art zu erklären, findet man jetzt schon häufig wägene oder mit Abwurf des jetzt bei Verlängerung der Stammsilbe verstummenden letzten e, wägen; nägele und nägel, sogar täge von tag. Offenbar hat hier das Vorbild von sehr viel verbreiteten andern Substantiven, die a als Stammwort hatten, gewirkt, ast Plur. äste, weil althochdeutsch astī, balg, Plural bälge aus demselben Grund; aber es würde nicht geschehen sein, wenn

nicht die Erinnerung an die ursprüngliche Vocalisirung der Form ganz verschwunden gewesen war.

Der Umlaut spielte immer in der Declination der Feminina eine Hauptrolle, weil eine sehr große Menge von ihnen seit der althochdeutschen Zeit ihre Flexionen ganz unter die Herrschaft des Declinationsvocals i gestellt hatte. Mittelhochdeutsch war daraus eine fast formlose Bildung, bloß durch die Consequenz der Lautgesetze geworden: Nominativ und Accusativ Sing. hand: hende durch alle übrigen Casus und Numerus mit Ausnahme des Dativ Plurals henden, daneben allerdings für den Singular eine nur im Klang, nicht aber in der Bedeutung abweichende Form, in der durch Verstümmelung der Endungen alle Casus des Singular, nicht bloß der Accusativ, wie der Nominativ lauteten: hand u. s. f. Diesen Zustand griff die spätere Sprache auf und strebte ihn als Regel durchzusetzen, während er vorher Willkür und Zufall gewesen war, so daß von jetzt an wenigstens der Singular hand sich von dem Plural völlig lostrennte und man, wenn man hende oder apocopirt hend hörte, nicht mehr zweifeln konnte, ob einen oder zwei Hände gemeint seien.

Dasselbe Ziel hatte die Sprache im Auge, wenn sie die kräftige Pluralform er, früher ir, vieler Neutra immer weiter ausdehnte. Sie bot den doppelten Vortheil der Anschaulichkeit durch ihren Endconsonanten und durch die umlautende Wirkung, die ihr er, früheres ir, nach dem Sprachgefühl auf die umlautbaren Vocale der Wurzel übte. Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch war buoch als Nominativ, Accusativ, Singular und Plural zu verstehn. Allerdings existirte daneben die Form buuchir, büecher, aber neben houbit, houbet, houbt hatte sich kein houbiter gestellt. Jetzt entwickelte sich ein höubter, häubter, das nicht mit dem Singular houbt verwechselt werden konnte.

Wo kein Umlaut denkbar war, wie in bein, brett, kind und dergleichen, gab wenigstens das zugesetzte er den Plural noch energischer, als die immer von der Sprache in der Tiefe erhaltene, selten auf die Oberfläche tretende Endung e, beine, brette, kinde ꝛc. Diese konnte jetzt um so weniger jener andern den Rang ablaufen, als die Sprache überhaupt, wie wir sahen, in ihrem Streben nach Lautconcentration die auslautenden Vocale erbarmungslos beseitigte. Daß eine so handliche Form, wie das neutrale er, noch über ihren Geschlechtsbereich hinausgriff und Wörter, wie dorn, geist, gott, mann, ort, rand, wald ꝛc. schon damals sehr häufig in Pluralform als dörner, geister ꝛc. erscheinen machte, — freilich wie alles in der damaligen Sprache, im chaotischen Gemisch mit den historisch gegebenen Masculinenformen auf bloßes e — darf nicht Wunder nehmen, eher daß es nur so zögernd und vereinzelt geschah.

Am deutlichsten aber zeigt sich der eigenthümliche Trieb, die verfallenden Formen durch die einmal vorhandenen Hilfsmittel der Flexion wieder zu kräftigen, in der schwachen Declination. Wie weit das Mittelhochdeutsche hier schon in der Abtödtung gegangen war, ist oben gezeigt. Jetzt versuchte man entweder eine Zurückführung vieler dahin gehörigen Wörter in die starke, z. B. mittelhochdeutsch schwach herzoge, herzogen u. s. w. Nominativ Singular jetzt stark herzog, Genetiv herzogs, Dativ herzoge; Nom., Acc., Gen. Plur. herzoge, Dativ herzogen, wodurch eine ganze Reihe von Casus wieder lebendig vortrat, oder man verknüpfte schwache und starke Flexionen mit einander und fügte, wo es ging, noch den Umlaut zur Charakteristik des Plural bei, so schade, Genetiv schadens, Dativ, Accusativ schaden, Plural Nominativ schäden u. s. w. wobei dann auch, des Ziel überschießend, schon im Nominativ Singular der Endconsonant eintrat, also schaden, schadens ꝛc.

flectirt wurde, nirgends aber eine alles beherrschende Consequenz, kaum in irgend einer nach Zeit und Ort zusammenhängenden Gruppe, häufig sogar nicht einmal bei einem und demselben Schriftsteller durchdringen konnte, weil hier der neue Trieb der Formen durch die Last der Tradition und der Analogie allzusehr gehemmt wurde.

Es könnte verwunderlich erscheinen, daß neben solchen Verstümmelungen der Substantivdeclination die der Adjective ein verhältnißmäßig energischeres Formgefühl zeigt. Neben dem eintönigen Masculinum hase, hasen ein arger, arges, argem, argen, in Pluralform arge, arger, argen, ebenso neben dem Femininum zunge, zungen ein arge, arger; in Pluralform arge arger, argen. Freilich dürfte man nach ihrem genetischen Schematismus diese Formen nicht nebeneinanderstellen, denn hase gehört der schwachen Declination an, arger der starken. Wir werden nämlich sehen, daß jener tiefgreifende Unterschied starker und schwacher Declination auch für das Adjectiv gilt, nur hier in ganz eigenartiger Verwendung im Gefüge der Rede. Die schwachen Formen des Adjectives sind durchgängig die des Substantivs, weil sie mit demselben Ableitungselement an, das an den Stamm antritt, gebildet sind. Neben arger etc. steht also ein schwaches arge mit seinem eintönigen argen und dieses müßte zu hase gestellt werden. Aber wenn man bloß Form neben Form stellt, ist der Eindruck, den wir oben schilderten, doch berechtigt. Er erhöht sich noch durch die Wahrnehmung, daß in allen andern verwandten Sprachen das Adjectiv seine dienende Stellung entweder durch eine vollständige Anschmiegung an die Formen des regierenden Substantivs oder durch eine gewisse zahme Beschränkung auf eine Minderzahl solcher Formen bethätigt, die das Substantiv reicher entfaltet. So wenn die lateinischen Substantive deus,

oratio, numen, mit dem Adjectiv clemens verbunden, dies nur in der für alle Geschlechter gleichen Form clemens zeigen, während das Masculinum deus, das Femininum oratio, das Neutrum numen sich so energisch in ihrer Geschlechtsbezeichnung unterscheiden. —

Die vergleichende Grammatik erschließt die äußerlich pragmatische Begründung dieser für das Gesammtdeutsche gültigen Eigenthümlichkeit. Sie zeigt, daß die deutschen starken Adjectivformen aus einer in allen andern Sprachen nur in sehr beschränktem Umfange, beinahe nirgends mit nur einiger Consequenz durchgeführten Spielart der Declination zu erklären sind, die ursprünglich von gewissen Pronominen ausging und auf sie beschränkt blieb. Das Deutsche hat, und dies ist einer seiner Hauptcharacterzüge, das ergriffen, aber zu einem bewußten oder völlig empfundenen Hilfsmittel gemacht, um durch die Uebertragung der pronominalen Declinationsweise auf das Adjectiv es als eine selbständige Classe des Nomens gegenüber dem Substantiv darzustellen. Es geschah, kann man sagen, ebensowohl im Interesse des Substantivs wie des Adjectivs, jedenfalls aber im Interesse der strengeren Begriffssonderung. In den andern Sprachen verschwimmt Substantiv und Adjectiv noch in einander, denn wenn clemens auch eine geschlechtlose Form des Adjectivs ist, so könnte sie ihrer sinnlichen Gestalt nach doch ebenso gut ein Substantiv sein wie rudens und torrens. Das Deutsche hat ebendeshalb seinem Adjectiv diese Form nur da gegeben, wo es begrifflich als wirkliches Adjectiv erfaßt wurde, wo es dazu diente, das dominirende Bild des Substantivs zu ergänzen, wo es also ein Adjectiv im strengsten Sinne des Wortes war. Wo aber das Adjectiv das Bild des Substantivs nicht bloß selbständig ergänzte, sondern wo das Substantiv mit dem Adjectiv zusammen durch einen

besondern Redetheil, den bestimmten und unbestimmten Artikel eine neue Begriffsbezeichnung erhielt, da wählte die Sprache die sogenannte schwache Form, diejenige, die sofort die unlösbare Zugehörigkeit des Adjectivs zum Substantiv darstellte, weil sie selbst substantivisch war und die zugleich in ihrer Bedeutung, so lange sie gefühlt wurde, und das geschah doch wenigstens, als die Sprache sie schuf, die Hauptfunction, der sie dienen sollte, die Isolirung des Substantivs, mit seinem Adjectiv als untrennbare Einheit gedacht, darstellt. Denn das ableitende an, wodurch die schwache Form gebildet ist, bedeutet gerade in diesem Falle das mit Prägnanz was der Begriff der Stammsilbe sagt: setzen wir die Stammsilbe des gothischen Adjectivs blind, so bezeichnet die starke Form in Verbindung mit einem Substantiv, ohne welches der Begriff in der Luft schweben würde, etwa mit dem Substantiv manna, unserem Mann, blinds manna also, einen Mann, welcher die besondere, ihm zukommende Eigenschaft hat blind zu sein. Aber sa blinda manna, die schwache, „dieser und kein anderer Mann mit der genannten Eigenschaft." Zum Zwecke der Hervorhebung des in dieser Situation entscheidenden Umstandes, daß es gerade dieser und kein anderer Mann ist, schließen sich Adjectiv und Substantiv durch die Symbolik der gleichen Flexion einheitlich zusammen. Von diesem ältesten Brauche ist die deutsche Sprache niemals im Principe abgewichen, sie hat ihn nur in ihren verschiedenen Phasen erweitert und vergeistigt, organisch ausgestaltet, freilich aber auch oft, und dies gilt namentlich schon für den Sprachdurchschnitt am Ende des Mittelalters, mechanisch oder handwerksmäßig und schablonenhaft seiner Beseelung entkleidet.

Das am kräftigsten wirkende Moment war die innere Umgestaltung der zur Isolirung des nominalen Begriffes dienen-

den „pronominalen“ Hilfsmittel, des sogenannten zeigenden Fürworts, oder Demonstrativ-Pronomens zum bestimmten Artikel, dem sich dann der sogenannte unbestimmte — ein, neben der — als nothwendiger Abschluß dieser ganze Gedankenbewegung anschloß. —

Was das gothische sa blinda manna wollte, wissen wir: von einem Artikel ist hier nicht die Rede, es ist nicht der blinde Mann, sondern der oder dieser blinde Mann. Aber die Sprache hat doch aus diesem sa ihr „der“, ihren Artikel gestaltet, lautlich wie geistig. Lautlich insofern das der des gesammten hochdeutschen Zweiges von seiner ältesten Vorzeit an nichts Anderes ist als das gothische sa. Das gothische sa nämlich ist eine Lautform, in welcher das anlautende t der Wurzel, die zum Begriff des Hinweisens oder Isolirens pronominal verwendet wurde, in s übergegangen war. Es geschieht dort wie in andern alten germanischen und andern Sprachen nur im Nominativ des Masculinum und Femininum. Warum gerade hier? wissen wir nicht. Das Hochdeutsche hat überall die einfachen t-Formen, auch im Nominativ, die Althochdeutsch nach den Gesetzen der Lautverschiebung als d aus einem th auftreten. Daß das Althochdeutsch im Gegensatz zu der völlig unbezeichneten Nominativform des gothischen Masculinum sa ein der nach Art aller nicht substantivischen Nomina bildete, ist gleichfalls seine freie That. Das althochdeutsche der blinde man heißt aber nicht mehr bloß dér oder dieser blinde mann, es ist ebenso gut auch schon unser tonloses der blinde mann; auch damals schon eben durch die Tonlosigkeit des ersten Wortes, als etwas ganz Anderes, wie das betonte der, symbolisirt: der blinde man bedeutet der Sprache einen Mann, welcher blind ist, den die characteristische Bezeichnung blind ebenso von allen andern Wesen derselben Gattung unterscheidet wie die Gattung

man von allen andern durch natürliche Gedankenassociation zunächst verbundenen Begriffen, Weib, Kind oder was man sonst will, unterschieden ist. Eben deshalb bedurfte die Sprache aber auch eines neuen bloß auf das eigentliche Zeigen und Herausheben eingerichteten Ausdruck, den sie in ihrem deser, später diser, dieser fand. Das Gothische hatte ihn nicht, weil sein sa dasselbe bebesagte: das Althochdeutsche (und wie es alle übrigen deutschen oder germanischen Sprachen, weil sie alle den bestimmten Artikel erzeugten) bildete sein neues Demonstrativ aus einer Verdoppelung des alten: deser ist de, Stamm von der, mit der s Form desselben Stammes, der wir im Gothischen begegneten, componirt und so freilich „später" als das einfache der oder gothische sa. Uebrigens hatte das Althochdeutsche diese s Form des Demonstrativ-Stammes anderwärts noch lebendig genug: in dem sogenannten Pronomen der dritten Person, worin das Object, der Gegenstand schlechtweg bezeichnet wird. Hier war dem Gothischen nur die Femininalform des Nominativs Singular si geläufig, das Althochdeutsche und ihm folgend das ganze spätere Hoch- und Niederdeutsch haben auch den Accusativ des gleichen Geschlechts und Numerus, ja sogar die Nominative und wie immer auch die Accusative des Plurals aller Geschlechter damit erfüllt. —

Ganz dasselbe gilt für die noch einfachere Anwendung des Artikels vor dem bloßen Substantiv: der man heißt nicht dér man, sondern in gewisser Beziehung gerade das Gegentheil, einer dem das Prädicat „Mann" und nicht etwa Weib, oder Gott ꝛc. zukommt, ohne daß etwas über die individuelle Bestimmtheit dieses Mannes unter andern desselben Begriffes gesagt oder angedeutet wäre. Hier ist es, wo der sogenannte unbestimmte Artikel ergänzend eintritt. Angelehnt an den Zahlenbegriff der Einheit, hat er diesen ähnlich wie den Demonstrativbegriff

erweitert und vergeistigt und wird im Deutschen jetzt und gewiß von jeher durch die verschiedene Tonstärke im Satze oder im Verhältniß zu seinem nächsten Zubehör characterisirt. Ein man ist der reine Zahlenbegriff im Gegensatz zu zwei ꝛc., ein mán dagegen setzt den Begriff man als in einem Individuum nach dem allgemeinen Schema desselben, heißt also „ein Mann, der das ist, was man sich bei dem Aussprechen des Wortes man denkt". Der Gegensatz dazu ist auf der einen Seite dér man, der einen in seiner Art einzigen oder nur unter diesen Umständen von der Sprache vorgestellten man bezeichnet, nach der andern der mán, wo der Gedanke über die bloße Grenze des Begriffes man hinausgeht.

Eben aus dieser Doppelseitigkeit des unbestimmten Artikels, die, wie leicht zu ersehen, mit seiner viel schwächeren Färbung als sie der bestimmte besitzt, zusammenhängt, erklärt es sich, daß er in der deutschen Sprache später und zögernder als jener sich entfaltet. Jener ist im Wesentlichen schon in unsern ältesten althochdeutschen Sprachdenkmälern fertig, dieser im Isidor, der Matthäus-Uebersetzung, vor allem bei Otfrid noch nicht, oder wer behauptet, daß der ihn kenne, weil er ein allerdings häufig nicht für das Zahlwort 1, sondern im Sinne des spätern Lateinisch Griechisch. unus und εἷς, gleichfalls Wörter der 1 Zahl, dann aber für das sogenannte unbestimmte Pronomen quidam, τις, verwendet, weiß nicht was der unbestimmte Artikel im Deutschen und in den vom deutschen Sprachgeist hierin, wie bei der Schöpfung des dem Lateinischen so ganz fremden bestimmten Artikels berührten romanischen Sprachen bedeutet. — Wie neben der ein deser, so mußte sich neben dem Zahlwortstamm ein auch noch eine besondre Bezeichnung für die Isolirtheit dieses Begriffes — das prägnante oder betonte ein — entwickeln. Das Gothische brauchte das so wenig wie

neben sa ein zweites gleichbedeutendes Demonstrativ. So wurde aus ein -- einag gebildet „nur einmal vorhanden", und einig, „irgend einmal vorhanden", beides bald in Mittelhochdeutsch einec, später einig, wie wir sahen, verschmelzend, und daher eine neue Bildung für den Begriff „nur einmal vorhanden" nöthig machend, das schon mittelhochdeutsch nicht ganz seltene, später aber allgemeine „einzig."

Aber wenn das Skelett der Verwendung des Adjectivs und Substantivs durch die ganze mittelhochdeutsche Periode bis zum Schlusse des Mittelalters fest geblieben ist, so haben doch auch hier alle zarteren Theile sehr tiefgreifende Veränderungen, meist nicht zum Vortheil der innern Schönheit der Sprache, wenn auch oft zur Erhöhung der Einfachheit des Ausdrucks, erleiden müssen, besonders dann, wenn der Substantivbegriff durch mehrere Adjective näher bestimmt war, da wo einer allein nicht für den Zweck seiner farbigen Characteristik ausreichte, dann aber auch wenn der adjectivische Begriff nicht unmittelbar an das Substantiv gefügt wurde, sondern ihm, gleichsam wie selbständig gedachte Farbe gegenüber den Contouren, entgegengesetzt wurde, um auf diese Weise der in anderm Falle wesentlich von der Phantasie und der Empfindung beherrschten Aussage die Form eines auf verstandesmäßige Abstraction gegründeten Urtheils zu geben, also: „der Mann ist blind" im Gegensatz zu „der blinde Mann."

Noch das Mittelhochdeutsche hatte in beiden Fällen eine ungemeine Geschmeidigkeit und Feinfühligkeit bewiesen, die ihm allein schon, wenn es sich um einen ästhetischen Richterspruch handelte, seinen Vorzug vor der späteren Sprache verbürgen müßten. Die einfachste Formel der blinde man konnte in der man blinder, der man blind, oder auch, wie wohl allemal schon etwas archaistisch schmeckend, in man der blinde, verändert

werden, wovon jede das feststehende Bild in immer neuer Beleuchtung zeigte. Denn der man blinder hieß der mán, nicht dér man, welchem die Eigenschaft blind zukommt, als eine sein ganzes Wesen nicht sowohl bestimmende, als in dem besondern Fall, z. B. in seinem Gang, Gebärden, es erklärende oder daraus abgeleitete; der man blind dagegen, der Mann, weil er blind ist, Schlüssel, und Mittelpunkt seines ganzen Wesens, und man der blinde ein Mann welcher blind ist. Noch viel zierlicher und geistvoller konnte sich die Sprache äußern, wenn mehrere Adjectiva dazu traten, entweder mit oder ohne verbindendes Nebenwort, wofür damals wie jetzt und gebraucht wurde, sobald es sich um die einfache Nebeneinanderordnung ohne irgend welche beabsichtigte Hervorhebung des einen oder andern handelte, also etwa, um bei relativ einfacheren Fällen stehn zu bleiben, wenn zu blind noch die Signaturen arm und alt dazu treten und zwar in der eben angenommenen Reihenfolge. Der blinde arme alte man ist die schlichteste, nüchternste Formel, bei der die Phantasie und die Empfindung am wenigsten zu thun hat, aber schon wenn eines oder zwei dieser Attribute nachgesetzt werden: der blinde man arm und alt oder der blinde man armer und alter, entstehen Farbentöne, für die unser Auge erst sich schärfen und reinigen muß, um sie aufzunehmen. Oder wenn das eine vorgesetzt: der blinde arm man alt und dergl. in einer weitgespannten Möglichkeit und Wirklichkeit anderer Variationen uns begegnen, so hat schon das 14. Jahrhundert die meisten dieser feineren Wortfügungen vergessen, höchstens äußerlich und ohne Leben aus der Tradition des mittelhochdeutschen Kunststils der Poesie mit fortgeführt, um sie im 15. auch da fast nicht mehr zu gebrauchen.

Ebenso in dem andern erwähnten Verhältniß des prädicativ, wie man es nennt, gesetzten Adjectivs. Um hier

nur die gewöhnlichsten Fälle zu bezeichnen, so stand es der Sprache frei zu sagen: der man ist blinder und der man ist blind, aber jedes mit merkbar anderer Färbung des Ausdrucks. Das dem Verstand allein genügende war der man ist blind, wobei die zarte Schattirung des durch seine Flexion belebten Adjectivs als unwesentlich aufgegeben und zugleich die hier wegen der Bedeutung des Wortes blind kaum denkbare, anderwärts aber häufig mögliche Confusion mit der Steigerungsform vermieden wurde. Denn diese hatte sich durch die bekannte Einwirkung der Lautgesetze von einem kräftigen ōr oder ir zu einem stumpfen er abgeschwächt, so daß armer oder alter, das die ältere Sprache gewöhnlich mit der in der Bedeutung jener andern ganz gleichen Ableitung ōr gebildet und es armer und alter, nicht ärmer und älter sprach, wie es mit ir durch den Umlaut sich dargestellt hätte, auch der Comparativ von arm und alt sein konnte. In allen Fällen, wo kein Umlaut eintreten konnte, wie in lieber, reiner, war gleichfalls Verwechselung möglich. Sie wurde beseitigt, wenn man die flexionslose Form blind für das prädicative Adjectiv allein verwandte.

Haben hier offenbar Lautverhältnisse gewirkt, die Sprache ungelenker zu machen, um ihre Deutlichkeit zu befördern, so ist in einem andern Falle bloß durch die Lautverhältnisse auch der Bedeutung und der Function adjectivischer Formen Eintrag geschehen. Wo ein Adjectiv zur nähern Bestimmung der Art und Weise, in welcher eine Eigenschaft in einem Substantiv auftritt, oder zu bestimmterer Ausführung eines Verbalbegriffes verwandt wird, wo es also seiner natürlichsten Function als Begleiter des Substantivs entzogen ist, hat die Sprache eine besondere Form dafür gestaltet, die, wenn sie auch ursprünglich Casusform gewesen ist, doch durch ihre Function außer den Bereich der Flexion tritt. Diese Function nennt man von

ihrer häufigsten Verwendung die adverbiale. Das deutsche Adverb hat im Hochdeutschen wenigstens eine sehr deutliche Bezeichnung dafür gehabt — hart der adjectivische Stamm, davon harto das Adverb. Aber auch hier mußte der klangvolle Vocal zum klanglosen e werden, häufig sogar verstummen und so war es natürlich, daß die spätere Sprache ihn bis zum Ende des Mittelalters, ihrer Neigung folgend sich aller ihr überflüssig dünkender Elemente zu entledigen, fast ganz vertilgte. Die Form hart fiel nun mit der ganz anders zu beurtheilenden Form des flexionslosen Adjectivs zusammen, ja auch mit allen den adjectivischen starken und schwachen Formen, in welchen das historisch berechtigte e aus demselben Grunde sehr häufig, wenn auch nicht so ganz allgemein wie im Adverb, abgestoßen wurde.

Gegen solche wirkliche Verluste sind andere, die vielleicht noch mehr ins Ohr fallen, von geringerem Gewichte, obgleich auch sie den doch schon im Mittelhochdeutschen sehr beschränkten Formenvorrath des Adjectivs noch mehr verminderten und dadurch auch sein Verständniß erschwerten. So wenn der Diphthong iu, welcher im Mittelhochdeutschen den Nominativ Singular des starken Femininums, aber auch den Nominativ und Accusativ Plural des starken Neutrums darzustellen hatte, durch das allgemein gültige e ersetzt wurde. Das Mittelhochdeutsche hatte sein iu, man kann wohl sagen, den Lautgesetzen zum Trotz behauptet, jetzt ging es unter und damit die Formentrennung zwischen Nominativ und Accusativ des Singulars des Femininums, so daß nunmehr das latein. bona und bonam in güte zusammenfiel und dies wieder mit dem Nom. und Accus. Plur. des Neutrums, die früher wenigstens von dem Acc. des Fem. sich abhoben.

## Zweites Capitel.

### Das Verbum.

Seitdem sich der Erforschung der deutschen Sprache eine wissenschaftliche Thätigkeit zugewandt hat, ist immer erkannt worden, daß die Verbalflexion die höchste Leistung sei, zu der ihr plastisches Vermögen sich aufschwang. Wollte man es so verstehen, daß das deutsche Verbum reicher und vielseitiger entwickelt sei als anderswo auf dem Gebiete der verwandten Sprachen, auf die man sich doch füglich zur Vergleichung beschränken müßte, so würde ein einziger Blick auf das lateinische, griechische, indische Verbum die gänzliche Unberechtigung einer solchen Annahme lehren. Aber wenn man es so versteht, daß die deutsche Sprache ihre Verbalflexion verhältnißmäßig kräftiger ausgestaltet und lebensfähiger bewahrt hat, als ihre Nominalflexion, und daß sie dabei ihre beschränkten Mittel so eigenthümlich sinnig und geistreich, wie nirgend anders gebraucht, dann hat jene Behauptung ihr volles Recht.

Der Schlüssel zu dieser Thatsache ist schwer zu finden. So viel wir die Vorgeschichte unserer Sprache kennen, muß sie auch im Verbum einen viel reicheren Schatz von Formen besessen haben, als ihre älteste Urkunde, das Gothische zeigt. Sie hat sich dessen entäußert, warum? ist unbekannt, aber sie hat das ihr gebliebene Gut dann doch wieder mit einer innern Theilnahme gepflegt, die im Widerspruch mit ihrem früheren Verfahren zu stehen scheint.

Etwas Licht wird vielleicht durch folgende Beobachtung gewonnen: gerade das, was die deutschen Verbalformen für unsere Empfindung und gewiß für die jeder früheren Zeit so eindrucksvoll macht, wird durch vocalische Veränderungen in

der Stammsilbe bewirkt. Formen wie gab neben geben, bot neben biete u. s. w. sind es, die das Gefühl kräftiger Plastik in uns erwecken und denen das Nomen, das seine Formen höchstens durch Vocaltrübungen unterscheidet, nichts an die Seite setzen kann. Schon jetzt aber wird jeder, der uns aufmerksam gefolgt ist, bemerken, daß Formen wie gab, bat u. s. w. eigentlich dem Begriff der Flexion widersprechen, wie ja auch der Umlaut der Declination an sich nichts damit zu schaffen hat. Wie die Sprache aber doch dazu gekommen ist sie zu bilden, wird gezeigt werden: waren sie einmal gewonnen, so mußten sie durch Laut und Accent doppelt geschützt, freilich dem Sprachgefühl etwas Anderes sein als die klang- und tonlosen e der Declinationsendungen.

Die deutsche Sprache hat diese kräftigen Bildungen zur Bezeichnung einer der drei Begriffskategorien verwandt, die durch die Flexionen ihres Verbums, ganz so wie in allen flectirenden Sprachen, dargestellt werden sollten. Das Verbum ist Gegensatz zu dem Nomen, und darum ohne das Nomen undenkbar — womit nicht gesagt sein soll, daß in jedem „Satze" Verbum und Nomen vorkommen müsse — also auf keinen Fall ein älteres Erzeugniß des Sprachgeistes, sondern gleichaltrig, in gewissem Sinne sogar jünger als das Nomen, wenigstens so wie es jetzt als Verbum in allen den Sprachen steht, welche Verbum und Nomen unterscheiden, selbst in den semitischen Sprachen. Der Keim des Verbums wie des Nomens ist ein durchaus in der Phantasie und im Gemüthe wurzelnder Eindruck des noch nicht in festen Gestalten dem menschlichen Geiste faßbaren Außen- und Innenlebens. Die erste feste Gestalt, die dasselbe gewann, mußte daher zur Constituirung des Nomens, mit seiner persönlichen Individualisirung des Weltganzen oder des Seelenlebens führen, aber sofort auch den durch einen

solchen Act sich ergebenden Ueberschuß oder Rest an Sprachbildern als Verbum constituiren. Daß dann auf einer folgenden Stufe der Sprachentwickelung die als Nomina geprägten Sprachtheile wieder ihrer nominalen Eigenschaft entkleidet und zu Verben gemacht werden konnten, daß wenn z. B. der Nominalbegriff Tag gegeben war, daraus ein Zustand oder Vorgang abgeleitet wurde, worin dieses persönliche Wesen Tag handelnd und leidend auftrat, versteht sich von selbst, wie das umgekehrte, daß ein echtes und ursprüngliches Verbum wie geben, ein Nomen wie Gabe erzeugte, worin der verbale Begriff nicht durch seine eigene innere Wucht, sondern nach der Art anderer ähnlicher Wörter, die uranfänglich Nomina waren, auch zu einem Nomen wurde. Soweit wir unsere deutsche Sprache urkundlich überschauen — freilich nur eine vergleichsweise kurze Spanne Zeit — sind beide Vorgänge im Durchschnitt mit gleicher Energie vollzogen worden, obgleich es scheinen könnte, wie sich weiter bei den Ableitungen ergeben wird, daß bald der eine bald der andere eine gewisse Begünstigung von Seite unserer Sprache erfahren hat.

Die Begriffskategorien, welche das dem Nomen gegenüber gestellte Verbum in seiner Flexion symbolisirt, sind 1. das Verhältniß der Zeitfolge, 2. das Verhältniß der innern oder äußern Unabhängigkeit oder Abhängigkeit eines Vorgangs oder Handlung von andern Dingen, namentlich von der Vorstellung und dem Willen des Menschen, 3. die Beziehung, in welcher das Verbum innerhalb des Satzgefüges zu dem Nomen als dem andern Haupttheile desselben steht. Dazu kommt noch ein viertes, was nicht überall gleichförmig, hie und da kaum andeutungsweise vorhanden ist, die Bezeichnung ob die in einem Verbum dargestellte Handlung von dem nominalen Hauptbegriffe des Satzes aus oder auf ihn zurückgeht, oder,

wenn das Verbum einen Zustand ausdrückt, ob dieser sich in ihm reflectirt oder unbegrenzt nach außen hin wahrnehmbar gedacht wird. Tempus, Modus, Person, Genus, eine Bezeichnung, die von dem Nomen her mit leicht verständlichem Tropus auf das Verbum übertragen wird, — diese drei, respective vier Begriffssphären haben die Formen, in denen sie sich darstellen, schon in der allein uns zugänglichen ältesten Sprachgestalt so ineinander verschlungen, daß sie, wie die Nominalflexionen, nur mit Hilfe der kritischen Analyse in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt werden. Die deutschen Verbalflexionen haben in ihrer ältesten urkundlichen Bezeugung alle diese verschiedenen Kategorien durch lautliche Hilfsmittel bezeichnet, jedoch mit sehr ungleich vertheiltem Gewichte. Die Zeitunterschiede werden am energischsten deutlich gemacht, darnach folgen im Gewicht die Beziehungen zu dem herrschenden nominalen Bestandtheile des Satzes, dem Subjecte, die Personalflexionen, dann die Bezeichnung der Abhängigkeit der Aussage, endlich die des Genus, das man nach dem oben Gesagten auch hier füglich ein dreifaches wie beim Nomen: Activ, Passiv und Neutrum, nennen kann. Aber fast ohne Ausnahme ist noch eine jede gothische Verbalform sofort nach allen diesen Beziehungen hin kenntlich und die Sprache erfüllt so trotz allen Abweichungen oder allem Zurückweichen hinter einen noch älteren und reineren Typus die ihr vorschwebende Aufgabe.

Wie wir bisher schon öfters wahrgenommen haben, tritt eine durchgreifende Veränderung erst im Mittelhochdeutschen ein und wieder aus der bekannten Ursache. Manche Formen haben unter der Herrschaft der Lautgesetze einen wesentlichen Theil ihrer Characterzüge verloren: die, welche ausschließlich oder vorzugsweise von vocalischen Elementen bestimmt waren. So weit sie nicht von dem Haupttone geschützt wurden, sind sie

auch hier wie in der Declination dem allgemeinen Schicksal in e zu verfallen oder ausgestoßen zu werden erlegen. Dazu kommt noch, daß auch gerade die Consonanten, die in diesen Formen am häufigsten verwandt werden, am meisten gewissen Abschwächungen oder Ausstoßungen ausgesetzt sind, so m und s nach Längen. Das althochdeutsche gebamēs mußte so von selbst zu einem mittelhochdeutschen geben. wir geben, werden, das sich von einem älteren gebēmēs oder gebēn, wir, sie mögen oder sollen geben, nicht mehr unterschied. Die spätere Sprache brauchte auch hier nichts weiter zu thun, als sich dem Thatbestand zu fügen und ihn in ihrer Art noch faßlicher zurechtzulegen, wodurch dann doch noch eine ganze Menge neuer Verluste herbeigeführt wurde, so daß am Schlusse des Mittelalters ungefähr das Gegentheil von dem gilt, was hätte gelten sollen: sehr wenige deutsche Verbalformen sind noch durch sich selbst, ohne anderweitigen Schlüssel zu ihrem Verständniß, in allen den Functionen zu erkennen, die sie erfüllen sollen.

Dieser Zerstörung der Verbalform und dem Unkenntlichwerden ihrer Functionen wurde wenigstens von einer Seite her ein Damm entgegengesetzt. Je nachdem die Verba einfache oder durch Ableitungen in ihrer ursprünglichen Stammform verändert sind, haben alle Sprachen auch die begrifflich davon ganz unabhängigen Formen der Flexion bald schwächer bald stärker verändert. Im Lateinischen z. B. beruht darauf die in den Grammatiken hergebrachte Aufstellung von vier Conjugationen, Verba wie amāre, delēre, finīre, in der 1., 2. 4. Conjug. sind von facere, tegere ꝛc., die der 3. angehören, deshalb getrennt, weil jene durch die vocalischen Ableitungszusätze am Verbalstamme a. e, i, auch eine Veränderung in vielen Flexionsformen erleiden, amas z. B. du liebst, anders geformt ist, wie facis du thust. Es ist leicht zu sehen, daß von einer innern

Beziehung zwischen diesen Ableitungselementen und der Flexion gar nicht die Rede sein kann: bloß durch ihre Laute und deren natürlichen Einfluß auf die Formen, welche die Vorstellungen der Zeit, der Abhängigkeit ꝛc. symbolisirten, haben sie sich einen bald enger begrenzten, bald weiter gehenden Einfluß angemaßt.

Nirgend ist es in weiterem Umfange als im Deutschen geschehen und es läßt sich begreifen weshalb. Diese Ableitungselemente waren hier wie anderwärts vocalisch, sie haben aber nach der deutschen Spracheigenthümlichkeit nicht bloß die Formen die nach ihnen folgten, also die eigentliche Flexion verändert und zwar, weil sie in ihrer ältesten urkundlichen Gestalt sehr klangvoll, ein i, ai, ō waren, mit fühlbarerem Nachdruck als anderswo: sie haben auch auf die Vocale der Stammsilben in vielen Fällen rückwirkende Kraft gehabt, so z. B. wenn schon althochdeutsch aus einem gothischen mit i abgeleiteten Verbalstamm lag -i- ein legi wurde oder noch später aus einem althochdeutschen lōsi ein loese. So greift für die Sprachempfindung nichts so mächtig ein, als dieser Unterschied der Verbalflexionen, der von einem sie ursprünglich gar nichts angehenden Momente bedingt wurde. Ganz so wie bei der deutschen Declination alle andern Momente vor dem einen ursprünglich der Nominalflexion ganz unwesentlichen Unterschied zurücktreten, ob mit vocalischen Zusätzen versehene Themate oder solche, die diesen Zusatz nicht hatten, zu flectiren waren und darnach sich alle deutsche Declination am anschaulichsten in eine starke und schwache gliedert, so auch beim Verbum, und von diesem Gesichtspunkt aus hat man auch die Bezeichnung starke und schwache Conjugation zum obersten Eintheilungsprincip aller deutschen Verba und ihrer Flexionen gemacht.

Nirgend anders tritt aber das Eingreifen dieses Momentes so nachdrücklich hervor als in den Formen in welchen sich uns

jetzt wie von jeher der Unterschied der Zeit ausdrückt, worin der Verbalbegriff sich vollzieht. Daß ein heutiges fährt und spart, obgleich beide von den scheinbar gleichgebildeten fahren und sparen stammen, von einander abweichen, fühlen wir zwar auch, die Geschichte der Sprache erklärt uns auch die Ursache: fährt auf ein älteres farit zurückgehend, hat seinen Stammvocal a durch das i der Flexionsendung it in e oder, wie wir es schreiben ä, verändern müssen, spart dagegen, auf sparēt zurückgehend, dieses sein a erhalten. In beiden Fällen ist die eigentliche Flexion dieselbe, die Formen aber machen durch die Veränderungen des Stammvocals doch einen verschiedenen Eindruck. Oder wenn der Imperativ gib neben lebe steht — während geben und leben in vielen Formen gleich zu sein scheinen — gib weil es zu einem starken Verbum gehört, lebe aus althochdeutsch lebē dessen ē ein Ableitungsvocal, das Kennzeichen und die Ursache der schwachen Conjugation ist. Dieß alles tritt doch weit zurück gegen den Formenunterschied von fuhr und sparte. Eins wie das andere bezeichnet nach allen den Richtungen hin, in denen die Verbalflexion von der Sprache ausgestaltet wurde, dasselbe; das eine drückt genau dasselbe Zeit-, Personen- und Modusverhältniß aus wie das andere, und doch weichen sie in ihrer Configuration so viel stärker von einander ab als fährt und spart. Eben deshalb darf gesagt werden, daß es besonders der durch die Flexion ausgedrückte Zeitbegriff, oder noch genauer die Characteristik der einzigen durch Flexionsmittel im Deutschen von der unbestimmten Zeit, die wir Gegenwart nennen, sich abhebenden und insofern bestimmten Zeit der Vergangenheit ist, die dem Gegensatz zwischen starker und schwacher Conjugation seine eigentliche Drastik giebt. Die starken Präterita auf der einen Seite, die schwachen auf der andern, diese sind es, die,

wir wiederholen es noch einmal, nicht durch die innere Logik der Flexionsbildung selbst, sondern durch die von ganz andern Einflüssen abhängige Geschichte der Sprache sich in die Mitte der deutschen Verbalformen gestellt haben.

Und so war es schon im Gothischen. Das Gothische erschließt aber auch den Einblick in den äußern ursächlichen Zusammenhang des ganzen merkwürdigen Vorgangs. Es zeigt sich in ihm allein mit vollständiger Evidenz wie die starke und die schwache Präteritalbildung organisirt sind. Daß die erste durch innere Hilfsmittel geschehe — Vokalveränderung der Stammsilbe aus geb ein gab, aus fahr ein fuhr — die andere durch äußere Zusätze: te in spar-te, leb-te — würde uns selbst die heutige Sprache zeigen, aber nicht erklären, und wollten wir das älteste Hochdeutsch zu Karl des Großen Zeiten befragen, so würden wir dort zwar überall noch einer reicheren Vocalscala in den einzelnen Formen begegnen, aber daraus selbst gar nichts über die Bedeutung oder die Herkunft derselben erfahren. Das Gothische aber erklärt zuerst, weshalb wir innerhalb der starken Präterita selbst nicht etwa nur einem einzigen Vocalwechsel, sondern einem reich ausgebildeten Vocalspiele begegnen, warum gab auch heute noch anders wie fuhr lautet, dann, wie der Endzusatz, der dem schwachen Verbum seinen Präteritalbegriff giebt, zu verstehen ist. Aber auch das Gothische erklärt nur den äußeren Pragmatismus, die innere Begründung läßt sich entweder nur mit Hilfe eines noch weiter zurückliegenden Sprachstandes, also, da uns dieser unbekannt ist, nur mit Hilfe der Analogie aus den verwandten Sprachen durch die vergleichende Grammatik, oder gar nicht gewinnen.

Wir sehen wenigstens so viel, daß die starken Formen, denen wir uns billig zuerst zuwenden, ihr Vocalspiel, welches der gesammten deutschen Sprache außer dem Gothischen selbst

als ihr einziges Erkennungszeichen gilt, keineswegs von Anfang an d. h. von dem nur vorausgesetzten, aber nicht urkundlich faßbaren Momente gehabt haben, wo sich die deutsche Sprach individualität als solche von allen andern abhob und zur deutschen Sprache constituirte. Damals hat sie ihre Präterita überall da, wo es reine Verbalstämme zu flectiren gab, nur nach demselben Principe gestaltet, dem wir in den andern verwandten Sprachen bald deutlicher bald minder deutlich als dem eigentlich gestaltenden für den Präteritalbegriff begegnen oder, wo mehrere Präterita unterschieden werden, wie es die meisten Sprachen gethan haben, als Ausdruck der in der Vergangenheit völlig abgeschlossenen Thätigkeit des Verbalbegriffs — unserm jetzigen „ich habe gethan ꝛc." entsprechend, in der herkömmlichen grammatischen Terminologie als „Perfectum" bezeichnet.

Diese Form wurde erzeugt durch vereinte Anwendung aller der Hilfsmittel, die überhaupt für Flexionen verwandt werden konnten. Nicht bloß Zusätze am Ende, sondern eine Veränderung, gewöhnlich eine Verlängerung des Stammvocals, und dazu noch vorgesetzte Lautelemente characterisiren sie und bezeugen die Energie oder die Vorliebe, mit welcher sich die Sprachbildung gerade ihr zuwandte. Daraus läßt sich nicht erklären aber doch vermuthen, weshalb die deutsche Sprache gerade diese einzige Präteritalform erhalten hat, während sie sich an den zahlreichen andern Präteritalbildungen anderer verwandten Sprachen entweder nicht betheiligte oder sie wieder aufgab. Ihre beschränkte Bedeutung als eigentliches Perfect konnte sie natürlich nicht bewahren: sie ist ihr das Präteritum schlechthin in allen denkbaren Modificationen seines Begriffs. Nennen wir sie Perfect, so bezieht sich das also nur auf ihre Form, nicht auf ihren Inhalt.

Das gothische starke Perfect zeigt nun noch alle jene drei

gestaltenden Kräfte, wenn auch schon in sichtlicher Entstellung. Gothische Perfectformen wie lailotum sind aufzulösen, wenn wir in der oben angegebenen Reihenfolge bleiben, 1. in die eigentlich flexiven Zusätze am Ende — um, 2. in die mit verändertem — ō aus ē — Vocal versehene Stammsilbe lōt, 3. in die Vorsatzsilbe lai. Diese Vorsatzsilbe ist, wie überall in der Bildung dieser Temporalform, durch sog. Reduplication entstanden d. h. durch eine Vorwegnahme der wesentlichsten Bestandtheile der Stammsilbe selbst. Daß dafür im Allgemeinen der oder die Consonanten im Anfang derselben gehalten wurden, begreift sich sehr leicht, ebenso, daß nicht die ganze Stammsilbe zu dieser Reduplication verwandt werden konnte oder wenn es geschah, daß es sehr bald unterlassen wurde. So constituirt sich ein reduplicirendes gothisches Perfect, das im Deutschen nirgend anders als im Gothischen sich erhalten hat.

Aber auch hier nur trümmerhaft. In der Mehrzahl der uns bekannten gothischen starken Verba ist nichts davon übrig geblieben. Denn die innere Vocalveränderung, die sie zeigen: — fōr Präteritum zu far — könnte neben und mit der Reduplication schon da gewesen sein. Auch jener Trümmer sind dann völlig in Staub zerfallen, aber etwas davon hat sich, wie es scheint, auf die Stammvocale übertragen und deren Färbung verändert, also nicht von innen, sondern von außen, nur nicht in der gewöhnlichen Art vom Wortende, sondern von dem ursprünglichen Wortanhang her. Das Althochdeutsche zeigt da, wo das Gothische noch die Reduplication hat, eine solche nur scheinbar innerliche Veränderung, für lailot liaz (z für t nach dem früher entwickelten Gesetze der Schärfung, Sibilation des t), während doch nur das o in der gothischen Form laiōt wirklich eine solche war. Bei der Constituirung der hochdeutschen Form ist manches undurch-

sichtig, so auch woher die Besonderheit dieses Doppellautes ia. Möglich, daß die seltsame gothische Gewohnheit die reduplicirende Silbe eintönig mit dem Diphtong ai — lai-lōt — zu versehen nicht ohne Einfluß auf die immer mit e oder i beginnende diphthongische Gestalt des Stammvocals in den althochdeutschen Perfectformen gewesen ist. Wenn man aber geglaubt hat das gothische haihald, das reduplicirende Präteritum des Verbalstammes hald, in einer althochdeutschen Form heialt so wieder zu finden, daß bloß das h des Anlauts der Wurzel geschwunden und auf diese Art das dann noch übrige hei-ald nach allerdings unanfechtbarer sonstiger althochdeutscher Analogie durch heialt dargestellt und daraus endlich hialt geworden wäre, so ist der Sprung von diesem heialt zu hialt, der üblichen Form, doch so groß, daß selbst auf der Etappe heialt kein richtiger Anlauf dazu gemacht werden kann, und überdies ist diese ganze Form heialt selbst weiter nichts als eine nur uns verwirrende, dem Schreiber aber sehr nahe liegende Bezeichnung des zwischen e und i schwankenden ersten Theils des Diphthongen durch zwei Buchstaben, während doch nur einer gesprochen werden sollte. Ebenso wenig erklären aber die einzigen über den Boden noch aufragenden Trümmer der gothischen Reduplication, die das Angelsächsische bewahrt hat. Denn wenn wir hier das gothische rairōd durch reord ausgedrückt finden, sieht jeder ohne viel Scharfsichtigkeit eine verstümmelte reduplicirte Form. Wenn aber hier neben reord und allmählich allgemein rēd gebildet wird, kann Niemand diese ē erklären, so wenig wie das althochdeutsche ia, io, iu, das selbst wieder sofort einen Doppelgänger in ie neben sich hat, das allmählich dieses ganze Lautspiele beseitigte und im Mittelhochdeutschen allein auf dem Platze geblieben ist, freilich um in der späteren Sprache das allgemeinen Schicksal dieses Diphthongen ie zu theilen, das,

wie wir sahen, darin bestand in weitaus den meisten deutschen Mundarten zu einem bloßen ī zusammengedrückt zu werden und nur in denen, die überhaupt nach wie vor ie diphthongisch oder halb diphthongisch sprachen, fortzuleben. Daß die Schrift auch da, wo der Mund ī sprach, gewöhnlich solche ie fortführte, wodurch sie über das Mittelalter hinüber bis in die heutige Orthographie gelangt sind, erinnert wenigstens noch immer an die einstmaligen gothischen Reduplicationen.

So angesehen stünde nichts im Wege den Ausdruck „Ablaut", den unsere deutsche Sprachwissenschaft wiederum J. Grimm verdankt, auch auf diese ie der gothischen redupliciренden Verba auszudehnen. Er selbst will ihn nur da gebraucht wissen, wo schon im Gothischen nach Abfall der früheren Reduplication der bloße Vocalwechsel im Stamm übrig geblieben war, vielleicht auch in Foge davon sich noch modificirt hatte, also in Formen wie gab zu gib, fōr zu far. Und gewiß ist hier ein viel regeres Leben durch die ganze deutsche Sprachgeschichte, als dort, wo das einförmige ie so bald alles nivellirte. Denn die Vocalwechsel des gothischen, also der eigentliche Ablaut, haben sich fast ohne Wanken, natürlich immer nach den allgemeinen Gesetzen der Vocalveränderungen, im deutschen Verbum bis zum Schlusse der mittelhochdeutschen Periode erhalten. Hier stehen Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch — wenn man vom Gothischen als dem bloß geistigen, aber nicht körperlichen Hintergrund des Hochdeutschen absehen will — einheitlich der späteren Sprache gegenüber. Beide nämlich begnügen sich meist nicht bloß mit einer einmaligen Veränderung des „ablautenden" verbalen Stammvocals im Präteritum: sie bilden nicht bloß gab aus gib, sondern auch gāb, nicht bloß half aus hilf, sondern auch hulf, nicht bloß reit aus rit, sondern auch rit, nicht bloß bōt aus biet, sondern auch but, durchlaufen

also eine dreifache Scala, die auch dem naiven Ohr, das weder von ihrer geschichtlichen noch von ihrer physiologischen Begründung eine Ahnung hat, einen ganz andern Eindruck als hielt aus halt, lief aus lauf machen muß. Es ist leicht zu sehen, wo die Veranlassung dieser Beweglichkeit zu suchen ist: Singular und Plural unterscheiden sich dadurch, der Singular z. B. hat gab, der Plural gab zum Thema. Diese so wie andere Merkzeichen machen es mehr als wahrscheinlich, daß die eigentlichen Flexionsendungen, die natürlich im Plural, schon um diesen zu bezeichnen, andere sein müssen, als die des Singular, diesen Lautwechsel veranlaßt, also eine Form wie althd. Plural gābumēs im Gegensatz zu dem Singular gab gestaltet haben.

Die spätere Sprache aber glich diese Formen aus. Ihr mußte gab nach dem oben entwickelten Einflusse des Wortaccents wie gāb klingen, folglich war der Unterschied, den das feine Mittelhochdeutsch noch zwischen gab und gāben, dem dünnen Niederschlag jenes vollen gābumēs machte, verschwunden. Auch hatte die ältere Sprache in der gothischen Reihe far-fōr selbst vorgearbeitet. Freilich wäre es schwer zu sagen, was wenn einmal ō, althochdeutsch, mittelhochdeutsch uo, erreicht war, noch weiter hätte geschehen sollen, um den Plural „ablautend" vom Singular zu trennen, daher denn auch althd. fuor und fuorumēs, mittelhd. fuor und fuoren. In den übrigen Fällen war es gleichfalls nicht schwer einen mittleren Vocaldurchschnitt, der für Singular und Plural paßte und dem Verstande die Zusammengehörigkeit der Formen unter den Präteritalbegriff deutlich anzeigte, zu finden. Für reit rīt wählte man rīt, was jetzt ritt wurde, nach dem beliebten Grundsatz der Vocalschärfung durch Consonanten Doppelung, oder wo diese unthunlich war, trat ī, ie geschrieben, an die Stelle: mittelhochdeutsch

steig. Plur. stigen gab so Sing. Plur. stieg; bôt. buten vereinfachte sich in der Form bot. Nur für half. hulf war kein solcher mittlerer Durchschnitt zu finden und hier mußte, wenn doch ausgeglichen werden sollte, eine Form kurzweg die andere verdrängen, entweder half oder hulf siegen.

Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts ist dieser Proceß, wie alle andern, noch nicht entschieden, aber es ist schon zu sehen, wie er sich entscheiden wird. Nicht als ob die alten Formen reit. riten verdrängt wären: manche Mundarten und ganze Gruppen von Sprachdenkmälern, namentlich die oberdeutschen, werden noch fast ganz davon beherrscht, aber andere und zwar in beinahe regelmäßiger Progression öffnen sich immer mehr den neuen Formen. Nur der Ablaut half — hulfen ist fast noch unangetastet, begreiflich nach dem oben Gesagten, oder wo auch er wankt, da begegnet man häufiger einem hulf — hulfen als einem half — halfen: eines historisch so falsch wie das andere.

Gegen diese Vielgestaltigkeit und die Geheimnisse, die sie birgt, ist die „schwache" Präteritalbildung sehr einfach und sehr durchsichtig. Ein gothisches lagida, libaida, lathōda, erweist sich schon durch seine weiteren Flexionen, namentlich den Plural lagi-dēdum ꝛc., als durch Aneinanderschweißung zweier Verbalschemate, des Stammes- und eines Hilfsverbums, gebildet und die vergleichende Grammatik giebt dafür aus allen verwandten Sprachen die überraschendsten Seitenstücke. Daß dieses da—dēd selbst zu dem Verbalstamm unsers „thun" gehört, liegt für jeden Unbefangenen auf der Hand; lagida wäre also: ich that legen, libaida. that leben u. s. w. Die ganze spätere Sprache ist bei diesem bequemen Auskunftsmittel geblieben, das ursprünglich, wie es scheint, ergriffen wurde, um die Ableitungsbestandtheile, die doch so nothwendig zu einem ab-

geleiteten Verbum gehören, wie der Fuß zum Bein, zu erhalten und sie nicht durch ihre sonst unvermeidliche Vermengung mit den am Ende zutretenden eigentlichen Flexionsformen zu verwischen.

Die hochdeutsche Sprache hat hier im Grunde nichts weiter gethan, als das gothische Schema nach ihren Lautgesetzen festgehalten. So mußte Althochdeutsch aus lagida legita, aus libaida lebēta, aus lathōda ladōta werden, Mittelhochdeutsch natürlich legete, lebete, ladete, wenn die verstummenden e der zweiten Silbe nicht nach dem früher entwickelten Gesetze ganz ausgestoßen wurden, wie die daneben cursirenden legte, lebte, latte (für ladte) zeigen.

Diese Ausstoßung war schon althochdeutsch im weiten Umfang aber von ganz anderem Sprachgefühl aus in den schwachen Präteritalformen durchgesetzt. Wo die Stammsilbe metrisch lang, also mit an sich langem Vocal oder consonantischem Doppellaut geschlossen war, entäußerte sich die Sprache schon in vorgeschichtlicher Zeit und je später je lieber des i der Ableitung, um dessen willen doch eigentlich die ganze Anlehnung des Hilfsverbums einstmals geschehen ist. Jetzt war das Gefühl für seine Bedeutung ganz erstorben. So konnte nun neben sandita oder später umgelautet sendita ein uraltes san-ta d. h. sand- oder richtiger articulirt sant-ta treten, neben hōrita ein hōrta u. s. w. wodurch die namentlich im Plural schwerfällige Formenfülle etwas gemindert wurde. Denn wenn auch das Althochdeutsche schon consequent jenem Gothischen dēdum kein tātumēs, wie in seinem selbständigen Verbum tuon, unserm thun, entgegengestellt, sondern sich mit tumēs begnügt und dadurch der Form einen mehr flexivischen Schein gegeben hatte, so war ein sentitumēs doch noch immer eine der Sprache widerstrebende Form, schon weil sie so sehr im Widerspruch mit dem Gesetz der absteigenden oder ausklingen-

den Tonvertheilung stand. Die spätere Sprache, die keine solche Scrupel zu hegen brauchte, hielt sich an die einmal gewonnenen verkürzten Formen, sante, oder weicher articulirt sande, hörte und dergl., neben denen ein gedehnteres sendete sehr selten ist, ein hœrte dem feineren Ohr unerträglich wäre. Aber die Formen waren da in den Mundarten, sie arbeiteten sich wieder auf die Oberfläche, zwar nicht so wie sie waren, sondern darin wesentlich unterschieden von jenen durch uralte Syncope oder Ausstoßung des i entstandenen, daß sie fast überall, wo es möglich war, den Umlaut behielten und ihn nur da aufgaben, wo er sich für das älteste wie neueste Sprachgefühl am deutlichsten kenntlich machte, wo er a in e oder ä verwandelte. So wurde jetzt ein hörte, häufiger hœrte geschrieben, immer allgemeiner, aber kein sente oder sende, sondern sante oder sande oder sandte, weil die Schreibung der Zeit für den schwankenden Laut oft dt wählte. Daß zur Constituirung solcher Formen auch das Bestreben beigetragen hat, sie durch Beibehaltung ihres Umlauts mit allen andern desselben Worts deutlich zu verknüpfen, ist gewiß, aber ohne Schranken hat es doch nicht gewaltet, sonst wären Formen wie sante unmöglich.

In dem alten reduplicirenden, dann „ablautendem" Präteritum hat sich die formenbildende Kraft der deutschen Sprache erschöpft. Dieses Präteritum mußte daher ihr genügen und für alle die anderwärts durch eine ganze Fülle selbständiger Gestaltungen bezeichneten Unterschiede der näheren oder ferneren Vergangenheit, des völlig abgeschlossenen oder noch schwebenden Zustandes ꝛc. dienen, wofür nicht bloß das Griechische sein Imperfectum, seine zwei Aoriste, seine zwei Perfecte, zwei Plusquamperfecte verwandte, sondern auch die romanischen Tochtersprachen des Lateinischen ein Imperfectum und Perfectum, sowie Reste des Plusquamperfects sich bewahrt

haben. Allerdings hat das Deutsche versucht diesem Mangel abzuhelfen. Neue Formen wirklicher Flexion zu bilden hat es nicht einmal den Ansatz gewagt, aber es hat die Hilfe eines sehr handlichen und dabei doch auch sehr eindrucksvollen Lautcomplexes benutzt, dem wir in der urkundlichen Geschichte unserer Sprache nur so, nur als dienendes Glied, nicht mehr selbständig begegnen. Es ist das einst ein selbständiges Wort gewesene, schon im Gothischen zu einer nur selten trennbaren „Vorsetzpartikel" herabgesunkene ga — das spätere gi, ge. — Seine schwer zu umschreibende Bedeutung, weil sie wegen der ausgebreiteten Verwendung des Wortes viel zu abstract geworden ist, als daß sie ursprünglich sein könnte, giebt der Verbalform den Begriff der völligen Abgeschlossenheit, also dem Präteritum den der Vollendung, eines eigentlichen Perfects. Goth. sah z. B. heißt „ich war in der Thätigkeit des Sehens begriffen", gasah dagegen, „diese Thätigkeit ist abgeschlossen", also ungefähr unser „sah" und „habe oder hatte gesehen". Die spätere Sprache hat dieses treffliche Hilfsmittel nicht von der Hand gewiesen und noch mittelhochdeutsch ist sach und gesach wie im Gothischen unterschieden, aber da sie unterdessen ein anderes, derberes, wenn auch viel ungelenkeres gefunden hat, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sich die spätere Sprache jenes feineren allmählich entäußerte. Schon um 1400 wird sach und gesach nur noch durch archaistische Tradition einzeln festgehalten, um 1500 ist es fast, aber selbst bei Luther nicht ganz, verschollen. Dafür waltet die Umschreibung der sonst durch ge — herausgehobenen Formen mittelst des eben dadurch zu einem Hilfsverbum herabgesunkenen haben sammt dem nominal gefaßten eigentlichen Verbalbegriff, der als sogenanntes Participium der Vergangenheit genommen gerade durch den ihm immer fester anwachsenden Zusatz des

ge – den völligen Abschluß, das eigentlich Perfectische recht wohl bezeichnet und durch haben nur wieder aus seiner nominalen Function in die verbale versetzt zu werden brauchte. Wie einstmals der Stamm unseres „thun" das schwache Präteritum aushelfend bezeichnete, aber sich so mit dem Verbalstamme verschmolz, daß er jeder andern flexivischen Form gleicht und nur durch sprachgeschichtliche Analyse losgetrennt werden kann, so hätte auch dies „haben" eine ähnliche Verbindung eingehen können. Die Nachbarsprachen des Deutschen, die romanischen zeigen, wie man das noch im Mittelalter konnte, wenn man auch kein Perfectum, sondern ein Futurum daraus gewann. So gut wie das lateinische amare habeo dem Italiener, Provenzalen, Franzosen, Spanier u. s. w. ihr amer-ò amar-ai, aimer-ai, amar-é gab, so hätte auch bei gleich plastischem Sinne aus der althochdeutschen Formel habēm ginoman eine wirkliche Form werden können, während sie so, obgleich unerläßlich für die genauere Bezeichnung der Vergangenheit, sogar den wechselnden Einflüssen der Wortstellung in den verschiedenen Satzarten unterworfen blieb — bald habēm ginoman bald ginoman habēm — oder auch allmählich immer häufiger durch zwischengeschobene erklärende Zusätze weit auseinandergerissen werden konnte.

Auch die romanischen Sprachen haben ihren noch erhaltenen Vorrath von Präteritalformen durch dasselbe Hilfsmittel vermehrt, in sichtbarer Wechselwirkung mit der deutschen Sprache, keineswegs aber durch Entlehnung. Noch weniger jedoch das Deutsche durch Entlehnung aus ihnen, denn, von dem Hochdeutschen abgesehen, dessen äußere Berührung mit dem Romanischen eine solche Möglichkeit eröffnen würde, ist das Angelsächsische, das Altnordische, wo jede solche Möglichkeit ausgeschlossen ist, ganz davon erfüllt. Aber wenn das Romanische

diese umschreibenden Präteritalformen ebenso wie das Deutsche nicht in wirkliche Flexionsformen verwandelte, so war es dem Deutschen gegenüber doppelt berechtigt dazu, einmal, weil es eine Reihe solcher für das Präteritum schon besaß, dann weil es sein lateinisches habere auch für das Futurum verwandt hatte, mit dessen Formen diese dann leicht hätten collidiren können.

Das Hochdeutsche hat neben seinem „haben" auch das sog. Verbum substantivum, die ganz abstracte Bezeichnung der Existenz, auf gleiche Art verbraucht. Auch darin ist der einmal gewonnene Typus von der Sprache — abgesehen von kaum nennenswerthen Schwankungen — starr festgehalten worden. Die Verbalbegriffe nämlich, die nicht eine nach außen oder innen gerichtete Thätigkeit, sinnliche oder seelische, ausdrücken, sondern etwas auf sich selbst Gestelltes bezeichnen, ohne daß dabei der Begriff der Thätigkeit ausgeschlossen wäre, verbinden sich, wenn sie verschiedene Abschnitte der Vergangenheit markiren wollen, heute, wie schon im ältesten Hochdeutsch, mit dem Verbum „Sein" d. h. mit den selbst nach Zeit und Ort wechselnden Formen, die unsern Begriff „Sein" ausdrücken; ebenso das rein zuständliche „Stehen" wie das durch und durch thätige „Gehen", das eine wie das andere, weil die Beziehung ihres Wesens nach außen oder auf die Außenwelt wohl hinzu kommen konnte, aber neben der energischen Fülle ihres in sich geschlossenen Begriffes oder des Seelenbildes, das sie erzeugen, unwesentlich erschien.

Daß die deutsche Sprache je eine flexivische Bezeichnung für den zukünftigen Eintritt eines Zustandes oder einer Handlung, ein Futurum, besessen habe, läßt sich wenigstens nicht aus urkundlichen Zeugnissen beweisen. Eine feine Verwendung jener Vorsatzpartikel ga hätte auch hier Ersatz für den Verlust oder den Mangel geben können und wirklich hat die ältere

Sprache Versuche dazu gemacht, freilich aber, da dasselbe Hilfsmittel schon für den vollen Abschluß in der Vergangenheit verwandt wurde, sie nicht zu einer durchgreifenden That gestaltet. Dafür suchte man nach anderem Ersatze, der eine Nothwendigkeit war, sobald sich die Bezeichnung für die Vergangenheit aus ihrer einfachen Unbestimmtheit durch Hilfswörter zu festerer Gruppirung entwickelte. So hat unser „haben" und „sein" endlich unser „werden" für das Futurum erzeugt, allerdings erst nach hartem und langem Ringen. Denn während jene umschreibenden Präterita schon im Beginne der hochdeutschen Sprachurkunden fest stehen gerade so wie um 1500 oder heute, ist unser „werden" dem Mittelhochdeutschen als eigentliches Futurum noch fremd. Erst die in diesem Falle sehr schätzenswerthe nüchterne aber auch verständige Richtung des Geistes der folgenden Jahrhunderte hat der Sprache zu ihrem zwar nicht eleganten, aber durch und durch begriffsgemäßen Futurum mit „werden" verholfen.

Das Gothische allein unter allen deutschen Sprachen hat das Genus des Verbums, dessen innere Bedeutung oben dargelegt ist, durch besondere, wenn auch sehr lückenhafte Flexionsformen bezeichnet. Das Hochdeutsche zeigt keine Spur davon, aber da auch ihm die Nöthigung nahe trat, diesen, weniger für die unmittelbare Anschauung als für das vergleichende Urtheil so wichtigen Unterschied in dem Verhalten der mit dem Verbum verknüpften Nomina am Verbum selbst darzustellen, so wählte es Umschreibungen, wie es die andern unabhängigen germanischen Sprachen auch machten. Aber in diesen griff man fast durchweg zu unserem Hilfsverbum „Sein", was auch schon einzeln das Griechische und das Lateinische gethan hatte und alle romanischen Sprachen, wie so oft in Fühlung mit den germanischen, aber nicht in einseitiger Ent-

lehnung; im Hochdeutschen jedoch nahm man nach kurzem Schwanken, wofür das Gothische schon ein Vorbild bot, jenes „werden", das in Verbindung mit dem allein sich darbietenden, zwar nur halb verbalen, aber doch entschieden passivisch verwendbaren Participium, das den völligen Abschluß einer Handlung darstellte: ginoman, was wirklich „genommen" ist, dafür in vieler Beziehung günstiger als jenes „Sein" geartet war, besonders wenn man „ein" auch noch zu der schärferen Markirung des völligen Abschlusses einer Handlung verwandte, wie es bei der Bildung vieler umschriebenen Präterita geschah. So konnte neben unser „ich werde genommen" nicht bloß ein „ich ward genommen", wie neben „ich gehe", ein „ich ging", sondern auch ein „ich bin genommen" neben „ich bin gegangen", ein „ich war genommen" neben „ich war gegangen" treten, ja sogar durch die Verbindung beider Formeln sein und werden die Nüancirung der Begriffe des in der Zeit abgeschlossenen oder noch nicht abgeschlossenen Vorgangs noch weiter fortgesetzt werden.

Die Personenbezeichnung konnte, nachdem sie einmal in unserer Sprache durchgesetzt war, in völliger Uebereinstimmung mit allen verwandten Sprachen durch Anlehnung und Verschmelzung der Fürwörter der 1. 2. 3. Person an den Verbalstamm und mit Berücksichtigung der Zahlunterschiede, also anfänglich auch neben Singular und Plural noch Dual ausdrückend — aber ohne Berücksichtigung der Geschlechtsverhältnisse, weil diese in dem eigentlich regierenden Nomen des Satzes selbst schon genügend sich darstellen — nicht weiter fortgebildet, höchstens abgeschwächt oder verwischt werden. Das geschah, aber doch nicht in dem Umfange, wie in den Declinationsflexionen, die nominale Beziehungen darstellen. Man sieht, daß es im Deutschen weniger ein Gefühl für die Bedeutung der Form, als der zufällige Umstand

that, daß diese Flexionsformen in den meisten Fällen consonantische Ausgänge besaßen. Dadurch rückt die Personalflexion des Verbums auch noch am Ende des 15. Jahrhunderts der um 1000 Jahre älteren ziemlich nahe. Denn in Formen wie gibst oder gar gibest, gibt oder gibet ist doch die Identität mit dem althochdeutschen gibist oder gibest, gibit, gibet unverkennbar. Wahrscheinlich würde sich alles noch besser erhalten haben, wenn die Sprache nicht allmählich sich daran gewöhnt hätte, ihrer in sehr vielen Fällen entrathen zu können. Es war überall da, wo die persönlichen Fürwörter ich, du, er u. s. w., obgleich schon in der Flexionsform, althochdeutsch gibu, gibist, gibit, lautlich oder begrifflich enthalten, noch einmal ausdrücklich gesetzt wurden, anfangs nur, wie es die antiken Sprachen z. B. auch thaten, um den Personalbegriff durch diese abstracte Isolirung schärfer herauszuheben, etwa unser „ich gebe", gegen „ich gebe", dann aber ganz allgemein, gleichsam, als hätte die Sprache nur dann der festen Verbindung von Nomen und Verbum im Satzgefüge getraut, wenn das Nomen, ein Substantiv oder zum Substantiv erhobenes Adjectiv, oder ein dieses ersetzendes Pronomen, auch unmittelbar sinnfällig darauf bezogen werden konnte und nicht etwa durch eine Gliederung des Satzes, Zwischensatz 2c. oder wenn derselbe Nominalbegriff mehrere Sätze füllt, von dem Verbum zu weit getrennt wurde. Es scheint, als wenn der Sprache dann die nominalen Beziehungen des Verbums, wenn sie auch durch seine Personalflexion im allgemeinen sicher genug gestellt waren, doch im einzelnen Falle unsicher dünken mochten. Die selbständige Setzung oder Wiederholung des Pronomens machte aber für den Verstand die Personalflexionen des Verbums überflüssig und so kann es nicht Wunder nehmen, daß diese in der späteren Sprache ebenso sehr wie in der älteren, nur in der

älteren mehr in den Mundarten als in dem Gebrauche der gebildeten Schreiber, dem Streben nach möglichster Ausgleichung und Vereinfachung d. h. eigentlich nach einer Zerstörung dessen, was die Flexion sollte und war, nachgaben. So sind die durch ihre Lautverhältnisse zugänglicheren Pluralformen selbst in eigentlich hochdeutschen Sprachdenkmälern oft völlig durcheinandergeworfen: alle 3 Personen gehen auf — en, oder auf ent aus, das erste von der 1. Person auf die andern übertragen, das andere von der 3. Person; oder 2. und 3. haben ent, oder 1. und 3. en, daneben 2. ent oder et. Diese letztere relativ historisch berechtigtste Form ist auch diejenige, die um 1500 sichtlich schon die Oberhand wenigstens in dem mitteldeutschen Sprachbereiche hat, wo sie seit Jahrhunderten ebenso volksthümlich war, wie das Zusammenwerfen von 1. und 3. in geben. Während noch das Mittelhochdeutsche in seinem geben, gebet, gebent ein schwaches Abbild des Althochdeutschen gebamēs, gebat, gebant bietet, ist durch die Vermischung der 1. und 3. Person die Sprache der spätern Zeit wirklich verändert und zugleich noch weiter mit den Formen des abhängigen Modus des Conjunctivs zusammengeworfen, die mittelhochdeutsch noch in der 3. Person geben, neben gebent des Indicativs, sich sonderten. — Dasselbe Streben nach Verähnlichung der Personalendungen oder wenigstens Durchführung eines gleichförmigen Schemas in denselben Personalflexionen verschiedener Tempora, hat noch weiter geführt. Die 1. und 3. Person Singular des starken Präteritums entbehrte im directen Modus, im Indicativ, solange man eine deutsche Sprache kennt, jeder Personalbezeichnung, wie es scheint, weil die Naturmacht gewisser Lautgesetze sie hier zerstört hatte. Aber schon in frühester Zeit bemerkt man Versuche, wenigstens theilweise diese Eigenart zu verwischen: Formen wie hielte,

lage, vermeide, weize ꝛc. begegnen nicht selten; die gebildete Sprache läßt sie nicht in sich eindringen. Doch seit dem 11. Jahrhundert kommen sie überall hervor und hätten sich noch stärker verbreitet, wahrscheinlich durchgesetzt, wenn das Sprachorgan der Zeit ihnen nicht grundsätzlich hätte abhold sein müssen. Wo es nur immer ging, suchte es sich von den klanglosen e der Endsilben zu befreien und dieser Neigung opferte es die andere, durch eine Form wie hielte ꝛc. eine Analogie zu spilte oder spielte, dem schwachen Präteritum von spilen oder spielen, herzustellen.

In der 2. Person derselben Temporal- und Modalform gelang es besser. Sie war im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen seltsam genug mit dem Ablaut des Plurals und bloß vocalischem Ausgang gebildet, offenbar ein, freilich in seiner vollständigen Genesis undurchsichtiger Versuch, eine frühere Personalbezeichnung, die der Sprache aus lautlichen Gründen mißliebig geworden war, durch eine Neubildung zu ersetzen. Ein althochdeutsches gābi, mittelhochdeutsches gaebe steht schroff den andern 2 Personen des Singulars gegenüber. Noch dazu war in einigen Verben die dem Gothischen noch allgemein geläufige Endung — t für diese 2. Person des Perfects wirklich erhalten: weis-t von weiz, mah-t von mag u. s. w. So sind denn auch früh Versuche gemacht hier ein gleichförmiges Schema durchzusetzen. Allerlei Mittelstufen, nach Zeit und Ort verschieden vertheilt, wie ein gaeb-es oder -est neben und aus dem mittelhochdeutschen gaebe oder ein selteneres gaebt nach Art von weis-t. Von da war nur ein Schritt zu gabest, was sich ganz fügsam in die Reihe von gab, gaben ꝛc. stellte. Diese Form ist um 1500 schon die entschieden herrschende, keineswegs die ausschließliche, denn häufig sind noch die historisch richtigen mittelhochdeutschen, also gaebe, seltener die Uebergangs-

formen am seltensten die mit bloßem t und diese wieder häufiger unumgelautet — gabt als umgelautet — gaebt, anzutreffen.

Wie dem starken Präteritum, so erging es dem starken Imperativ. Auch hier hat die Sprache schon frühe gestrebt starke und schwache Form — laz gegen lebe — auszugleichen, indem man jener die vocalische Endung zufügte, laze für laz, bevile schon althochdeutsch statt bevil eigentlich bevilhe und bevilh. Indessen auch hier hat wenigstens hie und da die alte Form und zwar sicher durch dieselbe Ursache wie im Perfect Widerstand geleistet. So sind gib, nim, aber auch beut oder büt ꝛc. fest geblieben und andere wie helfe neben hilf, fliehe neben fleuch wenigstens nicht allgemein durchgedrungen.

Aehnlich erging es der 1. Person des Singulars im starken Präsens Indicativ. Sie war einst gleichfalls durch eine specifisch deutsche Eigenthümlichkeit auf u ausgegangen, hatte darum den Vocal der Stammsilbe wenn er ein i oder u war, als solchen bewahrt. Neben gebames mit seinem vor a entfalteten e steht 1. Sing. gibe; 2. wie im Gothischen gibis, später gibist, 3. gibit. Aber alle mitteldeutschen Mundarten entzogen sich von jeher dieser streng oberdeutschen, aber auch zugleich nicht zwar altniederdeutschen aber altsächsischen Form und bildeten, wie das Gothische es gethan und die Mehrzahl der andern germanischen Zweigsprachen, aus der Endung — a ihr gebe. 2. Person natürlich gibist oder gibis. Diese mitteldeutsche Form verwischte den Unterschied zwischen Indicativ und Conjunctiv, der im mittelhochdeutschen Indicativ gibe gegen Conjunctiv gebe, aus althochdeutschem gebēm, so deutlich hervortrat; aber da die Sprache überhaupt sich gewöhnt hatte, die Functionen des abhängigen Modus der Gegenwart, dessen

übrige Formen — wir erinnern an das oben über die Plurale Gesagte — mit denen des Indicativs so sehr sich vermischt hatten, nicht mehr durch die Flexion oder die Form selbst deutlich zu empfinden, und allerlei andere Hilfsmittel dafür eintreten zu lassen, um das Verhältniß der Abhängigkeit zu characterisiren, so war ihr ein weiteres Zusammenfallen von Formen gleichgültig.

Ueberschaut man alle bisher skizzirten Züge, so ist das Gesammtbild der deutschen Verbalflexion um 1500 zwar nicht sehr abweichend von dem mittelhochdeutschen, aber wo es abweicht, darf das Neue fast in keinem Falle als ein glücklicher Griff der Sprache gelten, wenn man nämlich von der sonst durch Thatsachen begründeten Voraussetzung ausgeht, daß es ihr noch immer darum zu thun war, die gefühlten Bedeutungsunterschiede auch durch fühlbare Formunterschiede zu bezeichnen und sich nicht überhaupt alles flexivischen Characters zu entkleiden.

---

## Drittes Capitel.

### Die deutsche Wort-Ableitung.

Die Flexion dient, dem gegebenen Wortbegriff seine Stellung zu andern Theilen einer zusammenhängenden Aussage anzuweisen, der Wortbegriff selbst wird davon nicht berührt: in Tag-es ist der Begriff „Tag" derselbe wie in Tag-e, Tag-en, in band ist der Begriff „binden" in demselben Umfang enthalten wie in „ich binde". Die im engern Sinn sogenannte Wortbildung durch Ableitung dagegen verändert den gegebenen Wortbegriff, ohne ihn zu zerstören, aufs mannigfaltigste: sie

führt ihn aus einer Wortklasse in die andere, das ist noch die leiseste Veränderung. Wenn aus dem Nomen Tag ein Verbum „tagen" gebildet wird, so besteht die ganze Begriffsveränderung nur in dem allgemeinen Unterschied zwischen Nomen und Verbum, der das einzelne Wort ergreift. Oder wenn aus dem Verbum „stellen" ein Nomen Stellung gebildet wird, so gilt hier umgekehrt dasselbe. Schon lebhafter gefärbt sind Fälle, in welchen dem Wortbegriff eine bestimmte Richtung auf andere gegeben, wenn aus liegen, was einen in sich geschlossenen Zustand ausdrückt, „legen" wird, etwas zum liegen bringen. Noch selbständiger treten Bildungen wie „Aermel" aus Arm, „Kleinod" aus klein auf, in denen zwar die Beziehung der Begriffe unverkennbar ist, aber ebenso unverkennbar auch die neue oder eigenartige Abgeschlossenheit der Bedeutung, die das abgeleitete Wort behauptet.

Diese Modification der Begriffe wird, wie schon erwähnt, von der Sprache durch dieselben Hilfsmittel wie die Flexion dargestellt. Zusätze am Ende des Wortstammes sind das Wesentlichste davon. An sich, soweit wir die Sprachentwickelung übersehen können, unselbständige Lautcombinationen, ebenso wohl bloße Vocale, wie bloße Consonanten, oder Verbindungen von beiden, thun die Hauptsache dabei, außerdem aber ist sehr häufig eine nicht von außen etwa durch Umlaut oder Brechung bewirkte Veränderung des Wurzelvocals damit verbunden, die unzweifelhaft auch zu der Veränderung der Bedeutung mitgewirkt hat, nur daß es selbst in den ältesten durchsichtigsten Sprachbildungen schwer ist, die Grenze zwischen dem Einfluß dieser beiden Elemente zu ziehen. Das oben angeführte „legen" neben liegen unterscheidet sich für uns z. B. nur durch den veränderten Vocal, e gegen ie, d. h. i. Die Sprachgeschichte aber zeigt, daß einst ein lagi-an neben lig-an stand;

das erste war ebenso durch das am Ende zugesetzte i, wie durch die Veränderung des i der Stammsilbe von ligan getrennt. Umgekehrt zeigt ein Wort wie Kleinod, wo Ableitung und Stamm in demselben vocalischen Laute übereinkommen, daß der bloße Zusatz am Ende — od — zu einer sehr fühlbaren Aenderung des Begriffes genügt, was auch für Aermel trotz dem Scheine des Gegentheils gilt, denn das A von Arm ist nur durch den Umlaut, durch das ursprünglich in der Ableitungssilbe — el — gestandene i, nicht aus sich selbst zu Ä geworden. Ein drittes Hilfsmittel der Flexion, wenn auch hier sparsam verwendet: Zusätze vor dem Beginn des Wortstammes — das Deutsche kennt sie, wie wir sahen, nur in den beschränkten Resten des gothischen redupliciren den Perfects — hat die Wortbildung gleicherweise ergriffen und im ausgedehntesten Umfange verwandt, hauptsächlich um den Stammbegriff zu verstärken oder, was oft auf dasselbe hinauskommt, ein wiederholtes, nicht bloß einmaliges Wirken des Stammbegriffes zu bezeichnen. Auch hier ist neben der Reduplication, die bald vollständiger bald unvollständiger eintritt, sehr häufig, aber nicht immer, ein Vocalwechsel mit thätig, gewöhnlich auch dabei noch das in gewissem Sinne eigentlichste Hilfsmittel der Veränderung des Stammesbegriffes, jene Zusätze am Ende des Stammes, die unabhängig von diesem, nicht wie die Veränderung des Stammvocales in dem Stamme selbst oder in den vortretenden Zusätzen, aus dessen Lautbestandtheilen entwickelt sind.

Die ältere deutsche Sprache in ihrem urkundlich bezeugten Dasein hat sich fast ausschließlich nur der beiden ersten Hilfsmittel bedient, wenigstens wenn sie nach ihrem eigenen Sprachgefühl den Grundbegriff des Stammes, unbeschadet der beabsichtigten Modificationen seiner Bedeutung, auch in der

Ableitungsform noch erkenntlich erhielt. Allerdings aber hat sie in ihrer neuesten Periode eine unübersehbare Masse von redupliciренden Bildungen gewöhnlich mit, aber auch ohne Veränderung des Stammvocals erzeugt und daß wir ihrer in der Vergangenheit nicht so leicht habhaft werden und je weiter zurück, desto seltener, ist noch kein Beweis für ihr dereinstiges selteneres Vorkommen. Die eigenthümliche Verwendung der meisten davon, die hernach geschildert werden soll, macht es begreiflich, daß sie in den schriftlichen Urkunden, auf die wir allein unsere Kenntniß der Vergangenheit der Sprache gründen, viel seltener angetroffen werden können als in dem ausgedehnten Sprachbereich, der nicht in der Schrift niedergelegt wurde. In der lebenden Sprache greifen wir sie aus dem Leben selbst heraus, und wohl hauptsächlich darum sind oder scheinen sie jetzt so viel häufiger als einstmals.

Wir setzen uns, weil wir uns hier auf dem Boden der Schriftsprache halten müssen, sofort mit diesen eigenthümlichen Gebilden rasch auseinander, um für das Andere mehr Raum zu haben.

Sie treten eigentlich aus dem Begriffe der Ableitung heraus, aber nicht weil sie auch ohne das gewöhnlichste Werkzeug derselben, Zusätze am Ende des Stammes, möglich und auch wirklich sind: ihre Betonung zeigt, daß sie die Sprache nicht als Ableitungen verstanden hat, denn ohne Ausnahme legen sie den Hauptton auf die erste Silbe, die doch an sich keine selbständige Existenz, sondern nur ein Erzeugniß aus der zweiten, der Stamm und Begriffssilbe ist. Sie fallen also für das Sprachgefühl entweder unter die Vorstellung zusammengesetzter Wörter, die eben deshalb keine abgeleiteten sind und auch in ihrer Function in der Sprache etwas ganz Anderes vorstellen sollen, wenn auch nicht immer wirklich vorstellten.

Oder, falls ihr ehemaliger Stamm hauptsächlich durch an ihm vorgenommene Lautverstümmelungen seine Bedeutung verliert, so gelten sie für mit Ableitungen gebildete Wörter: was einst Stamm war, ist zu einem oft gar nicht mehr gefühlten dienenden Gliede herabgesunken.

So haben Bildungen wie das althochdeutsche und mittelhochdeutsche fifalter, gucgouch, wiwint für das deutsche Sprachgefühl ihren Nachdruck durch den Accent auf die erste Silbe verlegt, die doch nichts weiter als ein Vorhall der zweiten ist. Die Stammwörter selbst bestehen immer dabei noch isolirt fort: falter, für uns dasselbe wie fifalter, Schmetterling, wint, etwas schwächer als wiwint, das unserm „Sturmwind" gleicht, gouch noch bis an die Neuzeit heran, soviel wie das reduplicirte, schon mittelalterlich neben gucgouch gebräuchliche und heute in der Schriftsprache allein herrschende „Kukuk". In den beiden ersten Fällen ist die ursprüngliche Wurzelgestalt noch deutlich und die Vorsatzsilbe der Sprache an sich nichts, denn fi und wi sind keine selbständigen Wörter. Nur guc in gucgouch scheint eine Ausnahme zu machen, weil ein Verbum gucken „wie der Kukuk schreien" besteht, doch ist dieses selbst wieder nur von dem Stamme abgeleitet, wie er in guc- aus gouch umgebildet erscheint, also kein ursprüngliches Eigenthum der Sprache, sondern erst denkbar nachdem gucgouch schon vorhanden war.

Daß sich die Naturgewalt des Lautes in solchen reduplicirten Bildungen besonders energisch geltend macht, ist leicht zu fühlen. Daher sind sie so häufig zu bloßen Schallnachahmungen, wie in unserm Mumu, Wauwau 2c., verwandt, also nicht eigentliche Sprachbilder, sondern nur Klänge, die gar nicht den Versuch machen, den ganzen Kern der Individualität des Gegenstandes symbolisch darzustellen, sondern sich einfach

damit begnügen, eine Aeußerung seiner Thätigkeit, den ihm eigenthümlichen Laut, Stimme, wenn es ein lebendes ist, Schall, wenn ein lebloses, abzuschreiben und dadurch sein Gesammtbild in der Phantasie zu erzeugen. Man kann sie aber ebenso gut als bloße Wiederholungen des Schallwortes ansehen. Diese Wiederholung leistet nur auf einfacherem Wege dasselbe, was die Reduplication, die gewöhnlich doch auch mit einer mehr oder minder eingreifenden Veränderung der Lautbestandtheile des Stammes verbunden ist. Wiederholung verstärkt begreiflich den Eindruck des Lautes, wirkt also auch auf die Thätigkeit der Phantasie. Daher denn auch so häufig eine mehrmalige Wiederholung, besonders in den sogenannten Interjectionen, den Ruflauten, in denen sich nicht die Klänge und Schälle der Außenwelt, sondern die unvermittelte, gar nicht zum Wort gediehene Erregung des Gefühls und der Phantasie offenbart: hahaha, hihihi ꝛc.

Das zweite jener drei erwähnten Hilfsmittel zur Darstellung abgeleiteter Wörter, die Veränderung der Vocale der Stamm- und Haupttonsilbe, ist von unserer Sprache mit großer Vorliebe verwandt worden. Es könnte sogar scheinen, als wenn es hier sich mit einer ausschließlichen Energie durchgesetzt hätte, die ihm anderwärts nicht zu Gebote stand. Im Deutschen nämlich tritt die Veränderung der Vocale zum Zwecke der Ableitung sehr häufig scheinbar ohne Begleitung von Zusätzen am Ende auf, so daß die ganze Kraft der Neubildung allein in dem einen Vocale der Stammsilbe ruht. Wenn wir Formen wie bind, band, bund oder fliesz, flosz, flusz nebeneinander stellen, so scheint hier nichts geschehen, als daß der Vocal sich nach einer gewissen Formel verändert hat. Die Formel ist deutlich die nämliche, wie in dem Präteritalbildungen der starken Conjugation, wo ich binde neben ich band und wir bunden, jetzt

banden. steht. Hier aber handelt es sich nicht um eine Veränderung des Wurzelbegriffes, wie in der Ableitung, sondern um die Angabe der grammatischen Beziehungen des ein für allemal feststehenden Wurzelbegriffes.

Weil aber das sinnliche Mittel zu diesen verschiedenen Zwecken das nämliche ist, so wird auch die Vocalveränderung in der Ableitung mit dem nämlichen Ausdruck „Ablaut" bezeichnet.

Im Hinblick auf die ungemein zahlreichen Fälle, in denen entweder so oder so der Ablaut auftritt, mag man wohl etwas emphatisch sagen, er durchziehe unsere ganze Sprache.

Nüchterner aufgefaßt, ist zuzugeben, daß die deutsche Sprache dieses allgemeine Hilfsmittel der Vocalveränderung wie in der Verbalflexion so in der Wortbildung oder Ableitung sehr originell gestaltet hat. Gerade weil ihr das Bewußtsein für die sonst noch wirkenden Kräfte abhanden gekommen ist, die im Verbum neben dem Ablaut den Präsentialbegriff in einen präteritalen verwandelten, die in der Ableitung bind, band und bund die Thätigkeit des Bindens, das Werkzeug zum Binden, das aus dem Binden Entstehende oder Entstandene von einander unterschieden, ruht für sie aller Nachdruck bloß auf diesem Vocalspiel. Sie hat es deshalb nirgends über die Grenzen ausgedehnt, die ihm durch die Naturgesetze der Laute selbst gesetzt waren: sie ist niemals von einem bind zu einem biend oder bānd oder von einem fliesz zu einem flisz oder flasz geschweift, während sie doch in beiden Fällen dem u wenn auch aus verschiedenen Ursachen eine Stelle gab, in bind, weil die Lautverbindung nd es durch innere Wahlverwandtschaft hervorrief, in vlusz, weil es die ursprüngliche Gestalt des Wurzelvocals selbst war. Wo dieser sich jeder Veränderung durch seine natürliche Beschaffenheit entzog, hat sie in der Ableitung

nicht versucht diese Schranken zu durchbrechen. In der Flexion that sie es, wie wir sahen; aber keineswegs „von innen heraus" sondern durch die Zerstörung der Reduplication ist für haihald, nicht aus haihald, hialt, hielt geworden. So etwas kommt in der Ableitung nicht vor: der Stammvocal von halt ist unter allen Umständen unantastbar und wenn die Sprache Ableitungen bilden will, wie sie das in verschiedenen Perioden durch halt, halta, halte; haltaere, halter, helter; haltani; haltida; haltnissi, haltag und haltîg, mit Umlaut später heltig gethan hat, mußte sie sich anderer Hilfsmittel, der eigentlichen ableitenden Zusätze am Ende des Stammes bedienen. Daß in halt, unsrem noch jetzt gebräuchlichen männlichen Substantivum, dieser Zusatz schon in einer vorhistorischen Periode unterging, daß wir für die scheinbar auf den bloßen Stamm beschränkte Form halt ein halti ansetzen müssen, das mit i abgeleitet war, lehrt die Vorgeschichte und die wirkliche Geschichte unserer Sprache, denn nur so erklärt sich der umgelautete Pluralis helte neben dem Singular halt. Daß ganz ebenso jene anderen für das deutsche Sprachgefühl bloß durch den Ablaut von einander unterschiedenen Formen nicht auch noch durch wirkliche ableitende Zusätze geschieden waren, daß fliesz eine ehemalige Ableitung mit dem Vocal a, flusz eine solche mit dem Vocal i verloren hatte, durfte die Sprache, wie schon bemerkt, hier vergessen, wenn sie es auch anderwärts, z. B. in der Declination, nicht vergessen hat, wo vlusz seinen Plural vlüsze nur jenem i der Ableitung verdankt und auch die Form fliesz selbst nur deshalb fliesz und nicht fleusz lautet, weil einstmals ein a auf sie rückwirkende Kraft ausgeübt hat.

Wie weit die Sprache in solchem Vergessen ging, lehrt noch eine andere von der Theorie viel bestrittene und mißverstandene, aber doch im innersten deutschen Sprachgefühl wurzelnde

Manipulation, um wirkliche Begriffsveränderungen zu Stande zu bringen. Man könnte sie mit demselben Rechte, wie man die Vocalveränderung Ablaut nennt, auch unter diese Rubrik stellen und consonantischen Ablaut nennen. Sie äußert sich als eine Verhärtung des auslautenden Stammconsonanten, gewöhnlich, aber nicht immer, mit einer Verstärkung und ganz in der Regel des Ablautes sich vollziehenden Vocalveränderung, entweder ohne oder mit zutretenden noch deutlichen ableitenden Zusätzen. Wenn wir schon im ältesten Hochdeutsch neben dem Stamme slīf ein slipf, neben sliuf ein slupf, neben snīd ein snitz oder sniz, neben ziuh ein zuc, zucken haben, so sind in diesen Formen die harten Doppelconsonanten in pf für f, tz für d, ck für h unverkennbar. Alle diese Bildungen haben ein gemeinsames Gepräge der Bedeutung: sie wächst, verstärkt, verschärft sich, kann man sagen, genau in dem Maße wie der Laut selbst. Aus jedem Lexicon kann sich leicht davon überzeugen wen es das eigene Sprachgefühl nicht lehrt. Daß in den meisten Fällen die Verhärtung des Consonanten sich nach den sonst herrschenden Lautgesetzen erklärt, daß der Untergang eines ehemaligen ableitenden i eigentlich nicht pf statt f, hervorgerufen, sondern das alte p, das hier noch in allen nichthochdeutschen germanischen Sprachen steht, nicht bis zu einem f, sondern bloß bis zu dem Mittelding zwischen p und f pf gelangen ließ, liegt auf der Hand. Aber nicht für alle reicht diese Erklärung aus: von den wenigen hier gegebenen Beispielen paßt sie nicht auf snitz und zuc und die spätere Sprache, die solche Bildungen in immer wachsender, geradezu unübersehbarer Fülle sogar bis heute erzeugte, hat diesen Ursprung der consonantischen Verhärtung völlig vergessen. Was sie beim vocalischen Ablaut thut, thut sie auch hier: sie macht auf eigene Hand Consonantensteigerungen oder -schärfungen

wie in sniz oder zuck, aber immer innerhalb des natürlichen Lautkreises, verwandelt die d wohl in tz d. h. ts, nicht aber in ck oder pf, und fühlt mehr als in der eben nicht immer statthaften ablautenden Vocalveränderung an dem Consonanten das Werkzeug der Begriffsveränderung des Stammes.

Wie sehr die Eigenart der deutschen Sprache solche Bildungen, in denen das Gewicht der Bedeutung in die accentuirte Stammsilbe zusammengedrängt wurde, begünstigen mußte, ist aus allen bisherigen Ausführungen klar. Daß sich schon aus derselben Ursache die eigentlich ableitenden Bildungen durch Zusätze am Ende zu keinem rechten Leben entfalten oder ihr einstmaliges nicht recht behaupten konnten, ist die einfache Consequenz davon. Ob jene Urzeit der deutschen Sprache, die wir nicht aus schriftlichen Zeugnissen kennen sondern nur nach Analogien construiren, schon in dieser Hinsicht ihren besondern Weg eingeschlagen und diese Ableitungen nicht in der Fülle, wie andere verwandte Sprachen, hervorgebracht hat, läßt sich nicht ersehen. Doch liegt die Vermuthung nahe, daß das Urdeutsche, wenn auch darin allen seinen späteren geschichtlichen Phasen weit überlegen, doch im Vergleich etwa mit dem Sanskrit, mit dem Griechischen, mit den slavisch-lettischen Sprachen, selbst mit dem Lateinischen sich durch Armuth oder Einfachheit auszeichnete. Jede der Perioden des historischen Daseins unserer Sprache gewährt die urkundliche Bestätigung dieser Vermuthung; jede ist um so viel reicher an Ableitungen wie sie älter ist und jede spätere um so viel ärmer.

Ein Ersatz dafür konnte auf mancherlei Weise gefunden werden. Blieb man in dem Kreise der ableitenden Lautelemente stehen, so konnte man durch Zusammenfügung mehrerer von ungefähr gleicher Bedeutung die sich mindernde Kraft der früher allein stehenden auffrischen. Oder man ersetzte solche

Gebilde, die schon wegen der natürlichen Abschwächung ihrer Lautbestandtheile ihre Individualität zu verlieren im Begriffe standen, mit andern, die durch energischere Laute dieser Gefahr weniger ausgesetzt waren. Oder endlich, man unterbrach das sonst unumschränkte Walten der Lautgesetze zu Gunsten der Deutlichkeit und Nachdrücklichkeit der Ableitungsform. Auf diese Art erhielt sich die Sprache immer noch viel mehr solche Formen, als sie sonst hätte erhalten können, wenn sie dem Zuge ihrer natürlichen Anlage rückhaltlos wie anderswo, nachgegangen wäre. Die Veranlassung dazu muß man sich als eine entschieden geistige oder aus der Bedeutung stammende denken, wenn auch die Form an sich ursprünglich dabei von Einfluß gewesen sein wird. Wenn eine gewisse Ableitungsform der Sprache wegen ihres häufigen Gebrauchs oder ihrer bequemen Verwendbarkeit besonders lieb geworden war, so wurde die Collision zwischen den zerstörenden lautlichen Mächten, die ihr Gefüge verstümmeln hätten können, und zwischen dem Interesse der Phantasie an einer möglichst kräftigen lautlichen Darstellung der ihr übertragenen Functionen meist zu Gunsten des letzteren entschieden.

In jedem Durchschnitt der Sprachgeschichte kann man zwischen eigentlich lebendigen und mehr oder minder leblosen Ableitungen unterscheiden. Lebendig ist eine solche aber noch nicht deshalb, weil sie sehr häufig im Wörterbuch erscheint, denn das kann auch die bloße Tradition namentlich bei sehr einfachen Gebilden dieser Art bewirken, ohne daß noch irgend ein Gefühl oder Verständniß für ihre Function vorhanden wäre. Nur dann wird man sie recht lebendig nennen, wenn sie fortwährend zu Neubildungen verwandt wird, in denen das Gefühl wirkliche Ableitungen erkennt, Erweiterungen, Einschränkungen oder auf welche andere Art von Veränderung

des Stammbegriffs es abgesehen sein mag. Ob die ursprüngliche Function einer solchen Ableitung immer gewahrt oder mit einer andren vertauscht ist, die ihrer Geschichte weniger entspricht, kommt dabei nicht in Betracht.

So wuchert die vielleicht schon häufigste aller älteren Nominalableitungen, die durch den Zusatz eines älteren aere, noch älteren āri und ari, an das Thema des Begriffswortes, das ebensowohl ein Nomen wie Verbum sein kann, eine persönliche Thätigkeit, daneben auch die leicht daran zu lehnende Orts- oder Heimathsangehörigkeit bezeichnet, in der Sprache des späteren Mittelalters namentlich für diese letztere Bedeutungsnüance. Sie hat zwar gerade das beinahe vollständig verloren, worin ihre sinnliche Kraft einst wurzelte, die Tiefstonigkeit und entschieden vocalische Färbung ihrer ersten Silbe, denn einem aere, umgelautet aus āri, begegnet man nicht mehr, selbst ein ēre ist in hochdeutschen Schriften sehr selten, häufig allerdings noch in mitteldeutschen, obgleich auch hier die durch das allgemeine Streben nach Abstoßung der auslautenden, tonlosen Vocale begünstigte Form er, und dann gewiß nicht ēr, sondern er mit dem klanglosen e, sie verdrängte. Aber sie ist der Sprache durch fortwährenden Gebrauch in lebendigster Erinnerung geblieben und so genügt auch ihr relativ einfacher Lautstand. Allerdings versuchte man ihn einigermaßen zu verstärken, indem man in dem Maße, wie ihre Länge und ihr Tiefton verschwanden, ihr durch consonantische Einschiebsel zu Hilfe kam. Schon im Althochdeutschen zeigen sich die ersten Spuren davon, um im Mittelhochdeutschen häufiger zu werden. Nach der Analogie von wagen-aere von wagen, wo aere zwar nicht zu dem Wortstamme, aber doch zu dem weiter fortzubildenden Wortthema gehörte, wird boge-naere von boge, der Bogenschütze, garte-naere von garte, wilde-naere von wilde, der seine

Thätigkeit auf das Wild gerichtet hat, gebildet und in dieser Art geht die Sprache immer weiter: das umfangreichere Bilde-ner verdrängt das kürzere Bilder, glīszner oder glīssner, gleissner das kürzere glīsser, wobei zugleich der Ursprung des Themas aus dem älteren gelīches-aere von gelīchesen, sich verstellen, vergessen und eine Anlehnung an eine damit gar nicht zusammenhängende Wurzel, die wir als Verbum gleiszen noch besitzen, vollzogen wurde, schaffener für schaffer oder umgelautet scheffer ꝛc. Nur wo — er gleichfalls nach schon althochdeutschem Vorgang zur Bezeichnung der Heimathsangehörigkeit verwandt wurde, da drang dies n oder en nicht ein. Gerade diese Function wurde aber dem er in der letzten Zeit des Mittelalters mit Vorliebe aufgetragen. Jeder deutsche Ortsname ohne Ausnahme und sehr viel fremde sind dadurch zu persönlichen Substantiven umgewandelt, deren späterer, aber nicht damaliger Gebrauch sie fast von adjectivischer Natur erscheinen läßt. Damals ist ein Erfurter, Frankfurter, Meinzer entschieden noch ebenso substantivisch, auf sich selbst im Satze stehend wie ein bildener, bogener und die anderen oben gegebenen Beispiele dieser Ableitung in ihrer anderen noch ursprünglicheren Function.

Neben das für das männliche Geschlecht bestimmte — er tritt das weibliche — in mit ungefähr gleicher Lebendigkeit. Aber auch seine frühere Formenbeweglichkeit wird allmählich vereinfacht. Statt — inne, īn, in, setzt sich das einförmige in oder was nur eine andere Schreibung ist inn durch. Wie bei der entsprechenden männlichen Ableitung er ist die Sphäre dieses — in unbegrenzt und Neubildungen unmittelbar an persönliche Nomina männlichen Geschlechts mit oder ohne das ableitende — er sind gerade so häufig wie die männlichen mit er. Mennin von mann, junglingin von jungling, änin von ane und dergl.

so wie die schwerfälligen gebererin, kindbetterin, zoubererin und dergl., wenn auch nicht allgemein durchgedrungen, liefern doch den Beweis, wie unbeschränkt hier jeder in die Sprache greifen konnte. Ihren klingenden Vocal i mußte aber diese Endung halten, wenn sie noch lebendig bleiben sollte, denn ein er mit seinem so viel energischeren Consonant mochte allenfalls noch gehen, aber en würde eindruckslos gewesen sein.

Wie stark in manchem Falle die Bedeutung in das Schicksal der Form einer Ableitung eingriff, zeigt wiederum sehr deutlich dasselbe īn, wo es nicht für Substantive, sondern für Adjective gebraucht wurde, die eine stoffliche Beschaffenheit in Folge ihrer materiellen Abstammung ausdrücken sollten. Die Silbe īn, später auch ein in dürn-īn von dorn, girst-īn von gerste, lider-īn von leder, hülz-īn von holz hatte in den angegebenen Beispielen das alte u oder i der Stammwörter von seinem Uebergang in o und e abgehalten, den es in diesen selbst vollzog. Aber dadurch wurde offenbar die Verständlichkeit der Beziehung des abgeleiteten Adjectivs auf seine substantivische Grundlage beeinträchtigt: dürnīn, girst-īn u. s. w. lag zu weit ab von dorn, gerste. So entstand neben dürnīn ein dornīn, oder mit dem allmählich über seine Grenzen sich ausdehnenden und einfach sprachwidrigen Umlaut des o, dörnīn, hölzīn. Griff aber einmal der Umlaut lebendig gefühlt und nicht bloß von früher her überkommen, wie in dürnīn, hülzīn, in den Stamm selbst ein, so lag es nahe Formen wie dörnen und dergl. zu bilden, worin die Sprache ihrer sonstigen allgemeinen Naturanlage willfahrte, die sie in allen andern Fällen, mit Ausnahme der wenigen, wo sie der Bedeutung wegen dagegen gehandelt hatte, frei walten ließ. Diese Ableitungsform — en für īn wurde nun aber wieder zu schwach, um die damit verknüpfte, stark gefühlte Bedeutung zu tragen.

Wenn man nun nicht wieder zurückgehen und ein, in oder auch nur in nicht festhalten wollte oder konnte, mußte man zu einem Auskunftsmittel greifen, das sich in der Einschiebung eines r bot; ern aus en, wozu leicht verständliche, wenn auch historisch falsche Analogien wie silberen, silbern, aus silber-in, lideren, lidern aus lider-in die Handhabe werden. Ja dieses energische r verdrängte wohl auch das eigentlich berechtigte n ganz: ein helffenbeiner, hülzer, lider für — ern that sich hervor, konnte aber doch, da die Masse der immer noch sich vermehrenden en oder ern daneben stand, nicht durchdringen.

Hätte das mittelhochdeutsche ec, dessen Schicksale früher schon beleuchtet wurden, sich nicht in ig lebendig umgestaltet, so würde der Sprache ein ihr doch absolut unentbehrliches Ableitungsmittel verloren gegangen sein. Aber diese Ton- und Lauterhöhung verwischte die feine Nüance in der Bedeutung, welche das mittelhochdeutsche ec noch immer, wenn auch nur im traditionellen Anschluß an das wahrhaft lebensvolle althochdeutsche ag und īg sich gerettet hatte. Von nun an entschied nicht die Bedeutung, sondern nur die Analogie ähnlich klingender gleich gebildeter älterer Wörter, ob der Umlaut durchdringen sollte, oder nicht. Und doch lag gerade hierin der Angelpunkt für den Unterschied der Bedeutung: die umgelautete Form hätte auf altes īg, die unumgelautete auf altes ag zurückweisen sollen, ig aber bedeutete jetzt in allen Fällen wo es verwandt wurde nur eins: die Beschaffenheit des Adjectivs, wie sie sich aus der Eigenart des Substantivs ergab, aus dem es abgeleitet wurde.

Zu den beliebtesten Ableitungen der älteren Sprache gehörten die, wo die Consonantenhäufung — ng durch die Vocale a, i, u mit dem Stamme vermittelt wurde. Die spätere Sprache hat nur zwei davon lebendig erhalten und verwerthet, und die

eine nur in ähnlich erweiterter Gestalt, durch Consonanten-Einfügung, wie wir es sie schon öfter thun sahen, wo ihr die bisherige Form zu schwächlich erschien. Diese eine, die Ableitungssilbe — ling oder eling würde jetzt ohne den Zusatz des l nicht mehr wirksam genug erschienen sein, wie sie es doch im Mittelhochdeutschen gewesen war. Denn ein mittelhochdeutsches bertinc von bart, müed-inc von müede, nīdinc von nīd gab dieselbe Vorstellung wie das spätere mietling, sonderling, weichling, nämlich die in verächtlichem oder mindestens in verdächtigem Sinne geschehene Uebertragung des Wurzelbegriffes auf ein Individuum. Die frühere Sprache hatte Bildungen mit wirklichem — ling, aber in ganz anderer Bedeutung, häufig genug entwickelt und aus ihr blieben eine Menge der späteren Zeit erhalten, ohne durch neue vermehrt werden zu können. Däumling von daum, Jungeling von jung, Silberling u. s. w. so verschieden in ihrer specifischen Bedeutung schillernd, sind doch alle ursprünglich als Bezeichnungen der Abhängigkeit und Zugehörigkeit gefaßt und werden auch als solche immer verstanden. Aber das wirklich lebendige — ling enthalten sie nicht: das ist nur da zu finden, wo einst jenes einfachere — ing allein schon dieselbe Vorstellungsreihe zu erwecken vermocht hatte, jetzt aber, weil es dazu zu schwach erfunden wurde, einer verstärkten Form, obgleich diese schon andere Verwendung gefunden hatte, Platz machte.

Neben dem substantivischen Gebrauch des — ling steht unvermittelt seine adverbiale Form wie blindlingen, gaehlingen, sunderlingen ꝛc. Diese Form, eben weil sie an sich handfest genug war, wurde von der späteren Sprache nicht bloß bewahrt, sondern mit entschiedenster Vorliebe, aber immer nur als Adverb des — ling in seiner alten, nicht in seiner neuen Bedeutung unzählige Male neugebildet.

Offenbar wirkte darauf die verbreitetste aller Ableitungen des späteren Mittelalters und von da ab bis heute: althochdeutsch — unga, mittelhochdeutsch unge, später schon oft abgestumpft ung. Sie diente nur dazu aus schon fertigen Verbalbegriffen Substantive weiblichen Geschlechts zu bilden, in denen der Verbalbegriff bloß in eine andere grammatische Sphäre, aus dem Verbum in das Nomen gerückt wurde. Daß er dadurch in seiner eigentlichen oder dem Verstande faßbaren Bedeutung nicht verändert werde, begreift sich leicht, aber doch gab ihm diese neue Kategorie eine veränderte Individualität, die sich aus den schon entwickelten Gegensätzen von Nomen und Verbum erklärt: hoffenunge ist insofern doch etwas Anderes als hoffen oder auch als das hoffen.

Daß die lautliche Schwerfälligkeit solcher Ableitungselemente ihrer häufigen Verwendung nicht hinderlich, sondern eher förderlich war, zeigt sich an den so sehr beliebten Bildungen mit — nusse, nüsse, nuss, nus, nüss oder mit dem ebenso berechtigten i, nisse, niss, nis, deren abstracter Sinn: ein Zustand, aus welchem eine Thätigkeit hervorgehen kann, aber nicht hervorgehen muß, der späteren Sprache so zusagte, namentlich wo es sich um eine nur verstandesmäßige Auseinandersetzung innerer Vorgänge handelte — gedächtnüss, verstendnüss, trügnüss und dergl. — wie er der früheren antipathisch war. Darum und wegen des Formenballastes in dieser Ableitung bediente sich ihrer das Mittelhochdeutsche äußerst selten. So knüpfte das 14. Jahrhundert, wo sie zuerst wieder häufiger sich hervorthut, ohne es zu wissen an das Althochdeutsche, dem seine — nessi, nissi, nussi ebenso geläufig waren, wie etwa einem Populärphilosophen oder Moralisten der mittelhochdeutschen Zeit. — Aehnliches gilt für die Ableitung mit — sal — oder sel, die jetzt gewöhnlich unmittelbar an den

Stamm selbst und nicht mehr wie althochdeutsch und meist auch mittelhochdeutsch durch i oder e vermittelt antreten, nicht mehr trüebesal, sondern trübsal lautete und dadurch die Tieftonigkeit des a um so mehr schützte, je gründlicher sie in der aus einem — sali, seli, hervorgegangenen Nebenform sel zerstört war. Einstweilen gingen noch beide Formen neben einander, ohne eine Auseinandersetzung der Bedeutungen zu versuchen, die der Sprache doch an die Hand gegeben war. In bedenksal und zwanksel bedeutet hier sel dort sal das Nämliche, aber die Schriftsprache sucht das vollere sal offenbar gegen den Zug der lebendigen Sprache zu vermehren, daher denn auch verhältnißmäßig so wenig sel, obgleich sie auch ohne tieftonigen Vocal durch ihren consonantischen Laut fest genug gewesen wären. — Gerade so konnte ja auch die Ableitung — isch ohne das tieftonige i bestehen. In der mittelhochdeutschen Kunstsprache hat sie ihr i fast immer in e verwandelt, wahrscheinlich auch in der gleichzeitig lebenden Sprache. Aber auch hier hat das schon öfters bezeichnete Bestreben der späteren Sprache, vollere Formen wieder durchzusetzen, die Schriftsprache zur Wiedereinführung von — isch statt mittelhochdeutsch — esch getrieben. Daß ein Ableitungselement von einer eben so großen Handlichkeit wie Lautkräftigkeit sich der ausgebreitetsten Verwendung empfahl, begreift sich leicht. In seiner Bedeutungssphäre, ausgedehnt und doch wieder so bestimmt begrenzt, wie sie war, hatte es keinen lebensfähigen Concurrenten: was für die Substantive — aere als Bezeichnung der Ortsangehörigkeit und insofern der Abstammung leistet, das that — isch als Adjectivum, so daß es sich als die nothwendige Ergänzung in die Reihe der Ableitungen — ig und en oder ern stellte, ohne mit einer davon zusammen zu fallen.

Daß die deutsche Sprache sich nicht bloß im 14. und 15. Jahrhundert, sondern schon von unvordenklichen Zeiten her einer mög-

lichsten Sparsamkeit in der Gestaltung von ableitenden Formen befleißigt habe, läßt sich nirgends besser als da sehen, wo sie die Größenunterschiede eines und desselben Nominalbegriffes zu bezeichnen genöthigt war. Andere ältere und neuere Sprachen haben diese Aufgabe mit unerschöpflicher Gestaltungslust ergriffen: war sie doch an sich selbst die dankbarste für die Phantasie und den Witz, da sich ganz unwillkürlich an das bloße nach grammatischen Proportionen construirte Maßwerk auch alle möglichen Arabesken des Humors und der Laune ranken konnten. Das Deutsche aber hat kaum irgend einmal der Laune, selten einmal der Stimmung dabei einigen Einfluß verstattet und wenn es seine Begriffe als dem herkömmlich damit verbundenen Maß nicht genügend, also kleiner und geringer darstellen wollte, höchstens eine gewisse und zwar immer gutmüthige Censur des Bedauerns oder der freundlichen Theilnahme für das kleine oder schwache Geschöpf angebracht. Das, was das Mittelmaß nach der andern Seite überschreitet, hat es überhaupt gar nicht durch solche mit dem Worte in eins verwachsene Lautsymbolik darzustellen versucht: es giebt wohl deutsche, ableitende Verkleinerungs- aber keine Vergrößerungsformen.

So weit das Mittelhochdeutsche und seine eigentlich oberdeutsche Sprachfärbung die Sprache bis zum Ende des Mittelalters beherrschten, sind die dort allmächtig herrschend gewordenen Deminutive auf — elīn oder līn, und die daneben nur bescheidener sich hervorthuenden auf bloßes — el, auch in ihrer Stellung geblieben. Daß österreichische, bairische, fränkische auch wohl schwäbische Schriftdenkmäler allmählich für līn, lein einführen — dafür wieder andere der Volkssprache nachgebend — len und le — hat doch der alt überkommenen Form mit einfachem Vocal anderswo keinen Abbruch gethan, wo in der

Haupttonsilbe schon lange jedes mittelhochdeutsche ī mit ei vertauscht war: man liest auch nach 1500 weinlin, zweiglin etc. Mittelhochdeutsch läßt sich eine feine Nuance zwischen līn und el nicht verkennen; die leichtere Form el ist diejenige, die man wenn auch nicht gerade mit dem Namen „Koseform" bezeichnen darf, aber die doch einen weicheren und gemüthlicheren Anstrich hat als die andere. Die spätere Sprache weiß davon nichts: sie wirken beide gleich und nur landesübliche Gewohnheit oder sonstige traditionelle Autorität entscheidet für die eine oder andere, wobei denn deutlich — lin als die verbreitetere und vornehmere gilt.

Schon das Mittelhochdeutsche hatte, weil es andere vielversprechende Ansätze der früheren Sprache zu reicherer Formentwickelung der Deminutive vergaß, das eben deshalb als fremdartig empfundene ekīn aus dem westlichen Niederdeutschen herübergenommen. Aber es war meist nur an den seit und durch Veldeke hereingeführten Fremdwörtern der höfischen Conversations- und Literatursprache haften geblieben und die Fälle wo es, wie ein blüemekīn von bluome ein echt hochdeutsches Wort — das freilich nur in einer anderen Lautgebung auch niederdeutsch: blōme war — ergriffen hätte, sind zu zählen. Daß aber nicht bloß das westliche, fränkische Niederdeutsche, sondern auch das Mitteldeutsche in weitem Umfang in seinen lebenden Mundarten diese Bildung gekannt hat, ist sicher. Seit dem 14. Jahrhundert strömen sie von da aus in der richtigen Form — ichin, bald auch — ichen in die Literatur ein, klangen aber selbst auf ihrem eigenen Boden immer etwas plebejisch und kindelin oder kindlin vornehmer als kindichin oder kindichen. Anderes zum Theil Uraltes, ein bloßes deminutives ī oder i, eni aus ane, büebi aus buobe; oder lī, li statt līn küngeli, eselli — und dergl. konnte nur in der

auch sonst so zähen Abgeschlossenheit der südwestlichen Mundarten sich behaupten.

Ueberblickt man diese Formen, so wird es begreiflich, daß sie zu dürftig waren, als daß die Sprache nicht nach Aushilfe greifen hätte sollen wo sich eine solche bot. Aus ihren eigenen Mitteln wirklich neues zu erzeugen, dazu war sie nicht angethan, aber der Weltverkehr brachte ihr in den fremden Sprachen, die sie berührten, Einiges, was ihr paßte. Sie griff darnach ohne zu fragen, woher es stammte, wenn es nur ihrem Bedürfniß diente. Dies war, um es noch einmal zu sagen, ein doppeltes: die Ableitungsform mußte von möglichst kräftiger Lautwirkung sein und sie mußte nach ihrer Bedeutung sich dazu gebrauchen lassen eine mehr oder minder stark empfundene Lücke des eigenen Vorraths auszufüllen. So erklärt sich das massenhafte Einströmen der beiden Ableitungsformen īe, später ī und ei je nach der Schreibmethode, für Substantiva, und ieren für Verba, beide aus dem Romanischen entlehnt, die erste sowie sie die damals in Deutschland geläufigste romanische Sprache, das Nordfranzösische sprach, herübergenommen, die andere gleichfalls unter deutlicher Anlehnung an französische mundartliche Aussprache — ier für er, ainier für ainer — gestaltet.

Schon mittelhochdeutsch ging dies romanische īe über die bloß entlehnten Wörter wie amîe, banekīe, prâerīe etc. hinaus auf deutsche, die dadurch, wie man deutlich fühlt, einen gewissen vornehmen Anstrich erhielten. Später aber, als dieser mit der ganzen übrigen Vornehmheit abhanden gekommen war, gab es doch kaum eine Grenze ihres Waltens. Ihre Bedeutung wurde zwar immer gefühlt, aber wollte man sie definiren, so könnte man nur sagen, daß īe überall da thätig ist, wo einheimische Ableitungen versagen. Als nun noch, gleichfalls nach romanischem Vorbild, eine erweiterte Form mit

eingeschobenem r sich neben der einfacheren einführte: büeberie oder i oder ei, dieberei, spilerei etc., deren Bedeutung eben deshalb prägnanter sich abschloß, weil sie die Function einer der deutschen Sprache sonst fremden vergrößernden oder verallgemeinernden und zugleich verkleinernden, d. h. mit entschieden abschätzigem Sinn belegten Ableitung auf sich nahm, wie deren die romanische Sprachen so viele haben, da konnte dieser romanische Fremdling in Deutschland für ewig eingebürgert gelten.

Es kam ihm dabei auch zu gute, was jener andern Ableitung mit ieren, trotz ihrer auffälligen Schwere und Steifheit, doch einen so großen Erfolg gesichert hat. Bei beiden wurde die Verlegung des Tones festgehalten wie sie die fremde Sprache ergab. Dies war gegen die deutsche Grundregel, doch wie jede Regel eine Ausnahme gestattet oder verlangt, so auch diese. Es geschah auch nicht bloß durch eine demüthige oder indolente Fügsamkeit gegen fremde Autorität: unsere Sprache wurde dabei offenbar von einem nicht unbegründeten ästhetischen oder Formgefühl geleitet: schade nur, daß ihre Nerven andre Male, wo es noch besser angebracht war, so wenig Empfänglichkeit dafür zeigten. Die Zurückziehung des Tones auf die Stammsilbe, die Entkräftung oder Verstümmelung der Endsilbe brachte der deutschen Rede eine auffällige Monotonie der natürlichen Rhythmik: seitdem man sich immer mehr gewöhnte, die geschriebene Sprache bloß mit dem Auge und nicht mit dem Ohr in sich aufzunehmen, empfanden das freilich immer Wenigere, aber man empfand es doch. Kräftiger noch als durch die nur halb hieher zu rechnenden Ableitungen mit wirklichen Vocalen wurde diese Monotonie durch eine gelegentliche völlige Tonverschiebung unterbrochen, ohne daß doch der eigentliche Genius der Sprachrhythmik dadurch gelitten hätte. —

Daß dabei die auch sonst günstigere Ableitung mit ī̆e im Vortheil war, fühlt man leicht: die nachschleppende deutsche Flexion in ier-en, die das Deutsche, um sich das fremde er des Infinitivs verständlich oder das ganze Wort als Verbum verständlich zu machen, zugesetzt hatte, schädigte seine Lautwirkung. Trotzdem ist es seit dem 12.—16. Jahrhundert in immer wachsender Verwendung, theils um Verba aus allen möglichen Sprachen in deutsche zu verwandeln — zuerst französische, später mehr lateinische und italienische — dann aber auch um den deutschen verbalen Ableitungen aus nominalem Stamme mehr Körperlichkeit zu geben. Seitdem sie ihre alten Vocale i, ē, ō in ein tonloses e herabgewürdigt oder gar ausgestoßen hatten, fehlte ihnen alles, um sie in ihrer Function zu erkennen. Zwar versuchte man es auch durch Mittel, die im Bereich der deutschen Sprache selbst lagen: man schob zwischen Stamm- und Verbalflexion ein — ig ein, das sich an die als Adjectiv so lebensvolle Ableitung — ig lehnte und der Sprache dasselbe zu sein schien, so wenn man statt sün-den nun sünd-ig-en, statt rei-nen, rein-ig-en, statt kün-den, künd-ig-en bildete. Doch ein kreutzigen, schädigen, vertheidigen haben nicht einmal scheinbare Adjective neben sich und sind doch gewagt worden. Aber diese deutsche Bildung hatte gerade an ihrer absteigenden Betonung einen Nachtheil gegen jene fremde, die mit — ieren, die den Hauptton ganz auf die Ableitung verlegte und den Tiefton auf die Stammsilbe, also einmal keck das ganze Herkommen umdrehte. Auch gab die Ableitung mit igen den Verben eine allzu directe Beziehung der in ihnen enthaltenen Thätigkeit nach außen, während ieren nur den allgemein verbalen Begriff ohne eine solche Beschränkung darstellte. So sind die aus deutschem Stoffe genommenen Bildungen hantieren, schallieren, stolzieren auf

sich selbst gestellt, schildern einen Zustand, wogegen ein halbieren, teilieren, wandelieren ganz so wie die mit -igen abgeleiteten eine Beziehung nach außen geben. Dasselbe gilt für die aus der Fremde entlehnten be- oder buhudieren, croijieren, dormieren, die durchaus einen neutralen Sinn haben, wogegen absolvieren, balsamieren, clarificieren sich auf einen bestimmten Gegenstand der Thätigkeit beziehen.

---

## Viertes Capitel.

### Wortbildung durch Zusammensetzung.

Während die Ableitung einem festbegrenzten Wortbegriffe durch die dargestellten lautlichen Veränderungen eine Bedeutung giebt, worin der Kern desselben nicht berührt, sondern nur besondere Erscheinungsformen, oft auch nur rein grammatische oder syntaktische Verhältnisse dargestellt werden, beabsichtigt die Zusammensetzung, die man gewöhnlich mit ihr unter die allgemeine Rubrik „Wortbildung" stellt, etwas ganz Anderes. Sie rückt zwei oder mehrere in der Sprache selbständig vorhandene oder einmal vorhanden gewesene Wörter formell und materiell so eng an einander, daß daraus eine neue Begriffsindividualität entsteht, die sich in der grammatikalischen Vereinigung ihrer Bestandtheile zu einem einzigen, flectirten oder unflectirten Worte abspiegelt. Alle verwandten Sprachen bedienen sich dieses bequemen Auswegs, um dem Forschritt der von der Sprache darzustellenden Gedankenbilder der Außen- und Innenwelt zu folgen, ohne immer neue eigentliche Wurzeln oder wie wir sie in ihrer uns allein zugänglichen organisirten Gestalt besser nennen, Wortstämme zu erzeugen. Denn man

begreift leicht, daß es dafür durch die natürliche Beschränkung der Sprachwerkzeuge gezogene, im allgemeinen nicht allzu weit gedehnte Grenzen geben mußte, und im besondern Fall, in der einzelnen Sprache rückten sie durch die Einflüsse der besondern Volksart noch viel enger zusammen. Ohne daß deshalb das plastische Vermögen einer Sprache geschwächt zu sein brauchte, durfte sie doch nach einem Mittel greifen, das ihr erlaubte mit ihrem gewonnenen Schatze auf die fruchtbarste Weise zu wuchern. Je mehr aber eine Sprache die Lust oder die Kraft zu wirklichen schöpferischen Thaten verlor, desto lieber bediente sie sich jenes Mittels, das anfangs nicht Ersatz, sondern nur von der Natur selbst gebotene Ergänzung gewesen war. Nun aber wurde es ein Ersatz für die ihr abhanden gekommene Beweglichkeit in der Erzeugung neuer Wurzelwörter. Ein Schritt weiter und man übertrug der Zusammensetzung die Aufgabe, die schon vorhandenen Wurzel- und Stammwörter in ihrem wesentlichsten Bedeutungsinhalt nur zu modificiren, nicht neue derartige zu zeugen. Die Zusammensetzung rückt dann der Function der Ableitung immer näher, ja verschmilzt wohl gar mit ihr, und nicht der lebendige Begriff eines Wortes, sondern nur die historische Analyse stellt es in die Reihe der zusammengesetzten oder abgeleiteten. So ist z. B. in unserm heutigen „adelig" selbst in der gewöhnlichen Schreibung jede Andeutung seines Ursprungs verwischt. Die Schrift stellt es heute, und mit Recht, wenn sie überall das wäre, was sie sein soll, die treue Wiedergabe der Laute, statt der Wörter und des davon abhängigen Begriffes, zu den tausend anderen adjectiven Ableitungen mit ig wie artig, gütig, richtig, denn man fühlt in seiner Endung keine andere Bedeutung als die dem ig in den erwähnten Beispielen dem Stamme gegenüber zukommt. Die historische Analyse zeigt aber, daß hier eine wirkliche, formell untadel-

hafte Compoſition waltet. Die ſelbſtändigen Wörter adel und lich, das zweite der ſpäteren Sprache nur in begrifflich oft weit aus einander ſtehenden Bildungen wie Leiche und g leich bekannt, ſind hier genau in derſelben Weiſe wie in Adel-bert, Adel heid mit einander verbunden. Wer auch die Bedeutung dieſer bert und heid, nicht kennt, fühlt doch, daß ſie einſt eine ſolche hatten und macht ſich, wenn er darüber nachdenkt, eine Erklärung ſo gut es geht, während er adelig und ſogar Adler als einfache Begriffswörter hinnimmt, denn auch in Adler iſt in Schrift und Laut die alte Herkunft aus adel und ar, Aar vergeſſen.

Unſere deutſche Sprache hat ſchon frühe und ſtark ſich dieſem Zuge zu weiterer Verwendung der Wortzuſammenſetzung hingegeben. Er ſteht in Wechſelwirkung mit der verhältnißmäßig ſo beſchränkten Entfaltung des anderwärts lebenskräftigſten und geſtaltungsreichſten Elementes der Ableitung durch dienende Lautzuſätze am Ende des Stammes. Je ſpäter deſto rückſichtsloſer greifen die Zuſammenſetzungen hier in das Gebiet ein das anderwärts oder früher auch im Deutſchen den Ableitungen gehörte, verfallen aber dann auch, wie ſchon die angeführten Beiſpiele zeigen, dem Schickſal gar nicht mehr in ihrer eigenthümlichen Natur gewürdigt, ſondern gleichſam zu einem niedern Range herabgeſetzt zu werden.

Nach der verſtandesmäßigen Auffaſſung ruht in dem durch Zuſammenſetzung neu gebildeten Worte die eigentliche Wucht des Begriffes auf dem zweiten oder letzten ſelbſtändigen Worte, und die vorherſtehenden geben ihm nur die beſondere Färbung oder die eigentlichen Modificationen. In dem lateiniſchen magn-animus von magnus groß und anima Lebenskraft, Seele, iſt demnach anima das eigentlich Weſentliche, magnus das im Vergleich damit Zufällige. Die deutſche Sprache aber vertheilt

das Gewicht der Bedeutung zwischen den einzelnen Theilen gerade entgegengesetzt. Wenn sie das lateinische magn-animus mit großherzig überträgt, rückt sie den Hauptton auf das erste Wort und so hält es sie mit einigen wieder in sich selbst sehr wohl begründeten Ausnahmen bei allen ihren Zusammensetzungen. Sie bekundet damit, daß nicht für den deutschen reflectirenden Verstand, wohl aber für die Gesammtheit der geistigen oder seelischen Mächte, welche das deutsche Sprachbild erzeugen, das erste Glied eines mehrfach gegliederten Wortes eine ähnlich hervorragende Stellung einnehme wie in dem einfachen Worte die Stammsilbe im Vergleich zur Ableitung und Flexion. Nicht ganz dieselbe, weil neben dem auf dem ersten Glied ruhenden Hauptton sich der volle Tiefton auf dem zweiten Glied als Ersatz des Haupttones des sonst selbständigen Wortes erhalten hat, unbekümmert um das alte Gesetz der absteigenden Tonvertheilung, das nicht einmal in der ältesten Zeit der Sprache in diesem Falle gegolten hat. Denn es ist kaum zu denken, daß das Gothische sein zusammengesetztes mati-balg, Speisesack anders als máti-bàlgs betont habe, oder sein thusundifaths, Anführer von 1000, anders als thúsùndifáths, so wenig wie das Althochdeutsche ābantmuos, Abendessen, anders als ábàntmúos, oder mezzisahs, Speisemesser, anders als mézzisàhs.

Doch mußte die Sprache auch hier häufige Ausnahmen gestatten, um den eigentlichen Sinn dieser Manipulation zu bewahren. Wenn sich Begriffe, welche der Seele etwas an sich Einfaches, die Phantasie nicht weiter Anregendes vorstellten, vor allem diejenigen, welche räumliche Verhältnisse, das oben und unten, das vor und hinter und dergl. bezeichneten, als erstes Glied zu einem andern Begriffe stellten, der durch seine eigene Natur das gerade Gegentheil davon, eine unerschöpfliche Fülle

von innern Beziehungen enthielt, wie alle ächten Verba, da wurden jene ersten Glieder von selbst zu einem untergeordneten Bestandtheil des durch die Zusammensetzung gewonnenen neuen Begriffes. Sie verlieren dann ihre eigentliche Bedeutung und springen umgekehrt zu einer mehr oder minder abstracten Allgemeinheit über, die sie nur gleichsam von der Seite her in der verschiedensten Weise bedingend auf den Hauptbegriff des Wortes wirken läßt. Daraus erklärt es sich, daß die deutsche Sprache allen solchen ersten Gliedern von verbalen Zusammensetzungen, den sogenannten untrennbaren Partikeln, die meist nur noch in dieser Verwendung in der Sprache leben, be — ent — er — ge — ver — zer, dann den sogenannten trennbaren, wie durch, für, hinder, über, um, nider, wider, den Ton entweder völlig entzogen und sie mit dem klanglosen e an Stelle früherer voller Vocale ausgestattet hat, die sich in den betonten bī oder bei, ant, ur erhielten, oder sie mit einem Nebenton versieht. Dadurch wird das deutsche Betonungsschema in solchen Zusammensetzungen der Form nach umgestoßen, dem Wesen nach aber erst recht lebendig herausgestellt.

Die deutsche Sprache des späteren Mittelalters hat der Zusammensetzung begreiflich einen größeren Umfang eingeräumt, als die vorhergehende Periode, namentlich das Mittelhochdeutsche, das von seiner angeborenen Neigung und Fähigkeit doch nur einen relativ gemäßigten, dann aber auch immer geistvollen Gebrauch macht. Dagegen hat die spätere Sprache die ungemeine Erweiterung ihres Vorraths an zusammengesetzten Worten doch nur theilweise dadurch erreicht, daß sie auf der von der Geschichte und inneren Construction der Sprache vorgezeichneten Bahn consequent weiter ging. Ihr Bedürfniß war zu groß, als daß es mit dem vorhandenen Bestand gedeckt werden konnte. Sie

hat daher die Grenzen, die ihr angestammt waren, nach mehreren Richtungen überschritten. Sie hat sich damit allerdings eine ganz unverhältnißmäßige Bereicherung verschafft, aber was auf der einen Seite die Mannigfaltigkeit ihrer Darstellungs-Mittel gewann, verlor auf der andern Seite häufig die Anschaulichkeit und klare Plastik derselben und in den meisten Fällen litt darunter die sinnliche Schönheit, die freilich dieser späteren Zeit so viel wie nichts galt.

In diesem eben im allgemeinen characterisirten Gebahren verdient die immer rückhaltloser wuchernde Neigung zu mehrgliedrigen Zusammensetzungen die erste Stelle. Auch die frühere Sprache hatte solche in großer Zahl gehabt, wenn man nur auf die äußere Form, und nicht auf die innere Lebensbedingung ihrer Worte sieht. Ein erbarm-herzig, ein gelîchgevar, das eine aus drei, das andere aus vier Gliedern bestehend, sind doch der Geltung ihrer einzelnen Theile nach zweigliedrige Composita und die Sprache ist nur in den seltensten Fällen zu wirklich mehr als zweigliedrigen, drei oder gar viergliedrigen vorgeschritten. Es mußte sie schon die Rücksicht auf die dann entstehenden Betonungsschwierigkeiten abhalten, wenn es nicht andere aus ihrem ästhetischen Feingefühl stammende gethan hätten. Denn in Fällen wie hóubetmànschaft, hóubetmìssetàt, fiel die lautgesetzmäßige Betonungsweise mit der vom Sinne geforderten zusammen, aber sobald Fälle eintraten, wo es anders stand, war es immer störend für die Sprache. Denn ein Hóchzeitleùt, oder ein Ámposzstòck erzeugten eine Betonung, die zwar durch das relative Gewicht der Bedeutung unerläßlich, aber doch viel mehr als etwa in Ábendmùos und dergl. der natürlichen Rhythmik des deutschen Wortes und Satzes zuwiderlief. Daß aber durch die immer weiter um sich greifende Belastung der Sprache mit drei und

mehrgliedrigen neuen Zusammensetzungen die schon vorhandenen älteren zweigliedrigen in eine etwas zurückgeschobene Stellung geriethen, ist begreiflich. Das Gefühl für das selbständige Leben der einzelnen Theile und in sofern auch die eigentliche Fülle ihres Gesammtinhalts blieb nur da lebhaft, wo eine ganz energische, möglichst sinnenfällige Gegenständlichkeit des Begriffes das zweite Wort schützte; denn dies war natürlich der Abschwächung mehr als das erste, oder jetzt im Gegensatz zu dem ersten, so weit es nicht seines Tones verlustig gegangen, ganz allein ausgesetzt, eben wegen der auch hier eingreifenden Neigung der Sprache, alle Nebentonsilben als indifferent in der Form und damit auch bis zu einer gewissen Grenze im Inhalt zu betrachten. Umgekehrt, wie das Bestreben den Tiefton gewisser Ableitungssilben festzuhalten, diesen zu einer, wenigstens relativ im Vergleich mit ihren anderen Genossen, erhöhten Lebensthätigkeit verholfen hatte, entwickelte sich jetzt leicht aus dem Tiefton, der in der Zusammensetzung den Hochton des selbständigen Wortes vertrat, eine beinahe völlige Tonentziehung solcher zweiten Glieder von Zusammensetzungen, wenn sie auch durch ihren Lautwerth sehr wohl zur Hegung des Tones geeignet waren. Denn die Substantiva heit, schaft, tum, die Adject. baere, oder jetzt schon allgemein bar, haft, lich, das sehr selten dem alten lîch durch ein neues leich ganz gleichwerthig zu bleiben versuchte, gewöhnlich aber mit der verkürzten Form sich begnügte, und sam haben ihre gegen das erste Glied des Wortes so ganz verhallende Bedeutung zuletzt doch nur von dieser in der Geschichte unserer Sprache so tief begründeten Neigung. Sobald die mehr oder minder abstracte oder der kräftigen Individualisirung entbehrende Bedeutung eines Wortes sich damit verband, wie hier in heit, schaft, tum die des Zustandes im allgemeinen, oder in den genannten Adjectiven baere, der

Veranlassung, in haft des mit etwas Individuellem Behaftetseins, in lich die äußere oder innere, nähere oder fernere Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung u. s. w., war das Bild der wahren Zusammensetzung zerstört und auf anderem Wege, jedenfalls aber in sehr schwerfälliger Weise, nichts weiter als eine Ableitung gegeben. Wirklich lassen sich aus der früheren Sprache für alle diese Compositionen gleichwerthige eigentliche Ableitungen auffinden, die völlig dieselbe Function hatten, aber der Zusammensetzung Platz machen mußten, weil ihre äußere Lautform sie zu wenig ins Ohr fallen ließ.

Die Sprache aber schaffte sich für diesen unläugbaren Verlust an wirklichen Zusammensetzungen d. h. solchen, in denen sie selbst, wie sie es begehrte, aus dem neuen Begriffswort noch die ursprünglichen Stammworte heraushörte und fühlte, einen Ersatz. Sie that es durch möglichst weite Eingriffe in das Gebiet der Flexion. Eine Menge früher selbständiger Casusverhältnisse, die in mehreren Worten ausgedrückt waren, wurde jetzt zu einem Einzelworte im Satze. Noch das Mittelhochdeutsche hatte in Wendungen wie ein küneges sun, den Genetiv küneges vollständig von dem ihn regierenden Substantiv getrennt gehalten, nur je nach der Beziehung, die die Sprache dahinein legen wollte, den trennenden Raum für das Gefühl bald schmäler bald breiter erscheinen lassen, so daß die Worte entweder so viel wie unser ein Königssohn oder eines Königs Sohn bedeuten konnten. Jetzt gab die Sprache dieses zarte Verfahren auf und rechnete in jedem Fall wo ein abhängiger Casus durch Einfügung zwischen das regierende Wort und dessen Zubehör in Artikel oder bestimmenden Adjectiven zu stehen kam, ihn als erstes Glied einer wirklichen Composition, so daß sich die einst so mäßige Zahl solcher wie rinder-hirte,

wo noch früher ebenso gut rinder als Genetiv Plural frei zutreten konnte, windesbrût, sumeresziț, vürstendienest ins unendliche vermehrt und nur da noch die Selbständigkeit des voranstehenden Wortes gewahrt ist, wo es durch den Zusatz eines Artikels oder attributiven Adjectivs gleichsam einen Gegendruck erhält. Doch ist ebendeshalb eine solche Fügung der Sprache im Ganzen, wo sie sich in voller Natürlichkeit bewegt, sehr viel weniger genehm als das Zusammenschweißen mit dem regierenden Nomen, also des sumers oder sommers zeit nicht so mundgerecht wie die sommerszeit u. s. w.

Dieser mächtige Zug, die Mehrzahl aller so sehr häufig erscheinenden vorgestellten Genetive in wirkliche Zusammensetzungen zu verwandeln, mußte überall da sich nicht recht befriedigt sehen, wo die genetivische Form selbst undeutlich geworden wäre. Seitdem der Genetiv von Worten auf unge oder ung, heit, schaft, überhaupt bei allen Femininen mit Ausnahme derer, die noch ihre schwachen Formen — frauwe Genetiv frauwen — richtig bewahrt hatten, mit dem Nominativ so ganz zusammengefallen war, konnte man keine genetivischen Composita davon bilden und doch strebte die verständige oder auf Deutlichkeit gerichtete Sprachauffassung der Zeit wo möglich alle Composita von Substantiven durch Anlehnung an das genetivische Verhältniß sich klar zu machen. Deshalb wurde in den meisten Fällen, wo Feminina mit andern Nominibus eine Zusammensetzung eingingen, auf die der Begriff des Genetivs übertragen werden konnte, auch das energischste Kennzeichen desselben, das s, obgleich es eigentlich nur dem Masculinum oder Neutrum gebührte, angefügt und so entstanden seit dem 14. Jahrhundert zuerst in Mitteldeutschland die Composita mit unges oder ungs — innungesmeister, ladungsbriefe,

warnungsspiegel u. s. w., denen sich dann die freiheitsbriefe, weisheitsweg u. s. w. anschlossen. —

Doch läßt sich nicht verkennen, daß die einigermaßen gebildete Sprache diese unorganischen und nicht einmal bequemen Formen noch mit einiger Zurückhaltung behandelte, obwohl auch sie sie nicht ganz von sich ferne halten konnte.

# Dritte Abtheilung.

## Erstes Capitel.

### Der deutsche Wortvorrath.

Die Geschichte der Ableitung und Wortzusammensetzung ist, wie leicht zu ersehen, ein Hauptstück in der Geschichte des Sprachmaterials, wenn man es als Sammlung der im Gebrauch befindlichen einzelnen Wörter betrachtet. Es ist durch beide Arten der Wortbildung nicht bloß eine Veränderung der lautlichen Formen, die ein früherer Sprachstand zeigte, geschehen, sondern die auf solche Art auch nur aus dem altvorhandenen Sprachvorrath gezogenen Neubildungen führten der Sprache in den meisten Fällen auch neue Begriffe und Vorstellungen zu, die für neue Wörter gelten konnten. Manches davon, was der späteren Sprache im Verhältniß zu der früheren eigenthümliche Färbung giebt, ist schon berührt worden, hier sei nur zusammenfassend daran erinnert, daß die spätere Sprache mit ausgesprochener Vorliebe sich den abstracten Bildungen zuwandte, die früher wohl auch einzeln im Gebrauch waren, aber doch niemals sich in den Vordergrund drängen durften. Die zahllosen neugeschaffenen Wörter mit -unge, ung; nisze, niss; die völlige Verflüchtigung der einstmaligen Bedeutung in den Endbestandtheilen der Zusammensetzungen mit -heit, schaft,

tum und dergl. sind sehr auffällige Symptome davon. Es läßt sich allerdings nachweisen, daß nicht die ganze Sprache auf gleiche Weise damit durchsetzt ist, daß sie von einer bestimmten Richtung der Literatur gepflegt und in dieser, der gelehrten und moralisirenden, gewöhnlich in unmittelbarer Anlehung an ihre lateinischen Vorbilder der heimischen Sprache zugeführt worden sind und daß doch nur ein kleiner Theil davon sofort in die eigentlich lebende Sprache auch des schriftlichen Gebrauchs einzudringen vermochte. Insofern darf man die aus solcher Quelle stammende Bereicherung des deutschen Wörterbuchs nicht zu hoch anschlagen, so wenig wie die unter ähnlichen Verhältnissen in der Zeit der althochdeutschen Uebersetzungs- und Aneignungsliteratur erfolgte. Aber man darf sie auch nicht zu abschätzig behandeln. Denn einmal zeigt sich doch in allen solchen Bildungen der allgemeine Sprachgeist der Zeit, auch wenn sie nur ein Einzelner wagt oder wenn sie nur für die gemacht oder recht verständlich sind, welche eine bestimmte Summe gelehrten Wissens, namentlich lateinischer Sprachkenntnisse besitzen. Dann konnte es aber auch nicht fehlen, daß nach und nach immer mehrere solcher Wörter ihre Exclusivität abstreiften und sich populariſirten. Wenn man z. B. die verwickelte Geschichte von Worten wie innec-heit, innekeit oder miteleidunge, die um 1500 einen so breiten Raum in der lebenden Sprache einnehmen, mit Aufmerksamkeit verfolgt, sieht man wie das eigentlich Prägnante dieser Begriffe, die wir heute noch ungefähr ebenso damit verbinden — Innigkeit aber auch Innerlichkeit, und Mitleiden — von einem ganz engen Kreise, von der Schulsprache unserer sogenannten Mystiker des 13. und 14. Jahrhunderts ausgegangen ist, welche den der Sprache sonst geläufigen Einzelworten in der Zusammenfügung einen ganz neuen Sinn unterlegten. Nur sie und ihres Gleichen fühlten

zuerst ihre eigentliche Bedeutung, aber weil damit ein Bedürfniß der Sprache oder des gesammten Volksgeistes getroffen war, verbreiteten sie sich bis in das gewöhnliche Leben, wo sie im wahren Sinn des Wortes eine Lücke ausfüllten. Denn hier galt es eine wirkliche Begriffsneuschöpfung, nicht den Ausdruck eines schon vorhandenen Begriffs durch ein neues Wort, wie in anderen Fällen, wo das alte Wort durch irgend welche mitunter offenkundige, mitunter verborgene Ursachen der Sprache unbequem oder verdunkelt worden war. So ist z. B. das mittelhochdeutsche ābunst, āgunst später durch abgunst ersetzt worden, das gerade so viel wie jene besagte. Aber seine Bildung aus abe, ab, und gunst war einer Zeit deutlicher, die in ābunst und āgunst den ersten Theil der Zusammensetzung, die Partikel ā, nicht mehr verstand und sich daher entweder aller damit gebildeter Wörter, wie āgez, ākōsen, ākust, āleibe ꝛc. ganz entledigte — nur das häufigste von allen āmaht, Mangel an Kraft, leistete Widerstand — oder den zweiten Theil der in den meisten Fällen noch immer cursirendes Sprachgut war, beibehielt und durch den Zusatz eines verständlicheren ersten Wortes sicherte. War das zweite Wort selbst wie in bunst veraltet, so mußte auch dies fallen und so trat nun das eine abgunst an die Stelle der zwei älteren, wie gunst selbst bunst und das einfachere anst verdrängt hatte.

Nicht in jedem Falle ist es so leicht, die Ursache des Untergangs und der Neubildung zu entdecken, obgleich man überall als leitenden Grundsatz dieselben Motive festhalten muß. Wo der Sprache durch den geschehenen oder drohenden Untergang eines Wortes ein wirklicher Mangel fühlbar wurde, da war sie sofort bei der Hand ihn zu ersetzen, gerade so wie sie Worte, die durch eine veränderte Richtung des Denkens oder der ganzen Lebenshaltung der Zeit unverständlich und inso-

fern überflüssig wurden, entweder ganz aufgab, oder ihnen eine neue Bedeutung einprägte. Das erste geschah dann, wenn das Wort von einer früheren Culturperiode gleichsam ganz aufgesogen, von ihrer Individualität so völlig durchdrungen war, daß es eben nur in und mit ihr und nur als das was es ein und für allemal vorstellte, zu existiren vermochte. So etwa das einst so populäre Adjectiv halt, dessen eigenthümlich heroisch-romantische Färbung des Begriffes „kühn, streitmuthig" ein für allemal mit der Vergangenheit verwachsen war. Auch im 14. und 15. Jahrhundert gab es tapfere und kühne Männer genug, aber die Bezeichnung halt paßte doch nicht mehr auf sie, sondern ganz nur auf die Helden unseres volksthümlich-romantischen Epos, auf Sigfrid, Dietrich, weniger auf die ritterlichen Ideale eines Parzival, oder selbst eines Kaiser Karl. Die spätere Zeit fühlte nur eine Bedeutung aus dem ihr undurchsichtigen Kerne des Wortes heraus, die der Schnelligkeit, der Vordringlichkeit und auch diese würde sie vergessen haben, wäre nicht das Adverbium halde, balt, schon länger von der Sprache gerade nach dieser Richtung freier und dadurch lebenskräftiger ausgebildet worden. Oder ein anderer nahe daran streifender und gleichsam wahlverwandter Begriff, ellen, der eigentliche Schlachten- oder Kampfesmuth, oder wīc, und davon wīgant, aus dem Participium zum Substantiv erhoben, worin das allgemeine Bild des Kampfes und Kämpfers eine so specifische Färbung erhalten hatte, daß eine andere Zeit mit ihrer veränderten Kampfesweise, und noch mehr mit ihrer veränderten Gemüthsstimmung beim Kampfe damit nichts anfangen konnte.

Dies Schicksal traf aber doch verhältnißmäßig nicht viel Wörter. Namentlich, wenn man alle deutschen Mundarten zusammenhält, wie sie ihren eigenthümlichen Sprachschatz in der Literatur niederlegten, oder, wenn es möglich wäre, das zu überschauen,

was noch in ihnen lebte, aber zufällig oder vorsätzlich nicht zur literarischen Verwendung gelangt ist, würde sich die Zahl derjenigen Worte, die man in einer gewissen Zeit wirklich untergegangen oder ausgestorben nennen darf, sehr beschränken. Es gilt auch hier einen gewissen mittleren und dadurch einigermaßen allgemein gültigen Durchschnitt der Sprache festzuhalten, der aber am Ende des Mittelalters wie unsere ganze bisherige Darstellung gezeigt hat, viel weniger Greifbarkeit als etwa in der mittelhochdeutschen Periode oder in der heutigen Sprache hat. Im 13. Jahrhundert sind Wörter wie barn, das Kind, berht, glänzend, blide, freundlich, broede, gebrechlich, brogen, sich in die Höhe richten, degen der Kriegsmann, diesen nachziehen, donen in schmerzlicher Bewegung sein, dürkel durchbohrt, durnehte, vollständig 2c., ebenso allgemein gebräuchlich wie im 15. Jahrhundert fast verklungen. Alle diese Wörter gehören nicht zu denen, die durch einen besonders starken cultur- oder sittengeschichtlichen Verbrauch gleichsam aufgezehrt worden sind: sie bezeichnen ohne Ausnahme Vorstellungen, die wegen ihrer relativen Allgemeingültigkeit für alle Zeiten, sollte man denken, in demselben Worte hätten gegeben werden können. Wenn nun auch in jedem einzelnen Falle es schwer ist den Grund für ihr unläugbares Zurücktreten heraus zu finden, so liegt er doch manchmal nicht so tief versteckt. Einige, wie barn, berht, broede, degen, durnehte, sind selbst im Mittelhochdeutschen nicht eigentlich mehr volksthümlich oder in dem Sinne, wie es für die spätere Sprache gilt, lebendig zu nennen. Sie stehen freilich nicht bloß in den Büchern und cursiren nicht bloß als Münze unter den Buchgelehrten oder Schreib- und Lesekundigen. Sie sind wenn auch nicht gerade in der gebildeten Umgangssprache der Zeit zu finden, doch in der jedem Gebildeten wohlbekannten Sprache des höheren künstlerischen

Ausdrucks und Stils, die man sehr scharf von einer bloßen Bücherſprache ſcheiden muß. Mit dem Verklingen dieſer Kunſtſprache haben ſie ſelbſt ihren Boden verloren. Noch weiter zurück, in der althochdeutſchen oder urdeutſchen Periode, darf man ſie als Gemeingut der geſammten deutſchen Volksſprache anſehen. Von dieſer Höhe ſind ſie dann ſchon in der Folgezeit zu der Stellung etwas alterthümlich gefärbter, aber eben deshalb der Poeſie ſehr wohl anſtehender Ausdrücke herabgeſunken, wenn man den Standpunkt der eigentlich lebenden Sprache als den maßgebenden gelten läßt. Später, wo die literariſche Tradition ſtockte oder nur als eine bloße Formel weiter fortgeführt wurde, ſind ſie in einzelne Mundarten zurückgeworfen, wo ſie noch lange, aber meiſt unbemerkt ihr Daſein friſteten. Selbſt die Schriftſteller, die ſonſt das Gepräge ihrer Mundart am eigenſinnigſten zur Schau tragen, haben doch ſolche Wörter in der Schrift möglichſt vermieden, weil ſie auch bei ihnen nur in einem Winkel der Volksſprache, aber nicht auf ihrer breiten Oberfläche lebten.

In einigen Fällen ſind es rein lautliche Verhältniſſe, die die neuere Sprache bewegten ſich gewiſſer gleichklingender Wörter möglichſt zu entäußern. Das Mittelhochdeutſche hatte noch ein bern geſchriebenes Wort in den allerverſchiedenſten Bedeutungen unbedenklich verwandt, einmal weil der Stammvocal ſelbſt in ſeiner fein begrenzten doppelten Möglichkeit der Ausſprache, als ſogenanntes offenes oder als geſchloſſenes e, eine lautliche Sonderung ergab, die ſpäter, wo die Schärfe der Ausſprache offenbar ſich abſtumpfte, nicht mehr ſo gefühlt werden konnte oder ſelbſt, wenn ſie fortbeſtand, doch von dem gröberen Ohr nicht mehr als genügend empfunden wurde. Dann beſaß aber auch die ältere Sprache eine viel lebhaftere Beweglichkeit und Empfänglichkeit der Phantaſie und dadurch

wurde es ihr eher möglich, aus dem Zusammenhang heraus allen Mißverständnissen der isolirt aufgegriffenen oder von der Reflexion isolirten Form vorzubeugen. Man hörte also ohne Verwirrung aus bern mit dem geschlossenen e entweder das althochdeutsche beran, das starke Verbum „hervorbringen", oder das althochdeutsche berin, beron ꝛc., d. h. alle Casus des Substantivs bero „Bär", oder mit offenem e, den Dativ Plural von althd. beri „Beere", oder eine abgeleitete Verbalform — althd. berjan, „schlagen" heraus. Die neuere Sprache beseitigte wenigstens zwei dieser Wörter, je eins mit dem offenen und geschlossenen e, bern hervorbringen und bern, schlagen und trennte ber oder wie es bald häufiger nach der Aussprache geschrieben wurde, in der sich das ursprüngliche Verhältniß des offenen und geschlossenen e gerade umgekehrt zu haben scheint, bär, oder um die Verlängerung zu bezeichnen, bähr von ber, die Beere, noch dadurch, daß sie dieses aus dem sächlichen Genus in das weibliche versetzte, wie es ihr mundartlich die ältere Sprache schon vorgethan hatte. Damit war dies letztere Wort von einem andern jetzt gleichklingenden, früher aber durch scharfen metrischen Unterschied davon getrennten, von dem Worte bēr, Eber, fern gehalten, freilich aber auch dessen später erfolgter Zusammenfall mit dem andern Substantiv Bär vorbereitet, oder wenn der Verstand nun daran wieder Anstoß nahm, so war das eines dieser Wörter zum Untergang bestimmt. Er hat in der Schriftsprache das erste getroffen, weil dafür schon zur Noth in dem synonymen Wort Eber ein Ersatz gegeben war. Die beiden Verba aber konnte sie missen, weil sie neben bern „hervorbringen" schon lange ein zusammengesetztes, durch ge in seiner Bedeutung verstärktes gebern „gebähren" in Gebrauch hatte und für den Begriff des Schlagens ihr besonders aus den Mundarten eine Menge von Ausdrücken zu Gebote standen.

Daß neben bēr auch noch ein bēr, oder richtiger bēre existirte, umgebildet wohl aus dem lateinischen pera, Sack, ein Geräthe für die Fischerei, eine Reuse, konnte das Mittelhochdeutsche gleichfalls besser als die spätere Sprache ertragen, weshalb denn auch diese es entweder ganz aufgegeben, oder mit bēr und ber d. h. ihrem „Bär" zusammengeworfen hat.

Die spätere Sprache ist in ihrem Wortvorrath häufig durch eines ihrer durchgreifenden Lautgesetze in solche Verlegenheiten gesetzt worden. Schon in dem eben besprochenen Fall sehen wir, wie die Verlängerung des betonten Vocales ursprünglich ganz verschieden quantitirte Wörter zusammengebracht hat. Mochte das e im mittelhochdeutschen ber ausgesprochen werden wie es wollte, es konnte nicht mit ē in bēr oder bēre verwechselt werden. Aber wenn die Sprache in allen Fällen ein solches Zusammenfallen der Quantität als ein unübersteigliches Hinderniß der Verständlichkeit hätte betrachten wollen, so hätte sie sich vieler tausende ihrer gebräuchlichsten Wörter entäußern müssen und dazu hatte sie gewöhnlich keine Neigung, um so weniger, als der Vorgang der Lautverlängerung ja nicht auf einmal, sondern ganz unmerklich eingetreten war. Zieht man den Durchschnitt von 1500 und vergleicht ihn mit dem von 1200, dann ist der Gegensatz so stark, daß er zu den wesentlichsten Charakterzügen des einen und des andern Sprachstandes gehört. Aber am Ende des 13. Jahrhunderts und noch im 14. sind Wörter wie wăr zu wār entschieden noch nicht völlig in der Quantität zusammengefallen und eben dadurch auch der Anstoß der dadurch gegeben werden konnte, für uns, nicht für damals vorhanden. Daß die Schrift, als sie einmal darauf aufmerksam wurde, und die Deutlichkeit für das Auge durch genaue Trennung ihrer Formen zu bezeichnen bestrebt war, was gegen das Ende des 15. Jahrhundert ersichtlich ihr Be-

streben ist, alle in ihrem Bereiche liegende Auswege einschlug, bezeugt nur, wie sehr die Schreiber dieser Zeit schon mehr und mehr unter die Herrschaft der isolirenden Reflexion und zugleich des Buchstabens gerathen waren. Aber nicht einmal für den bloßen Leser wurde damit etwas erreicht, weil alles System und alle Consequenz fehlte; denn wenn der eine das verlängerte ē im mittelhochdeutschen mer mit ee, der andere mit eh gab, während dieselben oder wieder andere das Mittelhochdeutsche mēr, auch bald meer, bald mehr schrieben, so wuchs dadurch nur die Verwirrung für das Auge.

Die andere Weise, die Exclusivität der Bedeutung einer früheren Culturperiode zu ignoriren und ein Wort in seiner Lebendigkeit fortzuerhalten, indem man entweder auf die ursprüngliche Fülle seines Begriffes zurückging und es sonach in allgemeinerem Sinne verwandte, oder indem man an Stelle des einen Charakterzugs einen anderen treten ließ, welcher der Zeit und ihren Bedürfnissen mehr zusagte, hat sehr viele der hervorragendsten oder typischen Bestandttheile des mittelhochdeutschen Sprachschatzes betroffen. Man kann im allgemeinen sagen, daß sich die innere Auflösung des ritterlichen Idealismus nirgend anders so deutlich als an dieser Umschmelzung seiner Sprache spiegelt. Aeußere Formen des Ritterthums mochten zwar immer noch fortbestehen, und so sind denn auch die Namen für dieselben unverändert von der Vergangenheit übernommen worden, wie z. B. die Turnierkunstworte des 13. und 15. Jahrhunderts meist dieselben sind. Kam eine neue Mode auf, so forderte sie natürlich auch eine neue Bezeichnung; vor der Mitte des 15. Jahrhunderts konnte kein Rüstungsstück krebesz (oder krebs) oder kürisz heißen, weil es vorher keines von dieser besonderen Form gab, aber gegen die Masse des Festgehaltenen ist das Verlorene oder Neue in

diesem Bezirke doch nur sehr unscheinbar. Anders aber in dem, was sich auf das innere Leben, die Gemüthsstimmung, Denkungsart, Weltanschauung bezieht. Auch im 15. Jahrhundert betrachtete man höveschеit und dörperheit, māze und unmâze, milte und unmilte, saelde und unsaelde, tugent und untugent, vuoge und unvuoge, wīsheit und tumpheit, zuht und unzuht als die Grundpfeiler der sittlichen Werthschätzung, aber nicht mehr in der Begriffsfüllung oder Beschränkung, die sie einst, 300 Jahre früher, zu Grundpfeilern der damaligen sittlichen Bildung gemacht hatte. Auf das Einzelne eingehen, hieße mehrere der hauptsächlichsten und inhaltreichsten Grundzüge des Seelenlebens und der sittengeschichtlichen Entwickelung der deutschen Nation vom Mittelalter bis zur Neuzeit im einzelnen verfolgen, daher hier nur einige Andeutungen: māze, milte, saelde und unsaelde, tugent, wīsheit etc. sind der späteren Zeit ebenso sehr ihres conventionellen Typus von 1200 entkleidet, wie sie eine lebendig gefühlte Wirkungskraft auf das Gemüth durch die Phantasie verloren haben. Sie sind verständiger aber auch kälter geworden. Wenn unsere mittelhochdeutschen Dichter alle diese Begriffe so häufig personificiren, von einer „Frau Maze, Frau Saelde u. s. w. reden, so finden wir uns in eine solche Allegorie, wofür wir sie halten, leicht genug, weil wir durch die Voraussetzungen der modernen und antiken classischen Stilisirung daran gewöhnt sind. Doch dem eigentlichen Mittelalter ist es keine bloße Allegorie, es redet nicht bloß in poetischer Licenz von einem Thor der Saelde, einem Gewande das die Maze zugeschnitten hat: spätere Dichter oder Reimschmiede mögen es so gehalten haben; ihnen ist die volle Individualität dieser ethischen, überhaupt der meisten übersinnlichen Begriffe in dem Verhältniß entschwunden und durch ein bloßes Rechenexempel des verständigen Urtheils ersetzt, als

sie selbst nicht durch ihr Verdienst, sondern durch den großen Gang der Geistesentwickelung von den zufälligen Schranken jener älteren Auffassung befreit worden sind. Zu einer warm empfundenen Individualität gehört aber nothwendig eine Enge des Spielraums für ihre Auffassung oder was dasselbe ist eine geschlossenes Gepräge der Physiognomie, und daß dieses nur aus dem Innenleben der Zeit selbst, aus dem Glauben, in dem der Mensch in Bezug auf sich selbst und sein Verhältniß zu den großen ihn bedingenden Mächten lebt, hergeholt sein konnte, bedarf keiner Auseinandersetzung. Daher erklärt es sich, daß alle solche Begriffe in der späteren Sprache und setzen wir hinzu in der gesammten neueren, zwar tiefer oder freier und insofern vergeistigter aussehen, daß die tugent bei einem Moralisten des 14. und 15. Jahrhunderts ungefähr dasselbe wie heute, die in der guten That sich äußernde innere sittliche Durchbildung bedeutet, während ein Hartmann und ein Wolfram darunter eine der Fertigkeiten verstanden, durch welche ein in ihrem Sinne gebildeter Mann im praktischen Leben seine Bildung bewährt, also ungefähr so viel wie „Tüchtigkeit", daß wisheit und ihr Gegentheil tumpheit im Mittelhochdeutschen die gereifte Lebenserfahrung und das Gegentheil davon, aber keineswegs das lateinische sapientia und stultitia bedeuten, wisheit also das was später und bei uns Klugheit heißt, während das Mittelhochdeutsche kluocheit Feinheit, Zierlichkeit ist. Aber sie sind dadurch auch um so vieles verschwommener, wenn man es so nennen will, unpoetischer, weil minder individuell menschlich geworden. Das alte wise konnte sich so ziemlich mit dem ganz concreten, ganz sinnfälligen Bilde von grise, alt, decken, womit es häufig zu rhetorischer Wirkung verbunden oder vertauscht wird, tump ebenso mit dem Bilde junc; das spätere wise oder weise, tump oder mitteldeutsch geschrieben und gesprochen dumb

war viel zu abstract gedacht, um mit solchen sinnlichen Beziehungen etwas zu schaffen zu haben. In jedem Fall sind alle diese Wörter und Begriffe in der späteren Sprache um so viel prosaischer geworden, als die ganze Zeit es im Vergleiche mit der Höhe des mittelalterlichen Lebens ist. —

Eine solche Begriffserweiterung oder Vertiefung hat nicht alle dem umschriebenen Bezirk zugehörigen Wörter betroffen und ihr neues Leben in der Sprache bedingt. Andere sind durch das entgegengesetzte Verfahren gerettet oder lebendig erhalten worden, durch Verengerung ihres ehemaligen Inhaltes. Damit war von selbst ein späteres Heraustreiben der jetzt allein als typisch gefaßten Characterzüge ihrer Physiognomien gegeben und so sehen alle die von diesem Processe betroffenen Wörter in der späteren Sprache schärfer, härter, eckiger, herber aus, ohne daß doch ihre eigentliche Begriffssubstanz sich geändert hätte. Im Hinblick auf die vorige Gruppe mag man auch daran ein Symptom des Alterns der Sprache erkennen.

Wenn das mittelhochdeutsche maget im Gegensatz zu vrouwe ebensowohl die Vorstellung eines jüngeren und darum subordinirten weiblichen Wesens zu einem älteren und darum gebietenden, wie den Gegensatz der Jungfrau zu dem Weibe, Mutter und Gattin ausdrückte, so hat die spätere Sprache nur jenes erste Verhältniß allein herausgegriffen und das andere allmählich ganz zurücktreten lassen. Nur in alterthümlicher Feierlichkeit mochte im 15. Jahrhundert die heilige Jungfrau oder sonst wer noch als Magd bezeichnet werden, im gewöhnlichen Leben ist aus der Magd schon eine Dienerin, das weibliche Seitenstück zu knecht geworden, das eine ähnliche Begriffswandelung erlebt hat. Denn im 13. Jahrhundert noch verstand und braucht man die Formel „ir guoten knehte“ ganz synonym, nur lebhafter und gemüthlicher gefärbt mit „ir guoten ritter

oder ritter. Die alte Grundanschauung der frischen Männlichkeit und Manneskraft in dem Worte kneht schlug damals noch immer durch, obgleich daneben schon der Gegensatz zwischen dem jüngeren und älteren, dem dienenden und gebietenden Mann sich darin entfaltet hatte. Denn kneht hieß auch damals schon jeder in Dienstverhältniß stehende Mann, von dem ländlichen Arbeiter hinter dem Pfluge oder im Stalle bis hinauf zu den edelgebornen Dienern der hoch und höchstgebornen Ritter und Fürsten. Als man neben dieser elastischen Bezeichnung die festere: edelkneht einzuführen begann, da war es ein Zeichen, daß sich die Sprache um eine schärfere Begrenzung eines ihr unentbehrlichen Wortes bemühte. Es geschah zu derselben Zeit, wo der Standesunterschied nach dem Blute und Berufe, auf den das Ritterthum gegründet war, innerlich zerbröckelte, weil seine eigentliche Seele entwich, aber äußerlich in desto starrerer Formelhaftigkeit sich heraustrieb. Nun genügte auch bald nicht mehr das neugewonnene edelkneht, weil der Verein beider Begriffe dem trockenen Verstand zu widersprechen schien: es wurde das freilich schon lange daneben gebräuchliche juncherre, junker, an die Stelle gesetzt, wenn der ritterbürtige, also zu der höchsten Ehre geborene, Mann, der aber noch nicht durch das Ceremoniell der feierlichen Ritterweihe, was wir jetzt sehr wenig stilgemäß Ritterschlag nennen, den Ritternamen selbst empfangen hatte, bezeichnet werden sollte. Ob er jung oder alt war, that nichts zur Sache: tausende und aber tausende von juncherren sind grau geworden, ohne je ritter zu werden. Es kam nur auf das — herre sein an, um ja nicht über den Stand irgend einen Zweifel zu lassen. Wollte man das dienende Verhältniß bezeichnen, so bot sich dafür das gleichfalls althergebrachte knappe dar, eigentlich eine Nebenform von knabe, dessen technische Bedeutung etwa unserem jetzigen „Page" ent

sprach, das erst im 16. Jahrhundert aufkam. Aber soweit man auch den Begriff dieses knappe oder knapp dehnte, niemals ließ man es in die Sphäre wieder eingreifen, in welcher knecht im neueren Sinne galt. Man konnte wohl noch immer beide Wörter für synonym halten, aber nur insofern, als man in kneht den Gegensatz zu herre betonte. Sobald man die Standesverhältnisse und die sociale Stellung bedachte, war knappe absolut unverwendbar für den untersten Stand, die Bauerschaft, und nur mißbräuchlich, aber eben darum mit steigender Vorliebe von dem dritten Stande, dem bürgerlichen Handwerke mit in Beschlag genommen, gerade so wie sich das wachsende Selbstgefühl dieser Klasse in der Usurpation des noch viel vornehmeren Ausdrucks „geselle“ für ihre dienenden Gehilfen kund giebt. In knappe fühlte man jetzt, immer die Beziehung auf das Waffenrecht oder die Wehrhaftigkeit durch und nur weil der dritte Stand diese auch für sich beanspruchte, mochte er seine Angehörigen, gerade so wie die eigentlich reisigen um Sold oder um Ehre dienenden Männer jüngeren und höheren Alters, geringeren oder vornehmeren Herkommens auch knappen nennen: ein knecht dagegen führte nur mißbräuchlich eine der stilgemäßen Waffen der Zeit, allenfalls seinen Bauern- oder Knebelspieß und sein Schlachtmesser, aber nicht die Lanze, das Schwert, oder die Handbüchse, bis die landesknechte wenigstens die militärische Ehre des Wortes wieder herstellten.

Neben dem späteren Begriffe von knecht konnte und mußte auch das Wort schalc seine bis dahin schwankende Bedeutung fixiren. Einst der unfreie Diener oder knecht im neueren Sinne, hatte es schon frühe eine herabwürdigende Bedeutung, die sehr selten unser heutiges „Schalk“ ist, angenommen. In unseren Fremdwort „servil“ aus dem lat.

servus, das dem alten schalc ungefähr gleicht, ist beinahe das enthalten, was sich schon im 13. Jahrhundert an schalc gewöhnlich ansetzte Im 14. und 15. Jahrhundert ist es niemals mehr ein Knecht, außer etwa in übertragener Bedeutung pfannen schale, wie es auch einen „Stiefelknecht" giebt, sondern immer ein nichtsnutziger Mensch und der „schalkknecht" Luthers ist schon völlig vorbereitet. Verengte sich so der Begriff knecht, so blieb doch dem Deminutiv knechtechin oder knechtichen, nach späterer mitteldeutscher Form, viel weniger dem oberdeutschen knechtlin oder knechtlein, die Urkraft noch eine Zeitlang: es hieß noch immer ein Kind männliches Geschlechtes ohne Rücksicht auf Stand und Beruf, also dasselbe wie das nunmehr ganz unverständlich gewordene: degenkint, dem der Untergang des Wortes degen waffentragender Dienstmann (ministerialis), Ritter, gleichfalls das Ende brachte. Denn unter degen, einem neuimportirten franzöſ. Worte, würde man schon im 15. Jahrhundert nur den heutigen Begriff, das zum Stoß eingerichtete Schwert oder Schlachtmesser, verstanden haben. Als aber auch das Deminutiv knechtichen bedenklich wurde, je mehr sich die Individualität des Stammwortes vergröberte oder befestigte, mußte jenes „knabe" sammt seinen Weiterbildungen als Ersatz dafür eintreten. Seinen technischen Sinn hatte es verloren, war also wieder der Sprache zu freier Verfügung gestellt. Für jenen trat, wie wir sahen, entweder knappe ein oder juncherrelin, ehe noch Page auf kam.

Zurückgreifend auf die parallelen Bezeichnungen für das weibliche Geschlecht zog das Herabsinken oder die Verengerung des Wortes maget zunächst ein anderes aus seiner bisherigen Stelle, das Wort juncvrouwe. Mittelhochdeutsch ist damit nichts weiter gemeint, als das Standesverhältniß und die geschlechtliche Beziehung, ob verheirathet oder nicht, ganz unberührt.

Eine junevrouwe kann verheirathet und unverheirathet sein. Ist sie nur dem Alter nach oder in ihrem persönlichen Verhältniß zu ihren nächsten Angehörigen junc und nach ihrer Stellung im Hause oder in der Gesellschaft vrouwe d. h. nicht zum Dienen, sondern zum Herrschen geboren, wenn sie auch bei einer noch Vornehmeren ein subordinirtes Verhältniß einnimmt, so heißt sie junevrouwe, gerade so wie auch ein juncherre ein Knappe eines Ritters sein kann, obgleich er in seiner Wiege den Anspruch, auch einmal Ritter oder herre zu werden, mitbringt. Jetzt aber, wo junevrouwe für maget eintreten muß, zieht es sich ganz aus dieser Begriffssphäre zurück und das geschlechtliche Moment wird das alleinherrschende: junevrouwe des 15. Jahrhunderts ist dasselbe was maget des 13ten, wenn es damals in prägnantem Sinne gebraucht wurde, um den Gegensatz zwischen dem lateinischen virgo und uxor, wofür jetzt frauwe gilt, auszudrücken. Aller Nachdruck liegt jetzt auf dem in dieser Beziehung doch gleichgültigen junc — das in der früheren Verwendung einen so ganz andern Sinn hatte. Noch im 13. Jahrhundert konnte natürlich auch jede Jungfrau in dem späteren Wortsinn mit vrouwe angeredet werden, um ihr die gebührende Standesehre zu erweisen; das erhielt sich nur noch als ein vereinzelter Archaismus in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. Wollte man jetzt das passende Wort gebrauchen, so konnte es nur juncfrouwe sein. Frouwe dagegen blieb den Verheiratheten, aber um doch auch hier einigermaßen den Standesbegriff zu wahren, wurde später noch die Neubildung Edelfrouwe als wirklicher Titel nicht mehr wie früher als poetisches Epitheton, in Umlauf gebracht, was aber nie recht durchdrang, weil es sehr bald von anderen aus der Fremde geholten und daher noch vornehmeren Titulaturen in Schatten gestellt wurde. Das mittelhochdeutsche

Deminutiv vröuwelin dagegen sank jetzt unaufhaltsam immer tiefer: schon mittelhochdeutsch hat es hie und da eine bedenkliche Nebenbedeutung, die in den folgenden Jahrhunderten gewöhnlich mehr als bedenklich wird. Jedenfalls konnte weder die vornehme Geburt, noch die Jungfräulichkeit damit bezeichnet werden, sondern eher das Gegentheil von beiden, während doch das einfache junefrouwe, wenn auch enger begrenzt, keineswegs herabgewürdigt ist. Selbst ein junevröuwelin, das daneben und in durchaus unschuldigem Sinne vorkommt, vermochte sich bei der Aechtung, die vröuwelin getroffen hatte, nicht in der Sprache zu halten. — Nach der andern Seite, wo das Wort maget nun ganz als Parallele zu kneht eingetreten war, vollzog sich eine ähnliche Wandelung. Das dafür vorzugsweise gültige Wort mittelhochdeutsch dierne, gewährte der späteren Sprache, wie man zu fühlen glaubt, nicht mehr durch seine sprachgeschichtlich so deutliche Anlehung an seine Wurzel die nöthige Stütze. Darum konnte aus ihm die Bedeutung „Dienerin" entschwinden und dafür die reingeschlechtliche verbunden mit der Vorstellung eines untergeordneten, geringgeachteten, verachteten oder verächtlichen Wesens schon im 14. Jahrhundert zu dem heutigen „Dirne" entstellt werden. Daß Mundarten und einzelne Schriftdenkmäler, die entweder archaistischen oder localen Einflüssen mehr, als es im Durchschnitt gewöhnlich ist, Raum gaben, noch immerzu an der alten, ehrbaren oder indifferenten Wortbedeutung festhielten, ändert nichts an dem die Sprache beherrschenden Gefühl. So wurde es fast synonym mit den herbsten und rohesten derartigen Ausdrücken, insbesondere mit dem damals volksthümlichen und doch noch einigermaßen vor damaligen züchtigen Ohren brauchbaren Metze, das ebendeshalb seit dem 15. Jahrhundert mehr und mehr zurück und wieder in seine unschuldige Func-

tion als Deminutiv und Koseform von Mechtild eintritt, womit freilich nicht, wie gewöhnlich geschieht, jenes andere metze etymologisch zusammengebracht werden darf, sondern nur in der naiven Volksetymologie zusammengeworfen wurde. Dieses metze scheint vielmehr — Bestimmteres läßt sich nicht erkennen — als herabwürdigendes Deminutiv zu maget mit einer selten anders als an Eigennamen verwandten ableitenden Bildung gefaßt werden zu müssen.

Wie in der eben umrissenen Wortgruppe so ging es in sehr vielen anderen: ganz so ist das einstmals hochvornehme Wort minne so tief herabgekommen, daß es allmählich selbst aus der gewöhnlichen Sprache entschwand. Auch hier knüpfte die Sprache an eine selbst in der glänzendsten Prunkzeit des Wortes nicht ganz verwischte Beziehung auf das grobsinnliche Element, die zwar durch unzählige leise Uebergänge vermittelt, aber zuletzt doch im schneidendsten Contrast zu seiner sublimsten Bedeutung stand. Diese wurde aufgegeben, weil sie so ganz mit der abgeschlossenen Individualität des Seelen- und Phantasielebens im Hochmittelalter verwachsen war, jene andere blieb allein übrig und trieb sich in natürlicher Consequenz zur äußersten Spitze. So erging es manchem andern damit verwandten Ausdruck, z. B. dem französischen einst hochfeinen amīs und amīe Geliebter und Geliebte nicht besser wie dem deutschen buole und buolinne; des ersten entledigt sich die Sprache als eines fremden Ballastes völlig, da sie ja ohnehin mit einheimischem auskömmlichen Vorrath für die hier in Frage kommenden Vorstellungen versehen war. Oder wenn mhd. hōchmuot und hōchvart, die einstmals zwischen gut und bös unentschieden geschwankt, nun ganz entschieden bös, d. h. eben derb und folgerichtig gestempelt wurden, so daß unsere heutigen Begriffe von Hochmuth, Hoffart und hochfahrend sich nun aus-

schließlich daran ketteten. Oder wenn das gleichfalls schwankende mhd. alwaere, in seiner härteren Schreibeform aber jetzt seine weiche Bedeutung, die etwa unserm heutigen naiv entspricht, mit der härteren des gedanken und urtheillosen Wesens vertauschte, oder wenn in frech immer entschiedener das Vordringliche, Anmaßliche, das dem Begriffe des Wortes von Anfang immanent war, hervortrat, so daß freilich im 15. Jahrhundert kein Held mehr lobend der kiusche und der vreche wie einst der kühne Gahmuret, Parzivals Erzeuger, genannt werden durfte, oder wenn frevel als Substantiv und Adjectiv — als letzteres immer mehr veraltend und durch vrevelhaft, vrevellich verstärkend ersetzt — jetzt nur noch die übermüthige Gewaltthat, nicht mehr den Muth, der zu Gutem und Schlimmem treiben kann, bezeichnet und so vieles Andere dieser Art, wo überall das energische, derbe, wenn man will rohe und insofern gemeinere und schlechtere Element an die Stelle des schwankenden, weichen und insofern feineren und edleren sich in ausschließenden Besitz setzt. Ist es ja dem Worte schlecht selbst beinahe schon so ergangen: noch im Mittelhochdeutschen halten sich die erst lange nachher durch besondere Wortformen auch dem Laute nach geschiedenen Bedeutungen schlecht und schlicht die Wage: im 15. Jahrhundert überwiegt die letztere, freilich ohne die erstere ganz verdrängen zu können, wie es anderweit so oft gelungen war. Aber hier hatte die Sprache noch keinen Ersatz gefunden, und so blieb denn auch noch die erstere daneben, allerdings nur im Winkel stehen. —

Wenn hier die Sprache das später benutzte Hilfsmittel der Lautspaltung noch nicht ergriff, obgleich es durch die schon längst vorhandenen Substantive slehte neben slihte und das Verbum slihten so nahe gelegt war, so hat sie es doch hie und da schon sehr frühe versucht. In knappe und knabe

ist schon ein Fall dieser Art erwähnt; auf dieselbe Weise, durch die immer mehr beliebte Verstärkung des consonantischen Auslautes, mit oder ohne Veränderung des Stammvocals, die wie oben gezeigt wurde, gewöhnlich und eigentlich damit verbunden sein sollte, ist jetzt ritter von rîter oder reiter vollständig getrennt, was dem 13. Jahrhundert noch nicht gelungen war, wâpen von wâfen, wo die mittelhochdeutsche feine Sprache den ihr so nahe gelegten Ausweg, die beiden von ihr nebeneinander gebrauchten Formen, die eine niederrheinisch und die andere oberdeutsch, als Wappen und Waffe zu differenziren, doch nicht betreten hatte. Aber als sich das Wappenwesen, einst nur eine ziemlich nebensächliche Arabeske an dem Bilde des Ritterthums, immer mehr in den Vordergrund stellte, da wurde nicht nur wâpen und wâfen getrennt, sondern aus dem einen in offenbar gefühlter Lautsteigerung und Vocalschärfung wappen, während das andere seine geschichtliche Form mit gedehntem â einstweilen behauptete. Daß so etwas nicht häufiger geschah, verhinderte das Schwanken der Aussprache in den verschiedenen Mundarten, denn während die Oberdeutschen das echtmittelhochdeutsche rabe mit Vorliebe als rapp, rappe sprachen, behielten alle Mitteldeutschen den weichen beinahe zum Hauche sich verflüchtigenden Laut, den sie noch immer herkömmlich h schrieben, aber nicht mehr sprachen. So war je nach der Mundart und Schreibung unser Rabe und Rappe doch immer mit einem und demselben Worte bezeichnet, obgleich zwei dafür zu Gebote gestanden hätten, ähnlich wie die heute so weit auseinandergegangenen Begriffe von hübsch und höfisch der Vorstellung des 15. Jahrhunderts zwar schon als sehr große Gegensätze aufgegangen waren, aber durch das mundartliche Hin- und Herschwanken der Formen nicht zur Abklärung gelangten. Im Mittelhochdeutschen gab es allerdings auch schon ein seltenes

und weniger feines hübesch neben dem eigentlich salonfähigen hövesch, ohne die im Glauben festgewurzelte Einheit des Begriffes anzutasten, jetzt aber, wo ein hübesch oder hübsch mann ganz etwas Anderes sein konnte als ein höfischer mann war eine solche Scheidung kaum zu entbehren, und doch vermochte die Sprache nicht dazu zu gelangen.

Vielleicht der Zahl nach die massenhafteste Kategorie der neuen lexicalischen Bestandtheile bilden die Fremdwörter. Gewiß sind die Klagen, die schon um 1475 ein Niclas von Wyle über ihre rücksichtlose Einschleppung, über die immer mehr einreißende Sprachmengerei ausstößt, nur allzuwohl begründet: eine Zeit, welche in Sitte und Gebräuchen, nicht bloß in der Kleidertracht immer mehr der fremden Mode huldigte — das Wort Mode selbst kannte sie freilich noch nicht — mußte auch in der Sprache sich allen möglichen Einflüssen der Fremde hingeben und kein patriotischer Purismus schützte dagegen, wie denn demselben Niclas doch eine Menge ganz neuer oder nicht sehr alt eingeführter entschlüpfen, außer den alt eingelebten und von ihm und seiner Zeit mit Recht als deutsch gefühlten Fremdwörtern, natur, forme, körper, pflanze und hundert anderen, ohne die schon seit Jahrhunderten keine deutsche Rede denkbar gewesen wäre. Hatte doch die deutsche Sprache von jeher sich in weiterem Umfang, als es nöthig war, ihnen geöffnet, hauptsächlich dann, wenn ein massenhaftes Einströmen neuer Culturelemente den Kreis der Vorstellungen in der Volksseele plötzlich erweiterte. Wäre die Sprache nicht von jeher mehr nach innen als nach außen thätig gewesen, hätte sie es verstanden gelenk aus den eigenen Mitteln dem neuen Bilderschatz die richtige Einfassung zu gewähren, so würden sehr viele davon entweder gar nicht Eingang gefunden haben oder nach kurzem Scheinleben wieder verwelkt sein. Manche hat ein solches

Schicksal getroffen, aber die meisten sind doch mehr oder minder wurzelständig geworden. Insofern dürfte der Sprache am Ende des Mittelalters kein besonderer Vorwurf erwachsen und wenn sie in der Aufnahme des fremden Gutes mit einer Hast und einem Ungestüm verfuhr, die einer besseren Sache werth gewesen wären, so muß man die allseitige, tiefgreifende, unwiderstehliche Umwandelung erwägen, die gerade damals in der Gesinnung, der Denkweise, den Verkehrsbeziehungen, den socialen Zuständen, dem Kriegswesen, den bildenden Künsten und Gewerben, der Wissenschaft — kurz überall wohin man sieht, mit einer Ueberstürzung geschah, die beinahe schon zu revolutionärer Feindseligkeit gegen das Althergebrachte anschwoll. Deutschland war dabei trotz der hohen Blüthe seines Mittelstandes, der Geschicklichkeit und dem Fleiße seiner arbeitenden Hände, dem allgemeinen Wachsthum des Nationalvermögens doch noch immer in der Stellung eines weit fort-, keineswegs aber über den Meister hinausgeschrittenen Schülers. Von allen Seiten holte es sich Belehrung oder sie wurde ihm durch die Kreuzung der Weltverkehrsstraßen auf seinem Boden von selbst zugebracht. Auch kann man nicht sagen, daß die Sprache trotz der unläugbaren Ueberfluthung mit Fremdwörtern gerade damals in ihrem eigentlichen Lebensnerve beschädigt worden sei. In den meisten Fällen mußten diese fremden Gäste sofort ein mehr oder minder deutsches Gewand anziehen, nur ihre Betonung, freilich das, was der Sprache selbst als das Fremdartigste galt, behielten sie jetzt meist bei, zum Theil vielleicht aus demselben Grunde, der schon lange die fremden Ableitungsformen īe, ī oder ei und ieren der gewöhnlichen Betonung entzogen hatte, zum Theil aber auch weil die Sprache sich hier in keiner Art über die eigentlich berechtigte Tonsilbe klar werden konnte. Schon früher zeigt sich daher in diesem Punkte das seltsamste

Schwanken: aus dem lateinischen praebénda bildete man phruonta, Pfründe, aus lat. palátium, phálenza, Pfalz, oder aus dem davon abgeleiteten französischen palais, pálas, Palast, dessen jetzige Betonung erst nachmittelalterlich ist. Aber in Wörtern wie basílie, battónie, bibinélle, wo die lautlichen Verhältnisse dasselbe ermöglicht hätten, ist es nicht geschehen und je länger je weniger, namentlich bei den massenhaft aus dem Lateinischen und den romanischen Sprachen aufgenommenen Wörtern auf lateinisch — tas, romanisch tate, tade, deutsch tat, tet, teit, wie moraliteit, früher mit Anlehnung an das franz. teit, später mehr an das lat. ital. tat oder das später franz. tet sich anschließend, majestat und majestet, oder lat. -mentum wie pigment, pergement oder noch mehr angedeutscht permint. Im Ganzen hatte nur das Althochdeutsche eine überwiegende Neigung gezeigt, die deutsche Accentuation selbst bis auf die herübergenommenen Eigennamen auszudehnen d. h. den Accent nach der gewöhnlichen Analogie der meisten deutschen Wörter nur auf die erste Silbe zu verlegen, falls diese nicht durch ihre Lautbestandtheile allzu wenig befähigt dazu schien. Die spätere Sprache kehrte sich nicht mehr an diese Rücksichten und so sind nur die älteren meist schon seit der althochdeutschen Periode aufgenommen Fremdworte noch an dieser Undeutschung der Betonung zu erkennen, während die späteren, die meisten mittelhochdeutschen und noch mehr die im 15. Jahrhundert dazu gekommenen, sich gerade durch ihren fremdartigen Accent als neue Erwerbungen von den andern abheben. —

# Vierte Abtheilung.

## Die Satzfügung.

---

### Erstes Capitel.

### Der einfache Satz.

Vergleicht man den deutschen Wortvorrath etwa um 1200 mit dem um 1500, so ist nach allen Seiten hin so viel Neues geschaffen, so viel von dem Alten gefallen oder umgewandelt, daß schon deshalb eine schematische Gliederung der Sprachgeschichte mit vollem Rechte die beiden Sprachgestaltungen als ebenso selbständig einander gegenüber stellen darf, wie das Althochdeutsche gegen das Mittelhochdeutsche.

Vergleicht man aber die Sprache von 1200 mit der von 1500, insofern sie als wirklich gegliederte Rede, als Satz oder Sätze ihre einzelnen Worte in zusammenhängende Verbindung mit einander bringt, um nicht bloß isolirte Anschauungen oder Eindrücke, sondern die sinnlichen und geistigen Beziehungen derselben unter einander und zu dem ganzen Gedankenleben des einzelnen Menschen oder der Zeit darzustellen, so treten die Gegensätze zwischen früher und später durchaus nicht in so drastischer Eigenart hervor, als wenn man in einem alphabetisch geordneten Wortverzeichniß Wort neben Wort stellt. Aber sie sind auch hier vorhanden und vielleicht eben so tief greifend wie dort. Daß sie nicht eben so energisch sich

kund geben, liegt in der Natur der Sache. Wenn der Blick nur auf dem einzelnen Worte verweilt, ist er geneigt, gerade nur das Trennende mit aller Schärfe zu sehen, das Bleibende ist ihm gleichgültig, falls nicht eine reflectirte Absicht ihn auch dahin lenkt. Ist jedoch das einzelne Wort in sein Gefüge mit andern gebracht, so verschwinden die Ecken und Kanten seiner Individualität vor dem gemeinsamen Bande der sachlichen oder intellectuellen Zusammengehörigkeit. Es tritt das Bild des Ganzen an die Stelle des Einzelnen und ein solches Gesammtbild wird, wenn man es auf seine Gliederung und Verbindung in sich selbst ansieht, in der Hauptsache, in der Vertheilung und Gruppirung des Materials, aus dem der Sinn des Ganzen erwachsen soll, zwischen zwei Entwickelungsphasen einer und derselben Sprache sehr viel Uebereinstimmung zeigen. Denn das einzelne Wort ist mehr oder minder dem Zufall oder der Laune des Tages anheimgegeben: was der Sprache dadurch verloren geht, ist entweder für sie werthlos oder sie weiß es auf eine wenigstens ihr selbst genügende Art immer wieder zu ersetzen. In der Zusammenfügung der Wörter aber, aus denen das Bild einer ganzen Reihe von Seelenthätigkeiten entsteht, muß sich die Sprache den Grundgesetzen der Ideenassociation fügen, die dem Volke, das sie spricht, natürlich oder angestammt sind. Auch hier wird die Geschichte manches verändern, und sie hat es auch in den letzten dreihundert Jahren des Mittelalters reichlich gethan, aber den eigentlichen Knochenbau des Satzes kann sie nicht umgestalten. Dieser aber ist es, von dem das Verständniß der Rede abhängt, und so weit er dem Betrachter noch deutlich als derselbe erscheint, wird das Andere, was als neues Fleisch und Muskelwerk sich um ihn angesetzt hat, den Eindruck, daß es im Ganzen immer noch das alte Gefüge der Rede sei, nicht zerstören. Es

ist nicht nöthig einen solchen Satz der späteren oder der früheren Sprache ganz umzudenken, um ihn dem Geiste der einen oder der anderen Zeit begreiflich zu machen.

Wohl aber kann der abstracte Inhalt des Gedankens denselben Ausdruck behalten, während die lebendigeren Beziehungen, aus denen er gewonnen wird, je nach der verschiedenen Zeit einen sehr verschiedenen Ausdruck finden. Da die Sprache überhaupt das ganze innere Leben ihrer Angehörigen abbildet, nicht bloß das formelle Denken oder das Zusammenstellen von Begriffen, um daraus einen neuen abzuleiten, so kommt es ebenso darauf an, auch dem sich ewig Wandelnden gerecht zu werden, wie dem Bleibenden und mit der Sprache selbst Verwachsenen. Es zeigt sich dann, daß zwar nicht das Denken selbst sich von einer großen geschichtlichen Epoche zu der andern umgestaltet hat, aber, daß theils durch eine innere Umstimmung der Eigenschaften des Verstandes, der Phantasie und des Gefühls, theils durch die dafür an sich gleichgültige Umwandlung, die mit den leiblichen Bestandtheilen der Sprache vorgegangen ist, sich auch das Einzelne in den Vorgängen der Ideenassociation, weil lebendig, weiter oder umgebildet hat, und daß in Folge davon das Leben und die Construction des deutschen Satzes oder eines Satzgebäudes um 1500 doch etwas ganz Anderes als um 1200 geworden ist.

Vergleicht man die spätere Sprache mit der früheren, so ist die größere Freiheit und Beweglichkeit dieser in allen dem unverkennbar, was zur Verknüpfung der einzelnen Wörter in den einzelnen Theilen der Rede unter einander dient. Schon wie das Mittelhochdeutsche seine Casus verwendet, ist gegenüber der späteren so sehr eingeschrumpften Lebendigkeit dieser Begriffsfunction, ein deutlicher Beweis für das eben ausgesprochene Urtheil. Unzählige mittelhochdeutsche Genetive z. B., deren volle

Casuskraft einst von der Sprache gefühlt wurde, sind, wie wir sahen, zu festen Bestandtheilen zusammengesetzter Worte, man darf wohl sagen, erstarrt. Aus tōren kleit ist tōrenkleid geworden: für die bloß verstandesmäßige Sprachauffassung dasselbe wie jenes, aber für den wirklichen seelischen Gesammteindruck doch etwas sehr davon Verschiedenes. Jedenfalls, wie oben bemerkt, konnte die spätere Sprache in solchen Zusammenstellungen eines vorangesetzten Genetiv ihn gar nicht mehr fühlen, sobald das ihn hervorrufende oder ihn regierende Wort selbst mit dem bestimmten Artikel versehen war: ein oder daz tōren kleit, mittelhochdeutsch noch ganz lebendig, ist um 1500 unverständlich. Die Sprache würde irre geworden sein, wohin sie den Artikel zu beziehen hätte. Nur wenn das abhängige Substantiv selbst von einem Artikel bestimmt wäre — des oder eines t. kl. — dann hätte sie noch seine Selbständigkeit wahren können, obgleich auch solche mit dem Artikel versehene Genetive verhältnißmäßig zurücktreten gegen die sowohl von dem formellen Denken wie von der so stark wirkenden Analogie der lateinischen Wortstellung geforderte Nachsetzung des Casus. Denn stulti vestis ist für das lateinische ebenso ungewöhnlich wie für die Eigenart der deutschen Sprache natürlich. Aber für die spätere Sprache hat sich das Gefühl schon so verändert, daß in Formeln wie des tōrenkleide schon nicht mehr in der Genetivform des eigentlich maßgebenden Wortes tōr, sondern in dem Genetiv des Artikels die eigentliche Schwerkraft des Casus ruht. Fehlt der Artikel, so hört auch die Wirkungsfähigkeit des Casus auf und es wird aus dem freien Aneinandertreten ein gezwungenes Zusammenkleben. Daher wird es der Sprache immer schwerer den Genetiv da zu empfinden, wo er nicht durch eine handgreifliche Form, sei es an dem Hauptworte selbst oder an dem beigegebenen Artikel oder Adjectiv erkennbar blieb. Das mittel-

hochdeutsche ich zîhe in doch missetât, wo missetât der von zîhen, zeihen, abhängige Genetiv der Veranlassung ist, wäre jetzt nicht mehr wohl möglich oder wenn Aehnliches gebraucht wird, z. B. in der so häufigen Wendung einen sünde zeihen, setzt man doch lieber den in seiner Form markirteren Genetiv Plural sünden, nicht weil der Begriff des Plurals hier angemessener erfunden worden wäre, sondern bloß weil man sünden noch als Genetiv versteht, was mit sünde nicht mehr möglich ist. Wollte man jetzt die obige Phrase ich z. in d. m. gebrauchen, so hätte man zu sagen gehabt einer oder der m., obgleich auch hier dem Begriffe nach weder der bestimmte noch der unbestimmte Artikel nöthig gewesen wäre, oder man würde zu dem Hauptworte m. noch irgend ein Beiwort, etwa grosz. arg oder dergl. zugesetzt haben, gleichfalls nicht aus innerer Nöthigung, nur weil die adjectivische Genetivform groszer, arger noch lebendig gefühlt werden konnte. Durch solche Entwerthung der Casusformen oder durch solche Abstumpfung des Casusbegriffes sind unzählige Anwendungen desselben, auf denen ein guter Theil des schlanken und zierlich belebten mittelhochdeutschen Satzgebildes beruhte, ausgeschlossen: zwei von einander, eben in verschiedenen Nuancen des Casusbegriffes abhängige Genetive, wie in dem mittelhochdeutschen um 1200 in drîer jâre kinde wîs, nach der Weise von Kindern von drei Jahren, sind jetzt schon beinah so unmöglich wie für uns, weil sie der Phantasie viel zu viel zumuthen würden, da sie der Stütze der lebendig gefaßten Casusform entbehrt. Fügungen wie die sîn antlütze gesâhen schînen alsam der klâren sunnen oder die wunde bluote (von bluoten) alsam des metes, ir vreude sîns kumens. si ist irre kleine niht witze laz, daz velt lac tôter überströut. man nimt sîn (für ihn) wol zweinzec marc, der lîp wirt würme unde mistes. mîn eines waeren drî, das es wîsêr sî dan Salmônes drî. könnten

jetzt schon gar nicht mehr mit dem Casus allein, weder mit dem Genetiv noch mit einem andern gegeben werden. Präpositionen müßten hier überall dafür eintreten und diese entweder mit dem Dativ oder mit dem Accusativ, in den seltensten Fällen — wenn „statt" bei der Vergleichung der Zahlengrößen mit einander gebraucht wird — wohl auch mit dem Genetiv verbunden werden. Aber immer würde das Verhältniß oder die Beziehung der einzelnen Wörter zu einander auch nicht einmal nebenher von dem Casus, sondern allein von der Präposition, der der Casus sich unterworfen hat, ausgehen.

Eben deshalb sind auch eine Menge von Wendungen, deren genetivische Form deutlich genug ist, doch nicht mehr als Genetive gefühlt, sondern bloß dazu gebraucht um die nähere Bestimmung eines verbalen Begriffes durch einen nominalen zu vollziehen. In dieser Function als Adverbien sind sie der Flexion überhaupt abgestorben, obgleich sie sie noch äußerlich an sich tragen. Daß neben einem abends, morgens, nachts, nordwerts und dergl. ein ze oder zu abends, morgens und dergl. erscheinen kann, während doch der präpositionelle Begriff von ze jede Verbindung mit dem Genetiv ausschließt, ist nur möglich, weil die adverbiale Beziehung nicht mehr in dem Casus, sondern gleichsam in der aller Flexion entzogenen erstarrten Wortform wirkt, die ebenso gut Dativ oder Accusativ hätte sein können, wenn die Sprache sie in diesem Falle überliefert hätte. Aber die dem Ohre einmal eingelebte Gewöhnung an solche genetiv. Adverbialformen hat eine Art von Reproductionskraft gehabt, worauf jedenfalls auch fremde Vorbilder gewirkt haben. In Wendungen wie trauriges mutes, eines mundes, unverrichter dinge, verschiner jare ist in den beiden ersten Fällen die Anlehnung entweder an die gleichen oder sehr ähnlichen älteren Formeln unverkennbar, in denen der Genetiv noch

wirklicher Casus war, aber ebenso gut auch gewöhnlich schon durch Präpositionen gegeben werden konnte, und in den zwei letzten, die gegen Ende des Mittelalters auf einmal massenhaft auftauchen, war offenbar der lateinische sogenannte absolute Ablativ das Vorbild; re oder rebus imperfectis, annis praeteritis. Man griff nach dem Genetiv und nicht nach dem Dativ, den alle ältern deutschen Sprachen ganz so wie das Lateinische seinen Ablativ, das Griechische seinen Genetiv mit Vorliebe für solche absolute d. h. aus dem strengen Satzgefüge tretende Construction gebrauchen, weil die adverbialen schon lange vorhandenen und fortwährend noch sich vermehrenden einst nominalen Genetive von selbst die Sprache nach dieser Seite hin zogen. Oder auch man wählte statt dessen den Accusativ: hingelegt den ernst. ausgeschlagen alle sorg können auch als Accusative der Form nach gefaßt werden und nach dieser Analogie muß man auch für die unzähligen flexionslosen und neutralen Wendungen, wie ausgenommen die sabath, ausgenommen das laster, angesehen sein bitt, solches alles unangesehen etc. diesen Casus statuiren. Deutsch d. h. aus dem wirklichen Sprachgefühl hervorgegangen, ist er aber nicht, daher er denn kaum einzeln im Mittelhochdeutschen erscheint. Seine Quelle ist in dem gemein romanischen Gebrauche zu suchen, der gerade diesen Casus für alle solche Structuren consequent an der Stelle der untergegangenen lateinischen Ablative verwendet. Aber nur die Anlehnung an das Lateinische, wie sie seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts sichtbar heraustritt, hat dieser Structur, wie der parallelen mit dem absoluten Genetiv einen so weiten Spielraum verschafft. Dem Genetiv konnte sie den Rang ablaufen, weil sie noch bequemer war, daher sie namentlich in complicirteren Fügungen, wo eigentlich ein ganzes Satzglied hätte eintreten sollen, verwandt wurde, während die einfacheren,

die man bloße Umschreibung des Adverbs nennen könnte, dem Genetiv blieben. Der wirklich lebendige Accusativ aber beschränkte sich jetzt, wo er nicht durch Präpositionen bestimmt war, auf den Fall der directen Beziehung des verbalen, selten des nominalen Begriffes auf einen andern Gegenstand oder Begriff, der somit als eigentliches oder nächstes Object gefaßt wurde. Die freiere Auffassung der früheren Sprache, wo man z. B. alle möglichen Bilder der Bewegung mit einem Accusativ des Raumes, in welchem sie sich vollzieht, verbinden konnte: mittelhochdeutsch si vluhen wiltnisse unde brooch, si riten berge unde tal etc. ist erloschen. Dafür müssen jetzt deutlichere aber schwerfälligere Präpositionen: durch, in, über ꝛc. eintreten. Nur formelhaft d. h. zu einem Localadverb geworden, begegnen noch: er lief den weg, er gieng die strasze, wenn hier nicht das damalige Sprachgefühl wie das heutige, nicht jene alte freiere Beweglichkeit des Casus, sondern umgekehrt eine Vertauschung des sog. intransitiven Verbalbegriffs mit dem transitiven und somit einen ganz gewöhnlichen Objectsaccusativ wie in „er schlug ihn" annimmt. Aus demselben Grunde rückt auch der Dativ immer enger zusammen. Die dürftigen Spuren seiner einstigen durch alle älteren germanischen Sprachen ziehenden Anwendung als Casus der Vergleichung, des Nebeneinanderstellens zweier Objecte, wie im Gothischen maiza imma, größer als er, erlöschen im 15. Jahrhundert und überall muß jetzt eine besondere Vergleichungspartikel eintreten: danne oder dan, auch denne und den, mitteldeutsch auch wohl noch das dort von jeher übliche wanne, wen. Formal hierher zu ziehen wäre wohl auch das jetzt immer häufigere Umsichgreifen des mit der Präp. ze, zu bestimmten abhängigen Infinitivs, wo jetzt z. B. es dünket in recht sīn, er gibt im eszen und trinken schon vor dem in recht ze sīn oder er g. im zu essen u. z. trinken zurücktritt. In Wahrheit

aber ersetzt dieses zu nicht die Casuskraft des Dativs, mit dem es sich sonst immer und auch in den ganz parallelen, jetzt aber verschwindenden, eigentlich gerundiven Wendungen: er gibt in ze eszenne oder essende und trink. verbindet, sondern einen Accus.

Wie jeder einzelne Bestandtheil des Satzes durch solche Herabsetzung der lebendigeren und wärmeren Anschaulichkeit in den Beziehungsformen zu einer so viel starreren und unbehilflicheren Haltung genöthigt wurde, so mußte auch die Aneinanderreihung derselben, die Wortfolge sich immer mehr des ihr noch zustehenden Restes freierer Beweglichkeit entäußern. So weit die deutsche Sprachgeschichte zurückreicht, ist hier immer schon, mit Ausnahme des Gothischen, eine gewisse Gebundenheit nicht zu verkennen. Sie stammt nicht aus dem wirklich gefühlten Mangel an lebenskräftigen Beziehungsformen. Selbst das Althochdeutsche ist doch an solchen noch immer reich genug und würde sie vielleicht trotz des entgegenwirkenden Zuges seiner Lautgestaltung noch besser erhalten oder reinlicher herausgebildet haben, wenn es nicht durch die dem Sprachgeist schon eingeborene relative Gesetzmäßigkeit der Anordnung der einzelnen Bestandtheile des Satzes je nach dem relativen Gewichte ihrer Bedeutung für den Gedankeninhalt, einigermaßen dagegen gleichgültig gemacht worden wäre. Noch weniger gilt es für das Altnordische, dessen Beziehungsformen im Durchschnitt an Reichthum und Plastik hinter den gothischen nicht zurückstehen, und doch ist auch diese Sprache an eine bestimmte Wortfolge, im Wesentlichen dieselbe wie die des Hochdeutschen und aller andern deutschen Zweigsprachen, gebunden. Wohl aber läßt sich das Umgekehrte nicht verkennen: je mehr sich die Beziehungsformen abstumpfen, desto stärker tritt auch an die Sprache die Nöthigung durch eine immer engere Begrenzung ihrer Wortfolge Ersatz dafür zu schaffen. Nur soll man dieses

Abstumpfen nicht so verstehen, als sei damit bloß der leibliche Untergang dieser Formen gemeint: die Declination und Verbalflexion der Sprache um 1500 hat kaum eine von denen verloren, die um 1200 in ihrem Gebrauch waren, und doch muß jene einer Menge von Freiheiten entsagen, deren sich diese noch ganz gewöhnlich bedienen durfte. So liegt das eigentlich Entscheidende an einer andren Stelle. Es ist der überall waltende Drang nach einem verständigen, von der Reflexion allein möglichst ohne Beihilfe der Phantasie zu erfassenden Ausdruck, die Macht der Prosa im Gegensatz zu dem poetischen Element der Sprache. Dazu kommt noch, daß die vorausgehende mittelhochdeutsche Sprachperiode sich selbst doch nur in der Poesie zur vollen Entfaltung gebracht hat: eine mittelhochdeutsche Prosa von gleicher innerer Bedeutung oder auch nur von einer annähernden wie die mittelhochdeutsche Poesie ist nicht vorhanden. Hätte es eine solche geben können, denn es ist ja, wie wir früher ausführten, nicht etwa Sache des Zufalls, daß wir nur oder fast nur poetische Werke aus dieser Zeit vor uns haben, so würde der prosaische Stil ohne Zweifel wie in allen andern Dingen, so auch hierin eine größere Gebundenheit zeigen. Schon die älteste einigermaßen selbstbewußte Prosa der geistlichen Redner und Schriftsteller des 13. Jahrhunderts steht dadurch dem 15. Jahrhundert und seiner Prosa, aber auch seiner Poesie oder vielmehr seinen gereimten Zeilen, näher als etwa dem Stile Wolframs v. Eschenbach oder der Nibelungen. Ja man könnte sogar noch weiter zurückgreifen: selbst die althochdeutsche Prosa eines Notker ist in Beziehung auf die Wortfolge der nachmittelhochdeutschen Periode verwandter als diese letztere der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie, nur weil derselbe Geist der Prosa auch damals schon der Sprache dieselben oder fast dieselben Fesseln anlegte,

die sich die Poesie nicht gefallen zu lassen brauchte. Otfrids Wortstellung dagegen berührt sich wieder aufs innigste mit der in der ältesten geistlich-volksthümlichen Dichtung des 11. und 12. Jahrhunderts und durch sie mit den großen Mustern der vollendeten Kunstsprache des 12. und 13ten. Insofern also ist es keine gerade Entwickelungslinie die vom 12. bis zum 15. Jahrhundert führt: man muß, wenn man zureichend urtheilen will, gleichsam erst einen idealen Durchschnitt der gewöhnlichen Sprache der mittelhochdeutschen Periode construiren, da wir ihn aus ihren schriftlichen Denkmälern so gut wie nicht erschließen können, und dann würde sich zwar noch immer ein fühlbarer Unterschied, aber doch kein solcher, der sich bis zu scharfen Contrasten steigern kann, ergeben.

Einiges von dem, was der späteren Wortfolge eigenthümlich ist, wurde schon bei verschiedenen Veranlassungen berührt. So die immer mehr um sich greifende Vereinfachung in der Stellung der erläuternden Zusätze zu den Hauptnominalbegriffen des Satzes, seien sie nun Subject oder Object. Hier drängt alles darnach, soviel wie möglich alle diese näheren Bestimmungen vor das Hauptwort, oder wenn es durch einen Artikel characterisirt ist, zwischen diesem und ihm anzubringen, unbekümmert um die Monotonie oder die ungefüge Schwere des Ausdrucks.

Fügungen wie: solichen groszen sweren unordentlichen vorgenanten sachen, schon um 1450 namentlich im Geschäftsstil so häufig, wo nicht weniger als 5 Adjective zu einem Substantiv treten, wäre die Prosa des 13., ja selbst die des 14. Jahrhunderts noch mit richtigem Schicklichkeitssinn aus dem Wege gegangen, namentlich wenn eines oder einige davon noch durch weitere Zusätze erläutert und dadurch das Ganze mit einer noch größeren Last von Worten, die dem Sinne nach zueinander gehören, beschwert ist. Allerdings fühlt auch die spätere Sprache hier ein Bedürfniß

nach Erleichterung, aber sie kann ihm nur dann nachgeben, wenn sie einen oder den andren Theil eines solchen Satzes zu einem beigeordneten Satzglied macht und dadurch das Gefüge des einfachen Satzes zerstört. Dieses ist nur mit den verbalen Adjectiven möglich und so würde, wenn zu vorgenanten etwa noch in unsern geschriebenen unt mit unserm ingesigel bedruckten briefen gesetzt ist, vorgenant als flexionslose oder flectirte Apposition hinter sachen gestellt werden: in uns. geschr. u. m. u. ing. bed. br. vorgenant oder vorgenanten, womit doch wieder wenig geholfen ist, weder was die Leichtigkeit noch was die logische Richtigkeit des Ausdrucks angeht.

Am fühlbarsten aber machte sich die Gebundenheit der späteren Sprache da, wo der Inhalt des Satzes zu negiren war. Die frühere Sprache hatte auch hier sich schon enger beschränkt, als es für ihre Beweglichkeit gut war. Schon das Mittelhochdeutsche wie das Althochdeutsche setzt das negirende Wort, das althochdeutsche ni, mittelhochdeutsche ne oder en, auch wohl bloßes n — ja-n ist steht z. B. für ja ne ist — unmittelbar vor die eigentliche Verbalform des Satzes, aber weil, wie es scheint, namentlich in einem etwas längeren und verschränkten Wortgefüge der doch für den Sinn des Ganzen so entscheidende negative Gehalt zu wenig Leib an dem kleinen, keiner im Satze hörbaren Betonung fähigen Wörtchen ne oder en besaß, so wurde entweder eine Verstärkung desselben in zusammengesetzten Formen wie ni-ie aus nie eig. nicht irgend einmal, oder nie-ne, dasselbe mit Wiederholung des einfachen ne, wohl auch nine und noch seltener nene dafür angewandt, aber damit das, was der Sprache nun einmal am Herzen lag, die möglichst enge Verschmelzung mit dem Verbum des Satzes zerstört. Oder man griff nach dem Ausweg einer selbständigen nominalen Setzung der Verneinung, entweder so daß man ein allgemeines Begriffswort in dem

Sinne unseres „Etwas," hinter das Verbum an eine von jeher durch die deutsche Satzrhythmik besonders betonte Stelle rückte und sagte statt: ich ne tuon doch alliu diu were, ich ne tuon doch iht aller der werke, oder, was schon für das eigentliche Mittelhochdeutsch regelrecht ist, man schuf diesen positiven Begriff selbst zu einem verneinenden um und sagte nun: ichne tuon d. niht aller der w. Aus diesem substantivischen niht gestaltete sich von selbst eine abstracte Negation, auf die es ja doch bei dem Processe abgesehen sein mußte: niht wurde nun nicht mehr bloß zum Objecte gemacht, sondern gleichsam das Prädicat des ganzen Satzes, die seinen eigentlichen Gehalt bestimmende Aussage: ichne oder ichn oder ine oder ich entuon d. niht alliu d. were — damit hatte die Sprache das ihr vorschwebende Ziel erreicht, aber damit auch die Möglichkeit gewonnen, da wo sie niht oder ein anderes gleichwerthiges negatives Nomen oder Adverb wie nieman, deheiner, keiner, niener etc. setzte, sich der einfachen Negation vor dem Verbum zu entledigen. Sie blieb nur da und selbst da nicht immer stehen, wo sie auch allein noch in ihrer alten Kraft gefühlt wurde, in einfachsten Sätzen wie ichne weiz oder enweiz, ichne kan ꝛc. und in abhängigen Gliedern eines Satzgefüges, besonders der Bedingungssätze: den līp wil ich verliesen, sine werde mīn wīp ich will das Leben verlieren, wird sie nicht, oder wenn sie nicht wird — d. h. ich will das Leben dran setzen, daß —. Hier half immer gewöhnlicher die zur Folgerung auch sonst so häufig verwandte Partikel danne, denne, aus, und sehr frühe schon konnte die Negation, die hier doch nur eine bedingte und insofern mehr scheinbare als eine für den Verstand wirkliche war, ganz unterbleiben: sine werde danne mīn wīp würde ebenso richtig auch schon mittelhochdeutsch, obwohl seltener, mit si werde danne m. wīp gegeben werden können.

Die spätere Sprache hat auch hier getreu ihrem ganzen Wesen alles verstandesmäßig vereinfacht, aber damit auch die sinnliche Beweglichkeit des Satzes und die zarte Geschmeidigkeit der Ideenverbindung verdorben. Sie verwirft das ne oder en ganz und gar: nur archaistisch taucht es noch in der Schriftsprache um 1500 hie und da auf oder flüchtet sich in abgelegene Mundarten; dafür setzt sie überall das ihr indeclinabel gewordene niht, das ihr also die eigentliche Negationspartikel ist, und immer an die rhythmisch stark hervorgehobene Stelle nach dem eigentlichen Verbum. Für die nominale Negation gewinnt sie aus der altgeläufigen zur Verstärkung gebrauchten Doppelform nihtesniht einen selbständigen Ausdruck, den sie mit ihrer gewöhnlichen Verkennung der Casusfunction zu einem flexionslosen nichts umgestaltet, obwohl sie in ze nichte, mit nichte oder nichten noch immer eine unverstandene Tradition seiner Declinabilität bewahrt. In allen Bedingungssätzen genügt jetzt das einfache danne, dann; denne, denn, in den Folgerungssätzen, die einen wirklich negativen Begriff zuführen, muß natürlich nicht dafür eintreten.

## Zweites Capitel.

### Die Zusammenfügung von Sätzen.

Was dem einfachen Satze eine so sehr veränderte Gliederung gab, das veränderte auch die Gestalt und das Wesen mehrerer neben- oder ineinandergefügter Sätze. Auch hier mußte der allgemeine Drang der Sprache sich deutlicher und einfacher, dem Verstande faßlicher auszudrücken mit der auf ganz andere Ziele gerichteten Tendenz des mittelhochdeutschen Periodenbaues in üble Conflicte gerathen. Die Tradition war einmal da

und ein Zurückgehen auf eine noch ältere Darstellungsweise, die dem einfachen Geiste der deutschen Sprache vielleicht angemessener gewesen wäre, schon darum nicht für die Mehrzahl der Schriftsteller möglich. Hatte doch schon die althochdeutsche Prosa, wo sie sich einigermaßen frei und nicht in unmittelbarer Abhängigkeit von lateinischen Vorlagen bewegte, von jener schlichten und klaren, aber auch nüchternen und eintönigen Satzverbindung absehen zu müssen geglaubt, der wir im ganzen Bereich der germanischen Sprachen nur in der ältesten altnordischen Prosa und allenfalls in manchen Theilen der angelsächsischen sogenannten Sachsenchronik, noch mehr in den angelsächsischen Urkunden und der Rechtsprosa begegnen. Daß wir sie gerade hier treffen, ist die äußere Bestätigung für das was aus inneren Gründen sich als unwidersprechlich ergiebt: hier allein in einer relativ ungestörten Entfaltung der wahren Eigenart der deutschen Sprache offenbart sich der wahre Typus des deutschen Satzgefüges.

Nicht sowohl eine directe Nachahmung des Lateinischen, wie in der althochdeutschen Uebersetzungsliteratur, auch nicht jene dem lateinischen Sprachgeiste wahlverwandte Seelenstimmung solcher kirchlichen und geistlichen Schriftsteller der ältern Periode, die nicht geradezu übersetzt oder nachgebildet haben, sondern das Einströmen so vielgestaltiger und innerlich überlegener Bildungselemente, durch die Einführung unendlich vieler neuer Anschauungen und Eindrücke der Phantasie hat die Sprache nach der althochdeutschen Periode naturgemäß getrieben, die Einfalt des älteren germanischen Periodenbaues, obgleich sie ihr angestammt und in der althochdeutschen Zeit gleichsam nur durch eine ausländische Decke versteckt war, nicht wieder aufzunehmen. Das Mittelhochdeutsche ist durch eigene freie plastische That im Stande gewesen, sich ohne irgend wie ersichtliche Anlehnung an fremde Vorbilder, die es überhaupt nur

in der poetischen Literatur der Volkssprachen, aber nicht in der kirchlich-classischen Latinität hätte finden können, einen Satzbau zu gestalten, an dessen vollkommener Schönheit und Zweckmäßigkeit kein Tadel haftet. Aber auch hier ist alles auf die künstlerische Wirkung gestellt und ebendeshalb nur dieser Gesichtspunkt als der einzige vertreten. Eine Prosa mit solchem Satzgefüge, wie es in beinahe raffinirter Zierlichkeit und Elasticität namentlich bei Gotfrid von Straßburg erscheint, ist undenkbar, weil doch jede Prosa, eben als Prosa, durch ihren Inhalt nicht zu der Bilder aneinanderreihenden Phantasie und dem dadurch erregten Gefühle, sondern zu dem begründenden und vergleichenden Verstande und dem reflectirenden Urtheil sprechen wird. Daneben konnte sich, wie es die Art der Zeitcultur und der damaligen literarischen Bewegung mit sich brachte, auch noch die aus jener althochdeutschen Tradition stammende Anlehnung des deutschen Satzbaues an den lateinischen in der geistlichen Dichtung erhalten; aber auch noch jene noch viel ältere echt volksthümliche Einfachheit, die früher kaum irgend eine literarische Spur hinterlassen hat, weil sie zwar im Volke aber nicht in den vom Volksgeiste gesonderten Schriftstellern lebte. Diese drei Ströme berührten und kreuzten sich im 13. Jahrhundert oft auf das lebhafteste und eigenthümlichste. Während die Schule Gotfrids, wie man sie nennt, das echte Kunstgefühl als etwas erkaltete Tradition auch in ihrem Satzbau bewahrte, hat die sog. Schule Wolframs aus allen den genannten Ingredienzen ihre uns oft so seltsam dünkenden Perioden im jüngeren Titurel, Lohengrin, Wartburgkrieg ꝛc. zusammengebraut, haben die unbekannten Dichter und Ueberarbeiter des volksmäßigen Epos wesentlich auf Grundlage der einfachsten Periodisirung ihre strophischen Gedichte gesungen. Die Contraste zwischen dem ungefähr gleichzei-

tigen Gotfrid und den Nibelungen treten auch im Satzbau schon schneidend genug heraus, nehmen aber je später je mehr an Herbe zu und führen endlich, wie man leicht sieht, zu einem Zustand, aus dem gar kein gesunder weiterer Fortschritt möglich gewesen wäre.

Da hat nun die Prosa der geistlichen Redner und Tractatenschreiber durch eine in ihrer Art höchst bewunderungswürdige Entäußerung von allem Ballast der erstarrten und verzierten Ueberkünstelung, aber auch durch bewußte Abkehrung von der zur Rohheit auswachsenden, nicht mehr volksthümlichen, sondern plebejischen Kunstlosigkeit sich eine neue Bahn gebrochen. Ihre Satzfügung steht relativ auf derselben Höhe wie die der größten Künstler unter den Dichtern des 12/13. Jahrhunderts und so weit sich ihr Einfluß auf die Sprache erstreckte, hat sie der deutschen Prosa dieser Zeit auch da, wo sie bloß weltliche Stoffe darstellte, eine in ihrer Art allen Ansprüchen genügende Fertigkeit sich im Zusammenhange auszudrücken gegeben. Aber ihr Einfluß reichte in der so stark sich individualisirenden deutschen Schriftstellerwelt nicht so weit als es ihre innere Güte verdient hätte und so wiederholt sich, nur ungeschlachter, eigenwilliger, aber auch naiver dasselbe was in der mittelhochdeutschen Periode geschehen war. Auf der einen Seite das Bestreben den subtilsten Ansprüchen des verschnörkelten Geschmacks gerecht zu werden, auf der andern Seite die an sich so viel bequemere und jedenfalls der Zeit verständlichere Tendenz sich mit den allereinfachsten Mitteln zu behelfen und gleichsam die ganze Zwischenzeit zu ignoriren. Noch das 14. Jahrhundert hat in jedem Bereich der Prosa die tüchtigsten Leistungen aufzuweisen — von der Poesie, für welche es damals außer vielleicht in dem ganz elementar-naiven Volkslied kein Leben, sondern nur eine todte und meist sogar formal mißverstandene Tradition der Manier, nicht des Stils gab, kann man ganz

absehen. Im 15. Jahrhundert würde es schwer halten irgend eine deutsche Schrift zu finden, die sich darin auch nur auf einer ähnlichen Höhe wie etwa noch ein Tauler in seinen Reden und Tractaten zu halten vermöchte. Nur wo der reine Volkston, die absolute Einfachheit, die Auflösung aller kunstmäßigen Satzgliederung herrscht, da ist zwar das Gegentheil von dieser, aber doch Frische der Bewegung, Anschaulichkeit des Gedankenausdrucks. Nicht in unsern sogenannten Volksbüchern, deren prosaische Redactionen zum Theil in diese Zeit gehören, wohl aber in manchen, oft in vielen Chroniken der Zeit, vor allem in den freilich schon äußerlich ins 16. Jahrhundert gehörenden beiden großen volksthümlichen Erzählern aus dem Elsaß, Murner in seinem Eulenspiegel und Pauli in Schimpf und Ernst hat sich diese Art selbst wieder zu einer gewissen naturwüchsigen Classicität erhoben.

Aber die Zeit gehörte ihr, trotz des Effectes gerade dieser Bücher, doch nicht. Das Bedürfniß der complicirteren Ausgestaltung des immer complicirter werdenden Wissens und Gedankeninhalts trieb nach der entgegengesetzten Richtung. An der älteren Literatur konnte nicht angeknüpft werden, weil der Faden, den Männer wie David von Augsburg, Bruder Berthold, Tauler und Nicolaus von Basel gesponnen, abgeschnitten war und zwar nicht durch die Scheere des Zufalls. Auch sie hatten die abgezogensten Gedanken dargestellt, aber wie es der Geist ihrer Zeit ihnen noch erlaubte, nicht als Erzeugnisse eines dialektischen Processes, sondern als Gedankenbilder, die ihnen wie durch Inspiration gekommen schienen und die daher auch in dem Gefüge ihrer Rede sich als solche, nicht nach dem Schema einer logischen Entwickelung ausdrücken durften. Das 15. Jahrhundert wollte und mußte aber logisch oder verständig denken und darnach seine Sätze bauen.

An diesem Punkte griff das Lateinische zum zweiten Male

und jetzt ohne Vergleich störender wie in der althochdeutschen Periode ein. Es konnte sich ebenso sehr auf seine unläugbare Virtuosität in der Gestaltung größerer Satzgebilde berufen, gegenüber der Unbeholfenheit der deutschen Sprache, wo sie sich selbst überlassen war, wie auf die dem Geiste der Zeit so stark einwohnende Neigung die eigene Nüchternheit und prosaische Dürftigkeit durch bauschige und geschnörkelte Formen zu verkleistern. Die Spätgothik mit ihrem Gemische von armseligen und übertriebenen Motiven ist das von selbst sich darbietende Gegenbild zu dem, was jetzt in der Architectur der Sprache geschah, nur daß die Vorbilder dort noch in der einheimischen oder eingebürgerten Tradition lagen, hier zum Theil von außen geholt wurden. Es kam bald dahin, daß die meisten, welche deutsch schreiben wollten, eine lateinische Bildung im Stile der Neoclassicität oder der Frührenaissance genossen hatten und daraus ihre deutschen Stilmuster entnahmen. Wer aber auf solchem Wege wandeln wollte, konnte, abgesehen von der Ungefügigkeit der deutschen Sprache an sich, doch nur bis zu einer je nach der Individualität enger oder weiter, in jedem Fall aber durch die schon bestehende Tradition des deutschen Stils gezogenen Grenze fortschreiten. Manche versuchten die kühnsten Sprünge und namentlich die zahlreichen Uebersetzer aus dem classischen und neuclassischen Latein leisteten in gänzlicher Verkennung unseres Sprachgenius das Mögliche. Die Gliederung und Reihenfolge der einzelnen Theile des lateinischen Periodenbaues, der bei einem gewissen Spielraum der Individualität doch im Ganzen durch ein entschiedenes Vorherrschen logischer dialektischer Entfaltung des Gedankeninhalts des Satzes ein von dem bisherigen deutschen Satztypus so abweichendes Gepräge trug und diesen, gleichviel ob er im Geiste der urvolksthümlichen Einfachheit oder der kunstmäßigen Ver-

flechtung des höfischen Stils gebaut war, gleichsam auf den Kopf stellte, wurde unbedenklich zum Principe des deutschen Satzbaues erhoben. So weit es überhaupt möglich ist, kann man sagen, daß Leute wie Steinhöwel und Niclas von Wyle, selbst wenn sie nicht übersetzten, sondern ein originales Deutsch schrieben, doch dabei das Schema der lateinischen Periodisirung nie aus den Augen verloren. Aber es geschah noch mehr. Das Lateinische hatte durch seine im verbalen Sinne verwandten Participia und Gerundia ein bis zum Uebermaß ausgebeutetes Mittel untergeordnete Satzglieder durch sogenannte absolute Construction oder als Apposition construirt, den größeren und für den logischen Inhalt wichtigeren Theilen der Periode äußerlich anzuschweißen. Dem Deutschen galten diese Redetheile von jeher mehr nach ihrem nominalen als nach ihrem verbalen Gehalt und ersetzten ihm jedenfalls nicht durch ihre verbale Natur, wie dem Lateinischen in so vielen Fällen, die durch ein wirkliches Verbum ihm allein begreiflich werdende innere Beziehung der verschiedenen in einer Periode dargestellten Zustände. Es löste daher von jeher die meisten lateinischen Participia in wirkliche Verbalsätze auf, die mit ihrem regierenden Satze durch kleinere Redetheile, welche ihre Zugehörigkeit zu ihm näher bestimmten, verknüpft wurden. Die sogenannten Relativpronomina, d. h. eigentlich die Demonstrativ- oder Fragepronomina, die durch eine veränderte Wortfolge ihre nunmehrige Unselbständigkeit oder Rückbeziehung ausdrückten, relative Partikeln, d. h. bloß aushelfende und darum inflexible Redetheile, oder um die nähere Modalität der Abhängigkeit genauer zu bezeichnen, sogenannte Temporal-, Causal- und Finalpartikeln mußten ihm in den meisten Fällen jene lateinischen Wendungen ersetzen und seine Verbalien haben ihm darum eigentlich nur als bloße Adjective oder abstracte Substantive gegolten. Jetzt aber

versuchte man, soweit nur irgend die Dürftigkeit der vorhandenen deutschen Formen der Participia und des Infinitivs es zuließ, die mehr scheinbare als wirkliche Präcision des Lateinischen nachzuahmen, wobei man abgesehen von der Undeutlichkeit für den an deutsche Sprachauffassung gewöhnten Leser oder Hörer, auch noch durch die verschrobensten und schwerfälligsten Versuche einer Umschreibung der im Deutschen mangelnden Formen gerade in eine ganz überflüssige Weitschweifigkeit des Ausdrucks gerieth. Jetzt versuchte man auch, von demselben Glauben an die absolute Mustergültigkeit des lateinischen Satzgefüges verführt, eine Nachahmung oder Wiederbelebung jener engen Verschmelzung zweier relativ selbständigen und doch innerlich verbundenen Satzglieder, wie sie der lateinische Accusativ mit dem Infinitiv gewährte, wo das nominale Subject des abhängigen Satzes und sein verbales Prädicat durch den eigentlichen Casus der Abhängigkeit des Nomens und die aller eigentlichen verbalen Bestimmtheit außer der des Tempus und des Genus entkleidete Form des Verbums dargestellt wurde. Wenn ältere germanische Sprachen auch ohne irgend eine Einwirkung von Seite des Lateinischen gleichfalls solche Accusative mit dem Infinitiv gebildet hatten, so war dies ein ihrer durchgehenden äußersten Einfachheit in der Darstellung der Satzbeziehungen sehr entsprechendes Mittel. Aber so wie die Sprache darüber hinausging, wurde es wie vieles Andere dieser Art beseitigt und der abhängige Satz dadurch, daß sein Nomen und Verbum in selbständiger Form als Nominativ und eigentliche Modus- und Personalformen auftraten, natürlich immer mit einer seine abhängige Beziehung auf den Hauptsatz ausdrückenden Partikel oder auch einer dasselbe bewirkenden Umänderung der Wortfolge, als solcher bezeichnet. Wenn nun im 15. Jahrhundert auf einmal massenhaft die alte Construction

wieder auftaucht, ist es doch nur äußerlich dieselbe: in der That wäre sie ohne das Lateinische allmählich ganz vertrocknet, wie es schon in der mittelhochdeutschen Zeit beinahe geschehen war.

Aber der Natur der deutschen Sprache ließ sich doch durch Participial- und Infinitivconstructionen nicht Gewalt anthun: manches mußte sie über sich ergehn lassen, in der Hauptsache regelte sie ihr Satzgefüge, wie es ihr allein verständlich war, durch relative Individualisirung der einzelnen Satzglieder und deutliche Darstellung ihrer innern Zugehörigkeit zu einander vermittelst der Wortfolge, gewöhnlich aber und noch handgreiflicher vermittelst eigens dafür bestimmter Wörter, der sogenannten Conjunctionen. Auch diese aber mußten sich eine Menge durchgreifender Veränderungen gefallen lassen: einige, die die frühere Sprache mit Vorliebe gepflegt hatte, verschwanden jetzt bis auf kaum sichtbare Spuren, so das überaus gefügige und trotz seiner Kürze doch so energische wan, oder mit der Negation niwan. An seine Stelle wo es nicht etwa in einer abgelegenen Mundart als numme oder gar als nun sich erhielt, oder durch das Demonstrativ dann, danne ersetzt wurde, trat das schwerfällige auszer, ausgenommen, wenn möglich noch mit dasz verbunden. Während das Mittelhochdeutsche sein leichtes sō zu Bezeichnung aller möglichen inneren Abhängigkeitsverhältnisse gebraucht hatte, liebte man es jetzt, fast schon wie wir es thun müssen, wenn wir einen mittelhochdeutschen Text in unsere Sprache übertragen, je nach Umständen verschieden, immer aber schwerfällig zu umschreiben: dagegen, hingegen, dennoch, dannoch, aber doch ꝛc. Während das Mittelhochdeutsche seine Bedingungssätze, wenn sie eine wirkliche Bedingung, nicht bloß eine scheinbare enthielten, gewöhnlich nur durch die abhängige Wortfolge, Voranstellung des Verbums, Nachsetzung des Nomens, häufig auch durch den Modus der Abhängigkeit,

den Conjunctiv der Gegenwart oder der Vergangenheit darstellte, wurde jetzt diese Fügung viel seltener als die Umschreibung durch wann, wenn, dessen ursprüngliche Beziehung auf Zeitverhältnisse doch nur sehr gezwungen zu dieser Verwendung paßte. Daneben drängte sich das altherkömmliche ob, das einst nur dann gegolten hatte, wenn die Bedingung nur in der Voraussetzung oder Empfindung des Sprechenden, gleichsam als eine Frage auf die ja als Antwort gehört, nicht in der Wirklichkeit selbst begründet war — ob du got êrest wohl unterschieden von êrest du got — über seine feingefühlte Grenzlinie hinaus, doch ohne das schwerere wann, weil es ebendeshalb der Zeit besser anstand, erheblich beschränken zu können. Die Verbreitung des wann entschied vielleicht auch über das Schicksal jenes schon erwähnten, im Laut jetzt damit zusammenfallenden, gewiß über das des ebenfalls gleichlautenden ursächlichen oder begründenden wan, die fast allgemein für des umfänglichere wande, noch ältere hvanta eingetretene mittelhochdeutsche Form. Dafür trat entweder das demonstrative dann, denn oder das relative weil, weilen, dieweil, sogar aldieweil. Für das alte zeitlich-ursächliche sīt, kam nun seitemalen, sintemal und dergl. auf. Das einfache sō oder sam, das schon früher durch vorgesetztes al verstärkt, dann aber in alse, als verkürzt werden konnte, genügte jetzt auch nicht mehr allein: wenigstens noch ein wie zu so, oder gar ein glīch, gleich, vor wie und sam mußten seine Beziehung verdeutlichen, oder auch wohl ein gleich als ob, wo früher das bloße als oder ob genügt hatte. — Das bloße conjunctionelle dasz, die neutrale Form des Demonstrativs in relativer Verwendung, hatte einst, wie das ältere sō, sehr viele in sich verschiedene Abhängigkeitsverhältnisse ausdrücken können und war überall, da diese an sich schon durch die Reihenfolge der

Satzgliederung deutlich waren, verständlich genug gewesen. Jetzt aber mußte es, wo es eine Folgerung ausdrückte, gewöhnlich mit so dasz gegeben werden, wo es eine Absicht, mit uf, uff, auf dasz, umme dasz, damit dasz, wohl auch bloß durch damit, was die frühere Sprache in ganz anderm Sinne, „in Gemäßheit dessen, in Verbindung damit," verstanden hätte.

Andrerseits aber trieb das Bedürfniß, die auf solche Art so viel unbehilflicher gewordenen Satztheile zu erleichtern, zu allerlei Wagnissen, in denen die Sprache weder an Deutlichkeit noch an Schönheit gewann. Man hatte, zum Theil in Anlehnung an das Lateinische mit seinen so viel reicheren Zeitformen im Verbum, zum Theil auch weil man dem in sich so sehr berechtigten Drange nach einer genaueren Bezeichnung derselben nachgab, als sie die dürftigen Mittel der deutschen Flexion erlaubten die umschreibenden Bildungen mit werden, sein und haben, wie schon gezeigt ist, möglichst ausgedehnt. Jetzt hätte man das schleppende der Formen von sein und haben gerne wieder beschränkt, ohne doch ihrer Hilfe zu entrathen. Man ließ sie daher kurzweg aus, auch da, wo gegen das heutige Sprachgefühl eine solche Auslassung nicht durch die deutliche Beziehung der Verbalform in dem einen Satzglied auf ein, in dem andern, begrifflich damit verbundenes Verbum es erlaubt. Man sagte nicht bloß: do der legat vernommen, wie die sache was geschehen, sweig er, sondern auch da het er dem mann allesz gut gethan und im zu hilf kommen, oder wir sint frölich gewest, gessen und getrunken, hübsche kleider getragen und dergl. mehr, wo allerdings aus dem Zusammenhange auch für uns das jedesmalige Hilfsverbum zu errathen, aber auch meist nur zu errathen, und nicht, wie es sein sollte, von selbst zu fühlen oder gleichsam mit dem innern Ohr zu hören ist.

Je unbehilflicher die Satzgefüge wurden, desto mehr mußte

man darauf bedacht sein, sie für das Auge wenigstens durch sogenannte Interpunctionszeichen in ihrer Gliederung zu verdeutlichen. Dabei ist es merkwürdig, daß der erste deutsche Schriftsteller, der, so viel wir wissen, darüber nachgedacht und ein leidlich consequentes System in seinen Schriften durchgeführt hat, der schon öfter erwähnte Niclas von Wyle, sich ganz genau an das in den lateinischen Handschriften und Drucken seiner Zeit üblichste System hält und es einfach auf das deutsche Satzgefüge überträgt. Daß die von ihm oder seinen Druckern gebrauchten Zeichen etwas anders aussehen, als wie heute z. B. der Punkt, das Colon, das Fragezeichen ꝛc. ist gleichgültig gegenüber der Thatsache einer solchen rücksichtslosen Uebertragung dieser Zeichen und ihrer damit im Wesen vollzogenen Einbürgerung in der weiteren Geschichte der deutschen Sprache. Die mittelhochdeutschen Schreiber hatten sich meist ohne alle Interpunction beholfen, höchstens die Reimzeilen ihrer Gedichte doch mehr um des Reimes als um der Satzgliederung willen mit Punkten bezeichnet und Niemand vermißt sie bei ihnen. 10, 12, 20, ja 30 und 40 Zeilen zu einem Satzgefüge verbunden, erscheinen uns bei Gotfrid von Straßburg so völlig durchsichtig in ihrer Gliederung, daß die nach heutigem Gebrauche in unsern kritischen Textesausgaben gesetzten Interpunctionszeichen mehr stören als helfen, jedenfalls entbehrt werden können. Wer aber durch nur 10 oder 20 Zeilen oder durch die gar nicht seltenen größeren Satzungeheuer um 1500 sich selbst mit Hilfe der immer reichlicher und mannigfaltiger gesetzten Interpunction durchwindet, wird überall doch auch noch auf den Beistand des Fingers, der das Zusammengehörige herausklaubt, angewiesen sein.

Und doch ist auch diese entschieden unerfreulichste Seite der damaligen Sprache ein Zeichen, daß sie dem neuen Geiste auch eine neue Form zu geben sich bemüht. Noch war es

ihr nirgends völlig gelungen, und hier, wo es sich um das Schwerste handelte, am wenigsten. Aber es war doch immer schon etwas Neues, in seiner Art Selbstwüchsiges geschaffen und es kam nur darauf an, daß aus dem Wuste der hin und her sich kreuzenden Einflüsse, aus dem Gewirre des Veralteten und doch noch mit Fortgeschleppten, des Neuen und doch noch nicht Durchgedrungenen etwas allgemein Gültiges, der hochdeutschen Sprachindividualität dieser Zeit überhaupt, nicht bloß einem Schriftsteller oder einem örtlichen Kreise Angemessenes herausgeschält wurde. Ueberall und auch hier waren die Fundamente einer selbständigen und in ihrer Art vollberechtigten neuen Sprachgestaltung schon lange gelegt und der Bau in allen Haupttheilen schon so weit gediehen, daß er in seiner ganzen Construction sich wohl erkennen läßt, aber der Zufall und die Willkür der Menschen und der Zeit, die noch durch keine maßgebende und beherrschende Kraft gebändigt waren, machten es einstweilen noch unmöglich das Neue als solches zu erkennen und sich in ihm wohnlich einzurichten. Es war somit allerdings schon im Gegensatz zu dem letzten in sich abgeklärten Durchschnitt der hochdeutschen Sprachgestaltung, dem Mittelhochdeutschen, etwas Anderes da, das in seinem Wesen sich mindestens ebenso scharf davon trennte wie das Mittelhochdeutsche von dem Althochdeutschen. Da es in allen seinen Hauptzügen von nun an in der hochdeutschen Sprache stehen geblieben ist, darf es mit dem Namen des Neuhochdeutschen aus demselben Rechtstitel wie unsere heutige lebendige Sprache, bezeichnet werden. Es kam nur noch darauf an, daß eine geniale Kraft, an der es bis dahin gefehlt hatte, diese neue Sprache, dieses Neuhochdeutsch wirklich als das, was es zu sein befähigt war, als den einheitlichen Ausdruck des deutschen Volksgeistes dieser Zeit zusammenzufassen und darzustellen unternahm. —

# Register.


A mundartlich in tonlosen Silben. 236
Ablaut im Verbum. 303
— in der Wortbildung. 321
Ableitung. 317
Absolute Constructionen. 378
- ac, ic, ec, Ableitungssilben. 331
Accent. 220 f.
Accusativ mit Infinitiv. 387
Adjectivbildung und Declination. 282
Adverb. 290
Alphabet, althochd. und späteres. 202
Ari, āri, aere, er wortbildendes Element. 328
Artikel, bestimmter, unbestimmter. 285
Auslassuug des Verbum. 369
Auxentius von Dorostoros. 1
B für W. 261
Barbara, lingua b. 82
Berthold, Bruder. 161
Bonifacius. 66
Brechung sog. d. Vocale. 249
Casusbildung. 273
ch, althochd. u. später. 260
Chlodwig. 31
Conditionalsätze. 385
Consonantischer Ablaut. 329
Damit, Partikel. 396
Dann, denn, Conjunction. 395
Daß als Conjunction. 396
Dativ. 380
David v. Augsburg. 161
Deminutivbildungen. 335
Doppelconsonanten. 238
E, unbestimmter Vocal 230
- ekīn, echin, ichen, — ie, līn, — lein, Deminutiva. 335
- er, — ir. Pluralform. 280
Evangelium d. Matthäus Ahd. 75
F. u. V. 261
Fremdwörter. 370
Futurum. 310
Genetiv, Beschränkung s. lebend. Gebrauches. 377
Genus des Verbum. 311
Geschlechtsbezeichnung. 208
Germanica, lingua G. 84
Gisela, Kaiserin. 103
Gotfrid v. Straßburg. 385
Hartmann, v. Aue. 123
Heinrich II. 102
Heldenbuch an d. Etsch. 164
Heliand. 81
Hildebrandslied. 18
Hilfsverba bei d. Präteritalbildung. 309
— bei der Futuralbildung. 310
I mundartl. in nebenbetonten oder tonlosen Silben. 286
- i als Deminutivsuffix. 336
- īe, ī, ei, Ableitung. 337
- ieren, desgl. 387
in, inna, īn, inne, Ableit. 329
īn, Adj. Bildungss. 330
Instrumental. 274
Interpunction. 397
Isidor Ahd. 75
- isch Adj. Bildungss. 338

Kanzleisprache, sog. 179
Karl d. Große. 69 f.
Karl Martell. 68
Karolinger überhaupt. 64 f.
Lautverschiebung. 251
Ludwig Germanicus, d. Deutsche. 99
Ludwigslied. 100
Modi, lat. d. 10. 11. Jahrh. 110
Muspilli. 78
Negation. 384
- ng in der Ableitung. 331
Neidhart v. Reuenthal. 144
Niclas v. Wyle. 181. 392. 397
nicht, nichts. 386
- nisse, niss, nusse, nüsse, nus, Ableitung. 333
Nominalflexion. 267 f.
Norbert, spät. ahd. Uebers. eines seiner Tractate. 126
Notker, Teutonicus. 105
Numerus, Bild. in der Declination. 270
— in der Conjugation. 294
Ob, Partikel. 395
Otfrid. 79 f.
Otto der Große. 101
Participialconstructionen. 394
Passiv. 312
Personenbezeichnung im Verb. 312
Pilatus. 126. 131
Pippin, König der Franken. 65
Prädicatives Adjectiv. 288
Präterialbildung. 300 f.
Reduplication im Verbum. 299
— in der Wortbildung. 320
Runen. 17
S, ss, sz. 260
- sal, sel, Ableitung. 333
sam, Partikel. 395
Samariterin, Christus u. das samaritan. Weib. 60
Satzfügung. 373
sch, Geschichte des sch. 263
Schwache Nominaldecl. 277
Schwache Verba. 296 f.
Steireins. 2
sô, Partikel. 394. 395
Starke Verbalform. 296 f.
Steinhöwel 392
Theodebert, fränkischer König. 32
Theodorich d. Ostgothe. 24
— d. Franke. 32
teutonica, lingua t. 105
theotisca lingua, theotisce. 82
Tonlose Vocale. 231
Trennbare Partikeln. 294
Ulfila. 1
Umlaut. 244. 279
Uneigentliche Zusammensetzung. 327
V. Gesch. d. Buchstabens u. Lautes. 261
Veldeke, H. v. V. 118. 130
Veränderung der Quantität der Vocale. 238, 242
— Qualität. 239
Verbum. 292 f.
Vocalismus. 219
W u. B. 261
Walther v. d. Vogelweide. 125
wan, Ausschließungspartikel. 394
— Causalpart 395
wann, Conditional. 395
Wessobrunner Gebet. 178
Williram. 103
Wolfram v. Eschenbach. 136. 388
Wortvorrath. D. u. s. Veränderung. 350 f.
Wortstellung. 381 f.
Z. Gesch. d. Buchstabens u. Lautes. 254
Zeitformen d. Verbums. 390
Zweite Pers. Sing. d. stark. Präterita. 315
Zusammensetzung. 340 f.

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig.

# Geschichte

der

# Neuhochdeutschen Schriftsprache

von

Heinrich Rückert.

Zweiter Band.

Vom 16. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1875.

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.

# Inhalt.

Seite.

**Erstes Buch.** Die neuhochdeutsche Schriftsprache im 16. Jahrhundert. 1—198

**Erste Abtheilung. Luther als Mittelpunkt der neuhochdeutschen Schriftsprache seiner Zeit.**

**Erstes Capitel. Die allgemeine Lage der Sprache und Literatur bei Luthers Eintritt.**

Allmähliche Heranbildung der hochdeutschen Schriftsprache zu einer wahren Gemeinsprache der deutschen Nation . . . . . 1
Förderndes und Hemmendes auf dem Wege zu diesem Ziele . . . . 6

**Zweites Capitel. Luthers Ausstattung für seine sprachgeschichtliche Aufgabe.**

Das sittlich-religiöse Interesse als Mittelpunkt seines gesammten literarischen Wirkens . . . . . 15
Seine lateinische Schriftstellerei. . . . . 22

**Drittes Capitel. Die äußeren bestimmenden Einflüsse für Luthers Sprache.**

Charakter seiner schriftstellerischen Thätigkeit . . . . . 27
Seine Stellung im und zum Volke . . . . . 30
Sein Streben nach Allgemeinverständlichkeit . . . . . 31
Sein Verhältniß zur sächsischen u. kaiserlichen Canzlei-Sprache . . . 32

**Viertes Capitel. Luthers Sprache und das Mitteldeutsche.**

Seine Sprache gegenüber den verschiedenen Mundarten . . . . . 38
Seine sprachlichen Veränderungen in den späteren Ausgaben seiner Schriften . . . . . 41
In Rücksicht auf Gemeinverständlichkeit. . . . . 45
In Bezug auf Sprachform, Lautstand, Flexion und Orthographie . . 49

**Fünftes Capitel. Luthers Gesammtlautsystem.**

Umlaute . . . . . 64
Bezeichnung der Vocal-Länge . . . . . 65
Consonanten . . . . . 70

**Sechstes Capitel. Luthers Wortformen.**

Nominalformen . . . . . 72
Verbalformen. . . . . 76

**Siebentes Capitel. Luthers Wortbildung.**

Deminutivbildungen . . . . . 81
Participialformen . . . . . 83

Seite.

Achtes Capitel. Luthers Wortvorrath.

Geschlechtsbezeichnung der Substantive . . . . . 84
Wahl der Wörter . . . . . 86
Das Basler Idiotikon von 1523 zu Luthers N. T. . . . . 92
Fremdwörter und ihre Behandlung . . . . . 111

Neuntes Capitel. Luthers Satzbau und Stil.

Würdigung desselben . . . . . 117
Anklange an den Curialstil . . . . . 119
Lateinische Satzfügung . . . . . 122
Verklungene kerndeutsche Wendungen . . . . . 126
Bevorzugter Parallelismus der Satzglieder . . . . . 129
Zweigliedrige Formeln . . . . . 133
Dreigliedrige . . . . . 136
Wortstellung . . . . . 137

Zweite Abtheilung. Die Gemeinsprache neben Luther.

Erstes Capitel. Der von Luther abhängige Schriftstellerkreis.

Luther als Autorität auf sprachlichem Gebiete . . . . . 139
Geistliche Liederdichtung nach seinem Vorbild . . . . . 145
Erbauungsliteratur und Predigt . . . . . 150
Pamphletliteratur . . . . . 153
Katholische Schriftsteller. Jesuiten . . . . . 159

Zweites Capitel. Das Verhältniß der Theorie zu Luthers Sprache.

Luthers eigene Stellung zur Theorie . . . . . 162
Valentin Ickelsamer . . . . . 166
Fabian Frank . . . . . 169
Albertus Ostrofrancus u. Albert Oelinger . . . . . 172
Joh. Clajus . . . . . 175

Drittes Capitel. Die von Luther unabhängige Gemeinsprache des 16. Jahrh.

Die Dichter Hans Sachs und Fischart . . . . . 177
Die Prosaisten Murner, Pauli, Aventin, Sebastian Frank, Berthold von Chiemsee, Sebastian Münster, Fischart . . . . . 179

Viertes Capitel. Die abgeschlossenen und ablehnenden Sprachgruppen und Sprachkreise.

Die Schweizer. Zwingli. Sebastian Brant . . . . . 185
Die Niederdeutschen. Thomas Kantzow . . . . . 191
Auseinandergehen der Ansichten über das wahre Hochdeutsch . . . . 195

**Zweites Buch.** Die neuhochdeutsche Schriftsprache im Zeitalter der reflectirten Schulgelehrsamkeit und exclusiven Bildung. 199—378

Erste Abtheilung. Das Eintreten der Reflexion und Exclusivität in der Schriftsprache.

Erstes Capitel. Das Fremdwesen in der deutschen Sprache des 16. Jahrh.

Die Neoclassicität . . . . . 201
Carl V. und seine Canzlei . . . . . 205

Seite.
Aufnahme des Französischen an den Höfen und in den vornehmen Gesellschaften . . . . . 212
Der Calvinismus . . . . . 218

Zweites Capitel. Die Folgen der Verwälschung.

Mangel an hervorragenden Schriftstellern . . . . . 222
Sprachmengerei . . . . . 225

Drittes Capitel. Die Reform der deutschen Sprache durch Opitz.

Martin Opitz. Charakterisirung seines Auftretens . . . . . 229
Seine Verdienste um die formale Seite der deutschen Dichtkunst . . . 233
Um Stoffwahl und Gehalt derselben . . . . . 236

Viertes Capitel. Opitzens Genossen und Gehülfen.

Reaction gegen die Verwälschung . . . . . 241
Die Fruchtbringende Gesellschaft . . . . . 243

Fünftes Capitel. Die hochdeutsche Sprache unter Opitzens Einfluß.

Einleitendes . . . . . 258
Der Reim bei Opitz . . . . . 264
Regelung bis dahin noch schwankender Flexions-Formen durch ihn. 267
Sein Periodenbau . . . . . 273
Sein Purismus . . . . . 275
Sein Gebrauch von der griechischen und römischen Mythologie . . . 277
Seine Schüler und Nachfolger. Valentin Andreä, Moscherosch, Grimmelshausen, Paul Schuppius, Paul Fleming, Andreas Tscherning. 279

Sechstes Capitel. Die Stellung der Theorie zur Schriftsprache.

Christian Gueintz . . . . . 283
Tilemann Olearius, Joh. Girbert, Phil. Harsdorfer . . . . . 289
Justus Georg Schottelius . . . . . 292

Siebentes Capitel. Die Puristen des 17. Jahrhunderts.

Philipp Zesen u. seine Rosengesellschaft . . . . . 300
Beispiele seiner Verdeutschung. Etymologisches u. Orthographisches . 303

**Zweite Abtheilung. Die neuhochd. Schriftsprache im Zeitalter des gesunden Menschenverstandes und der rationellen Wissenschaftlichkeit.**

Erstes Capitel. Die Vorkämpfer für die Berechtigung der deutschen Sprache in der Schule und Wissenschaft.

Thatsächliche Mangelhaftigkeit der Sprache für diese Zwecke im 17. Jahrhundert . . . . . 308
Ratichius. Jungius. Helvicus . . . . . 314
Jacob Böhme . . . . . 317

Zweites Capitel. Leibnitz als der Schöpfer einer deutschen Sprache der Wissenschaft, überhaupt der höchsten intellectuellen Interessen.

Seine „Ermahnung an die Teutsche" und seine „Unvorgreiflichen Gedanken" 2c. . . . . 319
Seine deutschen Schriften . . . . . 327

Seite.

Anwendung des Deutschen in den verschiedenen Wissenschaftsfachern: Grammatik (Morhof), Philosophie Wolf), Theologie (Gottfried Arnold), Geschichte (Mascou. Heinr. v. Bunau) . . . . . 331

Drittes Capitel. Die Umwälzung in der schönen deutschen Literatur und ihrer Sprache durch und seit Weise.

Lohenstein als Spitze der deutschen poetischen Leistungsfähigkeit nach Opitz . . . . . 337
Umschwung durch Christian Weise . . . . . 341
Weise's Sprache . . . . . 343

Viertes Capitel. Die Theorie der neuhochdeutschen Schriftsprache unter den ersten Einflüssen des modernen wissenschaftlichen Geistes.

Grammatik: Johann Bödiker . . . . . 349
Lexikographie: Caspar Stieler (der Spate), Chr. Ernst Steinbach, Frisch . . . . . 365
Deutsche Gesellschaften, deutsche Vorlesungen auf Universitäten (Chr. Thomasius) . . . . . 366

Fünftes Capitel. Gottsched als correcter Abschluß dieser ganzen sprachgeschichtlichen Periode.

Seine Person und Bedeutung . . . . . 370
Sein Verhältniß zur Sprache . . . . . 374

# Erstes Buch.

## Die Neuhochdeutsche Schriftsprache im 16. Jahrhundert.

# Erste Abtheilung.

## Luther als Mittelpunkt der neuhochd. Schriftsprache seiner Zeit.

---

### Erstes Capitel.

### Die allgemeine Lage der Sprache und Literatur bei Luthers Eintritt.

Die äußere Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache und das Bild ihrer innern Gestaltung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts haben gezeigt, daß und wie sich diese Sprache immer weitere Gebiete erobert hat. Ihre räumliche Verbreitung schreitet ungefähr in gleichem Verhältniß fort mit ihrer Ausdehnung über alle Arten von Motiven und Stoffen die sie zu behandeln lernt. Sie kommt dadurch ihrem Ziele, eine wahre Gemeinsprache der deutschen Nation zu werden, immer näher. Sie bemüht sich mehr und mehr der zutreffende Ausdruck für alles geistige Leben und alle practischen Beziehungen der in ihr Schreibenden und Lesenden zu sein und ist darin allen früheren Sprachgestaltungen weit voraus. Denn was auch diese, namentlich die mittelhochdeutsche, die zunächst zur Vergleichung auffordert, an andern Vorzügen rein linguistischer Art gegen sie aufbringen können, so war doch keine davon der ganzen deutschen Nation und der vollen Summe des in ihr enthaltenen Lebensgeistes so gerecht worden wie sie. Vermißt man in ihr

häufig genug Feinheit und Beweglichkeit und den Sinn für Maß und Schönheit, was sich alles in einer ältern Vergangenheit an unserer hochdeutschen Sprache so erfreulich herausgebildet hatte, so war das spätere deutsche Mittelalter überhaupt nicht dazu angethan, solche Eigenschaften, die ihm in jeder seiner Lebensäußerungen versagt blieben, in der Sprache herauszutreiben, wenn sie wirklich seine lebendige Sprache, der unmittelbare Pulsschlag seines Blutes sein sollte. Und gerade darin wird man das Hauptverdienst dieser Sprache suchen, daß sie so völlig unmittelbar, so völlig naiv ist und, soweit es bei dem an sich gegebenen Stoffe denkbar, sich allen Eindrücken des Augenblicks und der Umgebung öffnet. Sie ist das gerade Gegentheil von dem, was man unter einer Kunstsprache versteht. Wenn sie aber ihren Beruf für die Nation erfüllen sollte, mußte sie damals so sein, und die Gebrechen, die sie dabei nothwendig oder begrifflich mit in den Kauf zu nehmen hatte, werden nicht sowohl von gewissen Vorzügen aufgewogen, als vielmehr sie sind gegen das innere Muß, welches ihren Character bestimmte, gar nicht in Rechnung zu stellen, denn es sind ungleichartige Größen.

Die deutsche Nation wollte sich in allen Dingen von der Autorität und den Lebensformen des Mittelalters losarbeiten: das wollte sie, auch wenn sie sich der eigentlichen Tragweite ihres Wollens nicht bewußt war. Dabei bedurfte sie einer Sprache, die bloß nach den practischen Bedürfnissen des Augenblicks das Material der Vergangenheit handhabte. Diese Sprache mußte aber auch gerade wie die Nation selbst alle ihre Kräfte mehr und mehr nach einem Punkte zusammendrängen. Denn alles zügellose Gebahren der Individualitäten aller Art bis zu den einzelnen Menschen herunter, das den letzten Jahrhunderten des Mittelalters, insbesondere dem 15., ein so wüstes

und ungemüthliches Aussehen giebt, hat doch in einem zwar tief versteckten und nur instinctiven, aber vielleicht deßhalb um so mächtigeren Zuge nach einem Zusammenschluß der ganzen nationalen Kraft sein Gegengewicht. Die deutsche Nation wollte nicht bloß in allen ihren Gliedern sich möglichst frei regen, sie wollte auch das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit durch ein selbstbewußtes Zusammenwachsen dieser Glieder jedem Einzelnen und dem Ganzen, ihr selbst und der übrigen Welt faßlich darstellen. Daß jene auseinanderstrebenden Tendenzen als der naivste oder unmittelbarste Trieb der Zeit und ihrer Menschen einem solchen gerade nach der entgegengesetzten Seite hinzielenden Wollen überall hinderlich werden und wenigstens in der damaligen großen Epoche der Weltgeschichte ihm schließlich den Sieg abgewinnen sollten, war im Anfang des 16. Jahrhunderts noch nicht zu erkennen, und wenn die Nation im Ganzen von dem Glauben, das Ziel ihrer Einigung und Wiederaufrichtung zu erreichen, erfüllt blieb, so hatte sie damals ein gutes Recht dazu.

Eben darum ist es so entscheidend, daß die Sprache gänzlich in die unmittelbare Gegenwart aufging. Nur so konnte auch sie neben und vor den isolirenden und zerklüftenden Mächten, die in ihr walteten, durch andere bestimmt werden, die aus derselben Tiefe des Volksgeistes heraus jetzt in völlig unbewußtem und doch sicher fußendem Ringen eine Sprache zu gestalten versuchten, die der ganzen Nation gehörte und von der ganzen Nation als die ihre erkannt wurde. Noch war auch hier wie in Kirche, Staat, Gesellschaft alles Versuch; aber wer nicht an den bloßen Ecken der Oberfläche haftet, sondern den Blick auf das innere Gefüge des davon bedeckten Leibes richtet, der kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß auch die Sprache von denselben einigenden und ausgleichenden Tendenzen ergriffen war wie die ganze Nation auf allen Gebieten

ihrer Lebensäußerungen, und daß auch sie am Ende des 15. Jahrhunderts den centrifugalen Trieben nicht bloß die Wage hielten, sondern bereits das Uebergewicht über jene zu gewinnen begannen. - -

Wie weit die Nation im Ganzen um 1500 von ihrer einheitlichen Neuaufrichtung entfernt war, soll hier nicht erörtert werden: was der Sprache noch fehlte, um das ihr vorschwebende Ziel zu erreichen, ist leicht zu sehen und in den letzten Abschnitten des 1. Bandes dieses Werkes so bestimmt als möglich ausgesprochen. Kurz zusammengefaßt ist es der Mangel an jeder Art von Autorität oder Dictatur. Niemand wird in dieser Zeit einen äußerlich anerkannten Mittelpunkt literarischer oder sprachlicher Bildung und Thätigkeit, eine Hauptstadt im modernen Sinne fordern. In ganz Europa gab es damals keine solche, wie es einst Rom und in beschränkterer Weise Athen und Alexandrien gewesen waren. Deutschland aber besaß wohl einen Ueberfluß von großen und reichentwickelten Städten, aber es fehlten ihm jene Knotenpunkte des ganzen nationalen Lebens, die auch im Sinne der Sprachgeschichte dieser Zeit zu Hauptstädten heranzuwachsen berufen waren wie sie Frankreich an Paris, England an London, selbst Italien an Florenz besaß. Von den deutschen Großstädten waren zwölf, fünfzehn damals einander ungefähr gleich an Bedeutung und Einfluß und darum keine einzige davon zur Hauptstadt befähigt. Eine frühere Sprach- und Literaturperiode, die mittelhochdeutsche, hatte eines solchen äußerlichen und mechanischen Einheitsbandes nicht bedurft, es also auch nicht entbehrt: ihre Sprachbildung war begrenzt und zusammengehalten durch die allgemein anerkannten Schranken einer besondern gesellschaftlichen Atmosphäre die wie die Luft überall, überall mit gleichem Rechte und, falls nur die andern dazu nöthigen Bedingungen sich einfanden,

in gleicher Frische und Stärke heimathsberechtigt war. Jetzt aber, wo die alte ständische Gliederung der Nation den revolutionären Strömungen zwar äußerlich noch nicht gewichen, aber jeder lebendigen Beseelung und jeder geistigen Kraft entkleidet war, jetzt wo die Nation ein wogendes Meer von innerlich zusammenhanglosen, nur äußerlich durch die Legitimität der hergebrachten Formen an einander gereihten Atomen darstellte, fehlte der Sprache dieser gährenden Masse gegenüber jeder feste Boden unter den Füßen. Sie war nicht mehr die Sprache einer Coterie, wie man das höfische Mittelhochdeutsche allenfalls nennen kann, wenn man übelgelaunt ist: sie wollte die Sprache einer ganzen Nation sein, aber sie konnte es nicht, weil die Nation selbst erst eine wirkliche Nation werden wollte. Gerade darum zerbröckelte sie thatsächlich trotz allem ihren ausgleichenden und zusammenschließenden Instincte in separatistische oder particuläre Zufälligkeiten, gegen die jene breite und festgefügte Gleichartigkeit der Vergangenheit doch eine ganz andere Figur macht. Allerdings kam es zunächst nur auf die Stimmung oder den Glauben des Publicums an, ob es aus den sprachlichen Schöpfungen dieser Zeit mehr jenes trennende oder mehr jenes vereinigende Wesen heraus empfinden wollte. So wie der Zug der Geister um die Wende des 15. Jahrhunderts in Deutschland war ist das letztere das entschieden begünstigte: man darf behaupten, daß die ungeheuere Majorität der deutschen Nation damals eine einheitliche Sprache zu haben glaubte, weil sie eine solche haben wollte. Aber so begreiflich und nothwendig uns auch die ursächliche Verkettung dieser Thatsache erscheint, an sich war damit für die wirkliche Erreichung des Zieles einer Einheitssprache noch nichts entschieden. Denn es konnten ja auch wieder die entgegengesetzten Strömungen die Uebermacht gewinnen und dann würde umgekehrt der Geist

der zerspaltenden oder auf die Zerspaltung lossteuernden neuen Periode sich an jene massenhaften Reste des Particularismus, jene örtlichen Besonderheiten, die in der Sprache stehen geblieben waren, angeklammert und sie aus den Winkeln, in denen sie sich noch erhalten hatten, wieder hervorgeholt haben, um sie in die Mitte des ganzen sprachlichen Wesens zu stellen. Ohnedies standen genug derartige Besonderheiten nicht bloß in den Winkeln, sondern in Mitte des Ganzen und der eigenthümliche Respect, den unsere deutsche Gemüthsart vor allem hat, was eigensinnig auf seine undurchsichtige Originalität pocht, schützte sie mit einer Pietät, die zwar an sich immer anerkennenswerth, in diesem Falle aber jeder organischen Ausgestaltung dieser chaotischen Zustände sehr hinderlich war. Von diesem Standpunkt aus erscheint es noch als eine glückliche Fügung, was von einem andern etwas anders aussieht, daß sich große Stücke des nationalen Sprachgebietes ganz emancipirt und auf eigene Füße gestellt hatten. Daß es eine selbständige niederländische Literatur und Sprache giebt, ist und bleibt ein Verlust für die Gesammtkraft der deutschen. Man mag sich wohl damit auseinandersetzen und darin zurecht finden, aber nur alberne Sophisterei oder noch etwas Schlimmeres wird den Verlust eines ganzen Gliedes am Sprachleib eine gleichgültige Sache heißen. Neben dem Niederländischen hatte auch, wie gezeigt, das Niederdeutsche eine äußerlich beinahe unabhängige Existenzsphäre errungen. Aber in der einmal gegebenen Situation war die Verengerung der Grenzen ein Vortheil, weil dadurch um so viel weniger an möglichen Auswüchsen particulärer Selbständigkeitstriebe auf dem deutschen Sprachboden Platz fand. Ja wenn man dem undankbaren Geschäfte nachgeht, geschichtliche Möglichkeiten zu berechnen, es wäre in dieser großen Krisis der Sache der Einheitssprache vielleicht förderlicher geworden, wenn die süd-

westdeutschen Mundarten wirklich Ernst gemacht hätten mit ihrer nur halb ernstlich gemeinten Isolirung. Wahrscheinlich würde dadurch der Kampf mit den particularistischen Elementen, den wir während eines großen Theils des 16. Jahrhunderts im Südwesten so heftig entbrennen und selbst am Ende dieser Periode noch nicht ganz entschieden sehen, seine hemmende Rückwirkung auf die innere Befestigung der einheitlichen Schriftsprache in dem übrigen Oberdeutschland weniger fühlbar gemacht haben.

Zu allem diesen tritt aber noch etwas Anderes. Noch hatte die neuhochd. Schriftsprache den Kreis der Aufgaben, die überhaupt an eine solche gestellt werden können, nicht einmal vollständig umspannt: sie war nur im Begriff es zu thun. Die eigentliche Fachwissenschaft mittelalterlichen Stiles, wie sie sich an den Universitäten des 14. und 15. Jahrh. trotz dem veränderten Zuschnitt der Zeit doch wesentlich im alten Geiste eingerichtet hatte, war noch immer der internationalen lateinischen Sprache geblieben. Ehe sich noch entscheiden konnte, ob nicht auch hier der vorwärtsstrebende und selbstvertrauende Zug, der durch das deutsche Volk und seine Sprache in dieser Zeit geht, und mit so vielem, was an beiden unerquicklich ist, versöhnen kann, die Mauer des Herkommens und des Schlendrians zerbrechen werde, trat durch die große intellectuelle Revolution des 15. Jahrh. die sich an das Werkzeug der classischen Sprachstudien anlehnt, aber nicht davon erzeugt ist, eine ganz neue Wendung ein. Von der einen Seite läßt sich nicht verkennen, daß unsere deutschen Vorkämpfer des sog. Humanismus fast ausnahmlos von einem hochgespannten patriotischen Idealismus erfüllt sind. Sie halten sich für die geistigen Spitzen der Nation, gründen aber ihre Ansprüche darauf nicht sowohl auf ihre exclusive Bildung als auf ihr warmes und geläutertes Interesse für die Ehre und Größe ihrer Nation, wovon bei den

bisherigen Vertretern der Wissenschaft mit ihrem kühlen internationalen Kosmopolitismus oder Indifferentismus in der That keine Spur zu finden war. Gleichviel ob geistlichen oder weltlichen Standes sind die verschiedenen Generationen von Professoren, Doctoren und Magistern, die seit der Gründung der Universität Prag einander ablösten, darin aus einem Gusse und es ist als wenn jene negativ patriotische Geisteshaltung, die den Stifter von Prag, Karl IV., so eigenthümlich auszeichnet, auch auf seine Stiftung und alle andern nach ihrem Modell geschaffenen ausgeflossen sei. Denn den Kampf, der 1409 zur Verdrängung der Deutschen an jener Ur- und Musteruniversität führte, wird doch Niemand für ein Zeichen des nationalen Pathos auf Seite der deutschen Professoren nehmen: er war ihnen von dem nationalen Fanatismus der Slaven aufgedrungen, sie selbst hätten ihn gerne vermieden. In Folge der dabei vorgekommenen wirklichen und vermeintlichen Beschädigungen und Bedrückungen, die die einzelnen zu erleiden hatten, hat sich ein starker Haß gegen die Böhmen und Hussen auf unsern Universitäten eingestellt, der den Schein, aber auch nichts weiter, eines beleidigten Nationalgefühls trägt. Sobald die Veranlassung aufhörte, zerstob auch dieser Schein von selbst.

Da die alten Bildungsstätten durch den Geist der neuen Wissenschaft innerlich beseitigt waren, als er seit der Mitte des 15. Jahrh. in Deutschland zwar etwas verspätete, aber um so gründlichere Eroberungen an den hellsten Köpfen und wärmsten Herzen machte, hätte damit die große noch ungelöste Aufgabe der deutschen Sprache, daß sie der wirklichen Einheit immer näher geführt werde, nur gefördert werden können. Im tiefsten Grund des Seelenlebens, aus dem sich zuletzt doch alles gestaltet, was eine Nation gleichviel wo producirt, ist der Einfluß des Humanismus unserer Sprache gerade so wie den andern Auf

gaben der Zeit, den religiösen und sittlichen unbedingt förderlich gewesen. Aber zwischen jener innersten Tiefe und der Oberfläche mit ihren greifbaren Gestalten liegen sehr viele Schichten verschiedenster Structur über einander, und die Züge und Schicksale der unmittelbaren Wirklichkeit, die die Geschichtschreibung darzustellen hat, hängen ab von den eigenthümlichen Schwingungen der Kräfte die in diesen mittleren Regionen thätig sind. Weil dieses so ist, kann man dem Humanismus zunächst nur ein störendes und in gewissem Sinne sehr gefährliches Hinderniß des gesunden und naturgemäßen Abklärungsprocesses nennen, der sich in unserer Sprache trotz allen ihren Unfertigkeiten und trotz dem Wuste verkehrter Tendenzen oder eigensinniger Marotten zu vollziehen begonnen hatte.

Seine Resultate wären doch um vieles erfreulicher oder augenfälliger geworden, wenn ihnen nicht fortwährend jene völlig naive, daher von Niemand in ihrer Gemeinschädlichkeit erkannte Gegenströmung von Seite der gebildetsten und strebsamsten Kräfte der Nation ganz ohne es zu wissen und zu wollen Hemmnisse in den Weg gelegt hätte, deren Gefährlichkeit eine spätere Zeit leicht ermessen kann, die aber damals Niemand als solche erkannte, während doch unbewußt Jedermann darunter litt.

Es war schon ungünstig genug für eine Sprache von der Art, wie die damalige deutsche, wenn ihre ungebundene Naturwüchsigkeit, ihr rein naturalistisches und instinctives Gebahren mit den Augen eines an das Ideal einer Sprachcorrectheit glaubenden Sachkenners angesehen und mit dem daraus abgezogenen Maße gemessen wurde, wenn man theils aus ungelenker Bequemlichkeit, theils aus reflectirter Ueberzeugung die so ganz anders gearteten Glieder der deutschen Rede in das Schema des als classisch geltenden neolateinischen Satzbaus einzwängen wollte, wenn sich der deutsche Wortvorrath

mit einem Ballast von meist ebenso unschönen wie überflüssigen Fremdwörtern überschütten lassen mußte. Aber alles dies wiegt doch leicht gegen die eine Thatsache, daß ein Trithemius, ein Celtis, ein Reuchlin, ein Pirkheimer, ein Bebel, ein Wimpfeling, ein Hutten nur Lateinisch schreiben zu dürfen glaubten, und wenn je einer davon wie Hutten am Ende seiner Laufbahn aus agitatorischer Absicht in die Muttersprache griff, es dann mit einer sehr natürlichen, aber doch sehr traurigen Unbeholfenheit in der Prosa, mit einer barbarisch zu nennenden Rohheit in Vers und Reim that. Wer erkennt in den wärmsten Stellen des wärmsten deutschen Ergusses Ulrichs von Hutten, in seiner Klagschrift an alle Stände deutscher Nation, oder in den Versen und Reimen seines im Mark gewiß herrlichen „Ich habs gewagt mit sinnen" die elegante und geschmeidige Feder des weltberühmten Poeta Laureatus und Orator wieder, das Entsetzen aller Dunkelmänner, den Stolz und die Hoffnung aller Freunde des Lichts und der Wahrheit? Dem Einzelnen mag das nicht als Schuld angerechnet werden, aber man hebt diese ebenso unerfreuliche wie für das innere Verständniß der deutschen Geschichte hochwichtige Thatsache nicht dadurch auf, daß man sie beschönigt oder vertuscht. Vorsätzlich ist der Name des Talentvollsten in dieser ganzen Reihe glänzender Namen, der des Erasmus, bei Seite gelassen. In seiner kühlen niederländischen Art ist kein patriotischer Blutstropfen: er ist der nüchterne Kosmopolit wie er leibt und lebt und insofern ein unerreichbares Ideal allgemeinst humaner Bildung. Aber die andern sind alle in ihrer Weise feurige Patrioten und einige darunter haben in ihrem geschnörkelten Latein der Ehre ihrer Nation solche ausschweifende Huldigungen dargebracht, daß man unwillkürlich aber sehr mit Unrecht bloßes Phrasengeklingel daraus zu hören vermeint. Denkt man sich diese Kräfte auf die deutsche Sprache allein gestellt, wie es in dem

gesunden Lauf der Dinge hätte sein müssen, ohne Wahl in sie oder in eine andere zu greifen, was hätten sie ihr werden können, werden müssen! Daß sie zu dem Lateinischen griffen, ist leicht verständlich: wäre es auch nichts weiter gewesen, so hätte sie allein schon das in seiner Art berechtigte Bedürfniß aller hervorragenden Geister, sich in einer exclusiven und darum guten Gesellschaft zu bewegen, dahin treiben müssen. Schrieben sie deutsch, so standen sie auf gleicher Fläche mit dem unabsehbaren plebejischen Troß, der die ganze damalige deutsche Schriftstellerwelt füllte. Als elegante Latinisten, Poeten und Oratoren, waren sie schon darum etwas Besseres als die andern, auch wenn ihre Eleganz nur vor ihren und ihrer Gönner und Gläubigen Augen zu Rechte bestand. Trithemius und Celtis sind bekanntlich in Deutschland zugleich die eigentlichen Väter jener ganz Europa überfluthenden Geschmacklosigkeit, ihre ehrlichen Namen lateinisch oder noch lieber griechisch zu verballhornen. Das der Renaissance bei aller ihrer unübertroffenen Genialität doch von Anfang an immanente Unwahre oder Ungesunde, das Barocke neben dem feinsten Formensinn, spiegelt sich darin deutlicher als irgendwo anders und insofern hat die Sache immerhin eine culturgeschichtliche Bedeutung. Für die deutsche Sprachgeschichte ist sie an sich nur eine sonderbare Schnurre. Nirgends ist man so rücksichtslos oder mit solcher gläubigen Begeisterung in diese Geschmacklosigkeit hineingestürzt und hat sich darin so behaglich oder so selbstbewußt herumgewälzt wie bei uns, aber die deutsche Sprache selbst hat davon keine besondere Schädigung empfangen, es müßte denn sein, daß die Gewöhnung des Auges und des Ohres an solche Namensmonstrositäten, wie Capnio, Melanchthon, Crotus Rubeanus, oder auch an solche Abgeschmacktheiten, wie Schurzfleischius, Schwebelius, Snabelius, Heshusius u. s. w. dafür gerechnet werden dürfte.

Was diese Leute aber hervorbrachten, das war doch immer genau in dem Maße ein Verlust für das Ansehen der deutschen Literatur und Sprache, als es in seiner Weise Epoche machte. Die berühmtesten von Deutschen hochdeutsch geschriebenen Bücher dieser Zeit, Brants Narrenschiff, Murners Eulenspiegel und das dritte etwas verspätete Blatt dieses aus einer Wurzel sprießenden Dreiblattes, Paulis Schimpf und Ernst, konnten doch in keiner Weise trotz ihrer Berühmtheit und Beliebtheit etwas von dem Nimbus beanspruchen, der die Facetien des Bebel, das Lob der Narrheit des Erasmus, die Briefe der Dunkelmänner von selbst, weil sie lateinisch waren, umschwebte. Die bloße Beziehung auf die Weltliteratur, der diese von selbst angehörten, wogegen die andern ihr erst durch krüppelhafte Uebersetzungen zugeführt werden mußten, that es auch nicht, obgleich es natürlich ein wichtiges practisches Moment ist. Dem deutschen Publicum gegenüber that es die Vornehmheit, gerade weil es so ganz in plebejischen Orgien schwelgte, und diese war ausschließlich von der Fremdsprache bedingt, die jetzt von dem zwiefachen Glanz der alten kirchlichen Heiligkeit und der neuen Sonne der Wissenschaft und Kunst bestrahlt wurde. Wollte man das technische Verdienst oder gar den Gehalt jener oben einander gegenübergestellten lateinischen und deutschen Erzeugnisse abschätzen, so würde der Vorzug an Gehalt unzweifelhaft auf Seite der deutschen Producte sein, bedingungsweise selbst ein Vorzug des technischen Verdienstes, weil sie ganz natürlich und unmittelbar gesund, diese ganz Grimasse und krank sind. Der Gang der Geschichte hängt aber bekanntlich nicht davon ab, wie Späterlebende irgend eine ihrer Evolutionen auffassen und beurtheilen, sondern wie die Zeit selbst unmittelbar davon berührt und in ihrem Urtheil und Handeln bestimmt wird.

## Zweites Capitel.

### Luthers Ausstattung für seine sprachgeschichtliche Aufgabe.

In diese gemischten Zustände, worin sich hemmende und fördernde Einflüsse mit ungefähr gleicher Stärke fortwährend kreuzten, trat Luther als Schriftsteller und Sprachgestalter und erfüllte alle die Bedingungen, die nach der Natur der Sache damals zu einem wahren Nationalschriftsteller aller Deutschen gehörten und von dem Begründer einer von allen nicht bloß erstrebten, sondern wirklich empfundenen einheitlichen deutschen Schriftsprache erfüllt werden mußten.

Die Vorbedingung dazu war jenseits des Gebietes der Sprache und ihrer Handhabung gelegen: Die Stellung in der Nation, die sich Luther errungen hatte, schon ehe er Schriftsteller wurde. Hätte er seine schriftstellerische Wirksamkeit mit derselben Wucht von Talent und unermüdlicher Schöpferkraft bloß auf seine Feder gründen sollen, so wäre es ihm in den damaligen Zuständen der Sprache und Literatur nimmermehr gelungen auch nur einen annähernd gleichen Einfluß zu gewinnen. Aber der Mann, der seit seinem ersten zündenden Hervortreten im Kampfe gegen einen Tetzel und Eck — denn dies persönliche Moment und nicht die abstracte Controverse über die Natur des Ablasses riß die Geister mit sich fort — der ganzen Nation als ihr Prophet, als ihr gottgesandter Führer galt, hatte damit einen Hintergrund für seine schriftstellerische Thätigkeit, wie er bisher jedem, der in deutscher Sprache geschrieben, gefehlt hatte. Das war aber das Nächste, worauf es auch für die Verhältnisse der Sprache ankam. Alles Talent und alle Kunst in ihr oder auf sie allein gestellt hätten in der schrankenlosen Zerfahrenheit ihrer damaligen Zustände, in dem chao-

tischen Gewirre an sich gleichberechtigter oder auf ihr gleiches Recht pochender subjectiver Tendenzen nichts ausgerichtet oder würden im besten Fall nur einen mäßigen Druck nach der gesunden Seite dieser gährenden Gestaltungen ausgeübt haben. Aber was ein Luther schrieb, war eben dadurch weil er es schrieb von der rein literarischen Seite her zum erstenmal mit dem ausgestattet, was bisher ganz gefehlt hatte, mit der unanfechtbaren Autorität des größten Namens der Zeit. Insofern darf es nicht als subjectiver, aus dem bekannten Entwickelungsgang des Mannes erklärbarer Zufall gelten, daß Luther erst dann deutscher Schriftsteller wurde, als er durch seine Thaten schon der Prophet der deutschen Nation geworden war. Es ist darin eine weltgeschichtliche Fügung, wie sie sich immer in solchen entscheidenden Wendepunkten der Geschicke der Menschheit oder eines Volkes erkennen läßt.

Fassen wir Luther als Schriftsteller ins Auge, so ist es der Inhalt fast seiner ganzen literarischen Thätigkeit in deutscher Sprache, wodurch er sich von selbst in die Mitte des hauptsächlichsten literarischen Interesses und Bedürfnisses seiner Zeit und Nation stellte. Es gab in dem damaligen Deutschland von dem Augenblicke an, wo Luther als Mann der That eingriff, kein allgemeineres, kein tieferes und kein wärmer empfundenes Interesse als das sittlich-religiöse oder wie man es noch immer herkömmlich zu nennen pflegte, die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern. Bis dahin hätte ein damaliger Beobachter noch im Unsichern sein können, ob nicht ein anderes Interesse, das politische der Wiederaufrichtung des zerbröckelten Reichskörpers, oder das sociale, der Zertrümmerung der noch aus dem Mittelalter stammenden und von dem Glauben der Menschen längst aufgegebenen Schranken zwischen den einzelnen Ständen und Schichten der Nation sich in die Mitte der all-

gemeinen Bewegung stellen und alles Andere in den Hintergrund drängen würde. Je nach der Individualität und der Bildungssphäre des Einzelnen, schaute der eine mehr auf das eine, der andere mehr auf das andere: dieses wie jenes erwies sich freilich als schwach und kurzathmig gegen das eine, jenes sittlich religiöse Moment, das den politisch Gesinnten, wie etwa einem Hutten, zwar auch immer eine ernste Gewissenssache war, aber doch nur eine neben andern Dingen und zwar neben solchen andern, die sie selbst zwar nicht größer nannten, aber sympathischer empfanden. Auch den socialen Revolutionären, deren vollendetster damaliger Typus in Thomas Münzer auftritt, galt das Religiöse, der Glaube im engern Sinne, als ein untrennbarer Bestandtheil ihrer idealistischen Revolutionstendenzen, aber nur als ein Bestandtheil. Bei der nicht bloß von ihnen geträumten, sondern auch durch Ströme von Blut in die derbste Wirklichkeit umgesetzten allgemeinen Nivellirung der Gesellschaft sollte das gereinigte Evangelium die Krone des Gebäudes sein, aber die Krone ist nicht das ganze Gebäude.

Nun könnte es scheinen, als sei erst durch die an einer Stelle, durch Luther erfolgte Explosion auch der übrige revolutionäre Zündstoff entladen, dessen Macht und Ausdehnung Niemand ahnte, obgleich damals Jedermann nur unter dem Drucke seiner Existenz so schwer athmete. Es ist eine in allen möglichen Wendungen von jenen Tagen bis zu dieser heutigen Stunde wiederholte Anklage gegen die Reformation, richtiger und ehrlicher gegen Luther selbst, wenn man ihn nicht bloß zu einem der revolutionären Chorführer seiner Zeit, sondern zu dem intellectuellen und materiellen Erzeuger aller Revolution, des Bauernkriegs, der Wiedertäuferei ꝛc. stempelt. In der That verhält es sich aber so, daß wohl die Augen der Zeitgenossen durch den gewaltigen Lärmen dieser revolutionären

Explosionen über ihre wahre Bedeutung getäuscht werden durften, nicht aber die der Späteren, wenn sie nämlich nicht vorsätzlich getäuscht sein wollen. Allen diesen Dingen ist von vorneherein der eigentliche Lebensnerv gelähmt, seitdem es einen Luther giebt: da ist es entschieden, und es steht frei, es für ein Glück oder Unglück Deutschlands zu halten, daß der deutsche Volksgeist nur gesonnen sei, in eine religiöse Revolution einzutreten.

Auch Luthers ganze schriftstellerische Kraft ist nur in diesem einen Gegenstande aufgegangen wie sein ganzes practisches Thun. Es ist eine müßige Frage, ob er nicht darüber hinaus zu einer ausgedehnteren und vielseitigeren literarischen Wirksamkeit befähigt gewesen wäre. Er war es, wenn man nach manchen Eindrücken schließen darf, die man aus seinen Schriften empfängt. Wie kein anderer der zahlreichen und talentvollen Männer, die vor ihm und neben ihm Geschichte in echt nationaler Auffassung für das ganze deutsche lesende Publicum deutsch und nicht wie die vornehmen neumodischen Gelehrten in lateinischen Floskeln wieder nur für ein Häuflein Gelehrter schrieben, war er zum Erzähler geboren, stand ihm ebenso sehr die satte Breite des Pinsels wie dessen markigste Drucker zu Gebote, aber nur so nebenher bricht diese Naturanlage heraus, am ergreifendsten und so daß jeder Umsichtige die Ueberzeugung gewinnen muß, daß er auch in dieser Specialität so hoch über alle vergleichbaren Mitbewerber hinüberragt, wie in allem Andern, in den wenigen Bogen des 1525 geschriebenen Büchleins von der Verbrennung des Bruders Henricus in Dietmarsen. Ohne Zweifel auch würde, wenn er die unerschöpfliche Ader seines volksthümlichen Humors frei hätte strömen lassen, neben ihm weder ein Brant, noch ein Murner, noch selbst ein Hans Sachs auch nur genannt werden können. Aber er wollte weder Dichter, noch Geschichtschreiber, weder Gelehrter, noch

Unterhaltungsschriftsteller sein. Nachdem er einmal begriffen hatte — und dies geschah erst durch die ungeheuren Erfolge seiner 4 kleinen deutschen „Sermonen" in der Ablaßsache aus dem Jahre 1518, daß die Feder in seiner Hand sein eigentliches Schwert in dem großen Kampfe für das „Wort" sei, hat er sie bis zum Ende seines Lebens nicht bloß mit einer weder vorher noch nachher von irgend einem deutsch schreibenden Schriftsteller erreichten Rüstigkeit geführt, sondern, was hier zu betonen ist, sie nur diesem einen Zwecke und zwar in seiner nächsten und anschaulichsten Fassung geweiht. Andere haben Komödien und Tragödien, Gespräche und Allegorien im Interesse der großen Sache der Wiederaufrichtung des Evangeliums geschrieben, er nicht, obgleich er es wahrscheinlich besser als sie alle gekonnt hätte. Nur das mit seinem Glauben so eng verwachsene pädagogische Interesse, seine Herzenssorge für die Evangelisirung der Schule und der heranwachsenden Jugend hat ihn ein Paarmal, wie in seinen äsopischen Fabeln, zu einem Nachahmer oder, wo man es nicht so leicht sucht, in dem Vorwort zu seinem „Abendmal Christi" von 1528 zu einem puren Grammatiker und Rhetoren im antiken Wortsinn werden lassen, und wenn es darauf ankam, irgend ein ihm empfohlenes literarisches Erzeugniß mit dem Gewicht seiner Empfehlung in die Welt zu befördern, da ist er wohl in einer ganzen Menge von Vorreden zu Büchern, die oft nur durch diese Bedeutung erhalten haben, scheinbar aus diesem seinen eigentlichen Kreise herausgetreten. Aber immer nur scheinbar; denn von selbst erwächst ihm auch aus dem entlegensten und abstrusesten Stoffe eine Beziehung auf das eine Große, was sein ganzes Wesen erfüllt, und diese ist es, der er mit der größten Unbefangenheit gleichsam als dem selbstverständlichen Hauptthema nachgeht und sie den Lesern ausbreitet. Er hat in den tausenden

von Briefen, die wir noch von ihm besitzen, so ziemlich alle Materien des damaligen practischen Lebens berührt und ist auch darin der wahre Mikrokosmus seiner Zeit und seiner Nation. Aber unter allen ist nicht einer, der nicht bloß an seinem Stile und Marke, sondern auch in jener ungesuchten Beziehung des scheinbar Fernliegendsten und Particulärsten auf das Eine und Große, was seine Seele füllt, sich als ein echtes Kind Luthers erwiese.

So steht seine ganze Schriftstellerei bloß auf seinem Gewissen: sie ist nur da, weil sie seinem Glauben unentbehrlich ist, nicht für sich selbst, nicht zu seinem Ruhme, noch weniger aus dem eingestandenen Behagen einer überschwänglich productiven Natur. Selbstverständlich ist dies der letzte treibende Grund, aber er selbst hat keine Ahnung davon, wenn er auch schon im Jahre 1520, also kaum 2 Jahre nachdem er zu schreiben angefangen, sich recht wohl bewußt war, daß er gerade zu dieser einen bestimmten Form, nach der er instinctiv gegriffen, prädestinirt sei und zu keiner andern. Wenn er da in der Dedication und Vorrede seines Sermons von den guten Werken sagt: Ich acht aber, so ich lust hätt, ihrer kunst nach gross bücher zu machen, es solt villeicht mit götlicher hulf mir schleuniger folgen, dann jenen nach meiner art einen kleinen Sermon zu machen: ich wil einem jeden die ehre grösser ding herzlich gerne lassen und mich gar nichts schämen deutsch den ungelehrten leien zu predigen und schreiben, hat er damit einen Theil der zauberhaften Allmacht, die seine Sermonen und seine kleinen Büchlein über alle deutschen Herzen gewannen, ganz richtig analysirt, aber freilich nur einen Theil. Und schon viel früher als 1525 in jener geharnischten Vermahnung an die Druckherrn, die Nachdrucker, die ihm seine Bücher aus roher Habsucht so gräulich miß-

handelten, hätte er nach seinem Gewissen bekennen dürfen: „weil von Gottes gnaden wir im geschrey sind, dass wir mit allem fleiss und kein unnutz buch auslassen.“

Jeder, der bis dahin deutsch schrieb, hat eigentlich dasselbe Publicum im Auge gehabt, wie Luther. Wir sahen, es war das die eigenthümlichste und beste Signatur der deutschen Schriftstellerei des 15. Jahrhunderts, daß sie nur ein einziges Publicum, nämlich das ganze deutsche Volk kannte. Selbst jene Beschränkung auf die schönen Seelen, an der sehr viele, eigentlich alle unsere sogenannten Mystiker des 14. Jahrhunderts festhalten, ist allmählich mit völlig richtigem Instincte aufgegeben worden, und was seit dem Eindringen des Humanismus an Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, zum Theil auch aus der italienischen Novellistik der deutschen Literatur eingepfropft wurde, macht wohl durch die unendlich tiefe Kluft, die diese Welt von der deutschen trennt und durch die ungelenke Sprödigkeit der Form einen wunderlichen Eindruck, aber exclusiv war auch das nicht gemeint, sondern auch das sollte von allen gelesen werden und wurde es auch, wie man am deutlichsten an Hans Sachs sieht, der im allerbesten Sinn zu diesen „allen“ gehört. Aber gerade, weil sich aus der Exclusivität der Stoffe von selbst auch ein exclusives Publicum gestalten mußte, war es so folgenreich, daß der größte deutsche Schriftsteller dieser Zeit, der, mit dem kein anderer auch in der Meinung dieser Zeit nur entfernt rivalisiren konnte, ganz auf dem alten universellen Begriffe des schriftstellerischen Berufes beharrte. War es zuletzt sein Naturell, was ihn dazu trieb, so fühlte er es doch, wie die oben angeführten Worte zeigen, als seine Gewissenspflicht: das gereinigte Evangelium war für alle, folglich auch alles das, was er, der von Gott berufene Verkünder und Wiederhersteller desselben,

zu seiner Erklärung, Verdeutlichung oder Vertheidigung schrieb. Freilich mochten die Gelehrten auf diese kleinen Sermonen geringschätzig herabsehen und in gewissem Sinne that er es selbst. Aber das ist ja überall das Wunderbarste und Ergreifendste an dem wunderbaren Manne: diese einzige, ganz lautere, ganz von dem unmittelbarsten Herzschlag abhängige Mischung von Demuth und Stolz, von einer Demuth nicht bloß Gott gegenüber, wo sie sich nach seinem Gottesbegriffe von selbst verstand, sondern auch den Menschen gegenüber, wo ihm an dem einen das, an dem andern jenes, was er selbst nicht besaß, auf's höchste imponirte. Das war nicht etwa eine Phrase, hinter der sich der rechte Hochmuth versteckt, wie namentlich bei den Lateinschreibern dieser Zeit durchweg, sondern das gerade Gegentheil davon, die naive Aeußerung eines echten Naturmenschen im gewaltigsten Sinne des Wortes. Sein Stolz aber flog über alle Himmel hinaus und niemals hat ein Mensch mit solcher Siegesgewißheit von der Macht seiner Person, womit sich ihm seine Sache identificirt hatte, geredet wie er: „man wolle mich lassen sein die person, die ich doch in der wahrheit bin, nämlich öffentlich, und die beide, im himmel, auf erden, auch in der hellen bekannt, ansehens oder autorität genugk hat." So denn auch seine eigene Stimmung gegen seine Schriftstellerei: er konnte sie in Wahrheit klein und unscheinbar nennen nach dem Maßstabe, in den er selbst durch seine scholastische Universitätsbildung alten Stils hineingewachsen war, aber er konnte in demselben Athemzug sagen, daß kein Anderer es ihm nach oder gar gleichthun solle und daß mit seinen kleinen Büchelchen mehr gethan sei als mit den prunkenden Folianten der Andern.

Vielleicht läßt sich auch von dieser Seite her der Schlüssel zu der sonderbaren Thatsache finden, daß dieser erste große

deutsche Volksschriftsteller doch auch eine stattliche Reihe lateinischer Werke producirt hat. Fürs erste ist hierbei eine strenge begriffliche Sonderung nöthig: daß Luther im Jahre 1520, wo er noch in seinem Glauben an die Durchführbarkeit einer evangelischen Umgestaltung des ganzen Kirchenwesens, also auch der Kirchenverfassung unerschüttert stand — der erste gründliche Stoß auf diese ächtdeutsche Hoffnungsseligkeit wurde durch die Vorgänge in und nach Worms Frühjahr 1521 geführt — ein Buch wie das de babylonica captivitate ecclesiae zuerst lateinisch schrieb und dann erst ins Deutsche übersetzte, ist natürlich: die kosmopolitische Sprache deckte sich mit dem kosmopolitischen oder dem der ganzen Menschheit d. h. Christenheit angehörenden Inhalt. Wenn er sein sehr mit Unrecht ihm noch heute oft übel genommenes Pamphlet gegen ein so erbärmliches und in jeder Art ruchloses Subject wie Heinrich VIII. von England, in Henricum regem Angliae lateinisch schleuderte, so that er es, weil der Handel mit ihm die deutsche Nation gar nichts anging und Heinrich nicht Deutsch konnte. Und wenn er auf des Erasmus ebenso zierliche, wie flache Diatribe de libero arbitrio sein markerschütterndes, tiefgründiges, aber auch tiefbeschattetes Buch de servo arbitrio setzte, so verlangte das das feststehende Herkommen der alten und neuen damaligen gelehrten Schule und außerdem war es auch ein Thema, dessen gespenstische Schrecknisse für die menschliche Seele er nach seinem ehrlichen Geständniß bekanntlich so ungern und so selten als möglich berührte, wenn er sie auch nicht umging, falls ihn sein Gewissen reden hieß. Daß er ferner wahrscheinlich die Mehrzahl seiner Briefe, wenn man nach den erhaltenen sich ein Gesammtbild von dieser Seite seiner Thätigkeit machen kann, lateinisch geschrieben hat, verstand sich nach seiner Bildung und nach der Adresse der Empfänger von selbst. Auch gehören

seine Briefe, obwohl sie uns in vieler Beziehung als die lehrreichsten und wunderbarsten seiner literarischen Schöpfungen gelten, doch nur ausnahmsweise für ihn selbst und seine Zeitgenossen zu seiner eigentlichen Schriftstellerei, nur dann, wenn er damit, meist nach der Art einer modernen Dedications-Vorrede, einem Einzelnen, den er sich als den geeignetsten aus der Menge herausgegriffen hatte, die Lehre und Ermahnung für alle, die in dem angehängten Sermon stand, als das köstlichste Hauskleinod aneignen wollte. Ebenso könnte man ja auch darin, daß Luther nur die lateinische Sprache in seinen Universitätsvorträgen und sonstigen academischen Acten, oder auch vorzugsweise in seinen familiären Unterhaltungen mit seinen vertrauten Collegen, Freunden und Gästen oder Tischgenossen anwandte, eine ungebührliche Bevorzugung der fremden Sprache sehen. Anders aber ist es mit jener zahlreichen Gruppe lateinischer Commentare und exegetischen Schriften durchweg biblischen oder evangelischen Inhalts und durchweg erbaulicher Tendenz. Sie hätten ebenso gut deutsch geschrieben werden können, natürlich nicht in demselben Umfang, den manche davon haben, wenn sie wie die deutschen für das ganze Volk bestimmt gewesen wären. Und es ist auch in keiner von ihnen etwas, außer das eine Aeußerliche des einmal gegebenen Textes, was eine solche Formgebung verhindert hätte. Bloße gelehrte Eitelkeit hat ihn nicht zum Lateinischen getrieben, etwa um sein Wort durch die That zu bewähren, daß er ebenso dicke Bücher schreiben könne, wie die gelehrten Herren, die so verächtlich auf seine deutschen Brochüren herabsahen. Das bloße gelehrte Interesse hat ihn, soviel man aus seinen eigenen Aeußerungen sieht, auch nicht dazu bewogen, denn er war sich wohl bewußt, daß ihm sein eigentlicher Beruf dergleichen Arbeiten nur auf den Raub ermöglichte. Aber etwas von jenem Aberglauben des Humanisten-

kreises, von dessen Streben nach einem exclusiven Publicum wirklich Gebildeter hat sich auch in Luthers von Natur mit einer grenzenlosen Gläubigkeit an alles Mögliche, woran das Herz und das Gemüth eines Menschen nur glauben kann, ausgestatteten Seele vereint mit den Traditionen des Scholastikers und des Mönchs, die in Erfurt und in der ersten Wittenberger Zeit mit seiner ganzen Natur untrennbar zusammenwuchsen, und daraus erklärt sich diese seine uns Späteren von unserm Standpunkt überflüssig dünkende lateinische Schriftstellerei.

Es ist aber dabei noch etwas Anderes zu erwägen. Die deutsche Sprache hatte bis zum Ende des 15. Jahrhunderts wie wir sahen, ein Gebiet nach dem andern erobert, nur die eigentliche wissenschaftliche Sphäre blieb ihr unzugänglich. Als sie sich anschickte, auch diese zu betreten, kam der Humanismus und verwies sie im Namen der Vornehmheit der Wissenschaft auf das, was dem Volke im prägnanten Wortsinn, sagen wir es deutlicher: den Plebejern gehört. Luther, indem er da, wo er zwar nicht auf der höchsten Höhe der gelehrten Leistungsfähigkeit seiner Zeit steht, aber doch dasselbe Ziel, wie die andern eigentlichen Zunftgelehrten im Auge hat, sich nur der lateinischen Sprache bediente, hat, ohne es zu wollen, dem bis dahin mehr als stille Ueberzeugung und Norm der Praxis der wenigen Eingeweihten und Bevorrechteten, mehr durch die That als durch Worte bekannten Aberglauben an das Vorrecht des Lateinischen eine sehr gefährliche Weihe gegeben. Denn auch wo man sich nicht auf ihn beruft, da pocht man seit dem Ablauf der ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts doch jetzt mit ganz anderer Anmaßlichkeit oder Ueberzeugungskraft auf das Vorrecht des Lateinischen, und wenn es factisch im Besitze der ganzen höhern intellectuellen Cultur immer geblieben war,

so beruft es sich jetzt auf die in der Natur der Sache begründete Legitimität seiner Stellung. –

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß gerade diese lateinische Schriftstellerei Luthers seiner deutschen und insofern der Sache der deutschen Sprache im allgemeinen auch recht förderlich geworden ist. Nämlich so, daß er da, wo er der volle, eigentliche Luther war, wo er deutsch schrieb, bei seinem einmal mit genialem Instinct gefundenen Formentypus des in jedem Sinne populären Pamphlets oder Sermons stehen bleiben konnte. Hätte er jene in größerem Zusammenhang gedachten Deductionen, die Ergebnisse eines langen und ehrlichen, wenn auch unendlich oft gestörten Fleißes, in deutsche Form gießen wollen, so wäre daraus etwas geworden, das, so gut und tüchtig wir es uns auch denken mögen, nicht den ächten Luther gegeben hätte. Und nicht bloß das, sondern unwillkürlich hätte sich ihm auch jene für das Deutsche in seiner Isolirung einmal gefundene und allein zutreffende Form verschoben, und ob er dann noch im Jahre 1545 etwas wie sein „Wider das Bapstum zu Rom vom Teufel gestift" oder „Wider die 32 Artikel der Löwener Theologisten" hätte schreiben können, ist zu bezweifeln. Freilich hätte er dann gar vielen von denen, die sich nach seinem Namen nennen, schweren Herzenskummer erspart, aber dem deutschen Volke, das an ihm hing, und der deutschen Sprache, die durch ihn in lebenskräftige Form gegossen wurde, wäre denn doch so mancher Tropfe von seinem besten Herzblute entgangen. Denn gerade jene einem Gewittergeschwellten Waldstrom allein vergleichbare Naturmacht, vor der sich alles beugen mußte, was nicht fortgerissen sein wollte, ist es ja, was wir als das Entscheidende auch an Luther dem Bildner unserer Schriftsprache erkennen. —

# Drittes Capitel.

## Die äußern bestimmenden Einflüsse für Luthers Sprache.

Was Luther deutsch schrieb, darf man, wenn man den Ausdruck nur recht verstehen will, immer als aus dem Moment geboren und für den Moment bestimmt bezeichnen. Denn wenn man auch ein so umfängliches Werk wie seine deutsche Kirchenpostille nicht wohl eine Schöpfung des Augenblicks nennen wird, wenn man auch weiß, daß dreizehn volle Jahre dazu gehörten, ehe 1534 der letzte Buchstabe seiner „ganzen heiligen Schrift, deutsch" gedruckt werden konnte, nachdem er im Spätherbst 1521 auf der Wartburg zuerst die Feder angesetzt hatte; — auch seine beiden Katechismen, nicht einmal der kleine sind in dem Sinne Erzeugnisse des Tages, daß sie nur zur Wirkung auf diesen bestimmt wären. Er selbst hat damit ein bleibendes Bedürfniß seiner Zeit, seines Volkes oder seines Glaubens befriedigen wollen. Aber sieht man genauer zu, so ist doch immer der Augenblick, in welchem die lange schon in der Seele des Schriftstellers lebenden Ideen und Pläne ihre leibliche Gestalt empfingen, bei ihm von unendlich größerer Bedeutung für diese ihre äußere Leiblichkeit als bei jedem andern seiner Zeitgenossen, Vorgänger und Nachfolger, wenn sie Bücher von gleicher Bogenzahl wie die genannten drucken ließen. Wer ein Pamphlet schrieb — und wer that dies in damaliger Zeit nicht, wenn er überhaupt die Feder führen gelernt hatte? — schrieb freilich in den Moment hinein, schrieb aber Luther ein Buch, so verband dieses mit der unmittelbaren Zündkraft der Improvisation, wie sie das rechte Pamphlet vor andern Literaturerzeugnissen voraus hat, zugleich die Reife eines im Gewissen tief und gründlich vollzogenen Processes sittlicher und gedanken-

mäßiger Abklärung. Daher wirkte es mit doppelter Gewalt auf den Leser, der sich dieser ganz eigenthümlichen, einzigen Begründung des ihn beherrschenden Eindrucks nicht in der Reflexion klar zu werden brauchte und doch unter seinem Banne blieb.

Für Luther als den Sprachbildner folgte daraus, daß er von selbst und ohne jede Spur bewußter Reflexion mit den unmittelbarsten Schwingungen des Sprachgeistes seiner nationalen und zeitlichen Umgebung im Rapport bleiben mußte. Selten wird man einen Schriftsteller finden, und zwar nicht bloß in dem Bereiche der deutschen Sprache, sondern in der gesammten Weltliteratur aller Zeiten, der bei einer annähernd massenhaften und andauernden Productivität das eigentliche Innerste seiner Darstellungsart, den Grundtypus seines Stils so wenig verändert hätte wie Luther seit jenen ersten wie eine Wolke von feurigen Pfeilen in die Feinde des Evangeliums hineinschwirrenden Sermonen des Jahres 1519 — ein volles Jahr vor den Schriften an den christl. Adel deutscher Nation und von der Freiheit eines Christenmenschen, die man beide mit einigem Vorbehalt als die höchsten Spitzen seiner schriftstellerischen Potenz bezeichnen darf. Aber bleibt auch der innere Typus ganz wie in den gewaltigen Zügen seines Antlitzes durch alle Lebensperioden derselbe, so ließe sich doch, wenn Jemand sich diese sehr dankbare und ehrenvolle Aufgabe stellen wollte, an jedem einzelnen Erzeugniß seiner Feder eine besondere Individualisirung auch in der sprachlichen Gewandung erkennen, und dies gerade giebt allen seinen Schriften, die Briefe natürlich mit eingeschlossen, für uns einen so unendlichen Reiz: auf die Zeitgenossen und, was uns hier zunächst allein angeht, auf die Sprache wirkte es wie ein immer neu befruchtendes, immer neues Leben hauchendes Etwas. Selbstverständlich hängt ja

immer von dem Gegenstand, der gerade zu behandeln war oder von der Persönlichkeit des nächsten Adressaten, wie in den meisten seiner wunderbarsten Erzeugnisse, seiner wirklichen Briefe oder Sendschreiben an Einzelne, die jedesmalige Individualisirung der Sprach- und Stilform auch mit ab, und wenn er in Sachen des Staats und der Kirche an den ehrwürdigen, aber etwas pedantischen Friedrich den Weisen schrieb, floß ihm von selbst ein andrer Ton aus der Feder, als wenn er seinem „Söhnlein Hänschen" allerlei kindliche Späße vormachte. Und daß er in diesem intuitiven Eingehn auf die jedesmalige Situation und Person, wofür keine auch noch so geschulte Reflexion, sondern eine natürliche Genialität in der Erfassung des innersten Menschen seine Lehrmeisterin sein konnte, absolut nicht seines Gleichen gehabt hat, bedarf, weil es Jedermann weiß oder wissen könnte, keiner Bemerkung. Aber von diesem Individuellsten ist das Andere, was oben berührt wurde, zu unterscheiden, obwohl es sich häufig daran anlehnt: jene größern Schwingungen in der Modulation seiner Sprache, die sich ebenso instinctiv oder intuitiv den unmittelbarsten Bewegungen in der Seelenstimmung seiner ganzen Zeitgenossenschaft und folglich auch in dem ihnen immanenten, aber freilich nur als Ahnung immanenten Sprachbilde des Moments anschmiegten.

War Luther so durch den Inhalt seines Wesens, durch den Glauben an seine göttliche Mission, die er auch durch das geschriebene Wort zu üben von seinem Gewissen gezwungen wurde — denn daß er auch hierin nur dem innersten Triebe seiner vollen Natürlichkeit sich hingab, um sich in der ganzen Fülle der ihm angeborenen Productivität und Mittheilsamkeit auszulassen, das durfte er, aber nicht wir, übersehen — so standen ihm dafür Eigenschaften zu Gebote, die gleichsam in providentieller Vereinigung aus ihm das machen mußten, was die

deutsche Schriftsprache dieser Zeit bedurfte, wenn in dem Kampf zwischen Tod und Leben, der eigentlich doch noch immer schwebte, dieses den Sieg für eine unabsehbare Zukunft davon tragen sollte.

Die erste ist seine Herkunft aus der elementarsten, nicht aus der armseligsten und zertretensten, aber aus der in der eigentlichen Tiefe lagernden Volksschicht, aus dem Bauernstand. Was dies für Luther den Reformator, den Privatmann zu bedeuten hat, ist leicht zu ermessen und im Ganzen genügend verstanden. Für den Schriftsteller Luther aber bedeutete es die Mitgabe eines unerschöpflichen Schatzes der naivsten und gesundesten Sprachbilder, wie sie dieser Stand in seinen sprichwörtlichen Redensarten, seinem traditionellen Gute in Lied, Spruch und Schwank, die alle auf bloß mündlicher Ueberlieferung beruhten, doch noch nicht bloß dem Grade sondern auch der Art nach verschieden, selbst vor dem damaligen Kernstande der Nation, der es aber bereits mehr im Genuß seiner einstigen verdienten Vorzüge als in seiner wirklichen ethischen und intellectuellen Leistungsfähigkeit war, vor dem Bürgerstande voraus hatte. Sein vom Knabenalter auch äußerlich so bewegtes Leben hat Luther dann mit den verschiedensten Menschen- und Gesellschaftstypen, nicht bloß mit unzähligen Individuen in die genaueste Berührung gebracht, die bei der selbstverständlich als angeborene Anlage vorausgesetzten einzigen Receptivität für alle sprachlichen Dinge ihm eine Fülle von Material in lebendigster Fassung zuführten, wie es keinem Andern vor ihm geschehen war. Denn selbst das unruhige Wanderleben oder richtiger gesagt, das mehr oder minder vornehme oder plebejische Landstreicherthum älterer und jüngerer deutscher Schriftsteller des Mittelalters hat doch keinen so gründlich, so vielseitig, so dauerhaft und so ernstlich mit den Interessen so

vieler Menschen, ihren intimsten familiären und ihren höchsten und gehaltreichsten Beziehungen verflochten wie ihn. Seine Stellung war in den wenigen Jahren, die zwischen seinem ersten öffentlichen Auftreten im Spätherbst 1517 und seiner Rückkehr von der Wartburg im Frühjahr 1522 liegen, auch darin zu einer einzigen geworden, daß er als der selbstverständliche und jedem verpflichtete Gewissensrath der ganzen deutschen Nation und jeder einzelnen Person, in jeder Art von Angelegenheit galt, sie mochte Namen haben wie sie wollte, wenn es nur ein leidlich anständiger war. Er hat dies Amt, vielleicht dasjenige was ihm am meisten Aerger und Ungelegenheiten, ebenso gewiß aber am meisten gemüthliche Befriedigung und Erwärmung des Herzens brachte, bis zu Ende seines Lebens mit einer kaum momentan etwas nachlassenden Rüstigkeit geführt und aus und in ihm einen Gewinn für seine Sprache davon getragen, der sich nicht nach Zahlen abschätzen läßt und darum mit Recht von jedem tiefer Blickenden unendlich genannt wird. —

War er so durch die Natur und das Leben für seinen sprachlichen Beruf ausgestattet wie kein Anderer, so brachte er diesem selbst auch die sorgfältigste Ueberlegung zu. Obgleich er in gewissem Sinne alles was er schrieb improvisirte, hat er dabei doch immer ebensowohl die allgemeinsten Gesichtspunkte wie das Einzelste mit vollständig bewußter Reflexion im Auge. Er wollte, das war die Grundlage für die Wirksamkeit die er sich damit zu schaffen gedachte, so schreiben, daß er von Seite der Sprache für Jedermann, der deutsch lesen konnte oder lesen hörte, verständlich wäre: dasselbe hatte wohl auch jeder andere Schriftsteller der Zeit der nicht bloß zu seiner privaten Unterhaltung oder in ganz localem Interesse, als Ortschronist und dergleichen schrieb, beabsichtigt und daß es keinem wirklich ge-

lungen war, würde an sich noch nichts für Luther beweisen. Aber keiner hatte sich die Aufgabe, die darin lag, auch nur annähernd so klar gemacht wie Luther. Er ließ es nicht bloß auf ein instinctives Gefühl dabei ankommen: mittelst eines vollständigen Denkprocesses, den er allerdings nicht auf einmal und in äußerlich regelrechter Verkettung aller Glieder vollzog, setzte er sich mit einer Schärfe des Verstandes und einer Kraft der Reflexion, die nichts zu wünschen übrig lassen, über den Begriff dieses seines universell deutschen schriftstellerischen Berufes und über die vorhandenen und irgend wie dazu verwendbaren Mittel in und außer ihm mit seinem eigenen Bewußtsein auseinander. Hatte er aber einmal etwas gedankenmäßig erfaßt, so verstand es sich bei seiner grenzenlosen Hingabe an alles, was er als den Beruf und die Pflicht des Momentes oder seines Lebens erkannte, von selbst, daß er es auch bis zu den äußersten practischen Consequenzen verfolgte.

Es läßt sich dies Eigentliche, worauf es seiner Sprache ankommen mußte, nicht wohl anschaulicher und zugleich begrifflich schärfer, wenn man nämlich die warme Lebensfülle seines Ausdrucks nach moderner Art abstract destilliren will, bezeichnen, als er es selbst in der unzählige Male citirten Stelle seiner Tischreden gethan hat: „Ich habe keine gewisse sonderliche eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer verstehn mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzelei, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte und Fürstenhöfe schreiben mit der sächs. und unseres Fürsten Canzelei; darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache.“ Daß ihn Ober und Niederländer verstehen, wie er sich im Anschluß an die populärste damalige Bezeichnung der beiden großen ethnographischen Hälften Deutschland ausdrückt,

daß man in seiner Sprache nichts, oder nichts von Belang finden sollte, was hier oder dort einen fremdartigen und das Verständniß hindernden Eindruck machte, das war sein Ziel. Nur darf man die plastische Bezeichnung Ober- und Niederländer nicht mißverstehn. Luther wußte sehr gut, daß man in manchen Orten des „Niederlandes" in seinem Sinn nur die einheimische Sprache verstand, gewöhnlich auch nur Bücher und Schriften in ihr verabfaßte. Es galt dieß ja, wie wir früher gesehen haben, nicht bloß von den eigentlichen Niederlanden in unserm heutigen Sinn, an die er wahrscheinlich bei seinen Worten gar nicht gedacht hat, weil sie der deutschen Volksart und ihm selbst schon allzustark entfremdet waren, obgleich er bekanntlich durch die Löwener Theologen bis in seine letzten Lebensjahre oft sehr unangenehm an ihr Vorhandensein erinnert wurde. Er meinte die deutsch im vollen Sinn gebliebenen „Niederländer", d. h. was wir Plattdeutsche oder vornehmer Niederdeutsche nennen. Wenn er nun glaubte, daß er auch für diese schreibe, so heißt das nicht etwa, er habe sich eingebildet oder gar seine Sprache methodisch darnach gemodelt, daß er auch von diesen unmittelbar wie etwa ein plattdeutscher Schriftsteller gelesen und verstanden werden könne. Es heißt nichts weiter, als daß er in vollkommen richtiger Kenntniß der gegebenen literarischen Verhältnisse voraussetzte, daß es schon damals und seit langem sehr viele Plattdeutsche gab, die der hochdeutschen Schriftsprache activ, und noch mehrere die ihrer passiv mächtig waren und dies war das niederländische Publicum, das er im Auge hatte. Denn für das andere sorgte er ja selbst durch die so oft unter seinen Auspicien veranstalteten Uebersetzungen, richtiger Transscriptionen seiner Bibel, seiner Katechismen, seiner Lieder u. s. w. ins Plattdeutsche. Auch hätte es gar nicht in seiner Macht gestanden, selbst wenn

man sich seine sprachliche Schöpferkraft und Autorität noch weit über ihr wirkliches Maß gesteigert denkt, eine solche Gemeinsprache für ganz Deutschland, die Ober- und Niederdeutsch gleichmäßig in sich enthielt und ein drittes Höheres war, zu schaffen. Die Sprachgeschichte hatte, wie wir sahen (s. o. Bd. I. 175) auch die literarische Emancipation des Niederdeutschen von dem Hochdeutschen in den Jahrhunderten nach dem Untergang der mittelhochd. Kunstsprache vollzogen, und wer einen solchen unnatürlichen Vereinigungsversuch unternommen hätte, wäre damit ebensowohl den Nieder- wie den Oberdeutschen unbrauchbar geworden.

So steht er festgewurzelt auf dem Boden der bisherigen, mehr in der Idee wie in der Wirklichkeit existirenden, mehr auf die Zukunft als auf die Gegenwart in ihrer Function als gemeine deutsche Sprache angewiesenen hochdeutschen Sprache, die er natürlich weder so noch auch, und zwar aus denselben allertriftigsten Gründen, wegen seiner persönlichen Stellung in Mitteldeutschland, oberdeutsch nennen durfte, obgleich wir ihr mit vollem Rechte den ersten Namen und bedingungsweise auch den zweiten zueignen. Für ihn ist ja immer Hochdeutsch und Oberdeutsch synonym geblieben und beides immer nur eine ethnographisch-topographische Kategorie.

Ebenso anschaulich knüpft er in dieser seiner Aeußerung gleich an ein gegebenes, allgemein bekanntes und respectirtes Muster an, nicht etwa an ein abstractes Princip was Niemand verstanden hätte, obgleich man sein ganzes lebendiges Thun, wenn es darauf ankäme, als die völlig correcte Realisirung völlig richtiger abstracter Principien darstellen könnte. Seinen Zeitgenossen hat er damit gesagt was sie brauchten, und wir sind in Stande etwaige schiefe Erklärungen seiner Worte durch die handgreiflichen Thatsachen seiner sprachlichen Leistungen

abzuwehren. Es wird sich noch öfter Gelegenheit geben zu zeigen, daß er nicht daran dachte, den Schreibegebrauch und Stil seiner sächsischen Canzelei, oder gar der kaiserlichen, die er in einem bis heute aller Interpretationskunst und -Künstler spottenden Zusatz „Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich, Herzog zu Sachsen, haben im römischen Reiche die deutschen Sprachen also in eine gewisse Sprache gezogen," auf gleiche Linie mit jener zu stellen scheint, für seinen unbedingten Sprachcanon zu erklären. Nicht einmal in dem, was uns als das Aeußerlichste gilt, was er aber mit Recht etwas anders ansah, in Hinsicht auf die Orthographie, die systematische Verwendung gewisser Buchstaben für gewisse Laute, hat er es gethan, geschweige in dem, was tiefer liegt und den eigentlichen Typus einer Sprache bestimmt.

Sein Wort hat zunächst bloß eine negative Bedeutung, aber das ist gerade die, worauf es ihm ankommen mußte. Es heißt in unsere Ausdrucksformen übersetzt so viel als „Ich habe mir meine Sprache systematisch von allen localen Einflüssen frei gemacht. Sie gehört keiner Mundart an, sondern dem ganzen Hochdeutsch, würden wir sagen, er nannte es Gemeindeutsch. Dieß ist aber keine von mir geschaffene Fiction, sondern eine Wirklichkeit, es giebt schon ein solches Gemeindeutsch und zwar, was seiner Zeit und ihm mehr von Bedeutung war, als es uns sein würde, in den höchsten Regionen des Staats und der Geschäfte". Denn bei aller demokratisch-volksthümlichen Construction der Natur Luthers lag doch in ihm ein starker Zug von Respect vor allem, was vornehm und hochgestellt war und eben darum auch in seiner Zeit. Sieht man bloß auf das wüste Tollen der revolutionären Bauern und anderer Horden, so möchte man davon so wenig zu verspüren glauben, wie wenn man Luthers Loyalität etwa

bloß nach seiner Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauerschaft in Schwaben, oder gar nach seinem „Sendbrief von dem harten Büchlein wieder die Bauern" taxiren wollte. In den jetzt wie ein unsauberer Traum hinter uns liegenden Reactionsjahren hat man ja bekanntlich unsere Polizei mehrmals mit derartigen Blumenlesen aus ihm in Confusion und Schrecken gesetzt, die allerdings so wie seine unläugbaren Worte da stehen, heute jeden in einen Majestätsproceß verwickeln müßten. Aber es heißt die Zeit und ihn schlecht kennen, wenn man übersieht, daß alle seine und ihre Invectiven nicht sowohl dem Fürstenthum und der Obrigkeit, oder wie wir sagen, dem Princip der staatlichen Autorität galten, als vielmehr den pflichtvergessenen und in jeder Art unzureichenden Persönlichkeiten, die es damals vertraten. Die Zeit und er lechzte nach Ordnung und Autorität und der große Umschwung des europäischen oder, was uns hier allein angeht, des deutschen Volksgeistes, der sich allmählich dazu anschickte den wirklichen Staatsbegriff, jenes höchste ethische Ideal, welches das Mittelalter nicht kannte und auch nicht kennen durfte, in die Wirklichkeit einzuführen, äußerte sich schon damals neben und in jenen revolutionären Zuckungen, in denen sich der Krankheitsstoff der so verkehrt als möglich angelegten öffentlichen Zustände der deutschen Nation entladen mußte, und hat gerade ihn, weil Niemand die deutsche Volksseele reiner und treuer als er in seiner eigenen zu spiegeln berufen war, am tiefsten berührt. Wenn er daher vor einer Sprache, die Könige und Kurfürsten schrieben, schon deshalb Ehrfurcht empfand, so ist das noch keine Bedientenhaftigkeit, so wenig wie seine furchtbaren Zornesausbrüche gegen dieselben Leute Blasphemien sind. Aber indem er diese vornehme Sprache in seiner eigenen Praxis nur so weit gelten ließ, als sie seinem sprachlichen Instinct genehm

war, hat er wenigstens für sich, allerdings nicht für Andere oder die Sprache selbst, die bedenklichen Irrwege vermieden, auf welche ihn eine eigentliche Autoritätsgläubigkeit an die Vollkommenheit der Büreausprache seiner Zeit hätte führen müssen. Ohne alle wirkliche Inconsequenz konnte daher ein andermal derselbe Luther, der für die Canonicität der Canzleien zu zeugen scheint, „der Herren Canceleien und die Lumpenprediger und Puppenschreiber, die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprache zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter" als Sprachverderber zusammenwerfen. Nicht weil gerade so und so in den Canzleien geschrieben wurde, galt ihm deren Sprache als mustergültig, sondern nur insoweit, als er in dem dort Geschriebenen mit dem vollkommen gegründeten Selbstbewußtsein seines unfehlbaren Sprachinstinctes die „rechte Art deutscher Sprach" fand, die er, wie er gerade heraus sagte, noch in keinem Buch noch Brief gelesen hatte d. h. so wie ihm ihr Ideal vorschwebte, ganz frei von den Zufälligkeiten der Mundart, von den Willkürlichkeiten des Schriftstellers und in allem der ganze und volle Spiegel des in der Sprache sich offenbarenden Gesammtgeistes der damaligen deutschen Nation. — Er verhielt sich also auch der äußerlichen Sprachautorität gegenüber genau eben so, wie gegenüber nicht bloß dem Papste und Menschensatzungen, sondern dem „Worte" selbst, den von der Kirche als canonisch anerkannten Büchern des alten und neuen Testaments. Bekanntlich sind unsere sog. Orthodoxen in selten eingestandener, immer aber deutlich merkbarer Verzweiflung, wenn sie seine oft wahrhaft vernichtenden alle heutige „subversive" Kritik weit überbietenden Urtheile darüber nicht mit seiner wirklichen, sondern mit der von ihnen in ihn hineinphantasirten Autoritätsgläubigkeit an die „Kirche" vermitteln müssen und nicht können. Ebenso wird es für alle

die, die der Fiction der Autorität der Canzleisprache anhängen, ein schweres Ding sein, diese seine Aeußerung mit ihrem Wahne zu vermitteln. Für uns andere genügt es freilich sich auf die Thatsachen in seiner Sprache selbst zu berufen, woraus sich im weitern Verlauf dieser Darstellung am besten ergeben wird, wie eng begrenzt der Einfluß der sog. Canzleisprache auf die Luthers —, nicht auf die Neuhochdeutsche Schriftsprache überhaupt - gewesen ist.

## Viertes Capitel.

### Luthers Sprache und das Mitteldeutsche.

Luthers Ziel war sich von allen mundartlichen Einflüssen ganz frei zu halten, und man muß sagen, daß von ihm zuerst unter allen deutschen Schriftstellern der Gegensatz der Begriffe Mundart und wie wir es mit ihm einstweilen nennen wollen, Gemeindeutsch, wenn auch nicht in den abstracten Wendungen, deren wir uns dabei bedienen würden, energisch ausgesprochen worden ist. Er hat, soviel sich aus einer Menge zerstreuter Aeußerungen erkennen läßt — denn im Zusammenhang den Gegenstand zu berühren bot sich ihm keine Veranlassung, — eine ungemein ausgebreitete lebendige Kenntniß aller möglichen deutschen Mundarten besessen, was sich zum Theil aus seinem bewegten äußern Leben, noch mehr aber durch sein ganz Deutschland, wie etwa einst der Tempel und das Orakel des delphischen Apollo ganz Griechenland, in sich versammelndes Haus erklärt. Aber er besaß auch das feinste Ohr und ein liebevolles Verständniß dafür und das war seine natürliche Mitgabe, die jene andern günstigen Zufälligkeiten befruchtete. Von nun an schießt diese Einsicht überall

auch bei Andern hervor, keineswegs immer durch directe Berührung mit ihm, jedenfalls aber weil er durch die That das große Problem, das bisher nur in gestaltloser Ahnung in den Seelen gelegen war, gelöst und gezeigt hatte, daß Mundart und Gemeindeutsch zwei verschiedene Dinge seien.

Im Vergleich mit dem confusen Gerede eines Niclas von Wyle, der offenbar auch schon das Richtige im Auge hatte, aber fortwährend die zufällige Mode irgend eines beliebigen Büreaus oder, wie man damals sagte, einer Canzlei mit den allgemein gültigen Maximen des correcten schriftlichen Ausdrucks vermengt, ist in den etwa 60 Jahren bis zu dem später zu charakterisirenden Sebastian Frangk von Bunzlau, dem ältesten datirten Theoretiker über deutsches Sprachwesen im Jahre 1531 oder dem ungefähr gleichzeitigen Valentin Ickelsamer, doch ein ungeheurer Fortschritt in dieser Beziehung gemacht, den die Sprache allein ihrem Großmeister verdankt. Ickelsamer, ein geistreicher Confusionarius, wie die damalige Sturm- und Drang- und Genieperiode zugleich so viele hervorbrachte, setzt den heutigen Leser durch die wunderlich subjective Verworrenheit seines Gedankenganges in Verzweiflung, während der schlesische Magister sich so nüchtern und klar, als nur irgend zu wünschen, auszudrücken versteht. Aber so sehr sie auch sonst in ihrer persönlichen Substanz und in ihrem Ideenkreise abweichen, darin, daß keine Mundart als solche ein Recht habe sich in der schriftlichen Fassung der deutschen Sprache geltend zu machen, daß jede davon in diesem Sinne vor der andern nichts voraus haben könne, sind sie mit einander vollkommen einverstanden, wenn auch der eine, Frangk, sich nach seiner ganzen Art auf ganz bestimmte vorliegende Muster der Correctheit stützt, während der andere dem Instinct der lebendigen Sprache selbst oder des Volkes, das sie spricht, sehr weitgehende

Concessionen macht, die wohl vor der Phantasie, nicht aber vor der Logik bestehen können.

War so von Luthers genialer Divination die Frage in der Hauptsache entschieden, so ist es von untergeordnetem Belang, aber doch auch nicht ganz unwesentlich, den lebendigen Thatsachen nachzugehen, aus denen Luther sein Urtheil abstrahirte. Mundart konnte er nicht anders fassen, und so sollte es immer geschehen, als die eigentlich locale Färbung der lebendigen Sprache. Daß sie irgend wie in die Bücher oder in die Schrift sich eindrängen solle, wäre ihm als eine ungeheuerliche Zumuthung erschienen und darin standen auch alle seine Vorgänger wenigstens ihrer Absicht nach mit ihm auf gleichem Boden. Denn es ist nachdrücklich von uns geltend gemacht worden, daß das unläugbare Eindrängen der Mundarten in die Schriftsprache seit dem Ende des 13. Jahrh. immer nur gleichsam gegen den Willen und ohne das Bewußtsein des Schriftstellers erfolgt ist. In ihrer bloß practischen Sphäre ließ Luther die Mundart gelten und daß die schriftliche Gemeinsprache als ihre nothwendige Consequenz auch eine mündliche haben solle, fiel ihm niemals ein zu fordern, obwohl er mit seinem gewöhnlichen practischen Verständniß die Nachtheile der sprachlichen Zersplitterung Deutschlands recht deutlich erkannte „also daß die Leute in 25 Meilen Weges einander nicht wohl können verstehen.“ Dabei ist es nicht bloß eine rein subjective Liebhaberei, sondern wieder sein gewöhnlicher Instinct, wenn er die oberdeutschen Mundarten, „die oberländische Sprache“ entschieden zurücksetzt gegen die mittel- und niederdeutschen: „die oberländische Sprache ist nicht die rechte deutsche Sprache, nimmt den Mund voll und weit und lautet hart.“ Oesterreicher und Baiern, besonders diese letzteren „was grobe Beiern sind“ kommen besonders übel weg, aber auch die

Franken — er dachte dabei zunächst an die ostfränk. Mundarten südlich vom Thüringer- und Frankenwalde — „reden grob mit ungehobelter Zunge." Dagegen behagte ihm der weichere Toneinsatz der mitteldeutschen Mundarten, zumal der hessischen — wahrscheinlich weil er ein zu feines Ohr hatte, um nicht die Gebrechen seiner eigenen landsmannschaftlichen, der thüringischen, herauszuhören — noch mehr aber das Niederdeutsche wo es, wie z. B. in der Mark, die es damals als Volksmundart natürlich noch völlig beherrschte, so leicht und geschmeidig von den Lippen rollt „man merkt kaum, daß ein Märker die Lippen reget, wenn er redet", meinte er.

Daß er selbst auch als Schriftsteller trotzdem unter dem Einfluß mundartlicher Elemente stand, hat er zwar nicht mit dem Wort, aber mit der That bekannt. Ueberblickt man die Veränderungen, welche die spätern Ausgaben seiner Schriften von den frühern unterscheiden, so ist es dreierlei, was als hauptsächlicher Unterschied heraustritt, wobei freilich zum Theil sein eigenstes persönliches Eingreifen von dem, was seine Drucker auf ihre Hand nach ihrem System dazu thaten, nicht in allen Fällen scharf zu scheiden ist. Denn in so hartem Kampf er immer mit dieser damals sehr anmaßlichen Eigenmacht oder Fahrlässigkeit der Setzer und Correctoren in allen deutschen Druckereien stand, „die meine bücher so falsch und schendlich zurichten, dass, wenn sie zu mir wiederkomen, ich meine eigenen bücher nicht erkenne" so hart er sie auch oft in seiner derbsten Weise angelassen hat, daß sich ein heutiger Leser billig verwundert, wie sich die also behandelten nicht entweder ganz in den Winkel verkrochen, oder auf die oder jene Art ihre arg gefährdete Ehre vertheidigten: geändert hat er doch nichts daran. Wo sich zufällig noch Bruchstücke von Originalmanuscripten von ihm erhalten haben — es scheinen

nicht viele zu sein und den wenigen ist man noch nicht einmal mit der gebührenden Sorgfalt und Ehrfurcht nachgegangen — sieht man, daß unter seinen eigenen Augen selbst ein Melchior Lotter, ein Hans Weis, ja selbst sein eigentlicher Leibdrucker und Verleger von 1524 an bis zum Ende seines Lebens, der dadurch weltberühmt gewordene Hans Lufft sich im Satze Abweichungen von dem Manuscripte erlaubten, die wenigstens so viel bedeuten, daß wir in keinem gedruckten Worte Luthers ganz unumstößlich sicher die Form vor uns haben, in der es von ihm geschrieben worden ist. Denn wenn sich in den wenigen Fällen, wo eine Controle möglich ist, dies als Ergebniß herausstellt, so wird es auch für die unermeßliche Mehrzahl der andern gelten müssen, wo dies nicht möglich ist. Es kann auch nicht dagegen eingewendet werden, daß im Großen und Ganzen, wenn man die Zahl der Buchstaben und Wörter zusammenrechnet, eigentlich nur ein sehr kleiner Bruchtheil von diesen Veränderungen, die ihnen die Officin octroyirte, betroffen wurde. Hier kommt es allein auf das Princip an: wenn sich ein Drucker immerhin bona fide solche Eigenmächtigkeiten erlaubte, so ist es ganz gleichgültig, ob es einmal oder hundertmal geschah: die Authenticität ist doch zerstört und es ist nur der Zufall, der darüber waltet. Daß Luther selbst und noch viel mehr alle seine Zeitgenossen die Sache kühler angesehen haben, ist wahr, aber für uns gleichfalls ohne Belang. Sein Zorn galt den wirklichen Entstellungen des Sinns und den wirklichen Verballhornungen der Sprachform, wie er sie in seinem innern Ohr hörte, während diese Veränderungen mehr der bloßen Orthographie zuzuweisen sind, doch auch nicht ausschließlich dieser, denn wenn z. B. in gleichzeitigen und rechtmäßigen authentischen Drucken, die unter seinen eigenen Augen gefertigt wurden, die einen noch mit Vorliebe das in dem mittel-

deutschen Bereich am längsten haftengebliebene i an der Stelle aller früheren außerhalb der Tonsilbe stehenden und dadurch klanglos gewordenen Vocale (s. o. Bd. I. 236) festhalten und Gottis, einis, selbis, fragist, soltist, lobist, abir, odir, ubir und dergl. drucken, während die anderen überall das hier in der Gemeinsprache bereits durchgedrungene ton- und klanglose e, Gottes 2c. setzen, so ist es wenigstens in unsern heutigen Augen etwas mehr als eine bloße orthographische Eigenthümlichkeit oder Eigenwilligkeit, wie etwa th für t in thum, thun und dergl. nn für n in unnd, unns 2c., wo die Aussprache in jedem Falle dieselbe sein mußte. Luther selbst zeigt auch, obgleich er sich solche Eingriffe in seine Sprache widerwillig gefallen ließ, daß er gerade jenes mittelb. i gegen das gemeine e keineswegs als gleichgültig betrachtete, denn er hat da, wo wir wirklich seiner authentischen Schreibung nachkommen können, sich allmählich und wie man aus zahlreichen Rückfällen sieht, nur mit Mühe von diesem i losgemacht, es aber etwa seit 1530 gänzlich überwunden. Die Schwierigkeit, das eigentlich authentisch Lutherische der Orthographie und der Sprachformen überhaupt selbst aus den authentischsten Drucken herauszuschälen, wächst noch durch ein Wort von ihm selbst. Er bekennt nämlich: „denn im corrigieren (der in Wittenberg unter seinen Augen gedruckten Schriften) muss ich oft selbs endern, was ich in meiner Handschrift hab übersehen und unrecht gemacht, dass auf meiner Handschrift Exemplar nicht zu trauen ist".

Neben den wenigen Trümmern seiner Originalmanuscripte sind es daher seine Originalbriefe, aber auch nur die mit eigener Hand geschriebenen, nicht die zahlreichen meist eine Art von amtlichem oder officiellem Charakter tragenden Actenstücke, unter die er seinen Namen setzte, worauf sich eine freilich nicht überall vollständige Einsicht in die äußere Form seiner

Sprache und, wie nach dem oben Bemerkten noch einmal betont werden soll, nicht etwa bloß seiner Orthographie im heutigen Sinn stützen kann. Sie sind leider nicht so zahlreich, als man nach seiner unermeßlichen Correspondenz schließen dürfte, und noch sparsamer sind die wirklich authentischen, d. h. diplomatisch treuen Publicationen davon. Aber sie reichen doch zur Controle seiner Druckwerke in vielen Fällen aus und damit kann man auch diese, insofern sie nur rechtmäßige Drucke sind, als eine in der Hauptsache richtige Darstellung seiner Sprache gelten lassen. Namentlich dürfte es wohl schwerlich geschehen sein, daß irgend einer der späteren Wittenberger Setzer sich Veränderungen und Eingriffe erlaubte in das, was wir jetzt die innere Sprachform nennen, in die Satzfügung, den syntaktischen oder lexicalischen Gebrauch oder auch nur in die Flexionsformen, soweit diese nicht bloß Sache der einer größeren Willkür anheimgegebenen Orthographie schienen.

Dies vorausgesetzt sind die drei leitenden Gesichtspunkte, die Luther selbst mit mehr oder minder klarem Bewußtsein immer aber mit frischem Instinct und unverdrossener Gewissenhaftigkeit bei der Selbstcorrectur oder in der immer größeren Ausbildung seiner Sprache verfolgte: 1) Die Rücksicht auf die sachliche Richtigkeit seines Ausdrucks. Dies gilt begreiflich hauptsächlich nur von seinen Bibelübersetzungen und den in den eigentlichen Bereich des Glaubens, wie die Catechismen, gehörigen Schriften. 2) Die Rücksicht auf die Gemeinverständlichkeit, der er wieder in den Uebersetzungen staunenswerthe Mühe zuwandte. Gelegentlich fällt wohl dieses zweite mit dem ersten zusammen, aber in den meisten Fällen ist es wohl davon zu unterscheiden. 3) Die Verbesserung der äußern Sprachform, Veränderungen in dem Lautstand, den Flexionen,

theilweise bloß als Veränderungen in der Orthographie zu betrachten, theilweise aber unabhängig davon.

Das erste fällt außer den Bereich des eigentlich linguistischen Elements und berührt sich nur zufällig einmal damit, aber die beiden andern sind bloß linguistischer Natur und überall ist die eigentliche treibende Kraft deutlich zu erkennen. Es ist das Bestreben des Schriftstellers, seine Sprache von den ihr anklebenden mundartlichen Flecken zu reinigen und sie ganz gemeindeutsch in dem Sinne, in dem er es allein wollen konnte, zu machen.

Er genoß dabei den großen Vortheil, daß ihm seine mundartliche Localumgebung in dieser Hinsicht weniger Schwierigkeiten in den Weg legte als den meisten gemeindeutschen Schriftstellern dieser Zeit, d. h. solchen, die sich auch relativ möglichst über ihre Localmundart erhoben und nicht, wie die Schweizer, mit einem gewissen reflectirten Eigensinn noch an ihrer sprachlichen Besonderheit festhielten. Er brauchte nicht Luther zu sein, nicht jene eminente Genialität des Sprachgefühls mitbekommen zu haben, und es war ihm doch im Vergleich mit jedem Franken, Rheinländer, Elsasser oder gar einem Schwaben, Baiern, Oesterreicher der Weg zur Gemeinsprache viel besser geebnet, weil er ein Mitteldeutscher war und noch dazu einer der, wie schon früher hervorgehoben worden ist, selbst innerhalb dieses lebendigen Sprachkreises eine gewisse universelle Stellung einnahm, der selbst hier nirgends so recht befangen bodenständig war, am wenigsten in seinem Wittenberg, wo ihn Land und Leute nie so recht anheimeln wollten, und hier in Wittenberg ist doch der Schriftsteller Luther geboren. Denn dies Wittenberg, wo sich damals, soviel man aus sehr unzureichendem Material erkennt, der äußerste Nordsaum des mitteldeutschen Idioms mit dem grenznachbarlichen Nieder-

deutschen der mittlern Elbe viel inniger verschlang als etwa heute, blieb für ihn auch in sprachlicher Beziehung immer ein fremdartiger Boden. Es dürfte schwer fallen, irgend eine der Besonderheiten der Sprache Luthers von diesen Wittenberger Einflüssen abzuleiten, ganz verkehrt aber wäre es die Quelle der verschiedenen unläugbar vorhandenen niederdeutschen Elemente in seinem Wortvorrath daselbst zu suchen. Sie sind ohne Ausnahme schon lange vorher entweder in der deutschen Gemeinsprache, wohin sie auf dem Wege, dem wir früher nachgegangen sind (s. o. Bd. I. 178) gedrungen waren, oder sie gehören zu der allgemeinen Signatur des Mitteldeutschen, so weit dies sich mundartlich von der Gemeinsprache abhebt, und sind darum auch von Luther selbst nie beanstandet worden, weil er sie für fertig überkommenes, allgemein verständliches Sprachgut halten durfte, wenn sie es auch nicht in allen Fällen waren. Denn gerade an diesem niederdeutschen Einschub in seine Sprache, der übrigens, wenn man die Wörter zusammenzählt, kaum ein volles Hundert ausmacht, nahm man anderwärts, da wo die eigentlich oberdeutschen Mundarten von der Gemeinsprache noch weniger gebändigt waren, am meisten Anstoß, wie man aus directen zeitgenössischen Zeugnissen ersieht. Auch da hat man sie natürlich nicht deshalb beanstandet, weil sie aus dem Niederdeutschen stammen, sondern weil man nicht fühlte, was sie bedeuten sollten.

Das Mitteldeutsche war so der lebendige Boden, woraus Luthers Sprache erwuchs, ohne daß er durch irgend eine seiner örtlichen Individualisirungen in seinem auf das Gemeindeutsche gerichteten Instinct und seinem bewußten Streben darnach merklich gehindert worden wäre. Ganz etwas anderes aber ist es, in wie weit er sich von mitteldeutschen schriftstellerischen Vorbildern abhängig machte, denn diese, obwohl zuletzt durch die

lebendige Volkssprache in ihrer Eigenartigkeit bestimmt, sind doch wieder allmählich zu etwas Anderem, in gewissem Sinne davon selbständig geworden. Soviel wir von Luthers deutscher Lectüre wissen, ist darunter nichts von den namhaften Erzeugnissen specifisch mitteldeutschen Gepräges zu finden, wenn wir auch nur von dem Passional oder dem Vaterunser des Heinrich von Krolewitz beginnen und mit der zu ihrer Zeit sehr angesehenen Chronik des Erfurter Konrad Stolle schließen. Denn der später „Ein teutsch theologia“ genannte Tractat, einer der letzten Ausläufer der volksthümlichen asketischen Literatur, der unter diesem ihm von Luther 1518 gegebenen Titel so allgemein bekannt worden ist, daß man den ursprünglichen darüber vergessen hat, gehört zwar auch der mitteldeutschen Gruppe des hochd. Sprachgebietes an, aber einer Zone, der rheinfränkischen, die doch für das unmittelbare Sprachgefühl dieser Zeit zunächst nichts mit dem thüringischen Heimathsboden von Luthers Sprache zu thun hatte.

Darum darf es auch nicht verwundern, daß sich in den ersten im Druck erhaltenen Lutherschen Schriften und in seinen ältesten deutschen Briefen zwar viel mehr Mitteldeutsches findet als in den spätern und daß man sein Verschwinden als eine zwar nicht methodische, jedoch mit vollem Verständnisse unternommene Revision seiner eigenen Sprache ansehen kann, aber daß diese mitteldeutschen Sprachingredienzien sehr weit abstehen von dem in sich allerdings wieder variabeln, im Großen aber sehr genau bekannten Typus der Schriftsteller seiner Zeit oder der nächsten Vergangenheit, die dem „mittelsten Deutsch,“ dem innersten Mitteldeutsch, dem thüringisch osterländischen, allenfalls auch noch dem meißnischen Sprachbezirke angehören. Man denkt dabei unwillkürlich an die Autorität der Canzleisprache, die Luther ja, wie wir sehen, für sich gelten lassen

wollte, freilich immer mit so starken Reserven, daß er dabei noch vollständig freie Hand behielt. Und gewiß diente ihm diese Canzleisprache, die er doch wohl nicht erst nach seinem Hervortreten in die Welt, 1517, entdeckte, als fortwährendes und gewissenhaft benutztes Correctiv bei allem, was er schrieb, insofern auch gegenüber den mitteldeutschen Idiotismen, wenn er sich ihrer bewußt wurde d. h. aber immer nur soweit als er selbst in dieser Canzleisprache sein eigenes Idealbild der deutschen Gemeinsprache wieder erkannte.

Umgekehrt aber läßt sich auch sagen, daß das lebendige mitteldeutsche Sprachgefühl, das Luther von seinem Boden her angestammt war, ihm als Correctiv für diese Canzleisprache helfen mußte. Er maß eines an dem andern und überließ es seinem nie von ihm selbst unfehlbar genannten, aber mit souveräner Unfehlbarkeit schaltenden Tacte, was seine Sprache von daher oder dorther nehmen sollte. Diese Art von Eklekticismus versteht sich bei einer mit Recht so selbstbewußten Natur wie Luther so ganz von selbst, daß das Gegentheil davon nur durch eine abstracte Resignation, von der weder hier noch anderwärts bei ihm eine Spur zu entdecken ist, hätte geschehen können. So genoß er auch noch den bedeutenden Vortheil, daß er ebenso sehr auf der wirklich lebendigen Sprache seines Volkes, nur nicht auf einer isolirten Localmundart, wie auf einem gewissen festen Canon der abgezogenen Schriftsprache fußen durfte. Hauptsächlich aber kam es ihm zu Statten, daß er von der einen wie von der andern Seite her allen den zufälligen, eigensinnigen, aus dem lebendigen Fluß des gemeindeutschen Sprachfortschritts abgewinkelten Einwirkungen der mitteldeutschen Schriftstellerei dieser Zeit von selbst entnommen war, denn daraus hätte er nur das nehmen können, was er als der Nationalschriftsteller Luther

möglichst bald und gründlich wieder hätte abstreifen müssen. Es waren meist nur Aeußerlichkeiten und insofern sie nur in der Tradition dieses schriftstellerischen Kreises, gewiß aber nicht etwa für den mündlichen Vortrag eines in dieser Art geschriebenen Buches galten, von untergeordnetem Belang, aber es war doch günstig für Luther, daß er auch von diesen Aeußerlichkeiten fast gar nicht irre gemacht zu werden brauchte.

Denn von alle dem, was man als die typischen Züge dieses Mitteldeutschen ansehen darf, hat sich Luthers Schreibweise von Anfang an emancipirt und nur um die Schreibweise handelt es sich in den meisten Fällen, nicht um wirkliche Sprachbesonderheiten. Was wir von der lebendigen Mundart wissen, berechtigt anzunehmen, daß sie sich gerade so wie ihre andern nächsten Verwandten von der polnischen Grenze bis zur Werra der Gemeinsprache von innen heraus viel mehr genähert hatte, als es die auf dem Boden Thüringens verfaßten Schriftstücke, Bücher wie Briefe und Urkunden großentheils erkennen lassen. In diesen herrscht noch um 1500, ja noch später die Schreibung i für ei, win für wein, sin für sein; u für au, hus für haus, tusent für tausend; ou für au, geloube oder gloube für glaube, schouwen für schauwen d. h. wahrscheinlich schon schau-en gesprochen. Aber die lebendige Mundart Thüringens weiß damals im Großen und Ganzen nichts mehr von solchen Archaismen, die zwei-, dreihundert Jahre früher gelebt hatten, so wenig wie die schlesische, die lausitzische, die meißnische, die osterländische. Nur in einzelnen Winkeln des Dialects hat sich damals und zum Theil bis auf unsere Tage dergleichen gehalten, am meisten noch in den westlichen Gebirgsgegenden und im Eichsfeld, falls man dessen Mundart für eine Untermundart der thüringischen, und nicht, wie es uns passender scheint, für eine selbständige gelten lassen will. Luther selbst

ward in seiner lebendigen Sprache von diesen Archaismen nicht berührt. Wenn er schrieb, richtete er sich nicht, wie der Haufe der im Schlendrian fortgehenden Schreiber, nach jener ältern „mitteldeutschen" Schreibweise, sondern nach dem besten Gemeindeutsch, das er kannte, gleichviel wo er es fand, in der sächsischen Canzlei oder anderwärts, und daher sind selbst in seinen frühesten Schriften fast keine Spuren jener i für ei, u für au ꝛc. zu entdecken, außer wo sie die unbefugte Eigenmacht seiner Setzer eingeschwärzt hat.

Daß er sich aber auch darüber hinaus, über die selbst wieder im Einzelnen so schwankende Schreibweise der Gemeinsprache hinwegsetzte, wo er sie für verkehrt hielt, lehrt der erste Blick auf die authentischen Zeugnisse seiner Feder, wozu, wie oben ausgeführt, selbst die legitimsten Drucke im besten Fall nur bedingungsweise zu rechnen sind. Die Orthographie der Gemeinsprache schwelgte zu seiner Zeit noch immer in den sinnlosesten Doppelschreibungen consonantischer Laute. Davon hat sich Luther sehr bald und mit großer nur nicht vollständiger Consequenz befreit, während er zuerst auch sehr stark von dieser ebenso unbequemen wie lächerlichen Schrulle beherrscht ist, die übrigens in allen Theilen Deutschlands ungefähr auf gleiche Weise verbreitet war, aber wenn irgendwo, in Mitteldeutschland noch mit der verhältnißmäßig größten Enthaltsamkeit geübt wurde. Der angehende Schriftsteller Luther schreibt zuerst, wie es seine sächsische Canzlei und die meisten andern thaten, unnd für und, lisst für list, binn für bin, teuffel für teufel, auff für auf, wobei die ihm eigentlich mundgerechte Form uff zu berücksichtigen ist, dt d. h. tt für t oder d bekandt, kundt, tz, cz oder zc für z: tzu oder czu, zcogen, aufczunehmen und dergl.; gk — zu beurtheilen wie dt für t oder d — nach Consonanten am Schlusse der Wörter, dingk für ding

oder dink, je nach der härteren oder weicheren Aussprache, krangk für krank, sonst regelmäßig ck für k im In- und Auslaut vor und nach Consonanten: dencken, schenckte, und diese Eigenthümlichkeit hat er auch beibehalten selbst in der Zeit, wo er sich von allen andern derartigen Doppelungen fast ausnahmslos befreite, was besonders in seinen zwischen die Jahre 1526—1537 fallenden Schriften und Briefen sichtlich sein Bestreben ist. Später hat er, wie wir glauben, dem gemeinen Gebrauch zu Liebe, der noch immer mit Vorliebe daran hing, wieder mehrere davon aufgenommen, wo er sie damals völlig entfernt hatte, namentlich die Doppelungen am Wortende: kann, mann ꝛc., die damals von ihm auch kan, man, geschrieben worden waren. Hier läßt sich in der geschärften Aussprache des Endconsonanten ein rationeller Grund für seine Doppelschreibung anführen und demgemäß ist auch die spätere deutsche Orthographie hier allgemein darauf eingegangen, um sinn und in, lam und stamm im Auslaut von einander für das Auge zu unterscheiden. Mittelhochdeutsch klang sin und in, lam und stam so völlig gleich, daß sie als richtige Reime von der strengsten Technik, deren Subtilitäten unser heutiges gröberes Ohr mühsam nachempfindet, gebraucht werden konnten. Heute werden solche Wörter wohl auch im Reime aufeinander gebunden, aber richtige Reime sind es deswegen doch nicht.

Die Doppelungen im Inlaut vor Consonanten, die einen bloß etymologischen Grund haben, wie sollte von soll-en, woll-te von woll-en, kann-te von kenn-en, hat Luther zeitweise fast ganz ausgemerzt, woran sich sein Bestreben, die Orthographie möglichst dem lebendigen Sprachlaut zu nähern, sie im wahren Sinne phonetisch zu machen, wieder recht deutlich abnehmen läßt, und auch später ist er darin sehr sparsam. — Daß er in einzelnen Fällen die Doppelung oder Nichtdoppelung zu einer

dem Auge dienlichen Begriffsunterscheidung gleicher Wortformen gebraucht, widerstreitet jenem System, von dem er im Ganzen und Großen hier geleitet wurde, zwar principiell, nicht aber in dem Bewußtsein eines eigentlichen Praktikers, wie er es war. So unterscheidet er, wie viele Andere vor und neben ihm, mann, homo, von man, dem sog. unbestimmten Pronomen und consequenter als irgend ein Anderer das, Pronomen, von dasz, Conjunction, womit er denn auch durchgedrungen ist.

Offenbar aus der sächsischen Canzlei hat Luther anfänglich eine gewisse Neigung überkommen, die damals so ungebührlich angeschwollene Schreibung ei für das alte d. h. mhd. ahd. ī in mein, dein, sein, und zugleich für das alte ei in ein, kein, rein durch Einführung des ai so zu sagen in ihr richtiges Gewichtsverhältniß zu den andern Schriftzeichen zu setzen. Dies ai spielt in der kaiserlichen Canzlei seit dem 14. Jahrh. eine große Rolle und dort hatte es auch seine natürliche Berechtigung, denn in jener oberdeutschen Mundart, von der die Schreibweise dieser Canzlei am meisten, freilich nicht ausschließlich, beeinflußt wurde, in der österreichischen, stand ai von jeher mit gutem Rechte neben ei d. h. mittelhochd. ī. Aber auch die kaiserliche Canzlei hat es niemals consequent oder richtig durchgeführt: es existirt kein einziges Schriftstück, wo nicht bald mehr bald weniger Fehler dagegen gemacht werden, indem man ai für ei, d. h. ī und umgekehrt noch häufiger ei nach mittelhochdeutscher Schreibung geschrieben findet. Hätte man hier eine völlige, auf lebendigem Lautgefühl beruhende Consequenz der Orthographie durchzuführen verstanden, so würde der deutschen Sprache damit für alle Zeiten ein großer Dienst geleistet worden sein. Denn es bleibt das Zusammenfallen zweier etymologisch und einst auch in der Schrift so scharf geschiedener Laute immer ein großer Nachtheil nicht

bloß für das Auge. Es sind auch die Laute selbst allmählich in der gemeinhochdeutschen Aussprache von der Schrift her mit einander zusammengeworfen worden und während jede naive deutsche Mundart noch heute, wie es sich gebührt, beide so oder so, immer aber für das Ohr hörbar auseinanderhält, können wir gebildet sprechenden ein, unus, und ein, intus, nicht mehr unterscheiden und werden es voraussichtlich auch nie wieder lernen. Die übrigen deutschen Canzleien haben dies neue ai — neu im Vergleich zu der mittelh. Orthographie — unzweifelhaft direct aus der kaiserlichen importirt, wenigstens für die mitteldeutschen, voran die sächsische, steht es fest, da hier in der landesüblichen Schreibweise, soweit sie dem ältern mitteld. Typus treu blieb, nichts davon zu finden ist. Aber verfuhr schon die kaiserliche Canzlei mit immer regelloserer Willkür, so thaten es alle andern ebenso oder noch schlimmer. Es wäre zuviel gesagt, wenn man behaupten wollte,' das eigentlich organische Verhältniß sei gerade umgekehrt, also ain für mittelh. īn, ein für ein die Regel, dann wäre doch wieder eine Art von Vernunft in die Sache gekommen. Statt dessen verfährt damit jeder Schreiber oder jede Schreibstube ganz nach individuellster Laune, und als leitender Grundsatz läßt sich höchstens so viel entdecken, daß man dies ai nicht ganz aufzugeben, aber es doch im Fortschritt der Zeit immer seltener anzuwenden bestrebt war. Es scheint zu den freigegebenen Punkten gehört zu haben, an denen jeder sich nach Herzenslust gehen lassen durfte.

Luther hat nun dies ai für ei, welches letztere man zu seiner Zeit nicht der That aber der Idee nach allein berechtigt nennen muß, da alle Consequenz der Unterscheidung vernichtet war, von Anfang an sehr selten, aber er hat es doch: raichen, zaigen, waisen und dergl., woneben aber auch die Schreibung

mit ei und zwar noch häufiger bei ihm gebräuchlich ist. Später entschwindet es ihm beinahe völlig. Niemals aber wendet er es, wie seine Correspondenten und seine sächsische Canzlei für das alte ī, sondern nur für ei an und man darf hierin wohl auch ein Zeichen seines gesunden Sprachinstinctes sehen. Denn wenn er auch da, wo er die schriftmäßige Sprache redete, auf der Kanzel oder sonst, dies ai und ei keinesfalls so präcis von einander unterscheiden konnte, wie es die schwäbische Mundart, — und sie wahrscheinlich auch damals schon allein unter allen deutschen Mundarten — mit voller Wahrung des Diphthongen that, so hatte er doch, wie es scheint, von der Volkssprache her ein lebendiges Bewußtsein für die natürliche Geschiedenheit der beiden Laute. Denn seine heimische Mundart hielt damals und immer beide scharf nur in anderer Weise als das schwäbische Organ auseinander, indem sie das alte ei in eine Länge verwandelte, das neue ei, das alte ī, diphthongisch bald mehr als e i, häufiger als a i sprach, also bēn oder bān für mittelh. bein, niemals bein, was mittelhochd. bīn, Biene, bedeutet hätte.

Wenn wir in Luthers Druckwerken und Briefen lange Zeit ein wegern statt und neben weigern, ein zunegung neben und für zuneigung und einiges Andere derart finden, so schrieb er so unter dem Drucke des lebendigen Lautes, den er rings um sich hörte, ohne daß es möglich wäre zu erkennen, warum er gerade nur in diesen wenigen Fällen sich von der Schreibung der Gemeinsprache, die hier überall und von ihrem Standpunkt mit Recht, ein ei setzte, entfernt hat, in unzähligen andern nicht. Umgekehrt wieder hat er in seinem consequent durchgeführten feilen, für das damals in der Gemeinsprache schon übliche, allerdings aus dem Mitteldeutschen eingedrungene fehlen, einen Archaismus festgehalten, den selbst seine Autorität nicht durchsetzen konnte.

Gehört das bisher Betrachtete der eigentlichen Schreibung an, wobei der Laut und die wirkliche Wortform nicht betheiligt zu sein brauchen, aber unter Umständen, wie wir sahen, betheiligt sein können, so reichen eine Anzahl anderer Eigenthümlichkeiten in Luthers Orthographie in das wirkliche Gebiet des lebendigen Lautes. Und hier ist überall die doppelte Bemerkung zu machen, die sich uns schon öfter als maßgebend herausgestellt hat: 1) Es sind mitteldeutsche Einflüsse, die ihn zu seinen auffälligeren oder geringfügigeren Abweichungen von dem Durchschnitt der Gemeinsprache veranlassen; 2) er hat alle solche Localeigenthümlichkeiten allmählich zum größten Theil beseitigt. Nur muß man dabei immer die Drucke mit den unberechenbaren Eingriffen der Setzer von seinen eigenen authentischen Schriftzeugnissen möglichst unterscheiden, was gewöhnlich nicht geschieht. Denn wenn wir in jenen, allerdings nur in den ältesten von 1517 bis etwa 1520, Dinge finden, wie adder für oder, sall für soll, salb für selb, nach für nach, dach für doch, hirschaft für herrschaft, weder oder wedder für wider, wilch für welch, wilkore für wilküre, kopffer für kupfer und dergl. mehr, so dürfen wir darin mit gutem Fug nur den Leipziger oder Wittenberger Setzer, nicht aber Luther selbst sehen, bis anderweitig bewiesen wird, daß er selbst damals so gesprochen oder geschrieben hat. Es sind die allgemein üblichen Lautbezeichnungen der mitteld. Mundarten, die nicht einmal einen besondern örtlichen Character tragen, sondern in Erfurt ebenso gut wie in Breslau gäng und gäbe waren. Insofern gehören sie Luthers wirklicher Sprache, mit Ausnahme vielleicht des einen wilch für welch, das ihm sichtlich lange anhaftet, ebenso wenig an, wie die einzelnen in seinen ältern Schriften sich findenden aw d. h. au für gemeinhochd. ew d. h. eu, z. B. in lawe, was Luther ganz gewiß immer Leu oder Leu-e ge-

sprochen hat, oder in nawe für newe, neue, neu, oder die u für mhd. iu, gemeind. eu in frund für freund, suffzen für seufzen. Diese au und u sind ja selbst Anachronismen für die damalige lebende Mundart in ganz Mitteldeutschland und fristen nur in dem Schlendrian der Schreib- und Druckwerkstätten ihr Leben und darum sind sie nicht auf gleiche Linie mit jenen oben erwähnten Fällen zu stellen, die der lebenden Volkssprache, auch Luthers Sprache angehören, ohne daß deshalb ein Schluß, sie seien für ihn schriftgültig gewesen, erlaubt wäre. Von den bloßen Archaismen haben sich seine Drucker später immer mehr befreit, vielleicht in Folge seiner sorgfältigen Correcturen, vielleicht weil auch sie, namentlich seitdem die Firma Hans Lufft eingreift, sich mehr und mehr der gebildeten Gemeinsprache zu conformiren bestrebt waren, natürlich nicht ohne ihrem Eigensinn, den sie nach guter deutscher Art für Ueberzeugungstreue hielten, selbst einer solchen Autorität wie Luther gegenüber hie und da noch eine Concession zu machen.

Von andern ihm und seiner heimischen Mundart wirklich lebendigen Idiotismen hat er sich, wie man deutlich sieht, mit Bewußtsein los zu machen gesucht und in manchen Stücken ist es ihm auch gelungen, so z. B. hat er sein mitteld. vor- oder fur- als sog. untrennbare Vorsatzpartikel in unzähligen verbalen und daraus abgeleiteten nominalen Compositen allmählich mit dem gemeind. ver- vertauscht. Zuerst schrieb er durchgängig wie er sprach, vorpflichten, vormeintlich, vorschreiben, vorordenen, vorschaffen, vormercken ꝛc. oder seltener fur- an derselben Stelle, womit derselbe Laut bezeichnet werden sollte, nämlich ein zwischen e. o und u schwankender, dessen dumpfere Färbung aus dem vorhergehenden Lippenlaut v oder f zu erklären ist. Die Schreibung mit f oder v bedeutet hier wie

anderwärts bei ihm und in der ganzen damaligen Sprache dasselbe: der Unterschied zwischen v und f, den das Mittelh. noch kannte, war wie wir gesehen haben (s. o. B. I. 261), längst verwischt, Luther selbst zieht im Anfang des Wortes vor Consonanten und dem Vocal u das f vor, v behält er für die übrigen Fälle, doch keineswegs consequent, da er z. B. meist fest und nicht vest schreibt. Im Inlaut ist f überall durchgedrungen, außer in dem einzigen Worte frevel, das beständig v zeigt. Die anderwärts gewöhnliche Schreibung frebel weist darauf hin, daß hier kein f gesprochen werden sollte. — Schon um 1526 tauchen einzelne ver- statt jener heimathlichen vorin seinen Briefen auf und in den Drucken sind sie seitdem durchgesetzt. Nach 1530 hat er seine Feder so daran gewöhnt, daß kein einziges vor- seiner Hand mehr entschlüpft. Wo sie sich in von ihm unterzeichneten Briefen und Actenstücken finden, ist es allein schon Beweis genug, daß der Text nicht von seiner Hand niedergeschrieben ist, wenn auch sein Name darunter steht.

Anderes dagegen hat er weniger streng genommen. So sind eine Anzahl mitteld. o für u, entweder die reinen Laute selbst oder ihre Umlaute, also ö, von ihm beibehalten worden z. B. in sondern, geschwommen, sohn, Sonne, und Sontag, konig d. i. könig, konnen d. i. können und dergl. mehr. Alle diese Formen hatten von Mitteldeutschland aus, wo sie allein heimathberechtigt sind, schon bis weit in die oberdeutschen Landschaften sich in der Schrift verbreitet, aber seine Autorität hat sie dauernd befestigt.

Umgekehrt hält er an u d. i. ü in mugen, muglich ꝛc. gegen das in der ganzen Gemeinsprache schon bis in die separatistischen Winkel des Schweizerdeutschen durchgedrungene mögen, möglich ꝛc. fest, freilich ohne die einmal veraltete Form wieder beleben zu können.

In diesem Zusammenhang sieht auch das Verhältniß seiner Sprache zu dem Umlaut etwas anders aus als es neuerdings gefaßt zu werden pflegt. Nichts leichter als an der Hand der Drucke behaupten, daß seine Sprache bis etwa 1526 von diesem Umlaut sehr wenig Spuren zeige, wenn wir andere gleichzeitige namentlich inner oberdeutsche Drucke damit vergleichen. In das o, u und in das au scheint er bis zu dieser Zeit bei ihm noch nicht eingedrungen. Seit 1526 hat sich dagegen und zwar nicht so allmählich wie es bei seinen andern orthographischen Neuerungen zu geschehen pflegt, dieser Umlaut ungefähr in der Ausdehnung und jedenfalls nach dem System der oberdeutschen Druckstätten durchgesetzt. Da man von der Behauptung auszugehen pflegt, Luther habe in seinen früheren Schriften, für deren Orthographie er also stillschweigend allein verantwortlich gemacht wird, den Umlaut deshalb nicht angewandt, weil ihm das Mitteldeutsche, sein damaliger angeblicher Sprachcanon, keinen Umlaut geboten habe, so hat man sich nach einer Erklärung für sein späteres Eindringen umsehen müssen und man hat dafür natürlich auch eine gefunden.

Es ist nun aber nichts weiter als jene schon oft bekämpfte Verwechslung der Schreib- oder Druckgewohnheiten in vielen mitteld. Officinen und Schreibstuben dieser Zeit — lange nicht in allen — mit der lebendigen Mundart, auf die sich diese ganze Behauptung samt allen daraus abgeleiteten Folgerungen stützt. Die mitteldeutsche Mundart um 1500, jenes gemeine Mitteldeutsch, was Luther lebendig umtönte, hat damals den Umlaut principiell in demselben Umfang wie das Gemeindeutsche, oder wenn man es noch bestimmter bezeichnen will, wie alle oberdeutschen Mundarten in sich walten lassen. Wenn Einzelheiten hier oder dort nicht zutreffen, so ist dies für die Sache selbst ohne Belang und man könnte leicht die Behauptung

durchführen, daß die oberdeutschen Mundarten in vielen Fällen dem Umlaut weit weniger Raum verstatten als die Mitteldeutschen. Alle oberd. kennen das mhd. Wort houbet oder houbt noch ohne Umlaut: heubt oder haupt, alle mitteld. und zwar mit vollem Rechte, da die goth. Form haubith zu Grunde liegt, haben den Umlaut heubt. Alle oberd. haben kaufen, die mitteld. mit Vorliebe keufen und so Vieles der Art. So gut wie die gemeindeutschen Diphthonge ei und au in allen mitteld. Mundarten bereits durchgedrungen waren, so auch der Umlaut und zwar für alle Vocale, wo er nach mitteld. System berechtigt war, also nicht bloß für a, sondern auch für ā, für o und ō, obgleich die Umlaute des o dem mhd. eigentlich fremd sein mußten (s. o. B. I. 245), für u und ū d. h. au, für uo oder wie es mitteld. lautete ū, oder auch mit schwachem Nachschlag ūe. Im allgemeinen werden diese mitteld. Umlaute schon damals wie heute eine häßliche Neigung zu möglichster Vocalverdünnung gehabt haben. Man findet sinde für sunde d. i. sünde, steren für storen d. i. stoeren, giter für gueter d. i. güeter schon häufig genug in allen Theilen Mitteldeutschlands von der Oder bis zur Werra in 15. Jahrh. von „ungebildeten" Schreibern geschrieben, d. h. denen der lebendige Laut entschlüpfte. Im allgemeinen galt aber noch immer die Gewohnheit, den Umlaut bei o und u lieber nicht zu bezeichnen, doch fehlt es auch keineswegs an Mitteln zu seiner graphischen Darstellung, nur waren es unbequeme und confuse. Wo ein selbständig neues Zeichen dafür gesetzt werden darf, wie in were Conj. von war, wäre, undertenig von undertan, oder eu für den Umlaut des früheren ou, späteren au, geleuben für gelauben, glauben, beume Plur. von baum, ist die Sache einfach und hier kann im allgemeinen zugegeben werden, daß einzelne unumgelautete Schreibungen, die mitteld. den Umlaut haben, salde neben selde mhd. saelde,

Heil, oder baume neben jenem beume darauf hinweisen, daß die Aussprache in solchen Fällen je nach dem besondern Local oder auch nach der Gewohnheit des Schreibenden noch schwankte. Anders ist es, wo für das mhd. iu bald u bald eu selten äu geschrieben steht. Man findet huser und heuser, schune und scheune neben einander. Hier ist die umgelautete Schreibung diejenige, die dem um 1500 wirklich gesprochenen Laute entspricht, die andere einer jener schon öfters characterisirten Archaismen.

Uebrigens giebt es auch für diese angeblich und scheinbar unumgelauteten u mhd. iu, für die o und u, d. h. mhd. o, ō, u und uo, in sehr vielen Handschriften und Briefschaften schon des 14. und 15. Jahrh. eine ganze Anzahl von oben übergeschriebenen Bezeichnungen, die von unsern modernen Herausgebern, weil sie sich nicht darein finden können, gewöhnlich weggelassen werden. Dadurch wird bei dem heutigen Leser die Vorstellung erweckt, diese Vocale seien ohne alle Umlautbezeichnung und daraus wird dann der weitere Schluß gezogen, es sei eine „mitteldeutsche" Eigenheit keinen Umlaut zu haben. Diese wunderlichen Pünktchen, Häkchen und Strichelchen, deren Genesis und Bedeutung wir eingehend anderwärts erörtert haben, dienen nun zwar nicht ausschließlich zur Bezeichnung des Umlauts, aber sie werden doch auch neben ganz andern Functionen dazu mit verwandt und die dadurch herbeigeführte Confusion ist der einzige Grund, weshalb sie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. seltener verwandt worden.

Luther brauchte also nicht den Oberdeutschen zu Liebe den Umlaut in seine Sprache einzuführen: er war ihm mit seinem Mitteldeutsch angeboren und daß er seine Bezeichnung anfänglich zu vermeiden scheint, mag immerhin, wenn man nach einer Erklärung suchen will, auf Rechnung der Canzleischrift gestellt

werden, die auch so sparsam als möglich damit operirt, nicht als wenn sie, soweit sie aus dem Ohr stammte und für das Ohr bestimmt war, ihn nicht gekannt hätte, sondern weil es ja so viel bequemer war hierin die einfacheren Traditionen einer früheren Schreibmethode festzuhalten. Eigentlich handelt es sich dabei für Luther und sie nur um o und u, denn er und sie haben natürlich, worauf schon hingewiesen ist, die Umlautbezeichnungen, die durch einzelne Buchstaben oder Doppelbuchstaben ausgedrückt zu werden pflegten, in jedem Falle, wo die lebendige Sprache damit stimmte, geschrieben, also e, seltener und erst später mehr das unbequemere ä für den Umlaut des a, eu für den des au, d. h. mhd. u und ou zugleich, wofür sie gleichfalls sehr selten äu, als die scheinbar etymologisch richtigere Schreibung setzten.

Aus alle dem erklärt es sich, warum Luther, wo er ganz naiv sich gehen ließ, d. h. in seinen wirklichen Briefen, auch noch lange nach dem Jahre 1525 oder 26, ja bis zu seinem Lebensende so wenig ö und ü schreibt. Hier konnte er es sich bequemer machen, als in seinen für den Druck bestimmten Manuscripten und daß jemand sein konig und ubel nicht könig und übel, sondern so wie es scheinbar geschrieben war, lesen könnte, daran hat er gar nicht gedacht.

Mehr als ein Curiosum und nicht als eine für die deutsche Sprachgeschichte irgendwie bedeutsame Thatsache sei nur noch erwähnt, daß er mitunter, unbekannt aus welcher Veranlassung, wohl auch in seinen Briefen des guten zu viel mit der Bezeichnung des Umlauts thut, d. h. dessen, was man fälschlich dafür ansieht, weil es gerade so aussieht. Wenn er leüte, verschlaüdern, widerümb und dergl. schreibt, sind wir nach unserer heutigen Gewohnheit geneigt, darin eine wirkliche Bezeichnung des Umlauts zu sehen, die nur in leute uns

überflüssig dünkt. Daß er selbst, wie wir glauben, nicht umb, sondern immer nur wie die Gemeinsprache schrieb, die hier mit dem gewöhnlichsten Mitteldeutsch in Uebereinstimmung ist, umb sprach, könnte man, wenn man sich auf die beiden Strichelchen über dem u steift, bestreiten. Ob jemand aber die Consequenz haben wird, Luther auch in folgenden Formen den Umlaut sprechen zu lassen, thün (thun), zületzt, jüngen, gnüg, hünden, nü (nu), würm (Singul.) 2c. wäre doch noch erst zu erproben. Jedenfalls doch wohl kaum in züversicht oder gar in züvor, denn wie das v mit Umlaut klingen sollte, müßte schwer zu sagen sein, und, daß er in der Eile die Striche an unrechter Stelle angebracht habe, wäre eine bedenkliche Ausflucht. Es ergiebt sich daraus, daß er gelegentlich einmal, die weitverbreitete Mode der Unterscheidung des vocalischen v von dem consonantischen, wie wir sagen des u von dem v, auch mitgemacht hat, gewöhnlich scheint sie ihm zu unbequem gewesen zu sein. Diese beiden Buchstaben, die in der deutschen Cursivschrift seiner Zeit bekanntlich wieder ganz gleichgeformt worden waren — die Versuche, sie zu trennen, hatten damals weder Folge noch Bestand — hat man für das Auge auf verschiedene Weise zu unterscheiden gesucht. Die bekannteste, damals aber noch nicht die verbreitetste ist diejenige, aus der sich unser heutiger Haken über dem u entwickelt hat, woraus so viel unsinnige uo in die modernen Abdrücke mittelalterl. und ältester neuhd. Texte gekommen sind und man auch Luther lächerliche Formen wie guonst für gunst, duorst für durst, uond für und 2c. aufgebürdet hat. Die beiden Striche, die im 15. und Anfang des 16. Jahrh. viel beliebter dafür waren, hat man allmählich, um sie bloß für den Umlaut zu verwenden, aufgegeben. Luther kann also damit Umlaute gemeint haben, nämlich wo sie hingehörten und er sie wirklich sprach, aber es fiel ihm

nicht ein in den andern Wörtern dies Zeichen als Umlaut zu verwenden. Daß er in zuvor es auch an der unrechten Stelle thut, kann man als einen bloßen Schreibfehler ansehen, der sich auch noch an ein Paar andern Stellen wiederholt. Aber wahrscheinlich ist es anders zu erklären. Es ging nämlich neben der Gewohnheit das vocalische u in der angegebenen Art zu bezeichnen, auch eine andere seltenere, die umgekehrt das consonantische v damit unterscheiden wollte. Häufig findet man namentlich in Abschriften älterer Vorlagen beide durch einander gemengt und so mag es auch Luther in diesem Falle geschehen sein. Die Sache hat überhaupt keine Bedeutung, als zu zeigen, wie vorsichtig man bei der Beantwortung der Frage nach den Spracheigenthümlichkeiten eines Autors des 16. Jahrh. zu Werke gehn muß.

## Fünftes Capitel.

### Luthers Gesammtlautsystem.

Wenn Luthers Sprache dem Umlaut ungefähr gerade so weit wie die Gemeinsprache sich fügt, so gerieth dabei deren mitteldeutsches Heimathsgefühl in keinen Conflict mit einem reflectirten System, am allerwenigsten war es eine Concession gegen das oberdeutsche Idiom. Dazu hätte er auch, so wie er selbst sich das Verhältniß der deutschen Mundarten untereinander und zu der Gemeinsprache zurecht zu legen pflegte, gar keine Veranlassung gehabt. Im Gegentheil in einigen Fällen, wo die Lautbezeichnung dieser Gemeinsprache noch zwischen den mehr oberdeutschen Einflüssen der älteren mittelh. Tradition, die zugleich den lebendigen Lauten der dortigen Mundarten entsprach, und dem mitteldeutschen System schwankte

und wo man um 1500 noch nicht deutlich sehen konnte, wohin endlich die Entscheidung gehen würde, hat wesentlich seine Autorität gegen jenes und für dieses entschieden. So in der Behandlung der mhd. und gemeinoberdeutschen — d. h. genau genommen alemannisch-schwäbischen Diphthongen uo oder ue, wovon natürlich auch dessen Umlaut üe abhängig ist. Alle dem oberdeutschen Westen und Südwesten angehörigen Schrift- und Druckwerke dieser Zeit sind noch beflissen ihn für das Auge von u oder u, falls dieses noch nicht durch au ersetzt ist, zu trennen wie er für das Ohr getrennt war. Das gewöhnlichste Mittel dazu war ein Zeichen über dem u, das in den damaligen Lettern seine ursprüngliche Identität mit o oder e nicht verläugnen kann. Schon in der ahd. Zeit war das die häufigste, weil am meisten Raum sparende Schreibmethode gewesen. Aus diesem mißverstandenen Zeichen ist eben jener Irrthum, der oben zurückgewiesen worden, entsprungen, indem man alle mit einem dem o ähnlichen Apex bezeichneten u für uo nimmt, was doch nur gewisse davon sind. Alle mitteld. Schriftdenkmäler dagegen emancipiren sich, seitdem überhaupt solche gefunden werden, davon fast gänzlich, und wo es sich vereinzelt findet, kann man mit Fug darin die bloße Autorität des höfischen Sprach- oder Schreibherkommens sehen, die man nur in diesen wie in allen andern Stücken je länger je weniger festzuhalten vermochte. Sie standen damit ganz auf dem Boden ihrer lebendigen Mundarten, von denen nur sehr wenige und meist sehr abgeschiedene, wie z. B. einige des Eichsfeldes, den Doppellaut bewahrt haben, während die andern ein in seiner Quantität nach dem Ort sehr verschiedenes, einfaches u daraus machten. Luther folgt nun durchweg diesem mitteldeutschen Gebrauch sowohl in dem reinen u mhd. oder oberd. uo, wie in dem umgelauteten mhd. oberd. ue

oder seltener ů. was ja wieder auch für ganz andere Lautwerthe, in der Schrift für das gewöhnliche u oder ü. im Druck für den Umlaut des u. gebraucht werden konnte. Nur in ein paar Fällen hat er noch stuel, wobei die daneben vorkommende Schreibung stuhel keinen Zweifel darüber erlaubt, wie der Laut gemeint sei, selbst wenn nicht das mhd. stuol vorhanden wäre, thuen, neben thun, rugen, ruhen, was mhd. oberdeutsch ruowen ist, gemuet, mhd. gemüete, wuetend mhd. wüetend 2c. Aber in der unendlichen Mehrzahl aller Fälle langt er mit u und ü aus, gut, blut, grun d. h. grün, sünen d. h. mhd. süenen — er ist so unschuldig an dem mitteld. versöhnen, wie an dem bair.-schwäb. Hölle für Helle — und damit war für das gemeindeutsche unseres Bedünkens der Streit entschieden, obgleich das Schwanken noch lange in den Büchern und Schriftstücken oberdeutscher Herkunft fortdauert, einzelnes bis ins 17. Jahrh. hinein. Als ein Vortheil für die gesprochene Schriftsprache ist dabei zu rechnen, daß er der Neigung mancher mitteld. Mundarten, nicht etwa bloß der östlichsten, nach einer Verkürzung dieses aus dem zusammengedrückten Diphthongen entstandenen u, das doch auf jeden Fall wenigstens seine Länge hätte bewahren müssen, sehr wenig Raum gibt: mutter statt mhd. oberd. muoter hat er aber consequent und gerade in diesem Grundwort ist die Correption und in Folge davon die als Doppelung bezeichnete Consonantenschärfung in der Schriftsprache durchgedrungen.

Im Wesen auf dasselbe hinaus läuft seine Behandlung des ie, soweit es dem mhd. und oberd. alten ie, noch älterem io, ia entsprach. Seine mitteldeutsche Mundart kannte den Doppellaut hier so wenig wie bei uo und demgemäß hat sich auch die Schrift der mitteld. Literaturgruppe fast völlig, aber doch noch nicht so weit seiner entschlagen, wie es dem uo geschah.

Vielmehr drängen sich seit dem 15. Jahrh. sichtlich wieder eine Menge ie neu hier ein. Ihre Verwendung, mit Vorliebe am unrechten Orte d. h. wenn die Geschichte der Sprache über die Legitimität der Schrift allein zu entscheiden hätte, zeigt, daß eine Lautveränderung, in der ie an Stelle des i zum Durchbruch gekommen wäre, gar nicht damit ausgedrückt werden sollte: man schreibt zihen, ziehen, nach alter mitteld. Weise, und dicht daneben wiese oder viel, wo mhd. nur i stehen konnte. Es ist nichts weiter als eine der jetzt angestrebten Bezeichnungen der Quantität, deren Genesis und Geschichte hier nicht weiter verfolgt werden kann. Gerade so hält es Luther, nur daß bei ihm der ie allmählich immer mehr werden, woneben freilich, für den ersten Blick sonderbar genug, noch ein zihen, flihen stehen bleiben. Aber nur auf den ersten Blick sonderbar, denn man findet bald, daß er in den angeführten Worten des e entrathen zu können glaubte, weil ja das h schon den Dienst der Vocalverlängerung that. Denn dies h ist ihm, so felsenfest seine historische Berechtigung an dieser Stelle auch stehen mag, nichts weiter als ein graphisches Zeichen, weil es seiner Mundart zu einem solchen geworden war. Sie sprach fli-en, zī-en gerade so wie die durchschnittliche gebildete Aussprache des jetzigen Hochdeutschen. Indem er aber dem ie so weiten Spielraum gab, berührte er sich natürlich ohne alle reflectirte Absicht für das Auge mit jenem west- und südoberdeutschen Sprachkreis, in welchem es freilich eine ganz andere Function hatte. Wenn er dagegen ausnahmlos viel, aber fast immer nur villeicht, was doch dasselbe viel enthält, schreibt, so sieht man recht deutlich, wie er die an dem betonten viel durchgedrungene Länge mit ie bezeichnen wollte, während in villeicht, was den Ton auf der zweiten Silbe hat, die alte Kürze mit dem einfachen i bezeichnet werden

konnte. Ganz so schreibt er hie, nicht hier, seine mitteld. Form, aber hir-in.

Er befand sich dabei wie auch in seiner Behandlung des alten uo in principieller Uebereinstimmung mit der Canzleisprache oder Schrift, der sächsischen sowohl wie der kaiserlichen, ohne daß im Einzelnen auch nur irgend ein Schatten systematischer Anlehnung an ihre Mode sichtbar wäre, was er freilich auch nicht wohl hätte bewerkstelligen können, da beide im Einzelnen fortwährend nach der gewohnten willkürlichen Weise schwanken und nur, wenn man eine Durchschnittssumme zieht, hier wie in andern Dingen überhaupt eine Art von bestimmendem Zug — Princip oder Methode kann man es nicht nennen — durchbricht.

In die Rubrik der Bezeichnung der Längen gehört auch das schon erwähnte h, das außer im Anlaut der Wörter, wo er es nur selten und dann allmählich sich corrigirend, seinem Mitteld. zu Liebe abstößt, wie in erab, eraus, erfür = herab, heraus, herfür, für sein Ohr nicht vorhanden war. Wo es sich im In- und Auslaut wirklich gehalten hatte, da bezeichnete er es demgemäß gewöhnlich nach seiner Weise mit ch — sach, floch neben sehen, flihen oder fliehen, wo er es gewiß nur schrieb und nicht sprach, oder noch charakteristischer neben dem noch später zu berührenden emphatischen Präteritalformen sahe, zohe, die ihm sā-e, zō-e lauteten. Man kann nicht sagen, daß Luther ein besonderer Liebhaber des h als bloßes Dehnungszeichens sei, wie es seit dem 15. Jahrh. überall in Deutschland, in Ober- wie Mittel-Deutschland massenhaft wieder hereinbricht, nachdem es Jahrhunderte lang in Schlummer gelegen aber nicht abgestorben war. Aber er kann sich seiner auch nicht erwehren, wobei der allgemeine Gebrauch in den meisten Schriften, die ihm zu Gesicht kamen, für ihn entscheidend gewesen sein

mag. Die Canzleisprache allein hat es ihm hier so wenig wie in den meisten andern Fällen angethan. Auch sie brauchte es, aber doch, wenn man so sagen darf, mit einer bescheideneren Reserve als die Mehrzahl der andern. Dabei geräth er gelegentlich in allerlei wunderliche oder willkürliche Schreibweisen hinein, die er freilich bald wieder verlassen oder vergessen hat. So z. B. wenn er eine Zeitlang vhest, und noch consequenter pfarrhe. pfarrher u. dergl. schreibt. Es zeugt aber auch von sehr wenig Sicherheit, wenn dicht neben einander erfaren, nemen, bekeren, füren (führen) und wehren, stehen oder stehn, gehen oder gehn, in und ihn, ir und ihr, iren und ihren geschrieben steht. Im Druck herrscht etwas mehr Consequenz, das ist nicht zu läugnen, aber auch nur scheinbare, keine wirkliche und im Grunde ist es ja in der ganzen nhd. Orthographie so geblieben.

Dagegen hat er sich von einer andern, fast noch schwerfälligern aber eben deshalb damals gerade sehr beliebten Bezeichnung der Längen mittelst Doppelschreibung des Vocals, aa für ā, ee für ē etc., fast ganz fern gehalten, wobei ihm sein ie und sein h zu Statten kam. Nur ee ist einigermaßen vertreten, seele, seer, schweer und dergl. Aber auch hier überwiegt, wenn überhaupt die Länge bezeichnet wird, die Schreibung mit h, nur nicht gerade in den angeführten Wörtern.

Wollte man auf weitere Einzelheiten eingehen, so wäre auch noch seines o für a, älteres ā zu gedenken, weil darin ein noch unentschiedenes Schwanken der Gemeinsprache in vielen Fällen endgültig entschieden wurde. Seiner heimischen Mundart darf man dabei nicht so viel Einfluß einräumen, obgleich sie stark dazu neigte, wie es aber auch die Mehrzahl der Oberdeutschen that. Es ist hier mehr der Zug der Gemeinsprache des 15. 16. Jahrh., der unverkennbar nach dieser Richtung hin geht und dem Luther eigentlich nicht einmal so weit nachgegeben

hat, als es bei ihm eben unter dem Drucke seiner Umgebung denkbar gewesen wäre. Manches hat er später auch wieder abgestreift, z. B. woffen für wāfen, und daß in den letzten Zwanziger Jahren und auch noch später ihm der Reim: waffen: troffen entschlüpft ist, beweist bei der auch sonst ihm eigenen Reimfreiheit nicht, daß er hier anders sprach als schrieb, nämlich wāfen, waffen. Anderweit schwankt er zwischen Doppelformen, so in Atem, auch mitteld. Adem, oder zur Dehnung mit h Athem geschrieben und Odem; die alte Vorsatzpartikel ā- gewöhnlich o-, wie die häufige Form ohmacht zeigt. Die ungewisse Quantität des Vocales a konnte nur durch eine Veränderung seiner Qualität gehalten werden. Daneben Ohnmacht, wofür die neue faßliche Etymologie von on, ohn eintritt, wovon freilich die Sprachgeschichte nichts wissen will, während doch dies neue ohn — sogar noch in viel weiterem Umfang auf Kosten des un — damals in vielen Theilen der Gemeinsprache seine Eroberungen machte. Denn man findet hier gar nicht selten on-bekannt für unbekannt, on-sträflich, veron-reinigen u. dergl., was Luther fremd bleibt. In on oder ohn siegt bei ihm die o-Form vollständig über das alte ā in ān, āne, während doch das damit völlig identische an, ane in der Verbindung mit sein oder werden, los sein oder werden, sein altes richtiges a behält und damit seine natürliche Zugehörigkeit ganz vergißt, wie ja noch heute in dem nicht eigentlich schriftmäßigen, aber durch viele Mundarten weit verbreiteten: „ich bin es an worden" geschieht, was genau dasselbe ist. In Mon, Mōne für mhd. māne hat er consequent ō: dem wō = mhd. wā steht zuerst ein schwankendes dā, dō gegenüber, das sich ihm aber allmählich, offenbar um die feiner klingende Aussprache zu wahren, in ein consequentes da umsetzt. Da schon lange der Unterschied des mhd. dō und dā, lat. tum und ibi,

fast überall verwischt war, indem meist die gröbere Form dō für beide so verschiedene Wörter sich durchgesetzt hatte, so konnte auch Luther nicht auf den Einfall gerathen, sie wieder historisch richtig zu trennen. Wie er da für das alte, inzwischen meist zu dō gewordene da einführte, so dehnte er dies da auch auf das alte dō aus und seine Autorität ist es hauptsächlich gewesen, die diesen Sprachgebrauch fortan durchgesetzt hat.

Am wenigsten förderlich für die weitere Gestaltung des Lautgerüstes ist Luthers Verhalten in der Bezeichnung gewisser Consonanten geworden. Es sind namentlich die b und p, die d und t, die dabei in Betracht kommen. Sein mitteldeutsches Ohr hörte schon damals das heutige hierin geltende System, wonach der Gegensatz zwischen hartem und weichem einfachen Consonant verwischt wird. Die oberdeutschen Mundarten insgemein sind dem alten System, das die Laute ziemlich genügend trennte, damals und später in der Hauptsache treu geblieben und durch die Canzleisprache, die hier auf oberdeutscher und zugleich mittelb. Grundlage fußte, hat sich unsere Orthographie hierin wenigstens leidlich correct gehalten. Auch Luther bemüht sich, die Unarten seiner Heimath los zu werden, das sieht man deutlich, aber es ist ihm hier nicht so wie anderwärts gelungen. Es bedeutete seinen Ohren dasselbe, ob er geporn, gepeten oder geborn, gebeten schrieb; dapfer, dasche, draube oder tapfer, tasche, traube, teutsch, deutsch oder gar deudsch. In diesem letzteren Falle, wo er sehr bald sich für D entschied, steht er fast allein in der ganzen Zeit, aber seine Autorität und nichts Anderes ist es gewesen, die endlich, freilich erst im 18. Jahrh., unbestritten der Form deutsch den Sieg verschaffte. In der Doppelung unterschied er, wie seine Mundart, scharf genug: seine pp sind wirkliche harte p und bb erscheinen überhaupt sehr selten und dann wie in gibbel neben

gibel nicht anders als wirkliche weiche b, nur, um die noch erhaltene Kürze des accentuirten Vocals festzuhalten, mit Prägnanz ausgesprochen und deshalb verdoppelt geschrieben. Man kann sagen, es sind die einzigen wirklichen weichen b, die sich ihm zwischen Vocalen erhalten haben, denn in den andern Fällen, wo er immer noch b schrieb, sprach er doch wie seine Mundart w, also hawen, nicht haben, auch giewel nicht gibel, außer wenn i als Kürze ein wirkliches b festhielt oder hervorrief. Auch seine dd sind nur selten, wie in erlidden neben erlitten, mit tt identisch, wahrscheinlich nur der falsch verstandenen etymologischen Correctheit zu Liebe gesetzt, weil das Stammwort erleiden ein d hat. Seine eigentlichen dd sind ganz anders und gerade so wie die bb zu fassen: eddel, fedder, foddern (fordern, das er fast nie mit r schreibt), odder, taddeln, widder haben ihm ganz anders geklungen als bette, hatte, retten etc. Sie sollen die vorhergehende vocalische Kürze durch consonantische Lautsteigerung erhalten, daher überall die Nebenformen edel, feder etc., in denen e lang und d das gewöhnliche zwischen d und t schwankende ist. Niemals aber ein bēte, hāte, rēten, obgleich mehrere dieser Formen anderwärts noch in voller Geltung waren. Doch diese bb und dd hat er mit seinem gewöhnlichen Instinct für das der Gemeinsprache aller Deutschen Zustehende sehr bald beschränkt und dann die langvocalischen Formen gībel, ēdel u. s. w. dafür eintreten lassen.

Daß er durch sein Beispiel das th wie überhaupt das h als sog. Dehnungszeichen in ziemlich weitem Umfange sich in unserer Orthographie hat festsetzen lassen, darf ihm auch nicht als Verdienst zugerechnet werden. Die Sprache selbst empfand nichts davon, ob man theil oder teil, than oder tan schrieb, aber es ist eine schwerfällige und pedantische Schreibweise. Denn sollte das h durchaus zur Bezeichnung der vocalischen Länge

dienen, wie es damals schon in umfassender Weise üblich, aber lange noch nicht allgemein durchgedrungen war, so hätte es wenigstens hinter den Vocal, wie in nehmen u. s. w. gehört, nicht an das t, das nur durch eine alberne Reminiscenz an das lateinisch gelehrte th zu dieser Ehre gekommen ist. Zeitweise verhält er sich auffallend ablehnend gegen dieses dehnende h und zwar in derselben Periode, wo er alle, nach seiner Meinung überflüssige Doppelconsonanten meidet, später aber giebt er ihm wohl dem Usus zu Liebe wieder mehr Raum.

## Sechstes Capitel.

### Luthers Wortformen.

Betrachtet man die Formen des ganzen Wortes in Luthers Sprache von Seite ihrer äußern Gestalt, so sehen wir in allen derartigen Aeußerlichkeiten der Willkür oder dem Instincte des Augenblicks einen weiten Spielraum offen. Doch auch hier läßt sich ein gewisser Zug nach einem wieder nur vom Instinct geahnten Ziele nicht verkennen, so sehr es auch durch das wunderliche Mischmasch alter Tradition und neuer Reflexion verhüllt sein mag. Es galt der Sprache im Großen und Ganzen, sich möglichst durchgreifend der ihrem Gefühle überflüssig oder gleichgültig gewordenen unbetonten Vocale der Endsilben des Wortes, also jenes nur noch schattenhaft lebenden e zu entledigen, das das Mittelhochdeutsche so massenhaft in sie hineingebracht hatte. Es war nicht sowohl ein Streben nach möglichster Verkürzung der Wortform, obgleich auch dies dabei seinen Einfluß gehabt hat, als die natürliche Abneigung des Ohrs gegen jene Ueberladung mit einem so unschönen und, was dieser Zeit noch viel mehr bedeutet, so kraftlosen Elemente

das jetzt, wo aus den früher nachgewiesenen Veranlassungen die Schwere und Länge unzähliger Worte sich so sehr gesteigert hatte, noch unangenehmer und unbequemer empfunden wurde. Denn wenn aus einem mittelhochd. gotes, das metrisch als einsilbig gelten durfte, so federleicht schnellte es von der Zunge, jetzt ein zweisilbiges gott-es, oder gar aus einem wern, dessen gewöhnliche Schreibung das völlige Verhallen der ursprünglichen zweiten Silbe -en andeutet, wēren, wehr-en entstand, so erhielt auch das e dieser zweiten Silbe, weil es wieder zu einiger Selbständigkeit gelangte, eine neue Körperlichkeit, ohne doch Farbe und Blut zu erhalten, die ihm ein für allemal entschwunden waren.

Auch Luther hat dies tonlose e in weitgehender Consequenz — nur nicht Consequenz im Sinn unserer heutigen doctrinären Sprachbehandlung — zurückzudrängen versucht und gelegentliche Aeußerungen von ihm beweisen, daß er es keineswegs dem Zufall oder dem Eigensinn seiner Finger zu überlassen gedachte, wo und wie er eine durch Ausstoßung oder Abstoßung solcher e verkürzte Wortform gebrauchen wollte oder wo er sie für weniger passend hielt. Auch hier ist seine Sprache in einem beständigen Fortschritt begriffen. Nicht in allen Fällen wird man sich freilich vom Standpunkt einer umfassenden und genetischen Einsicht in die Bedingungen der deutschen Sprachentwicklung mit seinem Vorgehen einverstanden erklären. Aber es ist unverkennbar, daß er im Ganzen und Großen sich auch hierin mehr und mehr dem Schema näherte, welches die spätere neuhochd. Schriftsprache als das ihrige anerkennt. Ob sie nicht besser gethan hätte, ein anderes zu adoptiren, fragen wir hier nicht, weisen aber darauf hin, daß sich hier wie so oft die lebendigste Wechselwirkung zwischen dem Sprachinstinct des Meisters und dem der Gesammtheit der Sprache selbst nicht ver-

kennen läßt. Beides zusammen hat dann zu dauernden Resultaten geführt.

Die Sache liegt nämlich so, daß er, je länger er schrieb oder drucken ließ, desto mehr jene nicht bloß dem heutigen Ohr hart und eckig dünkenden syncopirten, apocopirten und elidirten Wortformen vermied und sie durch andere, in denen ein eingeschobenes oder angeschobenes e die massige Consonantenhäufung milderte, zu ersetzen suchte. Jene stammten aus der Gemeinsprache, nur nicht gerade aus der Fassung, die sie als Canzleisprache erhalten hatte. Denn diese Canzleisprache hatte vielleicht in ihrer reflectirten Anlehnung an eine mittelhochd. Basis, vielleicht auch zum Theil aus bloß graphischen Motiven, um dem geschriebenen Wort eine stattlichere Leiblichkeit zu geben, sich solcher zusammengedrängter Formen immer nur mit einiger Zurückhaltung bedient, die eigentliche Gemeinsprache, besonders in Oberdeutschland war, wie die lebende Mundart der meisten Landschaften, weit darüber hinausgegangen. Nun liegt es ja auf der Hand, daß gerade die mitteldeutschen Mundarten unter allen hochdeutschen am wenigsten sich diesem Zuge nach einer Concentration der Wortform hingaben: damals wie zu jeder Zeit haben sie etwas breitspurig Weiches, das zu ihrem Gesammtcharakter trefflich paßt. Aber wenn auch Luthers Ohr auf diese Art an solche gedehntere Formen gewöhnt war, wäre es doch unrichtig, daraus sein Verfahren abzuleiten. Denn gerade in den Anfängen seiner Schriftstellerei, wo die mundartlichen Einflüsse doch am stärksten auf seine Sprache hätten einwirken müssen, wimmelten seine Schriften von den stärksten Abkürzungen, später hat er sie vermieden. Will man eine Anlehnung suchen, so wird es hier wohl die Canzleisprache sein, der er sich mehr und mehr annäherte. Doch geht er in vielen Dingen seinen eignen Weg: auch später behält er die corripirten oder

elidirten Genetive des Sing. der Mascul. und Neutra mit Vorliebe bei: manns, lambs, nur gottes scheint ihm würdiger als gotts oder gots, ebenso unterscheidet er die 3. Person des Sing. der Verba von der gleichlautenden 2. des Plural im Ganzen so, daß er für den Singular die elidirte Form: liebt, mahnt etc. vorzieht — doch keineswegs ausschließlich — für den Plural die Form et allein gebraucht: liebet, mahnet.

Die Neigung, je nach der Rhythmik des Satzes oder nach anderen Beweggründen vollere oder kürzere Formen zu wählen, hat besonders in die Declination des Substantivs eingegriffen und hier eine Menge ungehöriger d. h. in der Sprachgeschichte unbegründeter Veränderungen hervorgebracht. Ganz gesichert in seiner Form sind nur der Genetiv Sing. des Masculins und Neutrums mit seinem s, wobei es verhältnißmäßig gleichgültig ist, ob das vorhergehende e beibehalten oder ausgestoßen wird, ob es tages oder tags lautet. Aber sonst ist sogar jener uralte Grundpfeiler aller deutschen Declination, die Trennung in eine starke und schwache, merklich erschüttert, so erschüttert, daß auch Luther, so wie jeder andere Angehörige der damaligen deutschen Sprache kaum noch eine Spur von innerem Lebensgefühle davon besessen zu haben scheint. Dabei ist er, wenn die Sprache überhaupt einmal hier neue Wege einschlagen wollte, weil die alten verwachsen waren, doch auch auf dem neuen nicht so rüstig und entschieden vorwärts gegangen, wie man von ihm nach seinem übrigen Verhalten hätte erwarten sollen. Offenbar strebte die Sprache darnach schon damals das durchzusetzen, was ihr später, nur auf etwas andere Art, gelungen, die starke und die schwache weibliche Declination, die beide im Nom. Singular auf e ausgingen — sele wie zunge gleichförmig schon lange in diesem Casus geworden — in eine zu verschmelzen. Dazu bot sich in dem instinctiv gefundenen

Schema, auf das wir oben (B. I, 251) hingewiesen haben, ein treffliches Mittel: Nom. sele, Gen. Dat. selen, Acc. dem Nom. gleich sele und das einst schwache zunge gerade so flectirt: im Plur. die -nformen, selen, zungen etc. durch alle Casus durchgeführt. Was man von einem so überaus dürftigen Material noch an kräftiger Selbständigkeit der Formen überhaupt erwarten konnte, das fand sich hier. Luther aber schwankt hier einmal instinctlos hin und her: ungefähr die kleinere Hälfte oder ein Drittel aller vorkommenden Fälle ist nach diesem Schema construirt, die Mehrzahl hat er entweder nach dem alten mittelhochd. Canon des starken Femin. rache Nom. und Acc. und so durch alle Casus des Singular und Nom. und Acc. des Plurals behandelt, aber noch häufiger zu dem ehemaligen starken Singular e einen schwachen Plural gefügt, oder in den ehemalig schwach flectirten Wörtern wie zunge, Gen., Dat., Acc. Sing. und alle Casus des Plur. zungen. Ebenso sind ihm die so beliebten Ableitungen mit -ung, mittelh. -unge, ordenung, reinigung etc. im Singular flexionslos, im Plural aber zieht er allmählich die schwache Form in -en, ordenungen etc. der starken ordenunge vor. Die noch beliebteren, mit nuss oder nusz, woneben auch niss, nis gleichberechtigt eintritt, werden von ihm ähnlich behandelt, wenn sie Feminina sind. Die meisten gelten ihm aber als Neutra oder schwanken zwischen beiden Geschlechtern. Wo das Femin. noch gilt, ist der Plural sicher nach der ehemaligen schwachen Form in -en gebildet, während das Neutrum in gewöhnlicher Weise im Nom. und Acc. entweder flexionslos bleibt oder -e endigt.

Bemerkenswerth ist, daß Luthers Sprache im Verbum viel entschiedener als in der Flexion des Nomens dem neuen Zuge des Sprachgeistes sich hingiebt. So lautet bei ihm die 1. Sing. des Präs. Ind. der starken Verba von Anfang an mit

Vorliebe gebe, lese, befelche, nehme, nicht gibe, lise, befilche, Formen, die bei ihm nicht gerade unerhört sind, aber so selten vorkommen, wie sie bei manchen andern gleichzeitigen Schriftstellern der Gemeinsprache oberdeutscher Färbung häufig, aber auch hier bei keinem ausschließlich in Gebrauch sind. Luther findet sich hierin in voller Uebereinstimmung mit allen mitteldeutschen Mundarten, nicht etwa bloß mit seiner heimischen in Thüringen. Doch ist das auch hier nicht das eigentlich Entscheidende für ihn, sondern der durch die ganze Gemeinsprache gehende Zug nach diesen Formen, der in sie allerdings unzweifelhaft aus dem Mitteldeutschen gedrungen war. Es stimmte zu gut mit dem sonst überall im Verbum wahrnehmbaren Bestreben, eine Ausgleichung der gleichwerthigen Formen eintreten zu lassen, den Unterschied der starken und schwachen Conjugation zu Gunsten der Formeneinheit zu verwischen, als daß man sich ihm hätte verschließen können. Aber die 2. Plural und 3. Sing., in der ein gibet, gibt; lisest, list; befilchest, befilcht; altberechtigt und eigentlich in allen Mundarten außer einigen mitteldeutschen auch festgehalten war, hat er immer in ihrer organischen Gestalt und nie das mitteld. thüringische gebist, gebit, lesist, lesit etc. eindringen lassen. Nur in die ältesten Drucke haben seine Setzer einige solcher Formen eingeschwärzt. Auch das historisch berechtigte eu in der 2. und 3. Pers. Sing. der starken Conjugation, die ein wurzelächtes u hat, ist bei ihm unangetastet: ich ziehe, du zeuchst, er zeucht, sogar verleurt statt verleust, weil ihm das ehemalige s von verliesen schon durchgängig zu r geworden ist. Diese kräftigen Formen darf man seiner eigensten Individualität zurechnen, denn die mitteldeutschen Sprachdenkmäler sind ihnen abgeneigt. Hier finden sich früher Formen wie zuit oder zuhit, d. h. ū dem mhd. iu entsprechend, und daraus hätte allerdings, wie aus dem umgelauteten ū

überhaupt, ein zeuhet, zeucht werden können. Daneben aber greifen schon frühe und mit jedem Menschenalter stärker die mit dem dünnern Laute gebildeten ziehet, ziet, auch zit geschrieben und jedenfalls zit gesprochen, um sich, und diese sind für alle mitteld. thüringischen und die nächsten östlichen Mundarten um 1500 gerade so wie heute die eigentlich lebendigen.

Daß Luther in seiner Behandlung des starken Präteritums dem Zuge seiner Zeit folgen werde, läßt sich erwarten. Gerade an einer so charakteristischen, in mancher Hinsicht von der Sprache mit so großer Vorliebe gehegten Form wird sich der Instinct oder das Sprachgefühl des Einzelnen am lebhaftesten bethätigen. So hat er das neue System, das das ältere mittelhoch. in der lebendigen Gemeinsprache fast schon überwältigt hatte, das der Ausgleichung der Singular- und Pluralablaute (s. o. B. I, 302) mit nur einigen Ausnahmen sich zu eigen gemacht. Das nhd. zōch, zugen, lautet bei ihm zōch, zōgen. Ebenso steht Conj. nicht zöge, sondern zoge, was überall auch da, wo es nicht mit dem Umlaut bezeichnet ist, als zōge gesprochen werden muß. Dagegen hält er und hierin wieder in voller Uebereinstimmung mit den besten Mustern der Gemeinsprache, an dem pluralen Ablaut in u der Verben, die a im Singular haben, fest: half, ward, schalt bilden ihm hulfen, wurden, schulten, nicht halfen, warden, schalten, was sich einzeln damals doch schon hervorwagt. Die angebahnten Versuche aller möglichen deutschen Mundarten, den Ablaut des Plurals in den Singular zu versetzen und auf solche Art eine Formenausgleichung zu vollziehen, hulf, wurd, schult haben ihn so zu sagen nur gestreift, so selten sind derartige Fälle bei ihm. — Gelegentlich läßt er wohl einmal sein mitteld. o für das reine u zu, immer unter dem Einfluß eines folgenden r oder seltener eines n: worfen für wurfen, wofür sogar auch

ein warfen auftritt, gewonnen für gewunnen, obgleich ihm offenbar wurfen, gewunnen als die gebildetere Form gilt. Dem gegenüber ist sein Verhalten zu einer andern Ablautsreihe fast seltsam. Die Verba, die i zum Stammvocal haben, bildeten einst das Präs. Sing. in ei, den Plur. in i: riten, jetzt reiten, Präs. reit, Plur. riten (jetzt mit der nothwendigen Consonantenverstärkung ritten). In der Gemeinsprache war aber damals schon im Großen und Ganzen die Ausgleichung so vollzogen, daß Singular und Plural gleichförmig in i ablauteten, das nur nach Umständen entweder lang oder kurz gesprochen und im ersteren Falle gewöhnlich ie geschrieben wurde, also blieb, blieben von bleiben, ritt, ritten von reiten. Man sieht deutlich, wie gern man die alten Formen halten möchte, aber es geht nicht. Noch sind die neuen nirgends vollständig durchgesetzt, aber sie drängen unaufhaltsam heran. So findet man neben einem trieb und schritt ein schein und beiss (von beissen mordere) überall regellos vermengt, nur daß je länger je mehr das neue die Oberhand gewinnt. Luther hat in seiner früheren Zeit es auch so wie die Andern gehalten. Die alten und die neuen Formen stehen nebeneinander, die letzteren sind die zahlreicheren. Aber allmählich kehrt er mit entschiedener Reflexion zu den älteren, die inzwischen wieder um so viel lebloser geworden waren, zurück und merzt jene neuen möglichst, doch keineswegs völlig aus. Auch hier lehnt er sich vielleicht an die Canzleisprache, die eine gewisse Vorliebe für diesen Archaismus lange bewahrt hat. Gewiß ist, daß ihm nur Luthers Autorität in der Schriftsprache noch bis tief in das folgende Jahrhundert ein Scheinleben fristen konnte.

Neben den auf den bloßen Wortstamm zusammengedrängten Formen des st. Präter. hat sich schon sehr frühe die Neigung hervorgethan, ihnen durch ein angehängtes e eine Art von

Endung zu geben. Nicht das deutsche allein, sondern auch das nordgerman. Idiom mit seinem reri von rōa, greri von grōa wandelt darin auf derselben Bahn. Aber erst im 15. Jahrh. greifen diese Formen mehr um sich und sind besonders im Canzlei- und Curialstil, aber auch in der Erbauungsliteratur nicht selten. Luther hat sie relativ sparsam verwandt, geschrieben da, wo er sich natürlich gehen lassen konnte, also in seinen vertrauten Briefen, niemals. Sein sahe, flohe etc. klingen ihm offenbar majestätischer als sach oder sah, floch oder floh und aus solchen rhetorischen Gesichtspunkten verwendet er sie immer in bewußtem Thun, nie zufällig.

Daß er es gewesen ist, der der Form war, Prät. des Verb. sein, zu ihrem vollständigen Siege verholfen hat, muß bei der Unentbehrlichkeit und Häufigkeit dieses Wortes in der Sprache auch noch erwähnt werden. Unzweifelhaft neigten die mitteldeutschen Mundarten schon lange zu der Form war statt was und von hier aus hatte sie sich in der Gemeinsprache des 15. Jahrh. bis weit nach Oberdeutschland hin verbreitet. Luther selbst nahm sie also aus dieser, nicht aus seiner Lokalmundart. Das Partic. Präter. lautet in den mitteldeutsch gefärbten Denkmälern dieser Gemeinsprache gewest, wie im Volksmund Mitteldeutschlands: Luther aber giebt sich diesem gewest keineswegs unbedingt hin, sondern hält sich je länger je mehr an die organische Form gewesen, obgleich gerade zu seiner Zeit das mitteld. gewest bis in die äußersten Winkel Oberdeutschlands Fortschritte macht, wieder ein Beispiel, wie die Eigenthümlichkeiten seiner Sprache niemals unter eine Schablone, sei es die des Mitteldeutschen oder der Canzleisprache, unterzubringen sind.

## Siebentes Capitel.

### Luthers Wortbildung.

Hat Luthers Sprache in ihren Flexionen nur mit originellem Lebensgefühl den eigentlichen Durchschnitt der Gemeinsprache richtig gezogen, so auch in dem Bereich dessen, was man im engeren Sinne unter Wortbildung begreift. Auch hier bringt er nichts eigentlich Neues, aber in dem unentschiedenen Streit zwischen mehreren scheinbar gleichberechtigten Gestaltungen hat er es verstanden auf lange hinaus, zum Theil auf immer den Ausschlag zu geben. So, um nur einzelnes herauszugreifen, in seinen Deminutivbildungen. Dafür sind ihm lin und lein neben einander im Gebrauch, aber lein erscheint verhältnißmäßig seltener als lin, wenn gleich unbedenklich in demselben Wort: heuslin und heuslein, kindlin und kindlein. Als eine dritte immer zu bestimmter Wirkung aufgesparte und daher am allerseltensten gebrauchte Nebenform hat er, deutlich vom Süden des thüringer Waldes her importirt — le, ganz selten len: fünckle, briefle, büchle. Sie gilt ihm als die vertraulichste und zugleich demüthigste von allen denen, die der Schriftsprache zustehen und briefle oder büchle empfindet sich ganz anders und wahrscheinlich für uns gerade so wie für ihn als brieflin oder büchlin.

Seine heimatliche Mundart wußte von allen diesen Formen nichts. Wo sie auftritt, hat sie schon im 14. Jahrh. und wahrscheinlich schon viel früher die Deminutive mit -ichen, iche (statt echin, oder mehr west- und niederdeutsch ekin) gebildet. Luther kennt dies ichen sehr wohl und mündlich hat er sich wohl nie einer andern Form bedient. Wo er so schreiben

zu dürfen glaubte, wie er zu den Vertrautesten redete, hat er sie auch geschrieben, aber sie ist ihm deswegen doch nicht schriftgemäß. Seinem Sohne Hans schreibt er in jenem weltberühmten Briefe von der Coburger Vestung aus als seinem Sönlin Hensichen und Hensichen bleibt sein Name und kein Henslin kann daraus werden. Wo er den Namen des Kindes nicht ausspricht, in Briefen an seine Räthe, da ist aus dem sönlin ein sönichen geworden und an gleicher Stelle in dem kosenden Tone des zärtlichsten Familienvaters und der heimischen Kinderstube findet auch der Lokalausdruck stübigen statt stübichen, g mit ch nach der thüring. Aussprache verwechselt, seinen Platz, das auswärts damals so wenig wie jetzt verständlich gewesen wäre.

Jenes ihm eigentlich zustehende lin und lein wechselt nun so, daß lein das nachdrücklichere, wirksamere ist. Wenn er die Noth eines mit zahlreichen Kindern und Hauskreuz aller Art gesegneten Pfarrers oder Schulhalters beweglich schildern will, so spricht er von dessen armen kindlein und seinem erbärmlichen schulheuslein, außerdem im gewöhnlichen Lauf der Erzählung hat der Mann kindlin und wohnt in einem heuslin. Offenbar sind ihm diese Formen nicht lebendig angestammt, aber in der originellen Weise ihrer Verwendung sind sie doch ganz in sein Leben aufgenommen: schade nur, daß sie die Andern nicht auch so feinfühlig zu differenziren verstanden. Vorhanden waren ja beide Formen, lin und lein, aber jeder andere Schriftsteller braucht nach seinem Geschmack bald die eine, bald die andere, wohl auch beide instinctlos neben einander. Jedenfalls aber war es ein Vortheil, wenn auch kein dauernder, daß dem Wuchern jenes mitteld. -ichen, das in keiner Hinsicht eine gute Sprachform genannt werden darf, ein Riegel vorgeschoben wurde. Um 1500 ist es sehr verbreitet, allerdings nur auf

mitteld. Boden, um 1550 ist es einstweilen in die Volkssprache zurückgeworfen.

In seiner ersten schriftstellerischen Periode hat Luther die Vorsatzpartikel ge- vor den Participien der Vergangenheit sehr häufig weggelassen. Das Mittelhochd. hatte, der im Althochd. eingeschlagenen Richtung folgend, hier des Guten etwas zu viel gethan und durch die schablonenhafte Verwendung dieses gefast vor jedem solchen Particip sich um ein sehr ausdrucksvolles Sprachbildungselement gebracht und die Beweglichkeit und den Wohllaut der Wortformen, worauf es doch sonst Gewicht legte, sehr wenig damit gefördert. Die spätere Sprache hat sich hierin wieder mehr den Mundarten genähert, von denen die inneroberdeutschen, besonders die innerfränkischen, aber auch manche schwäbische und bairische diesem ge fast gar keinen Einlaß gewährt hatten. Das breitspurige Wesen des Mitteldeutschen, insbesondere des thüringischen und seiner östlichen Nachbarn läßt es begreifen, daß es hier so recht zu Hause war. Wenn nun Luther zuerst sich dieser ge in weitem Umfang entschlägt, so handelt er wieder nicht aus seinem heimischen Ohr heraus, sondern unter dem Eindruck vieler Muster der Gemeinsprache. Daß er sie später in großem Maße einführt, geschieht aus einem gewissen Streben nach sprachlicher Correctheit, die sich allenfalls auch hier an die Canzleisprache lehnen konnte, die diese Formen immer bevorzugt hat.

In seinem spätern Durchschnitt hat er nur die mhd. allein statthaften funden, kommen, worden, bracht und daneben noch gangen und than, seltener ein geben und troffen.

## Achtes Capitel.

### Luthers Wortvorrath.

Wenn irgendwo ließ sich die Gemeinsprache vor und neben Luther in der Bezeichnung des symbolischen Geschlechts ihrer Substantive in einen geradezu betäubenden Wirwar verstricken. Und wenn auch im Grunde für das Ganze der Sprache und die Hauptsache, auf die es ihr ankam, möglichst deutlich und nachdrücklich zu sprechen, nicht viel daran lag, ob einer der oder die angel, der oder die asche, der oder die bach u. s. w. schrieb, so ging doch wieder der Zug des damaligen Sprachinstinctes schon so entschieden nach einer möglichsten Uniformirung alles bis jetzt von dem Herkommen oder von dem Zufall Freigegebenen, daß gerade diese Confusion bei sehr vielen der damaligen Schriftsteller große Bedenken erregen mußte, freilich ohne daß es, wie gewöhnlich in deutschen Dingen, besser damit geworden wäre. Denn zunächst fehlte ja gerade das, was in solchem Falle allein hätte helfen können, eine allgemein anerkannte Autorität, der man sich ohne alle Reflexion unterwarf.

Luther selbst aber stand auch hierin wie überall doch zu sehr auf dem Boden der lebendigen Sprachwirklichkeit, als daß er mit einer systematischen Doctrin — gleichviel ob irgend wie begründet oder innerlich berechtigt — hier gründlich hätte dazwischen fahren sollen. Man sieht es ihm an, daß er gern einige Ordnung für sich selbst schaffen möchte, und seine Setzer haben in späterer Zeit auch hier wahrscheinlich des Guten noch mehr gethan, als ihm je in den Sinn kam. Einzelnes berühren hieße einer Specialgrammatik Luthers das ihr Gehörige vorwegnehmen: auch hier kann nur das dem Zuge der ganzen Sprachentwicklung Wichtige unsere Beachtung auf sich ziehen.

Dahin gehört seine entschiedene Vorliebe für das Neutrum, da wo der bisherige Gebrauch namentlich in eigentlich abstracten Bildungen zwischen ihm und dem Femininum schwankte. Wir sahen, die ganze Richtung dieser Zeit strebte dahin, und mit gutem Rechte (s. o. B. I, 272), nirgends aber ist so kräftig diesem Drange Raum geschafft, wie bei ihm. Aber auch er war eben immer noch der Sohn seiner Zeit, und so hatte auch er doch wieder eine Menge von Ausnahmen oder Inconsequenzen, für die er in irgend einem subjectiv berechtigten Gefühl wohl immer einen guten Grund gehabt haben mag. Mitunter läßt sich ein solcher ja auch auffinden, aber uns darf es mit demselben Rechte oft nur wie Laune und Zufall aussehen. Es sind insbesondere jene von ahd. Zeit durch alle 3 Geschlechter schwankenden, später auf Femininum und Neutrum beschränkten Ableitungen, ihm zuerst meist in nusz, nus, vielleicht nüss zu sprechen, endend, später aber in die ebensowohl dem mhd. wie md. genehmere Form nis umschlagend. Zu ihr ist er wohl weniger durch die Canzleisprache als durch seine unmittelbar lebendigen Spracheindrücke der Heimath geführt worden, wo diese leichtere und dünnere Form vorherrschte, die übrigens auch in vielen oberdeutschen Erzeugnissen der Gemeinsprache waltet, wohl aus demselben Motiv, das sie in den mitteld. Mundarten vor dem Umschlag in nus geschützt hatte. Fast alle diese zahlreichen -nus, nis Luthers, denn in der Vorliebe für sie (s. o. B. I, 233) ist er auch wieder ein ächter Sohn seiner Zeit, sind bei ihm zu Neutren geworden, während man für die andern Schriftwerke unmittelbar vor und neben ihm, wo -nis herrscht, eine sehr merkbare Bevorzugung des Feminins wie im Mhd. wahrnimmt. Aber auch sonst liebt er in sehr vielen Fällen des schwankenden Sprachgebrauchs das Neutrum: seine Bildungen mit sal, die nicht gerade häufig

sind, wie trubsal u. dergl., einzelne Wörter, wie teil, waffen, mensch, in denen entweder das Femininum, oder wie in mensch und teil schon weit verbreitet das Masculin. mitberechtigt war, gelten ihm durchschnittlich, mensch freilich sehr schwankend, als Neutra, ja selbst eines der geistigen Grundwörter der Sprache, das alte maze, dessen weiblicher Begriff für das Mhd. wohl innerlich berechtigt heißen mochte (s. o. B. I, 359), jetzt aber diese innere Stütze längst verloren hatte, schwankt bei ihm schon zwischen das mas und die mase, und entschieden ist ihm das erstere mundgerechter. Dagegen hat er auch wohl einmal in wolke das althergebrachte Neutrum sammt seinem nothwendig zur Bildung des Wortes gehörenden -n „das wolken" abgeworfen, wie es mitteld. Art war, die sich gegen die auslautenden n überall so weichlich verhielt, und dadurch mit der ganzen Sprache eine genugsam vom Singular unterschiedene Pluralform — wolken neben wolke — gewonnen.

Man wird wohl nicht behaupten, daß solche Schwankungen der damaligen Zeit und ihren Lesern besonders auffällig gewesen wären und wenn er selbst doch, soweit es ihm möglich war, muß noch einmal zugesetzt werden, sich auch hier an eine gewisse Ordnung, die freilich noch weit von einem System entfernt ist, zu gewöhnen bemühte, so ist das wieder ein Zeichen für seine Gewissenhaftigkeit. Auch in Dingen, die er selbst für sehr gleichgültig halten durfte, ließ er sich niemals durch die Bequemlichkeit des Zufalls leiten. Man darf überzeugt sein, daß soweit die Grundbezeichnung seiner Schriften ihm selbst angehört, er fast nur mit Bewußtsein, wenn auch nicht immer mit der eigentlich der Zukunft der Schrift förderlichen Wahl gehandelt hat.

Das, was den Zeitgenossen selbst als das Entscheidende in Luthers Sprache galt, war ihre lexicalische Seite oder sie

selbst als ein Aggregat von einzelnen Begriffsbezeichnungen gedacht. In wiefern er hier den Verstand, die Phantasie oder auch den eigentlich poetischen Sprachsinn des deutschen Publicums anzuregen, zu fesseln und zu befriedigen vermochte, gestaltete sich das entweder in wirkliche Reflexion umgesetzte oder bloß als allgemeines Stimmungsbild empfundene Urtheil über die Größe des Schriftstellers und die Vorzüge seiner Sprache. Und daß dies Urtheil so bald, so durchgreifend, so dauernd sich zu seinen Gunsten aussprach, das ist doch weniger als ein Zeichen des gesunden Sinnes im deutschen lesenden Publicum zu schätzen, obwohl man billig auch darauf einigen Werth legen wird, nur nicht so viel, als wir von unserer modernen Vorstellung her zu thun geneigt sind. Viel wichtiger ist die objective Thatsache, was die unmittelbare Gegenwart Luthers und die weitere Entwicklung der deutschen Sprache seinem Lexicon wirklich verdankt, was er thatsächlich dem Gesammtgut der Gemeinsprache zugeführt hat.

Gerade hier, in diesem mit voller Wucht des leiblichen und geistigen Gehalts der Sprache wirkenden Bereiche mußte aber auch das, was den Andern fremdartig, unverständlich oder ungehörig in der Sprache des Schriftstellers erschien, sich zu einer Herausforderung gestalten an alle die, welche sich nicht einfach gläubig seinem Worte fügten, auch da wo sie es seltsam oder unverständlich fanden. Daß die letzteren in der Mehrzahl waren, dafür sorgte das selbst in einer so revolutionär gestimmten oder richtiger den revolutionären Krankheitsstoff herausarbeitenden Zeit immer überwiegende Autoritätsbedürfniß der menschlichen Art, und so sind, wie die Erfahrung bei ihm wie in jedem gleichen Falle bis auf den heutigen Tag bezeugt, eine Menge von Wörtern dem und jenem seiner eifrigsten Leser in Wahrheit todt oder wenigstens starr geblieben, die

von ihm so lebendig und warm wie alle andern gefühlt waren. Jeder brachte und bringt dafür natürlich andere Normen oder eine andere Zunge mit und der damalige Zustand der deutschen Sprache war ganz danach angethan, daß darin die denkbar größte Mannigfaltigkeit herrschte. Denn was Luther selbst als Hauptvorwurf den deutschen Mundarten entgegen hielt, ihre unglaubliche Zersplitterung „daß einer den andern über 20 Meilen Wegs nicht mehr verstehen könne", hing nun freilich weniger von dem Separatlexicon jeder Mundart als vielmehr von der dem Ohre wahrnehmbaren Gestalt des Wortes, also von dem mundartlichen Laut- und Betonungssystem ab. In der Schriftsprache dagegen hatte man sich gewöhnt, diese Zufälligkeiten soweit zu ignoriren, als sie nicht von selbst durch das bis jetzt völlig naturalistisch und dilettantisch betriebene Einigungswerk der Gemeinsprache beseitigt waren. Daher mochte man sich hier, trotz einiger auffallender Besonderheiten — denn unter diesen bequemen Mantel konnte sich alles verstecken, was mit localer und individueller Originalität oder Eigensinn den gemeinsamen Typus durchbrach — doch immer auf gemeinsamem Sprachboden fühlen, und es sind eben nur jene dem eigentlichen Wortvorrathe angehörigen individuellen Züge eines Schriftstellers, wodurch das Gemeingefühl wirklich verletzt wird.

Luther selbst konnte nach seiner so klar erfaßten Aufgabe, für die ganze Nation zu schreiben, nicht anders als auch in der Wahl und dem Gebrauch seiner Wörter so sorgfältig als möglich das, was für alle paßte, beachten. Damit kam er wie jeder Andere, aber durch die zufällige Umgebung seiner Zeit und ihres Sprachdurchschnitts von selbst mehr wie Andere, immerfort in Conflict mit dem an sich ebenso berechtigten Bestreben, das Eigenste, was er zu sagen hatte, auch mit dem

eigensten Worte, das dafür in seiner Seele lebte, zu sagen. Ein reflectirter Eklekticismus, der immer nur ängstlich sich darnach umschaute, ob auch in Augsburg und Straßburg, in Frankfurt und Ingolstadt jedes Wort, so wie er es als vollstes Lebensgebilde empfand, verstanden werden würde, hätte seine Sprache um ihren eigentlichen Nerv gebracht und zum Glück war er viel zu sehr ein Mann des Augenblicks und der That, ein rechter Gemüths- und Stimmungsmensch, als daß solche kühle und doctrinäre Erwägungen factisch große Folgen für seine Schriftstellerei hätten haben können. Aber er hat sie angestellt und ohne Folgen sind sie nicht geblieben, dafür zeugt ein Theil der Selbstcorrecturen, die er in späteren Ausgaben gerade mit seinem Lexicon vorgenommen hat. So weit sie nicht in andere Rubriken gehören, wo sie entweder einen später als unrichtig erkannten Ausdruck mit einem richtigen vertauschen, — dies gilt namentlich von der Mehrzahl derer, die sich in seiner Bibelübersetzung finden — oder das Schroffe und Uebertriebene des Ausdrucks mildern, oder auch nur die äußere Sprachform in der früher betrachteten Weise seinem Ideal der Gemeinsprache immer näher zu bringen suchen, ist es deutlich die Rücksicht auf die Allgemeinverständlichkeit eines Wortes, das ihn bei der Entscheidung leitet, falls er es durch ein in dieser Hinsicht geeigneteres zu ersetzen weiß, ohne den Kern seines Ausdrucks zu schädigen. Darum ist auch noch in dem späteren und spätesten Luther sehr viel stehen geblieben, was, dem Durchschnitt der Gemeinsprache gegenüber, originell und dieser fremdartig war, aber vieles davon hat, weil er damit die innerste Seele des deutschen Sprachlebens mit glücklicher Hand berührte, sich durch ihn und zwar durch ihn allein auf die Dauer behauptet, anderes und häufig nicht gerade das, dem man von Anfang an die Fehlgeburt hätte ansehen können,

ist untergegangen. Auch hier handelt Luther nur aus dem Instinct des Ganzen, aus dem in ihm lebendigen Gemeingefühl für die Sprache heraus. Er dachte nicht daran, seine Genialität, wie später etwa Fischart in seiner Weise mit vollem Rechte, durch eigene Neuschöpfungen glänzen zu lassen. Damit wäre er in principiellen Widerspruch mit seinem ganzen Thun getreten und er hat sich so scharf als möglich gegen alle solche willkürliche Eingriffe in die Sprache, sei es von Einzelnen oder von einer Coterie, ausgesprochen. Wenn er — es ist schon oben auf diese Worte hingewiesen — so derb oder göttlich grob, wie nur er es konnte, die hochvornehmen fürstlichen Canzeleien mit den Lumpenpredigern und Puppenschreibern in einen Haufen zusammenwirft, „die sich lassen dünken, sie haben Macht deutsche Sprach zu ändern und dichten uns täglich neue Wörter", so ist der heutige Leser erstaunt, als Beweise dieser Sprachverderbung „beherzigen, behendigen, ersprießlich, erschließlich" angeführt zu sehen, lauter Wörter, die schon lange vor Luther und mit Ausnahme jener Bildungen in igen auch außerhalb der Kanzlei im Gebrauch waren, die er nur nicht kannte, während die spätere Sprache sie sich unbedenklich angeeignet hat. Doch darauf kommt es nicht an, sondern darauf, daß hieraus sein eigenes Princip mit völliger Deutlichkeit erhellt. Nur was sein inneres Ohr als ein in dem lebendigen Organismus der Sprache gewachsenes Erzeugniß empfand, das ließ er für sich und Andere als berechtigtes Sprachgut gelten.

Mehr aber noch als da, wo es galt die bloßen Laute und Schälle der Sprache in Buchstaben darzustellen oder ihre Bildungsformen anzufügen und zu handhaben, stand er hier unter dem Druck der natürlichen Atmosphäre seiner Umgebung. Man hat es oft als einen Beweis seiner außerordentlichen Gewissenhaftigkeit auch in dem Kleinen und Nebensächlichen,

auch wohl als ein Zeugniß für den echt volksthümlichen Athem seiner Sprache bewundernd angeführt, wie er zum Behufe seiner Ueberſetzung des alten Teſtaments bei dieſem oder jenem Gewerbsmann ſich nach den beſonderen techniſchen Ausdrücken ſeines Gewerbes erkundigt habe, wenn ihm ſolche trotz ſeiner angeborenen und angelebten volksthümlichen Fülle lebendigſter Sprachkenntniß fremd waren. Gewiß verdient er auch darin die höchſte Bewunderung, nur ſollte man nicht vergeſſen, daß er auf dieſe Art, freilich ganz ahnungslos, völlig in den Bann der allerlocalſten Localeinflüſſe gerieth. Wie ſein Wittenberger Fleiſcher die verſchiedenen Theile des Schöpſes benannte, ja daß er dieſen ſelbſt mit einem damals jenſeits der Saale noch nicht verſtändlichen angedeutſchten Ausdruck Schöps nannte, das allein konnte Luther erfahren, aber gerade in dieſer Sphäre der ſog. Zunft- und Handwerksſprache hat das damalige Deutſchland die volle Iſolirung der Mundarten in weiterem Umfange als in jeder andern feſtgehalten. Es iſt ein im Vergleich mit andern untergeordnetes Gebiet, aber es iſt doch da und darf nicht überſehen werden, wenn man über Luthers Geſammtſtellung zu ſeiner Sprache klar ſehen will. Und was ihm hier geſchah, das geſchah ihm auch anderswo; wenn er im Bedürfniß des Moments in das volle Leben der wirklichen Sprache hineingreifen mußte, griff er eben in die Wirklichkeit, die ihn umgab und ſo iſt, freilich immer unter dem Vorbehalt des gewiſſenhafteſten Eklekticismus, hier und nirgend anders die Stelle zu ſuchen, wo Luther dem mitteldeutſchen Idiom eine gewiſſe Suprematie über ſeine bisherige Grenze in der Gemeinſprache verſchafft hat. Der größte Theil der Wörter, die den Andern an ihm fremdartig dünkten und von dieſem und jenem geradezu als ſolche, wenn auch nicht als eigentliche Sprachfehler bezeichnet wurden, — dazu ſtand die Autorität des ganzen

Mannes Luther zu hoch — ist specifisch mitteldeutsch und nur in diesem allein lebendig, wenn auch manches schon vor Luther auf literarischem Wege mehrfach in die Gemeinsprache, ja auch dahin gelangt war, wo sie nach ihrem Boden eine oberd. Färbung besaß. Ist doch selbst bis in den Straßburger und sogar in den Basler Kreis und auf der andern Seite bis nach Augsburg und Ingolstadt schon vor Luther manches mitteldeutsche Wort gedrungen, z. B. das vielberufene gerüchte, geruechte, Gerücht.

Je spröder sich irgendwo die oberd. Spielart der Gemeinsprache behauptete, desto zahlreicher dünkten ihr die von Luther gebrauchten neuen oder was damit zusammenfiel, unverständlichen Wörter. Wir besitzen dafür ein lehrreiches Zeugniß. Im Jahre 1523 fand sich ein Basler Drucker, Adam Petri, veranlaßt, einen Nachdruck von Luthers Neuem Testament von 1522 zu veranstalten, wie solche damals eigentlich in jeder bedeutenden Officin Deutschlands gemacht wurden. Dabei aber hielt er es für nöthig, „die ausländigen Wörter Luthers auf unser Deutsch anzuzeigen“: er hat, „weil sie nicht jedermann verstehn mag, etliche Wörter im jetzt verdeutschten Neuen Testament und weil doch dieselbigen Wörter nicht ohne Schaden hätten mögen“ — so druckt er selbst unbewußt in echt mitteldeutscher Lautgebung, während Luther, wie oben bemerkt, noch an dem alten mugen d. h. mügen des Mhd. festhielt — „verwandelt werden, auf unser Hochdeutsch lassen auslegen“ — unser Hochdeutsch, d. h. die Gemeinsprache, wie man sie in Basel druckte und handhabte, denn hier war der äußerste Vorposten derselben, wie oben gezeigt ist, wo dicht daneben noch das eigentliche ortsübliche Schweizerdeutsch seine literarische Legitimität durchsetzen wollte.

Sieht man dies — übrigens so flüchtig und äußerlich als

möglich gemachte — Verzeichniß näher an, so ist es die thatsächliche Probe für die oben ausgeführten Sätze. In den meisten Fällen ist es die mitteld. Signatur der Wörter, die sie in Basel unverständlich machte, während doch viele davon, weil sie aus dem lebendigen Strom der Sprache gegriffen waren, eine reiche Zukunft hatten und 30 Jahre später Basler Schriftstellern und Druckern eben so vollberechtigt wie alle andern galten. Für die übrig bleibende kleinere Hälfte gilt nun wieder Verschiedenes und fällt auch hier nicht alles unter eine Rubrik. Hier stehen zuerst eine stattliche Anzahl von Wörtern, die die Gemeinsprache da, wo sie nicht so stark local gefärbt war, wie gerade in Basel, als ihr volles Eigenthum anerkannte, Wörter, die ein Murner in Straßburg, ein Aventin in Ingolstadt unbedenklich brauchten, und die nur in Basel nicht, freilich noch weniger in Zürich, Luzern oder gar in Bern, verstanden wurden. Endlich noch ein geringerer Haufe von solchen, die Luther beinahe schon als antiquirt nicht aus der lebendigen Sprache entnahm, wo sie kaum in irgend einem Winkel vegetirt haben werden und wahrscheinlich nicht in einem solchen, den er selbst durchforscht hat. Wo er sie hergenommen hat, läßt sich begreiflich im einzelnen Fall nicht angeben, aber er muß sie aus seiner deutschen Lectüre haben, denn es sind ohne Ausnahme Bestandtheile des mhd. Prosawortvorraths, denn mittelhochdeutsch darf man in weiterem Sinne die Sprache der sog. Mystiker und Populärphilosophen des 13. und 14. Jahrh. nennen, wenn es uns auch nicht das poetische, das höfische und darum das eigentlich classische Mittelhochdeutsch ist. Diesen an sich trefflichen, in der Form meist untadeligen Wörtern hat selbst sein Genius kein Leben einzuhauchen vermocht. Sie sind zwar nicht sofort — davor schützte seine Autorität — aber doch unaufhaltsam zu Grunde gegangen und es ist dabei noch das ver-

wunderliche, daß einige davon urkundlich belegbar, andere höchst wahrscheinlich zu den rechten Idiotismen des Schweizerdeutschen gegenüber der Gemeinsprache gehören und doch vor einem der Gemeinsprache, wie man sie am Oberrhein schreibt und versteht — „unser Hochdeutsch" — beflissenen Literator nicht Gnade fanden, wohl weil sie Idiotismen der Volkssprache waren.

Zu der ersten Art gehören Wörter — wir geben sie in den von Petri citirten Formen, die nicht immer die ächten Luthers sind, und in der von ihm eingehaltenen, ihm für alphabetisch geltenden Folge — wie alber, in der heutigen Bedeutung albern, die sich aus der nahe liegenden des Mhd. und Gemeindeutschen zunächst nur in den eigentlich mitteld. Sprachdenkmälern entwickelt hat. Bang, das eig. nur mitteld. ist, aber hier sehr verbreitet. Beben mit seinem mitteld. e statt des oberd. und mhd. i. Beschicken, in der Bedeutung etwa in Schick bringen (der Basler übersetzt es durch bestatten. Luthern, wie dem lebendigen Mitteld. seiner Zeit, gilt bestatten im heutigen, d. h. durch ihn fixirten Sinne begraben). Besudlen — in dieser Lautversetzung statt des histor. berechtigten, von dem geschriebenen Mitteld. wie von der Gemeinsprache gleichermaßen anerkannten — eln steht es wie die meisten ähnlichen Bildungen bei Luther, weil der mitteldeutsche Volksmund und er so sprach: wahrscheinlich damals wie jetzt besudle für -en. Betretten überraschen (woher dann das bald sehr beliebte adjectivisch gebrauchte Partic. unser „betreten"). Blotzlich oder plotzlich, d. h. plötzlich, ein sehr typisch md. Wort, wofür das oberdeutsche „gehling" im Mitteld. trotz des Fortlebens des Etymons gēhe (jaehe), nicht recht verstanden worden wäre. Empören, das dafür gesetzte obd. streusen hätte wieder kein Mitteld., schwerlich damals ein Andrer als ein Eidgenosse, also ein Alemanne südl. vom Rhein, verstanden. Entkomen in der Bed.

entlaufen, allerdings mehr md. als gemeind. Entwenden in der heutigen Bedeutung bloß mitteld. Erdbeben, wofür oberd. das schon mhd. allgemeine Erdbidem, erdbibe. Luther selbst hatte zuerst erdbeden — was gewiß kein Druckfehler ist — an einer der genannten Bibelstellen gesetzt, es aber sofort in der nächsten Ausgabe mit seinem regulären -beben vertauscht. Erhaschen, ein durch und durch volksthümlicher md., aber keineswegs etwa thüring. oder gar Wittenberger Localausdruck, im übrigen Deutschland, in der Gemeinsprache noch unerhört. Eitel, ein zwar allgem. hd. Wort, jedoch in der Bed., die hier gemeint ist, wan, lär, unnütz, damals noch md., obwohl auch außer Luther schon von der md. gefärbten Gemeinsprache aufgegriffen. Das Basler ahd., mhd. und oberd. wan hätte die Gemeinsprache und Luther selbst nicht mehr verstanden. Ferne, fern, wo nur das specifisch md. n statt des oberd., d. h. hd. rr, ferre, ferr Anstoß erregt haben muß. Feltweg als Uebersetzung des στάδιον im griech. Text, vielleicht von Luther selbst gebildet, jedenfalls aber in Mitteldeutschland scheinbar völlig verständlich, während es in der That, weil dazu ja gelehrte antiquarische Vorkenntniß gehört hätte, Niemand recht hätte erklären können. Die Züricher Bibel von 1534 mit ihrem Schwyzerdütschen mannslouf verfährt eigentlich auch nicht besser, aber auch nicht schlechter. Freyen, baslerisch-schweizerisch und allgem. oberd. „weiben", bloß md., aber da z. B. schon im Passional ganz eingebürgert. Fülen, „Empfinden", uns berührt es eigenthümlich, ein solches Wort einer Uebersetzung bedürftig zu sehen; in der That ist es zwar in der ältesten hochdeutschen Periode, und später ahd., wie es scheint, gemeingültig, dann aber zieht es sein Leben bloß auf das Md. zurück. Anders ist es, wenn P. sogar das Wort gebür, Gebühr, beanstandet, was zwar entschieden md. heimathständig ist, aber doch schon

im 15. Jahrhundert bei so eingefleischten oberdeutschen Koryphäen der Gemeinsprache, wie Niclas von Wyle und Geiler von Keisersperg vollständig durchgedrungen ist. Geborsten, geborsten, oberd. nicht nur in dieser bloß mitteld. (und auch niederdeutschen, obgleich der Heliand nur bresten, nicht bersten, kennt) Lautumsetzung anstößig: oberd. ist das hist. allein richtige bresten damals schon auf seine abgezogene Bedeutung, ein „Gebrechen" haben — derselbe Tropus — beschränkt. Gevesz, Gefäß, allerdings bloß mitteld., wo dagegen das mehr oberd. Geschir, Geschirr, in dieser Bedeutung stets unbekannt blieb. Gehorchen, ein der hd. Schriftsprache so unerläßlich nothwendiges Wort, daß man leicht übersieht, daß es sich nur in mitteld. Denkmälern findet. Gelindigkeit, so wie gelinde selbst dürfte nicht bloß auf das Mitteld. beschränkt werden, aber gewiß ist die Bildung linde die eigentlich mhd., obwohl sie im Oberd. sich nicht sehr lebendig erhielt. Gepfropft, was der flüchtige „Verdeutscher" mit dem nichtssagenden „gepflanzt" giebt, ist entschieden mehr mittel- als hochd. Oberd. wäre „geimpft" gewesen. Gerücht, wobei dem Uebersetzer das eigentlich mhd. oberd. Gerüfte nicht einfällt, ist mitteld., ja in dieses selbst mit manchem andern (s. o. Bd. I. 178) aus dem Niederdeutschen importirt, wahrscheinlich durch die Sprache der Rechtsbücher, wo es nur in etwas anderer technischer Bedeutung eine so große Rolle spielt, aber wie schon bemerkt, in der Gemeinsprache nicht mehr selten. Gesteupt, ein Lieblingswort Luthers und seiner ganzen Zeit, wenn auch aus Mitteldeutschland oder gar aus Niederdeutschland stammend, wie p für hd. f bezeugt, doch schon im 15. Jahrh. in der Gemeinsprache weit verbreitet, später nur durch die Tradition Luthers erhalten in dem Scheindasein, das es bis jetzt in der hd. Sprache führt. Getreide, in der Bedeutung „korn, frucht", allerdings ein ahd. mhd.

fremdes Wort, nur in der allgemeinen Bed. „Erträgniß, Ertrag", nicht in der specifischen gebraucht, die ihm das Gesammt-Mitteldeutsche schon lange vorher — nicht erst Luther — gegeben hatte. Getümmel, zwar ein früh mhd. Wort, dann aber verschwunden, wohl als ein unfeiner Ausdruck, mitteld. aber sehr beliebt. Getünchte wand; tünichen, tünchen, ein Fremdwort, aus dem lat. tingere, ist außer Mitteldeutschland bis dahin nie recht durchgedrungen, obgleich man ihm hier und dort begegnet. Gichtpruchig: hier geht das Bedenken nicht gegen das allgemein bekannte Gicht, sondern gegen den zweiten Theil, pruchig, brüchig. Die Bildung brüchig von bruch ist, wie schef- oder schifbruchig, vridebruchig etc. bezeugen, eine Lieblingsschöpfung des Mitteld. Gleichbertig, -wertig soll undeutlicher als gleichförmig sein: vielleicht gab bloß das, keineswegs mitteld. b für w in der dem Interpreten vorliegenden Ausgabe des Lutherschen N. Test. Anstoß, das später verschwand. Götze, Abgott. So wenig wir hier in eine Untersuchung über die viel bestrittene Etymologie eines Wortes eintreten wollen, ohne das die hd. Sprache gar nicht leben könnte, so sei doch bemerkt, daß die Zusammenstellung mit dem ahd. mhd. gōz, gegossenes Werk, uns ganz falsch dünkt. Es ist wohl, wie schon Jacob Grimm gesehen hat, eine von den seltenen, aber desto energischeren Deminutivformen an Appellativen nach der Analogie von Eigennamen (s. o. Bd. I. 367), und nichts weiter als Gott. Es ist schon vor Luther im Gebrauch, er aber hat es populär gemacht, mitteld. kann man es an sich nicht nennen. Auch sein „Oelgötze" ist ihm nicht allein eigenthümlich. Grentz, Grenze, selbstverständlich, weil ein slav. Lehnwort, nur mitteld. und ostdeutsch, aber hier überall bekannt, gewöhnlich damals noch in der ursprünglicheren Form Greniz, selbst Graniz. Hermen, härmen, als Verbum freilich nur mitteld. lebendig

aber das Etymon Harm gehört der ganzen Gemeinsprache. Heuchler, entschieden nur mitteld. von einem gleichfalls nur md. Verbum heuchen, hauchen in der Bedeutung des mehr oberd. kauern, hauern, was dasselbe ist, oder des schriftmäßigen „sich ducken", was hd. eigentlich „tucken" geschrieben werden müßte. Heiradten, heirathen, obd. mannen, wie noch heute. Im hd. Allgemeingebrauch erst seit Luther, obwohl es ihm in dieser Bedeutung schon von seinem Mitteld. überliefert war. Hügel, obd. Bühel, was wieder kein Mitteld. verstanden hätte. Hügel mit seinem sonderbaren g  die mhd. Form hat ein v oder b — noch nicht recht erklärt und doch wohl identisch, d. h. weitergebildet aus dem Stamm des Mitteld. bis tief nach Oberdeutschland verbreiteten Haug. Hügel. Inthan, später einthan oder eingethan, nur mitteld. in dieser Bedeutung, die der Uebersetzer sehr vag mit „geben, überantworten" ausdrückt. Auch der späteren Schriftsprache ist diese Bedeutung ziemlich fremd geworden. Khan, Kahn, wofür die alemann. Nachen, Weidling in Thüringen nicht bloß, sondern schon am Neckar und der Donau völlig unverständlich gewesen wären. Es ist ein, in seinem Ursprung dunkeles, gemein niederd. und mitteld. Wort. Knochel, Knöchel, überwiegend mitteld., obgleich schon im 15. Jahrh. in der Gemeinsprache sehr beliebt, wo dann gewöhnlich das hd. allein richtige knuchel, knüchel erscheint. Kretzmerei vermochte Niemand zu verstehen, der nicht an oder auf dem Boden des ostdeutschen Coloniallandes lebte. Das häßliche Wort ist zum Glück nicht einmal durch Luther habilitirt worden und mit Recht zu einem bloßen Provinzialausdruck degradirt, der heute nur westlich bis zur Elbe reicht. Kuchlin, Küchlein entschieden mitteld., aber keineswegs thüringisch oder meißnisch, sondern dem westlichen fränkischen Mitteld. zugehörig, wo es sich mit der niederd. Form Kucken, Küken

berührt, hochd. lautet es keuchel, daneben auch mehr oberrhein. küchel, aber in das innere Oberdeutschland ist es nicht vorgedrungen.

Lippen, Lippen, in seinem pp seinen mitteld. Ursprung verrathend, und selbst in die damalige Gemeinsprache trotz seiner allgemeinen Verbreitung in der mitteld. Literatur noch nicht aufgenommen, sondern noch durch das ächthochd. lefzen ersetzt. Lencken, lenken, bloß mitteld., aber hier nördlich und südlich vom Thüringer Wald. Lermen, Lärm, bekanntlich ein spät, d. h. nachmhd. eingeschlepptes Fremdwort, die ganz angedeutschte Form des franz. alarme, gehört der volksthümlichen Gemein-Sprache, nicht aber der schriftmäßigen, schon im Anfang des 16. Jahrh. In diese ist es durch Luther gebracht. Malmen, malmen, zermalmen, bloß in seinem a für das eigentlich berechtigte e — statt melm — mitteld. Marckt, in der geschäftsmäßigen oder officiellen Bedeutung, ein mit Marktrechten versehenes Dorf, jetzt durch angehängtes fleck oder flecken auch dem Oberd. verständlicher geworden, specifisch mitteld. fränkisch — und darum schon bei Hartmann v. d. Aue. Meuchelmörder ist nur wegen seiner, recht eigentlich tautologischen Zusammensetzung etwas Neues für den Oberdeutschen; meucheln und mörder kannte er als Synonyme sehr wohl. — In Morgenlant, Aufgang der Sonne, befremdete die Neuheit des Ausdrucks, der ganz Luther gehört und keinerlei Localbeischmack hat. Dagegen durfte man in Basel Motte, Motte, als ein bloß dem mitteld. aus dem niederd. zugeflossenes Wort nicht verstehen. Auch Otter, Otter, ist seiner ursprünglichen Verbreitung nach nur mitteld. Qual und Quelen, Qual und quälen, die zwar auch dem mhd. Wörterbuch nicht fremd sind, genauer besehen aber immer in den Norden des hd. Sprachgebiets weisen. — Daß der grobe Oberd. Mund Luthers Raben,

mit seinem ebensowohl mhd. als mitteld. allein berechtigten b (schon damals zu w in der Aussprache erweicht), sein rappen gegenüber stellte, versteht sich von selbst, auch, daß ihm das specif. Md. rasen, rasen, nur mit toben verständlich wurde; an Luthers scheel, scheel, schielend in eigentlicher und übertragener Bed. befremdete wohl nur der mitteld. Abfall des altherkömmlichen ch (h) am Ende, schelch; in dieser Form ist es in allen oberd. Mundarten lebendig. Scherfflin, wofür das oberd. Oertlin, ein technischer Ausdruck für eine bestimmte, damals nur in den Wettinschen und einigen benachbarten Landen noch gäng und gäbe Kleinmünze, früher muß sie weiter verbreitet gewesen sein, denn das f des Wortes, das hd. und innermitteld. b ersetzt, weist nach Westdeutschland. Der Schriftsprache ist das Wort als eine Mumie erhalten. Schmucken, schmücken, ist freilich nur mitteld. seiner Heimat nach, aber schon im 15. Jahrh. in der Gemeinsprache sehr verbreitet, so daß es kaum noch der Autorisation durch Luther bedurfte, um eines der Grundwörter der hd. Schriftsprache zu werden. Schoss, Oberd. „zins", ist nur mitteld., im Oberd. wenigstens vor Luther sehr selten. In Mitteldeutschland zeugen schon die Weiterbildungen wie schossen, schosser oder schösser etc. für seine Bodenständigkeit, doch hat es die nhd. Schriftsprache trotz Luther nicht recipirt, sondern durch andere theils einheimische, theils fremde Synonyme ersetzt. Schuttern, schütteln, und noch mehr er-schüttern sind mitteldeutsche und zwar Intensivbildungen auf -er, wie sie sonst Mitteld. und Obd. glitzern, zögern, räuchern, schläfern, dürstern, lächern etc. in unendlicher Fülle, aber nur theilweise von der Schriftsprache recipirt, erzeugt hat und noch erzeugt. Von schüttern ist oberd. die ungefähr gleichwerthige Ableit. mit -el, schütteln allein im Gebrauch. Splitter, giebt sich auf den ersten Blick durch seine Buchstabenversetzung split

für ahd. mhd. spilt — und schon goth. spild — sowie durch seine Wurzel, die in unserm spalten noch ziemlich in ältester Gestalt sich erhalten hat, als mitteldeutsch zu erkennen. Das Oberdeutsche hat aber die gute mhd. oder urdeutsche Form vergessen und kennt bloß das zu einem andern Stamm gehörige spreisz, Spreißel, das in Mitteldeutschland damals wie heute unerhört ist, während das damit völlig identische spliszen, spleiszen hier wie in Niederdeutschland, natürlich da als spliten, zu den geläufigsten, aber nicht in die Schriftsprache übergeführten Stämmen gehört. Spugniss, Gespenst, mit seinem scharf niederd. Beischmack hat selbst Luther nicht den übrigen Deutschen verständlich gemacht, wohl aber das damit identische Spuk oder Spuck, Spuken oder spucken — denn die Quantität schwankt von Anfang an — das aus derselben Quelle in das Mitteld. geflossen war. Stachel. muß durch „eiserne spitz" verdolmetscht werden, was sich begreift, wenn man sieht, wie dies einst im Ahd. weit verbreitete Wort — freilich nur in der Weiterbildung stachilla als Substantiv und daneben stachal Adj. — mhd. ganz verschwindet und nur mitteld. fortlebt. Bei storrig, störrig, ist der Tropus, der vor Luther in diesem Worte äußerst selten empfunden wurde, anstößig. Das schlichte Nomen storre mit seiner sinnlichen Bedeutung, Baumstorren, Strunk, ist natürlich eben so gut oberdeutsch wie mitteldeutsch. Tadlen, tadeln — die Lutherische Form in -len ist schon oben beleuchtet (s. o. 64) — ist zwar im 15. Jahrh. kein bloß mitteld. Wort, aber es war doch einst von dort ausgegangen. Es gehört zu denen, die auch ohne Luthers Autorität eine sichere Anwartschaft auf gemeindeutsche Popularität gehabt hätten. Sonderbar nimmt es sich aus, daß der Oberdeutsche Luthern sein taugt, taugt vorrückt. Nicht etwa, wie ein gelehrter Kenner der älteren Sprache vielleicht glaubt, weil das

unorganische t der Flexion Aerger erregt, denn eigentlich soll es ja taug mit Inf. tugen, d. h. tügen, der damals und bei Luther noch allein gilt, lauten, und später schreibt Luther in der That wieder richtig taug. Die neue Form war aber nach der Schablone aller andern Verba zugeschnitten und deshalb hatte sie die Zukunft für sich. Nur die Bedeutung des Wortes ist in Oberdeutschland unverständlich geworden. Einst im Mhd. gerade so allgemein schriftgemäß wie heute, zieht es sich später seit dem 11. Jahrh. zurück und lebt nur in den Denkmälern, die auf dem Boden der mittleren Mundarten geschrieben wurden Aber doch ist es immer ein Wort der Gemeinsprache geblieben und Luther hat ihm nur zu seinem guten alten Rechte verholfen. Töpfern, irden, in dieser Anwendung nur mitteld. und selbst durch Luther nicht eigentlich nhd. gemacht. Dagegen Trenen, Thränen, wenn auch auf das ahd. mhd. gleich allgemeine ahd. trahan, Plur. trahani, mhd. trahen, trehene zurück gehend, ist in der Umsetzung in die vielleicht aus dem falsch verstandenen Plural erklärbare Femininalform nur mitteld. und in dieser Signatur auch nhd. geworden. Triestern, wofür gleichzeitig schon trestern als bessere Schreibung erscheint, ist nicht ausschließlich mitteld., aber da, wo das im Mitteld. damals wie jetzt fremdartige Treber, Träber, gilt, ebenso leblos wie dieses dort. Übertauben, übertäuben, kann nur in der Zusammensetzung mit über Anstoß erregt haben, denn das Etymon toub, oder davon touben, betouben und am meisten ertouben, ist in Oberdeutschland zu jeder Zeit frisch, dagegen ertouben nicht in das Mitteld. gedrungen, auch Luthern ganz unbekannt. Ueberreichen, von dem einfachen reichen, einem einst allgemein schriftmäßigen Wort, das als ein Lieblingswort Luthers, sammt allen seinen Ableitungen und Zusammensetzungen, dar-, ge-, über- etc., -reichen, -reich-

ung aus dem Mitteld. der Gemeinsprache wieder gegeben wurde. Verschmachten, wie das einfache schmachten, ist entschieden norddeutsch, mittel- und niederdeutsch, da aber so lebensvoll, daß Luther an ihm nicht vorbei gehen konnte. Hd. eigentlich nur ahd. sind einige kränkelnde Nebenschößlinge, die bald verdorren, z. B. gasmahtōn, lat. exolescere, in denen die energische Bedeutung des gemeinmitteld. die smaht, d. i. Hunger und Durst zugleich im höchsten Grade, sehr ins abstracte verblaßt. Verstorzt, verstürzt, d. i. bestürzt (das Luther in derselben mitteld. Vocalmengung von o und u als bestorzt selten benutzt), ist doch, auch in seiner jetzigen tropischen Geltung — eigentlich heißt es ja: mit Erde ganz über„stürzt" — ein gutes gemeindeutsches Wort des 15. Jahrh., wenn es auch in Basel nicht verstanden wurde, aber, wo es dem mitteld. Munde nachgeschrieben wurde, geschah es in der richtigen u-Form, die darum auch nhd. mit Recht wieder durchdrang. Vertretten, vertreten, in der heutigen Bedeutung - die andere sinnliche = „zertreten" hat damit nichts zu schaffen — ist für die Gemeinsprache neu und specifisch lutherisch; in den eigentl. mitteld. Schriften und Urkunden des 15. Jahrh. ist es aber schon im Gebrauche. Ufer, obgleich vereinzelt im gebildeten Mhd. in der eigentlich höfischen Sprache, bleibt doch immer mitteld., bis es Luther gemeindeutsch macht. Ebenso umbringen, das kein Oberdeutscher damals verstehen konnte. „Urbittig", erbötig, ist eigentlich nur ein Solöcismus Luthers, der sich allerdings nicht auf seine ältesten Schriften allein beschränkt, sondern wie Anderes dieser Art in unbewachten Augenblicken einmal wieder durchschlüpft. Aber seine solenne Wortform lautet erbütig, hie und da auch specif. mitteld. -botig und dies hat seltsamerweise nhd. gesiegt. In jenes urbittig spielt offenbar das ihm noch ganz lebendige beiten, warten

harren, mit herein, das viele Ableitungen mit kurzem i, folglich auch mit doppeltem tt gezeugt hat, wenn sie gleich mehr dem ältern und fast gar nicht dem mitteldeutschen Sprachbereich zustehen. Ausgerottet scheint, da das Verzeichniß alphabetisch geordnet ist, gar nicht hierher zu gehören, aber dem Basler Ohr klang noch das alte mhd. u für das gemeindeutsche und mitteld. au, was man nach dem fremdsprachigen Original druckte. Rotten, ausrotten ist durch und durch mitteld. Das Oberdeutsche sagte usgerütt, ü wie immer für mhd. iu, nhd. eu, seltsam genug aber setzt P. dafür, von Luthers oder der Gemeinsprache Autorität halb fortgerissen auszgerüt, weil er überhaupt dieser gemeindeutschen au und ihres Correlats ei für i sich nicht erwehren kann. Luther selbst braucht ebenso oft das eigentlich gemeindeutsche oder hochd. -reuten, niemals aber das in den mitteld. Sprachdenkmälern seit dem 14. Jahrh. so häufige -roden mit Erweichung des harten Consonanten und Verlängerung des Vocals. Bei Wegern, weigern, störte wohl bloß das mitteld. ē für hochd. ei, indessen hält Luther gerade in diesem Worte fest daran, hat es aber doch nicht durchgesetzt. In Wetterwendisch ist es nur die Endungssilbe -isch, die freilich durch die ganze Sprache verbreitet, doch am massenhaftesten in Mitteldeutschland sich breit macht. Eigentlich hd. und oberd. zugleich war wetterwendig. Wichtig. kennt weder das Oberd. noch die Gemeinsprache des 15. Jahrh. Auch mitteld. ist es zwar verbreitet, aber der sinnliche Begriff der Schwere herrscht allein darin, bis seit dem Beginn des 16. die tropische Bedeutung keimt, die übrigens auch noch bei Luther sehr viel von ihrer materiellen Grundlage hat. Denn wichtig heißt ihm lange nicht alles das, was das spätere und späteste ) bezeichnen kann, sondern der Basler Glossator trifft hier ganz das Rechte, wenn er schwer, lastig (lästig) dafür

ſetzt. Zygenfell, Ziegenfell, würde auch mhd. nicht verſtanden worden ſein, ſo wenig wie Zyge ſelbſt, obgleich es früh ein mhd. zige giebt, was aber ſpäter in das nördliche Mitteld. zurückweicht und durch das oberdeutſche geisz erſetzt wird, das in Mitteldeutſchland ganz allmählich ausſtirbt, wie zige dort, ſo daß der Sinn des alten Neckverſes, der ſich in einer Straßburger Hdſchr. des 14. Jahrh. erhalten hat, im 15. nicht mehr durch ganz Deutſchland verſtanden worden wäre: unde ein geis ist ein ziger — der Schreiber ſelbſt, ſieht man, verſtand ihn auch nicht mehr recht, ſonſt hätte er zige und nicht ziger, Ziegenkäſe, geſchrieben — unt ein ziger ist ein geis.

Aus der zweiten Abtheilung — Wörter, die nicht mitteld., ſondern der wahren Gemeinſprache angehören und die durch Luther ihren letzten Stempel erhielten — führen wir in aller Kürze an: änlich, ähnlich, afterreden, (übel)nachreden, anfal, Anfall in der Bedeutung des, was durch Erbſchaft oder ſonſtigen Zufall jemand „anfällt", Anfurt, Anfurt, Anstoss in übertrag. Bedeut., eig. Angriff, Aufschub, Aufſchub, Auffrucken, aufrücken, jemand etwas, befrembden, befremden, berichtung, Berichtigung, bestricken, beſtricken, im trop. und eigentl. Sinn, während die ſpätere Sprache den erſten bevorzugt, betaget, betagt, beteuben, betäuben, beträuwen (d. h. beträu-en), bedräuen, betreten, antreffen, betüngen, mit Dünger verſehen, bewust, bewußt — alle dieſe, ſo wie viele andere bei Luther ſo beliebten, in einzelnen Fällen aber von ihm, wie wir ſahen, ſo hart geſcholtenen Zuſammenſetzungen mit Be- gehören zwar der Gemeinſprache, ſind ihr aber größtentheils aus der Canzleiſprache zugefloſſen. Dieſe ſchwelgte ſo zu ſagen darin, und wenn auch für die hier aufgeführten ſich ältere, zur Noth mhd. zu nennende Belege finden laſſen, ſo höchſtens dort im beſcheidenen Winkel. Daß das Nhd. damit ſo entſetzlich überladen worden iſt, verdankt

es also der vereinten Wucht der Autorität Luthers und der Canzleisprache. Bracht, wofür das nach der gew. Orthographie der Gemeinsprache geschriebene „Pracht" mehr Eingang gefunden hat, das übrigens auch Luther später vorzieht. Braussen, brausen: Brüfen, prüfen, in etwas weiterem Umfang als der heutige Begriff, aber doch nicht in jener unendlich lebensvollen Vielgestaltigkeit des mhd. prüeven, die bei einem Fremdwort, lat. probare, manchem auffallend ist. Darb, d. h. Darbe, Femin. Mangel, wofür das spätere Nhd. bloß das davon abgeleitete Verbum darben, darben, behält. Deutlich, deutlich. Dürstig, gew. von Luther richtig türstig, thürstig geschrieben und wie das Etymon tar, noch ganz voll Leben in dieser Zeit, wenn es auch dem Basler Drucker ein Idiotismus scheint. Erndten, ernden, zwar mehr mitteld., aber doch so allgemein geläufig, daß es füglich in diese und nicht in die vorige Rubrik gehört. Erregen, erregen. Ersauffen, ersaufen, ertrinken. Eyffer, jenes räthselhafte, im 15. Jahrh. auf einmal so populäre Wort, das alles, nur nicht mitteld. Gewächses ist. Feil, Fehl, Fehler, worüber oben p. 54. Flehen, flehen. Flicken, flicken. Frumm, Frumme, Nutzen. Gedeyen, d. i. gedeihen, wie wir mit Wahrung der histor. Orthographie schreiben. Gegent, Gegend. Geheymniss, Geheimniß. Geziehte, d. i. Gezüchte, Gezücht. Grüntzen, grunzen, ein uraltes, allmählich ganz auf die grobsinnlichste Bedeutung beschränktes, bei Otfrid noch hochvornehmes Wort, dem selbst Luther, der es, wie die Gemeinsprache seiner Zeit, mit Behagen gebraucht, nicht wieder zu Ehren verhelfen konnte. Hal, Halle, gewölbtes Gemach. Harren, harren. Hauchen, in der gew. nhd. Bedeutung hauchen, nicht in der oben erwähnten mitteld. Helft, Hälfte. Hönen, höhnen, verhöhnen. Kerichte, Kehricht. Kluft, Kluft. Kosten, kosten, das deutsche Wort „kosten", versuchen; an dem Fremdwort

kosten, dem lat. constare, costare nahm man in Basel keinen Anstoß. Kündig, kundig. Lappen, die Lappen, vielleicht erst aus Mitteldeutschland der Gemeinsprache zugeführt, aber in ihr sehr weit verbreitet, im 15. Jahrh. ein sehr vornehmer Toilettenausdruck, auch bei Luther noch ganz ohne die meist verächtliche Nebenbedeutung von heute. Lass, laß, müde. Mieten, miethen. Monsüchtig, mondsüchtig. Näff, Neff, Neffe. Narbe, Narbe. Panier, Banner, Bannier. Preys, Preiß in allen Bedeutungen des Wortes, außer in der finanziellen. Pobel, Pöfel-volck, Pöbel. Das b ist allein etwas mitteld. angehaucht, in der Gemeinsprache steht noch das alte v oder f. Raum, Raum. Rügen, rügen, etwas stärker wie heute. Rüstzeug; Rüstzeug, wie rüsten und viele davon gemachte Bildungen aus der Gemeinsprache Luther bekannt, nicht aus dem Mitteld., wohin es aus dieser gedrängt ist. Schäffel, Scheffel (Hohlmaß), wenigstens in dem größten Theile des Gebietes der Gemeinsprache viel gebraucht. Schlachttag, wie heute, der für die bürgerliche Haushaltung so wichtige Schlachttag, oberd. damals und heute, „Metzeltag". Schnur, Schwiegertochter, erst kürzlich veraltet. Schwelgerei, wie das Etymon und viele davon stammende Bildungen der Gemeinsprache von ahd. Zeit bis heute gleich populär. Schwulstig, schwülstig in übertragener Bed. Sehnen, gleichfalls ein nicht nur in Oberdeutschland, sondern in allen Mundarten damals zurückgetretener Grundpfeiler der Schriftsprache. Seym, Seim, besonders Honigseim. Semptlich, sämmtlich. Sichten, sichten, aus und statt dem einfachen seihen, mit derselben Verkürzung des i, wie in dicht, mhd. dihte. Soller, Söller. Spaltung, Spaltung. „Zanck, zwitracht". — Das berühmte Stachellecken, von Luther nicht etwa bloß in wider den Stachel „löcken", Apostelg. 9, 5, gebraucht, sondern wie in der Gemeinsprache in der lebendigsten Bedeutung des

Springens, Hüpfens von ihm aus der Schriftsprache, nicht aus einer Mundart aufgenommen. Stuffe, Stufe, „Staffel" oberd. Teppich, Teppich. Teuschen, täuschen. Untüchtig, untüchtig, dem Oberd. wie sein Etymon taug (s. o. S. 101 f.) fremdartig. Wad, Gewand, damals allerdings nur noch der Schriftsprache — abgesehen von einzelnen Localmundarten — bekannt. Weyland, weiland, mit dem schon im 15. Jahrh. beliebten, wenn auch unberechtigten a der zweiten Silbe, das sich dem mhd. wîlen, wîlent gegenüber auf ein ahd. wilôn, wilônt und daraus wilant berufen dürfte. Zerschellen, zerschellen.

Der dritten oben abgegrenzten Masse gehören Wörter an wie Far, Fahr, Fahrlässigkeit, Gefahr. Fäle, in der herbern Bedeutung Sünde. Mietling, Miethling, nicht ganz in der heutigen, entschieden verächtlichen Färbung. Unverrueglichkeit, was der heutigen Sprache mit „Unverrücklichkeit" verständlich, aber nicht geläufig ist.

Man erwäge, daß dies Basler Luthersche Idiotikon doch nur auf einen fast verschwindend kleinen Theil der ganzen Lutherschen Sprache, auf das Neue Testament, beschränkt, und daß es nicht einmal aus dem noch ungebrochenen Selbstbewußtsein eines der Gemeinsprache widersetzlichen sprachlichen Separatismus, wie das damalige Schweizerdeutsch, hervorgegangen ist, sondern selbst bona fide auf dem Boden der Gemeinsprache steht, wie man sie in ganz Hochdeutschland — nicht etwa bloß in Basel — handhabt und versteht. Es wächst dann der Maßstab für den Einfluß der Autorität Luthers in der nhd. Sprachgestaltung ins Ungeheure. Denn es wäre sehr leicht, aus dem ganzen Luther die sechsfache oder zehnfache Summe von Wörtern gleicher Qualität oder gleicher Stellung zu dem Ganzen der damaligen hochdeutschen Sprache zusammenzustellen. Auch sie sind zum größern Theil durch ihn entweder erst

ihr Eigenthum geworden, wenn es seine eigensten Neubildungen waren, die er, wie wir schon sahen, doch nur mit der größten Behutsamkeit oder Sparsamkeit vorgenommen hat, oder sie sind durch ihn ihrer particularen mitteldeutschen Beschränktheit entnommen und der Gesammtsprache dauernd einverleibt, oder wenn er sie in dieser vorfand, hat er ihnen gleichsam einen neuen Lebenshauch eingeflößt, dessen sie gar sehr bedurften, weil sie ihren natürlichen Boden in der lebendigen Sprache entweder schon verloren hatten oder im Begriffe waren zu verlieren.

Wo seine Autorität, die der Gemeinsprache und zugleich die des lebendigen Gebrauches innerhalb eines nicht allzu eng begrenzten Gebietes der Mundarten zusammentrafen, da gelang es am leichtesten und am nachdrücklichsten. Wenn man auch nur die oben angeführten Wörter durchsieht, wird man sich sofort davon überzeugen. Aber es genügte auch schon, wenn nur seine Autorität sich zu einem dieser beiden Factoren gesellte und viele Wörter dieser Kategorie nehmen in der weiteren nhd. Sprachgeschichte dieselbe gebietende Stellung ein wie jene. Nur wo er, und das trifft doch nur eine Minderzahl, die sich in seinen spätern Schriften sichtlich immer mehr verkleinert, wirkliche Archaismen, von denen weder die Gemeinsprache noch die Mundarten etwas wußten, hervorsuchte — ihn selbst hat dabei gewiß kein Eigensinn, am wenigsten ein gelehrter, verführt — da ist auch er nicht mächtig genug gewesen, wirklich Todtes wieder zum Leben zu erwecken.

Es kommt auch nicht sowohl darauf an, ob alle die von ihm geretteten oder geschaffenen Wörter gerade die an sich tauglichsten gewesen sind: darüber kann man vom Standpunkt der wahrhaft objectiven wissenschaftlichen Sprachbetrachtung oft einer ganz andern Ansicht als er sein, und darf wohl manchmal

fragen, warum er nicht lieber dies und jenes Wort, das ihm nach heutiger Auffassung ebenso nahe hätte liegen sollen, an Stelle des von ihm bevorzugten und dadurch der Sprache erhaltenen gewählt hat. Das Entscheidende ist, daß überhaupt auf diese Art etwas geschaffen wurde, was als das erste und nothwendigste Bedürfniß einer Gemeinsprache zu bezeichnen, uns Modernen eine Tautologie zu sein scheint, damals aber in der That keine, sondern nur ein instinctiv erfaßtes, in keiner Art auch nur annähernd von der Wirklichkeit erreichtes Ziel der Sprache war, eine Gemeinsamkeit, Einheitlichkeit, wenn man es so nennen will, wenigstens in einem ausgedehnten Bereich der eigentlichen Haupt und Grundworte der Sprache, solcher, die nicht sowohl durch ihren unaufhörlichen Gebrauch, als durch die Energie und Fülle der in ihnen enthaltenen Begriffe das ganze Seelenleben eines Volkes und einer Zeit in sich concentriren, ohne die das, was über die Sphäre des gemeinsten Alltags und seiner Bedürfnisse hinaus reicht, dem Geiste verschlossen bliebe. Gerade in diesem rechten Fundament und Grundstock der Sprache hat er das Größte und Dauerhafteste gethan; das Andere, auf das es an sich viel weniger ankommt, als eine oberflächliche, wenn auch modegerechte Sprachbetrachtung anzunehmen beliebt, berührte seine Sprache ohnehin viel weniger. Die höchsten, dauerndsten, geistigsten Güter seiner Nation hat er sein Lebenlang durch sein schriftliches und mündliches Wort ihr zum deutlichsten Bewußtsein, zu treuer Verwahrung und innerlichster Theilnahme nahe bringen wollen und das ist ihm, auch wenn wir nur das deutsche Lexicon vor und seit ihm betrachten, gelungen.

Luther ist auch da in unwillkürlicher Harmonie mit dem Sprachinstinct seiner Zeit, wo seine Sprache auf Wegen wandelt, die weder vom geschichtlichen, noch vom eigentlich ver-

ständigen Urtheil glücklich oder ersprießlich hätten geheißen werden können. Hat er ja auch in der sinnlichen Gestaltung seiner Wörter, in ihren Lauten und in der Zusammenfügung derselben manchen Einflüssen Raum gegeben, die sich pragmatisch recht wohl begreifen lassen, aber dadurch um nichts besser werden, wenn man sie begreift. Immerhin mag man sich damit trösten, daß jeder andere denkbare Durchschnitt der damaligen sinnlichen Erscheinungsform unserer Sprache, der von irgend einem andern auf irgend einem andern Boden, etwa dem eigentlich oberdeutsch-gemeindeutschen — von dem, selbst gegen das Gemeindeutsch entschieden rohen und groben Schweizerdeutsch ist natürlich ganz abzusehen — gezogen hätte werden können, noch unschöner ausgefallen wäre, als die mitteldeutsche Färbung der Lutherschen Sprache, so daß also bei der allein möglichen Wahl unter mehreren Uebeln der über die Entwicklung unserer Sprache wachende Genius als verständiger Mann noch das geringste gewählt hätte. Gewiß, wenn man auch nur von der bloß sinnlichen Seite her etwa die Sprache eines Sebastian Brant, der die stärkste oberdeutsche Färbung innerhalb der Gemeinsprache am Ende des 15. Jahrh. darstellt, oder seines Landsmannes Murner, bei dem sie mit Bewußtsein verwischt, aber nicht ganz ausgetilgt ist, oder auch des Baiern Berthold v. Chiemsee, der weniger Localeinflüssen, als dem allgemein oberd. Zuge des Gemeindeutschen nachgiebt, mit Luthers Sprache vergleicht, so ist im Ganzen der Vortheil auf seiner Seite, wenn auch einzelnes bei diesem oder jenem uns mehr anmuthet, wobei ja auch so leicht etwas Subjectives mit unterlaufen kann: die Gewöhnung des eigenen Ohrs an irgend eine bestimmte örtliche Färbung der hd. Sprache und dergl. mehr.

Aber auch darüber hinaus ist Luther im Guten und im

Schlimmen immer in lebendigster Fühlung mit der ihn umgebenden Wirklichkeit, und als einen Beweis, daß er es auch im Schlimmen war, worauf diese unsere Auseinandersetzung überhaupt losssteuern soll, weil hier Geschichte und nicht ein Panegyricus geschrieben wird, sei nur noch sein Verhalten gegen die Fremdwörter in der Sprache seiner Zeit kurz notirt. Es ist die Zeit, wo sie zuerst in einer gewissen brutalen Anmaßlichkeit der deutschen Sprache sich aufdrängen, und wo auch, wie schon früher bemerkt (s. o. B. I. 370), die ersten Klagen über das freche Gebahren dieser Fremdlinge laut werden. Aber der Zug der Zeit war ihnen günstig und so ist auch Luther sehr wenig spröde gegen sie. Daß er die auf einmal so beliebt gewordenen -tat oder tet, wofür er sich bald entscheidet, majestat, -et, facultet, auctoritet etc. sehr oft und gern braucht, hat er mit allen Zeitgenossen gemein, etwas Individuelleres aber ist seine Vorliebe für die -ion — die er freilich nicht zuerst hereingebracht hat — seine lection, justification, condition etc., wobei die dem lateinischen Original nachgeahmte Schreibung mit ti = deutsch zi, schon das Zeitalter der Buchgelehrten-Sprache oder Schriftstellerei weissagt. Denn in dem früheren Einschub stand man doch immer auf die eine oder die andere Weise, wenn man schrieb, auf Heimathsboden. Die Buchstaben, gleichviel, was sie wo anders vorstellen, gelten dem deutschen Auge und Ohre genau nur, was derselbe deutsche Buchstabe. Aber Luther ist doch eben immer, wenn auch der größte Volksmann, den Deutschland überhaupt hervorgebracht hat, der Sohn einer Zeit, in der das Separat-Gelehrtenthum oder die Anmaßlichkeit einer Sonderbildung anfing eine an sich nur zu begreifliche, aber in keiner Weise dem Ganzen förderliche Position zu behaupten, worin sie sich auch in der Behandlung oder Mißhandlung der Sprache allerlei herausnehmen durfte,

was ihm die andern als Privilegium seiner überlegenen Geisteswucht erst mit einigem Bedenken, dann mit unverhohlener Bewunderung zugestanden und endlich und zwar dann mit überstürzender Hast, wie bei uns gewöhnlich in solcher Situation, nachahmten. Luthers Evangelion, das er in seiner ältesten und spätesten Periode allerdings durch Evangelium mit seiner schon lange eingebürgerten deutschen Endung ersetzte, hat seiner Zeit, weil es ihm so Viele nachschrieben, gewiß imponirt und auch ihm hat dabei wohl etwas von dem reinen und unverfälschten Wort, das auf den echten und unverfälschten griechischen Text gebaut ist, vorgeschwebt, uns aber ist es anstößig und mit Recht, wenn auch nicht so, wie die von ihm sehr ungenirt geübte Unsitte, für die er sich freilich auf die Canzleisprache hätte berufen können, wenn diese ihm etwas anderes als eine relative oder subjective Autorität gewesen wäre, auch andere Fremdwörter, lateinische oder latinisirte griechische — natürlich noch keine „wälschen" — in ihren echten fremden Formen, wo möglich mit ihren fremden Abwandlungen zu brauchen. — Wenn er sein evangelion declinirte, so hätte er folgerichtig auch die griechischen Casusendungen setzen müssen. Das hat er begreiflich nicht gethan, aber dafür gewöhnlich die lateinischen i, o im Gen. und Dat. Sing. gegeben; im Plural ging evangelia allenfalls noch an, das darum auch häufiger als die deutsche Form evangelien erscheint, aber den Genetiv evangeliorum mit seiner statiösen sonoren Classicität hat er doch nicht über seine deutsche Zunge gebracht, da hat das schlichte -en wieder aushelfen müssen, das sich wie ein Bettler gegen einen Krösus ausnimmt; Dativ evangeliis fügte sich schon eher, klang aber doch noch fremdartig und so zieht er auch hier -en vor. Sollte aber das authentische -on des Wortes festgehalten werden, da half es nichts, er mußte zu dem deutschen genetivischen -s greifen,

evangelions, im Dativ kam glücklicherweise die ihm und seiner Zeit so mundgerechte apocopirte Form (s. o. B. I, 228), gleichlautend mit dem Nominativ, zu Hilfe. Einen deutschen Plural zu einer griechischen Endung zu bilden, wäre doch unthunlich gewesen, also beschränkt sie sich auf den Singular, wo sie gewiß nicht wenige damalige Leser erbaut und erhoben hat.

Die ältere Sprache hatte den Namen der zweiten Person der Dreieinigkeit, der unter allen dem Mittelalter der geläufigste worden ist, griechisch Christos, von Anfang an in Krist verdeutscht. So steht er im Heliand, so bei Otfrid und so überall, außer bei einigen eigensinnigen Doctrinären, die sich auf die Latinisirung Christus etwas einbildeten, und so ist er völlig deutsch declinirt — sogar eine Zeitlang mit dem allein in den Eigennamen und was ihnen gleichwerthig war, erhaltenen -an des Accusativs, Kristan, Kristen — bis zu Luther geblieben. Er hat meist Christus, wieder nur halb richtig, daraus gemacht und die systematische lateinische Declination i, o, um dazu, die so manchem seiner gläubigen Leser zwar imponirte, aber auch, wenn er nicht in die lateinische Schule gegangen war, allerlei Confusion zu Wege brachte. Denn von da an begann das gute deutsche Krist gleichsam verpönt zu werden und man durfte den Heiland, wenn sein Name von einem andern Hauptwort, einem Zeitwort oder einer Präposition regirt wurde, nur in der regelrechten lateinischen Casusendung nennen, obwohl Luther selbst noch theoretisch die Gleichberechtigung von Christi und Christs anerkannte, freilich nicht practisch durchführte. Dafür schlüpfte freilich das Wort Krist in ein anderes: in das Adjectiv im substantivischen Gebrauch kristen, eig. kristen man, Christenmensch, und verdrängte dies völlig in dem gewöhnlichen mittleren Stil der Schriftsprache.

Schlimmer aber als diese, wegen ihrer Stellung zu den

Gemüthern doch auch keineswegs so gleichgültigen Einzelfälle, sind die von ihm gar nicht selten schon in seine Sprache gestopften fremden Werkstücke in ihrer ganzen fremden Gestalt, nicht bloß Einzelwörter, sondern in einer gewissen Selbständigkeit auftretende Satzglieder. In seinen Druckschriften allerdings viel seltener, als in den Briefen und auch hier nicht in denen, wo er sich gehen läßt, sondern wo er officiell oder officiös schreibt, denn auch diesen feinen Unterschied hat er meisterhaft zu handhaben gewußt. Sequestrationibus, in practica, in theoria und dergl. mögen ihm im gegebenen Fall als Zeitersparniß gegolten haben, denn man muß immer festhalten: er war und blieb auch als Luther ein bloß lateinisch gebildeter, und zwar ursprünglich nach der eigentlich mittelalterlich kirchlichen Latinität geschulter, später auch mäßig von der modernen Neoclassicität angehauchter gelehrter Mönch. Aber wenn es sich auch so sehr einfach erklärt, der Sprache ist es nicht zum Vortheil gerathen. Zwar in den Werken, auf die wir Spätern mit völliger Verschränkung der geschichtlichen Wahrheit die Wirksamkeit seiner Sprache allein oder fast allein zu stellen pflegen, Bibel, Katechismus, allenfalls einige Lieder, findet sich dergleichen nicht. Seiner Zeit aber gilt jedes Wort von ihm als classisch, mochte es im Neuen Testament oder in einem unschuldigen Privatbriefe stehen, und wir werden noch Gelegenheit haben zu sehen, daß man anfänglich, d. h. als seine Sprache ihre mächtigste Kraft entfaltete, eher das Werthschätzungsverhältniß umzukehren geneigt war. Es wirkten also auch solche Licenzen, mochten sie stehen, wo sie wollten, wenn sie nur sein Name autorisirte. Und die Zeit war ja ohnehin sehr bereitwillig, auf diese barocke Sprachmengerei zu hören, wenn auch noch nicht so gründlich dafür zugerichtet, wie 60—80 Jahre später. Besonders die Canzlei- und Geschäftssprache leistete

schon vor Luther darin sehr Großes, was sich neben die ergötzlichsten Sprach-Carricaturen der spätern Zeit stellen darf und hier wieder allen voran seine sächsische Canzlei, die ihren unverjährten Ruhm der zopfigen Classicität schon damals recht wacker anstrebte. Gewiß ist er selbst durch solche Muster verführt oder lässig gemacht worden, aber ebenso gewiß hätte er leicht die neue — bei ihm noch Sindfluth — Sündfluth der Sprachmengerei, die mit der Neoclassicität und der classischen Schulbildung, noch mehr aber mit der völligen Canonisirung und dem Götzendienst des römischen Rechtes in alle deutschen Schreibstuben bis in die der freien Dörfer des heil. Reichs hereinbrach, durch seine mächtige Faust zurückstauen können.

Wie wohlthuend nehmen sich doch gegen solche bauschige Lappen und Fetzen andere ganz in deutsches Blut verwandelte Lieblings- und Kraftworte fremden Ursprungs aus, sein rumoren, sein köstliches parteken mit dem derbkomischen partekenhengst, wobei er gewiß nicht mehr an das mittellat. practica dachte, oder sein Feinantzer, Finantzer, ein schlauer, verschlagener Mensch, besonders aber von den so übel bei ihm und im ganzen Volke angesehenen großen Börsenmännern und Speculanten der Zeit gebraucht, oder nach anderer Seite hin sein Summa, das trotz seiner ganz lateinischen Form eine Welt von deutschem Gemüth und Humor in sich schließt, sein fein, das freilich schon seit dem 10. Jahrh. aus dem lebendig weitergebildeten lat. finitus in die Sprache gekommen war, aber gleichsam erst jetzt Seele und Beweglichkeit erhielt, die es im volksthümlichen Gebrauch vielleicht schon früher gehabt haben mag, weil es da auch bis heute sich in einer viel reicheren Farbenscala, als in der Schriftsprache, behauptet hat.

# Neuntes Capitel.

## Luthers Satzbau und Stil.

Wie wir jetzt gewöhnt sind, Sprachgestaltungen zu betrachten und nach ihrer relativen Bedeutung abzuschätzen, würde uns Luthers Satzbau, die Zusammenfügung der einzelnen von ihm gebrauchten Wörter zum Ausdruck einer verstandesmäßig ergreifbaren Gedankenreihe für das Wichtigste in seiner Sprache gelten. Doch wäre eine solche Abschätzung vom geschichtlichen Standpunkt aus nur theilweise berechtigt. Denn gerade in dem Satzbau hat Luther nicht so mächtig in die Entwickelung und Ausgestaltung der Sprache eingegriffen, wie in der Fixirung der Sprachlaute oder in der Prägung des Wortvorraths des Neuhochdeutschen.

Vorauszuschicken aber ist die allgemeine Bemerkung, daß es auch hier für die Zukunft der Sprache weniger darauf ankam, wie er sich im einzelnen seine Wortstellung, die Anordnung der Sätze, die Verbindungsglieder zwischen ihnen gestaltet hat, als vielmehr, daß er es überhaupt aus einem einheitlichen Standpunkt heraus, in einem Guß und mit seiner Autorität gethan hat. Ob er dabei immer das dem Genius der Sprache Gemäßeste getroffen, ist gleichgültig: im Großen und Ganzen hat er es und mußte er es, weil er Luther war.

Verglichen mit der oben an einer Reihe, wie wir meinen, schlagender Beispiele nachgewiesenen beinahe Allmacht zu nennenden Ueberwältigungskraft seiner Sprache ist das, was von seinen eigensten Besonderheiten der spätern Sprache hierin geblieben ist, auffallend geringfügig. Sehr vieles davon ist völlig untergegangen und zwar nicht erst in einer der großen Epochen innerer Umwälzung des Sprachbodens, von denen wir

eine schon am Ende des 16. Jahrhunderts, eine zweite etwa hundert Jahre später und die gewaltigste von allen in der Mitte des 18. Jahrh. eingreifen sehen. Es war niemals so recht lebendig geworden, obgleich er auch hier wie überall immer nur in Fühlung mit dem Volksgeist oder dem Geist der Schriftsprache seiner Zeit das eigenartig ausgestaltete, was er hier oder dort entnahm. Auch hier ist er frei von allem schematisirenden und a priori construirenden Doctrinärismus, der sich bloß aus den Cisternen seiner eigenen Weisheit sein Lebenswasser holt und, was noch schlimmer ist, es auch den Andern als Nektar ausbietet und aufdrängt. Aber es scheint, als sei Luther gerade hier in dem, was er als sein eigenstes Eigenthum betrachten darf, wenn oder weil er es aus dem Gemeingut des deutschen Sprachbewußtseins entlehnte, am allermeisten in einen natürlich weder von ihm noch von den Andern geahnten Widerspruch gerathen mit dem immer anmaßlicher hervortretenden Geiste derer, die man doch als die Träger der Zeitbildung betrachten muß, so wenig Sympathien sie auch erwecken. Ihrer geschnörkelten, gespreizten, eckigen und faltigen und dabei doch so trockenen, steifen und saftlosen Rhetorik, im Wesen nichts als ein geistloser Abklatsch der neolateinischen Classicität, gehörte die Zukunft. Alles aber, was an Luthers Satzbau und was dazu gehört, originell in jedem Sinn, lebensfrisch und kräftig ist, steht auf der entgegengesetzten Seite und in diesem einen Fall war selbst seine Riesenkraft nicht stark genug, den widerwärtigen Strom der Verkehrtheit abzudämmen oder auch nur dauernd und gründlich zurückzuhalten.

Um so weniger als er selbst, wir sahen es ja schon, doch auch nicht ganz unberührt davon geblieben ist, wie in andern Bezirken des sprachlichen Ausdrucks, so auch hier nicht, wo der einzelne Mann, wenn an ihn die Nöthigung herantritt, seine

Kraft der Schriftstellerei um der Sache und nicht um der Form willen zu widmen, wenn ihn nicht ein übermächtiges poetisches Bedürfniß, die eigentliche freie Schöpferlust, die Feder in die Hand giebt, von selbst sich am ersten nach Mustern und Vorbildern umsehen wird. Fühlt er dann auch, wie es Luther geschah, und wie er es in seiner körnigsten Art mehr als einmal aussprach, daß ihm die Flügel wachsen und kein Anderer ihm nachkann, so bleibt er doch noch immer abhängig von dem, was seinem Stil den eigentlichen Stempel zuerst aufgedrückt hat.

Auch er hat nicht wieder zu der lichtvollen Geschmeidigkeit des 13. und 14. Jahrhundert zurückkehren können, auch nicht zu der schlichten Einfalt der besseren Geschichtschreiber und Erzähler des 15. Jahrh. oder seiner eignen Zeit. Kein Zweifel, daß den heutigen Sinn der Periodenbau eines Murner oder Pauli mehr anmuthet, als Luthers Sätze, so viel er davon in seinen verschiedenen Schriften gebaut hat, allenfalls mit Ausnahme des Sendschreibens an den christlichen Adel deutscher Nation und einiger seiner Briefe, worin eben dieselbe einfache Klarheit und Durchsichtigkeit des Satzgefüges wie dort zu finden ist. Daneben aber auch noch eine Raschheit der Bewegung, ein kräftiges Einherschreiten, ein unaufhaltsamer Strom der Rede, was man alles dort vergeblich suchen würde, und alles durch die einfachsten und schlichtesten Mittel, wo möglich noch einfachere und schlichtere als dort, bewerkstelligt. Außerdem aber ist es Luther nicht selten begegnet, sich in jene verschrobene und schwerfällige Verkettung der einzelnen Satzglieder zu verstricken, worin die Canzleisprache und fast noch mehr jene von Jahr zu Jahr sich mehrende Zunft der gelehrten Uebersetzer aus dem Lateinischen und zum Theil auch aus der italienischen Novellistik so Ungeheuerliches leisteten. Ungefüge,

oft geradezu unverständliche Satzverschränkungen, oder dem deutschen Sprachgenius oft absolut widerstrebende Uebergänge von einem Gedankenbilde zu einem andern, was man unter den bequemen Namen der formalen und logischen Anakoluthie zusammenzubringen pflegt, sind in seiner Uebersetzung der Briefe des Neuen Testaments massenhaft anzutreffen, doch kann man sie hier mit seiner Gewissenhaftigkeit als Uebersetzer entschuldigen, denn das Original leidet ja an denselben Gebrechen. Aber anderwärts gilt diese Entschuldigung nicht und doch hat er auch anderwärts, allerdings in seiner früheren Zeit häufiger als später, Sätze gebaut, die den häßlichsten Ungeheuern des neolateinisch-canzleimäßigen Barockstils, der in der Sprache der Renaissance schon ein Jahrhundert früher, als in ihrer Kunst waltet, wie ein Ei dem andern gleich sehen. So ein Beispiel statt aller andern. Am 29. März 1520 schreibt er an Herzog Johann zu Sachsen, Bruder Friedrichs des Weisen, den spätern Kurfürst Johann den Beständigen, „dieweil aber mein gnädigster Herr, Herr Friedrich, Herzog zu Sachsen — die weitern Titulaturen mögen wegbleiben — Ewer fürstlichen Gnaden Bruder, nicht vorschmächt, sondern gnädiglich hat aufgenommen mein untüchtigs Büchlein seiner Kurf. Gnaden zugeschrieben, das nun auch durch den Druck, deß ich nicht gedacht, ausgangen: hab ich einen Muth geschöpft von solchem gnädigen Exempel, und mich vormessen, wie das fürstlich Geblüt so auch der fürstliche Muth zuvor in gnädiger Sanfte und Gutwilligkeit gleich und eins sei, vorhofft, es solle auch Euer fürstl. Gn. der Art nach diese meine arme unterthänige Erbietung nicht vorschmehn, die mir viel nöther ist gewesen auszulassen, denn kein meiner Predige oder Büchlin, dieweil die gröstist Frag sich erhoben hat von den guten Werken, in welchen unzählig mehr List und Betrug geschicht, denn in kein anderen Creaturen, und in den-

selben der einfältig Mensch gar leichtlich vorführet wird, daß auch unser Herr Christus uns geboten hat, wir sollen mit Fleiß Acht haben auf die Schafskleider, darunter die Wolf sich bergen." Immerhin mag der Curialstil, dem sich Luther nicht aus Berechnung, sondern aus dem tief in seiner Seele wurzelnden Respect vor der von Gott gesetzten Obrigkeit, so gut wie jeder Andere, allerdings aber je mehr er die Welt und die Menschen und namentlich die Fürsten kennen lernte, in mehr und mehr temperirten Formen bequemte — man vergleiche die gedrungene Kürze seines spätern officiellen und vertraulichen Briefwechsels mit seinem Landesherrn, Kurfürst Johann Friedrich — vieles von solchen Ungeheuerlichkeiten der Verschnörkelung entschuldigen, aber doch nicht alles, und wenn auch in dem Büchlein selbst, zu dessen Geleite der Brief bestimmt war, jenem durchschlagenden Sermon „Von den guten Werken D. M. L." — er durfte da nur noch die Anfangssiglen seines Namens schreiben, den schon die ganze Welt kannte — nichts dieser Dedication auch nur entfernt an die Seite zu setzen ist, so wird man doch auch in ihm und überall, wo es gilt, zu deduciren und logisch zu demonstriren, nicht bloß zu dem Gemüthe und Willen, sondern auch zu dem Verstande und dem vom Verstande erleuchteten Gewissen zu reden, nicht jene „wahre Luthers-Sprache" vernehmen, die uns Modernen doch eigentlich nur aus einigen Prachtstücken seiner Bibel und lebendig gebliebenen Lieder im Ohre klingt. Die Vergangenheit der deutschen Sprache bot ihm für diese Aufgabe, die größte und schwierigste für den Schriftsteller Luther, kein Muster: selbst nicht jene Populärphilosophen und Moralisten, denn wir haben gezeigt, daß das psychologische Fundament ihrer Sprache oder ihres Periodenbaus ein ganz anderes war (s. o. B. I, 382). Aber es war kein Glück für die Zukunft des Neuhochdeutschen,

daß selbst ein Luther anderen Mustern in die Hand fiel, die, so viel an ihnen war, seine Sprache als gefügtes Ganze, im Zusammenhang redend und wirkend, um einen Theil ihrer natürlichen Vorzüge bringen mußten.

Es wäre nicht schwer, in Luthers Satzfügung die beiden Bestandtheile der gelehrten Manier und des volksthümlichen Sprachbewußtseins von einander zu scheiden. Dann würde sich herausstellen, daß er unter allen den Schriftstellern der Zeit, die überhaupt der neuen Richtung sich zugewandt hatten, doch noch am meisten von jenem zweiten besitzt. Wie schon bemerkt, er darf nicht mit dem Maßstab der elementaren oder naturalistischen Volksliteratur gemessen werden. Was er zu sagen hatte, konnte er nicht in ihrer, wenn man es recht vornehm benennen will, rein episch empfundenen Periodisirung, in dem bloßen Aneinanderreihen von unterhaltenden Bildern und Thatsachen sagen: er mußte deduciren, argumentiren, disputiren, discutiren. Sieht man auf das Einzelne, so ist in dem, was der ersten Rubrik angehört, bei ihm noch immer eine gewisse Auswahl, oder eine gewisse tactvolle Beschränkung nicht zu verkennen, obwohl alles, was hierher gehört, weil es sammt und sonders für die deutsche Sprache nur schädlich sein konnte, im Grunde einem und demselben Bedenken unterliegt. So hat er jene, keineswegs mit den urdeutschen zu verwechselnden Accusative mit dem Infinitiv, die oben (Bd. I, 387) characterisirt wurden, verhältnißmäßig nur selten, aber er hat sie angewandt und wo dies geschieht, ist es und bleibt es eben undeutsch. „Das halt ich auch wahr sein", „Ich höre sagen, Ew. Fürstl. Gn. ein feinen vernünftigen Mann sein", läßt sich wohl verstehen, aber „dass ich froh bin, dass dahin komen ist, die Briefe dem Convent wilder werden" schon weniger und „die ich wol sahe, mir weit zu gering sein", nur wenn man den

Satz in Gedanken zurückübersetzt quos vidi etc. Ebenso seine Participien, wo er dem Genius seiner Sprache wenigstens so weit nachgab, daß er das Participium Präsentis sehr selten und fast nie anders als adjectivisch behandelt gebraucht. Dabei geschieht es ihm freilich auch schon, daß er wie der schwerfälligste Canzleiverwandte diesem adjectivisch empfundenen und deshalb nach durchgreifender deutscher Gewohnheit oder innerer Nöthigung dem Hauptwort vorgesetzten Particip allerlei einschachteln muß, wie es die spätere nhd. Sprache unbedenklich thut, aber zu seiner Zeit war es doch nur noch das Privilegium jener schon oft erwähnten exclusiv Gebildeten: „den von in gehandelten sachen, die in bewegende ursach" etc., immer noch damals deutscher klingend als „mit vieler Mühe hin und herreisend, und allen Fleiss furwendend, zuletzt" etc. Am allerhäufigsten, wieder im Anschluß an den gelehrten Zeitstil, das Particip der Vergangenheit in seiner passivischen Verwendung: „Gottes zusagung von Christo den Partriarchen geschehen; Glauben und Trauen zu Gott, itzt so herrlich gezeigt und bewahrt" und tausend Anderes dieser Art, was auf jeder gedruckten Seite Luthers begegnet — in den Briefen sehr selten, wenn es nicht Actenstücke im Canzleistil sind — ist noch erträglich, aber Segen, alda Abrahae verheissen, in seinem Samen durchs Evangelion aller Welt furgetragen, oder solchen alten Glauben, bisher von Anfang in der ganzen Christenheit gehalten, lassen fahren etc. werden durch die dazwischen gelegten erklärenden Einschiebsel, weil sie so viel breiter sind, auch um so viel unerträglicher.

Ebenso nur durch das Latein begreiflich und verständlich sind jene relativen Wendungen, von denen die ältere Sprache frei war, so lange sie ihre unverfälscht deutsche Natur bewahrte — denn die bloßen einzelnen Fremdwörter haben sie nicht

verfälscht, so wenig wie das Griechische seine orientalischen oder sonstigen barbarischen. Uns freilich giebt ein „welcher keiner wäre gehört" keinen Anstoß mehr, schon eher „die ich höre sagen er vor Zeiten gezeigt hat", obgleich es doch nur halbrichtig lateinisch gedacht ist, aber der Zeit hätte es Anstoß geben sollen, denn ihr und Luther selbst war noch die ältere echt deutsche Relativfügung vollkommen im Ohr und das schleppende wilch, wilcher, wilchs, das er in der mitteld. i Form, wie schon oben bemerkt, häufiger als das hd. welch etc. verwendet, ist doch durch ihn erst recht populär geworden, nachdem es vorher nur bei den Pedanten und Doctrinären seine Heimath gefunden hatte, wo es immer hätte bleiben sollen.

Lesen wir jetzt einen Satz wie „als solt ich mit im zu reisen gen Trier mich verpflichtet haben", so fällt uns darin nichts weiter auf als allenfalls, daß gen Trier nach zu reisen gestellt ist und doch ist diese ganze Fügung durch und durch undeutsch gedacht, und wäre von der ältern Sprache in zwei von einander abhängigen Satzgliedern, wie wir es allerdings auch können: verpflichtet haben, mit ihm zu reisen gen Trier, was so jedenfalls die natürliche deutsche Wortstellung wäre, oder noch besser verpflichtet haben, dass ich mit ihm reisete oder wollte reisen gen Tr. gegeben worden.

In dieselbe Kategorie sind auch die sog. absoluten Fügungen zu setzen, wo er sich von den thörichtsten Auswüchsen der Gelehrten, der Nachahmung der Ablativi absoluti des Lateinischen, der Genetivi absoluti des Griechischen direct zwar fern gehalten, aber doch unter ihrem Drucke weiter gegangen ist, als es für die Sprache förderlich war.

„Seiner Ehre verschont" ist nur einen Schritt über die bei ihm, wie schon in der Gemeinsprache der letzten Periode, aber immer sichtlich unter fremdem Einfluß so beliebten

absoluten oder, wie man es vom deutschen Standpunkte auch nennen kann, adverbialen Genetive (s. o. B. I, 378). Sein müglichs Fleiss, guten Raths oder richtigen Raths in alliterirender Form, guten Gerüchts, glaubwurdiger rede, demütiger Unterthenigkeit, Zusagung etc. klingen heute fremd, aber freundlicher weis(e) lassen wir uns sammt hundert andern ähnlichen Formeln gefallen.

In dieselbe Begriffssphäre gehört zuletzt doch auch, wenn man auf den Grund der Erscheinung geht, die bei ihm in umfassenderem Maßstab als bei irgend einem namhaften Schriftsteller dieser Zeit — von den Producten des Canzleistils wird also ausdrücklich abgesehen — gehandhabte Auslassung der sog. Hilfsverba sein und haben. Der echt mhd. Sprache ganz unbekannt — denn das nach lâzen, suln etc. hie und da für uns zu ergänzende Verbum substantivum sîn oder wesen ist natürlich anders zu beurtheilen — verbreitet sich diese Sitte, wie oben nachgewiesen worden ist (B. I, 309), in dem Maße, als der Gebrauch oder Mißbrauch dieser Hülfsverba zunimmt. Daß auch vor Luther eine gewisse Ungenirtheit der Diction das Schleppende dieser massenhaft verwandten Vehikel in etwas erleichterte, ist gleichfalls schon bemerkt. Aber wenn man die genaueren Zeitunterschiede, die man aus den classischen Sprachmustern auch der eignen Reflexion als nothwendig eingeprägt hatte, durchaus bezeichnen mußte, so gab es eben kein anderes Mittel als dieses. Für den abhängigen Nebensatz, der, lateinisch angesehen, von dem Verbum des Hauptsatzes regiert wird, ist die Auslassung von sein oder haben bei Luther Regel, der es verstanden (hat), der hie gewest (ist), denn ich wohl mehr zu schaffen (habe), als viel an mir gelegen (ist), denn ich than, denn ich gehandelt (habe) und Unzähliges der Art, wovon das Meiste noch jetzt gilt, außer in den erklärenden Nebensätzen mit

denn, die bei uns durch das Aufgeben der abhängigen Wortfolge, jetzt denn ich habe es gethan, gegen Luthers, denn ich es (ge)-than habe, das er dem ihm nicht unbekannten heutigen Gebrauch weit vorzieht, die Form von Hauptsätzen angenommen haben. Nicht ihm allein eigen, aber von ihm sehr gern verwandt sind die Auslassungen des einen oder des andern Hülfsverbums bei zwei verschieden construirten mit und verbundenen oder auch nicht verbundenen Verben: denn ich gesagt (habe) und gangen bin; wo gewesen wäre und sollte haben gehört etc. oder die Auslassung bei beiden; oder gar dreimal nach einander in verschiedenen Nebensätzen: aber er verstanden (hat), als er hie gewest (ist) und gesucht (hat) alles dies immer so an sich deutlich, daß für den Leser oder Hörer nie ein Zweifel entstehen konnte und insofern vor dem Sprachgeist berechtigt.

Wie schade, daß alle mehr oder minder der Fremde und einem abgestumpften Gefühl für alles feinere Leben der Sprache angehörigen Wendungen, für die man ihn, wir denken es genugsam gesagt zu haben, nur bedingungsweise, aber eben doch bedingungsweise, verantwortlich machen darf, gerade am festesten gehaftet haben, während so viel anderes Frisches, aus dem innersten Kern der deutschen Natur Herausgewachsenes, also auch nicht von ihm Erfundenes, sondern Gefundenes und geistreich originell weiter Gebildetes so bald nach ihm verklungen oder vertrocknet ist. So seine in jeder Art vorzügliche Lieblingspartikel zur Einführung des hypothetischen Satzes wo: „wo ihr das wolltet, sprächet etc.“ neben dem ihm ob, dessen geschmeidige Natur noch am ersten zur Concurrenz befähigte, fast verschwindet und noch mehr das in der Gemeinsprache eigentlich schon allmächtige wenn, wann. Oder seine Bedingungssätze, von dasz eingeführt und durch ihre drastische, dichte Gegenüberstellung an die daraus gezogene Folgerung, so ungemein energisch

geworden. Dass sie aber fürwenden, wissen wir; dass er aber furgibt, da wollte ich gerne; dass ihr aber fraget, antwortet Christus, wo wir uns mit allerlei Flickwerk behelfen, gesetzt daß, wenn etwa und dergl. Oder sein noch für unser und das in der damaligen Gemeinsprache schon überwiegend übliche dennoch, noch denn: noch bieten sie nicht Friede, noch will ich es thun, noch fiel der himel nicht ein (dennoch, trotz ihres Tobens), oder sein je und das ganz synonyme ja, wovon das eine oder das andere gewiß sehr oft bloß auf Rechnung der Setzer kommt: wo er je nicht sein kunnte, lautet dicht daneben denn er ja nicht sein kunnte, oder sein so unendlich geschmeidiges so, das ganz wie in der gesammten Vergangenheit der deutschen Sprache hoch- und niederdeutscher Zunge bis in die vorgeschichtliche Nebelregion hinauf, eigentlich ein ganzes Heer von Partikeln ersetzt, mit denen das uns bekannte gothische als Uebersetzungs-Sprache zwar geistvoll, aber äußerst mühselig dem Griechischen Concurrenz machen will. Auch dies so ist Luther noch ebenso lebendig wie dem Dichter des Heliand oder Otfrid, oder Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide; nicht allein ihm, sondern seinem ganzen Volke, wo es wirklich in seiner Sprache lebte; wir dürfen hinzusetzen, noch auf ein, zwei Jahrhunderte hinaus ist es doch hauptsächlich durch ihn auch der Schriftsprache nicht ganz entfremdet worden. Das so seit dem Beginn des 18. Jahrh. ist freilich nur noch sein lebloser Schatten. — Desgleichen jene elliptische, so leichte und durchsichtige Fügung des adverbialen Superlativs in einen Satzabschnitt, wo die Gemeinsprache, ganz von der Bahn der Vergangenheit abweichend, zwei dafür aufbrachte: aufs ergist er mag, aufs best er weiss, kan, wil etc., so arg, als er nur mag, so gut als er nur kann ꝛc.

Oder sein präcises beide, für das bauschige „sowohl — als auch": beide got und der teuffel, beide haus und hof, wobei natürlich die Zweizahl nicht nach der Zahlenschablone, sondern nach dem lebendigen Zahlenbilde gerechnet wird, beide glück und gunst und das unglücke, beide grosse und schwere ursachen und guter freunde rat. Oder sein noch ganz deutscher Gebrauch der doppelten und verstärkten Negation, nicht bloß bei dem erstarrten nicht, nichts, sondern auch sonst überall, wo es der Nachdruck des Stils verlangt: nie kein mensche, niemand nichts, nimmermer kein, nie weder gehört noch gesehen. Auch sein waser: aus waser macht, mit lei wie allerlei, mancherlei etc., adverbial gemacht waserlei, und dafür was für ein: was ist das für ein bosheit oder nach heutiger Wortstellung was für ein Gemecht wir sind, hat er dem Nhd. erst recht zugeführt, nachdem es seit dem 13. Jahrh. bald hier, bald dort sich hervorgethan, aber niemals so recht zu Ansehen gelangt war. Es ersetzte das bei dem abgestorbenen Formengefühl immer mehr unbrauchbar gewordene, aber immer noch auch von Luther mit einer Art von Pietät festgehaltene was mit abhängigem Genetiv: was für ein mann ist, in der älteren Sprache so viel kürzer, richtiger und energischer waz mannes, waz für eine sache, waz sache (Gen. Fem.) etc., namentlich da berechtigt, wo nicht das s des männlichen oder sächlichen Gen. Sing. einigermaßen noch ein Bewußtsein für das Gewebe dieser Fügung erhielt. Aber schon bei Luther, wie in seiner ganzen schriftstellerischen von ihm unabhängigen Umgebung ist insofern nur ein Archaismus als die genetive Fügung mit Vorliebe und fast ausschließlich er sie nur mit weiblichen Genetiven — was sache, was meinung — oder mit neutralen — was dings — nicht aber mehr mit den lebendigsten Bestandtheilen des Hauptwörterschatzes der Sprache, den Masculinen, am

wenigsten den noch ganz persönlich geschlechtlich empfundenen, wie mann, erscheint. —

Auch sein vielberufenes „lass uns, lasset uns", als weichere Umschreibung des Imperativs oder etwas stärker wie der durch den Conjunctiv im Deutschen ausgedrückte Jussiv — lass uns zusehen steht von Anfang in der Mitte zwischen sieh zu und sehest du zu oder mügest oder dem schon gewöhnlicheren möchtest du zusehen — hat Luther nicht erfunden oder gar aus dem Niederdeutschen entlehnt. Hier spielt es allerdings, aber doch auch nur kurz vor der Zeit, wo es in der hd. Schriftsprache auf einmal auftaucht, was noch im 15. Jahrh. geschah, eine viel wirksamere Rolle, gehört vielmehr auch zu der gewöhnlichen Sprache, entschieden dem mittleren Stil, während es im Nhd. und bei Luther selbst immer doch etwas Feierliches, besonders Eindrucksvolles hat, das selbst durch seinen bei ihm sehr häufigen Gebrauch nicht abgestoßen wird. Jedenfalls ist es aus dem Schoße des deutschen Sprachgeistes entsprossen und in diesem Falle ist es Luther geglückt, dem gesammten nhd. Stile eine Formel zuzuführen, die man heute nicht wohl mehr entbehren könnte. —

Ob man eine andere stark heraustretende Eigenthümlichkeit in Luthers Ausdruck dem Wörterbuch oder dem Satzbau oder gar der stilistischen Technik im engeren Sinne zuweisen will, womit sie aus dem Bereich der Sprachgeschichte in den der Geschichte der Literatur und ihrer Kunstformen träte, darüber ließe sich streiten. Jedenfalls beruht ein großer Theil der Wirkung, die er selbst mit seiner Feder hervorbringen wollte, gerade darauf. Es ist seine Neigung, denselben Begriff in kräftiger Variation des Wortes mehr als einmal und dadurch der Phantasie um so viel drastischer, dem Gemüth um so viel wärmer auszusprechen. Der formale Verstand hat damit nichts

zu schaffen: ihm genügt, daß das zutreffende Wort für den Begriffsinhalt einmal gesetzt ist und was darüber hinausgeht, gilt ihm als überflüssig, als Tautologie oder Pleonasmus, die er in der Rhetorik allenfalls gelten läßt.

Unsere ältere Sprache neigt da, wo wirklich Blut in ihr pulsirt, mit Vorliebe zu solchen Tautologien, nicht bloß in der Poesie, die ohne sie begreiflich nicht leben könnte, sondern auch in der gewöhnlichen Rede. Selbst in der fahlen Nüchternheit unserer neueren und neuesten gebildeten Prosasprache sind viele davon festgewurzelt. Wenn wir lieber „ein- und dasselbe" statt „dasselbe", Art und Weise, Maß und Ziel, angst und bange ganz und gar, gäng und gäbe, gut und gern, Hab und Gut, Leib und Leben, los und ledig, Saus und Braus, schalten und walten, und hundert anderes der Art sprechen und sogar schreiben, wo doch ein Wort vollkommen ausreichte, stehen wir unbewußt unter dem Banne dieser uralten deutschen Stilformel. Ihre Kraft wird noch verstärkt, wie ein Theil der ebendeshalb gewählten Beispiele zeigt, wenn die Alliteration, die den ganzen gehobenen, nicht bloß poetischen Ausdruck des Deutschen durchzieht, dabei mitwirkt oder der eigentliche Lebensnerv ist, oder wenn sich der Reim damit verbindet.

Die parallelen Glieder werden mit „und" verbunden, wofür natürlich ebenso berechtigt „auch" oder in negativen Wendungen „noch" eintreten könnte. Auch ist uns aber nicht mehr lebendig und noch wird selten gebraucht. Wir sagen lieber „er kennt nicht Maß und Ziel, es ist nicht gäng und gäbe" als „er kennt weder Maß noch Ziel, es ist weder gäng noch gäbe", und in diesem schleppenden „weder", das sich die neuere Sprache zur correcten Darstellung solcher scheinbar disjunctiven oder adversativen kurzen Satzglieder angewöhnt hat, liegt der Grund für das Zurücktreten des noch, das im 16. Jahrh. zumal

bei Luther keines weder bedurfte. Aber das dritte altberechtigte Synonymon für und „oder“ hat sich noch erhalten. Alle diese Conjunctionen haben hier begreiflich nur die Bedeutung, die gleichen Sprachbilder neben einander zu stellen, in einen Rahmen zu fassen, nicht von dem einen gegebenen zu einem neuen überzuleiten, oder z. B. ist hier niemals das lat. aut. sondern stets vel oder sive, und in Fügungen wie „groß und schön“, wo zu dem einen Begriff groß noch der andere schön zugesetzt werden soll, weil damit erst der im Geiste gegebene Gedankeninhalt erschöpft ist, hat und geradezu die entgegengesetzte Function von dem und in den oben angeführten Formeln. Dies letztere, wie seine Synonyme, ließen sich ächt prosaisch mit „das heißt“, „nämlich“, „deutlicher gesagt“ und dergl. umschreiben, das erstere niemals.

Luther hat sich unter allen Deutschen, die jemals geschrieben haben, mit der größten inneren Lust und sichtbarstem Behagen dieser volksthümlichen Neigung hingegeben und sie mit der größtmöglichen Wirkung verarbeitet. Sein mächtiges Vorbild hat ihr ohne Frage auch später noch in ganz veränderter Atmosphäre Lebensluft zugeführt und wesentlich ihm ist es zu danken, daß wir heute noch trotz all der Verstandes-Pedanterei und dem Doctrinarismus, die unsere Sprache ausgedörrt haben, etwas von dieser frischen Kost der ältesten und ewig jungen Sprachfreudigkeit genießen.

Luther gebraucht mit Vorliebe zweigliedrige Formeln, wo er entweder ganz einfach Wort zu Wort mittelst und, auch, oder und dem negativen noch fügt, oder jedes Glied durch eine Umschreibung, durch attributive Zusätze u. s. w. je nach dem innern Bedürfniß des Moments aus seiner Schmucklosigkeit in einer an sich schon bunteren Gewandung hervortreten läßt. Mitunter sind wohl auch jene verbindenden Fäden der

Partikeln ausgelassen und die eigentlichen Sprachbilder unmittelbar und um so drastischer aneinander gerückt. Sehr häufig ist die Alliteration verwandt, wobei für das mitteld. Organ d: t, b: p als gleichlautend gelten, mit Vorliebe aber auch der Reim, oder beides zusammen. Ganz systematisch, wenn man es so nennen will, pflegt Luther eines seiner bei ihm so beliebten Fremdwörter auf diese Art durch eine solche deutsche Parallel-Glosse zu erhellen und zu erwärmen.

Neben den zweigliedrigen erscheinen auch dreigliedrige Formeln in derselben und noch erhöhter Schlagkraft, selbstverständlich aber um so viel seltener, gewöhnlich, gleichfalls mit richtigem Instinct, 1 und 2 unverbunden, Masse an Masse, aneinander gefügt. Hier ist die Alliteration begreiflich in beschränkterer Wirksamkeit, aber auch hier klingt sie durch, und es versteht sich für jedes deutsche Ohr von selbst, daß ein innerlicher Zusammenhang gerade zwischen diesen dreigliedrigen Formeln und dem angestammten deutschen Vers mit seinen Alliterationen oft herauszufühlen sein muß. Ueber die Dreigliedrigkeit geht es selten hinaus und man begreift auch warum: es würden dann je zwei Parallelgruppen sich von selbst aus dem einheitlichen Gefüge des Ganzen heraussondern und damit wäre die eigentliche Wirkung aufgehoben.

Jede Seite in Luthers Schriften bietet Belege dar, hier häufiger, dort seltener, je nachdem er pathetischer und wärmer, drastischer und populärer sprechen, die Phantasie packen und die Gemüther rühren will, oder auf der andern Seite sich mehr an den Verstand und das Reflexionsvermögen seiner Leser wendet. Man könnte Bände mit diesen Formeln füllen. Hier aber kommt es nur darauf an, an einigen wenigen systematisch ausgewählten Beispielen einmal nach unserer heutigen Sprache hin die Fäden des innern und äußern Zusammenhangs

zwischen ihm und uns nachzuweisen, dann aber auch zurückschauend nach der Vergangenheit bis zu den allerältesten schriftlichen Zeugnissen deutschen Ausdrucks, Luthers Sprache als das, was sie im eminentesten Sinn ist, das Centrum oder der Mikrokosmus des volksthümlichdeutschen Sprachbewußtseins, auch in diesem einzelnen Falle an ihre rechte Stelle zu setzen. — Wir halten aus diesen Gründen die alphabetische Ordnung ein und sind überzeugt, daß man dieselbe durch eine Berücksichtigung der oben berührten maßgebenden Gesichtspunkte zu beleben wissen werde.

I. Zweigliedrige Formeln.

A. alber und einfältig; arbeiten und begehren; anhalten und ermahnen; ansehen und Autorität; ausgangen in alle land und erschollen.

B. barmherzigkeit und mitleiden; bedeckt und entzogen; beten und Gott anrufen; betrübt und beangstet; beissig und ungeduldig; bekennen und nicht leugnen; behalten und selig werden; beruf und stand; eitel bilde und unnütze Formen; blasen und brüsten; bloede und verzagt; bosheit und bosen; brauch und gewohnheit; buben und boesewicht.

D. decken und bergen; deuten und verstehen; deutung und meinung; dienen und unterthan sein; dienst und gebür; dringen und treiben; dulden und lassen; dulden und tragen.

E. eben und enlich; effen und narren; eigendünckel und eigengefallen; empsigkeit und scherpfe; erkundigung und erkentnis; erlogen und erstuncken (seltener umgekehrt); erseszen und erjeret; exempel und fürbild.

F. (V) fabel und merlin; far und beschwerung; färlich und sorglich; vermuthen und verhoffen; so fern und ausgegenommen; vernunft und verstand (in dieser Formel im Begriff identisch); versuchen und prüfen; fest und getrost; mit

fleiss und ernst; fluchen und lestern; fodern und zwingen; förderlich und hülflich; Form und gestalt; frei und los; frevel und toll; friede und einigkeit; fromm und gut; fröhlich und unerschrocken; fürwitz und frevel.

G. ganz und gar; gebür und ziemung; gesetz und gebot; genugsam und reichlich; geschwetz und narrenwerck; gewerre und gemenge; gewürm und geschwürm; gewiss und nicht zweifel; glauben und trauen; glück und heil; gnade und gabe; greifen und fühlen; greulich und erschrecklich; grösser und mehr; grund und ursache; grünen und blühen; gunst und gnade; gute sache und recht; gutwillig und freundlich.

H. hadern und rechten; heftige (und) scharpfe schriften; heilig und göttlich; helfen und rathen; helfen und beikommen; hell und klar; herren und oberkeit; herz und muth; heupt und herre; hitzig und begierig; hohe und grosse stende; hülf und mittel; hülf und stärkung.

I. irrthum und trügerei; jamer und noth; jungfrauschaft und keuschheit; jüngst und kleinest.

K. kan und wil (häufiger als umgekehrt w. u. k.); klar und lauter; klärlich und fein; klug und weise; knörrig und störrig; knoten und klumpen; condition und mittel; kost und mühe; kundschaft und freundschaft; kunst und geschicklichkeit; kurzweil und gelechter; in kürtz und eile.

L. laben und troesten; leben und weben; leib und leben; leichnam und fleisch; alls leiden, alls übel; lehren und treiben; sich lencken und schicken; lestern und schmähen; lesterlich und schendlich; lieblich und freundlich; liegen und triegen (oder lügen und trügen); loben und dancken; lob und ehre; loben und rühmen; los und falsch; lust und liebe (oder umgekehrt); lust und begier; lust und willen.

M. mag und wil; macht und majestät; meistern und

regieren; menschenfündle und aufsatz; mitbruder und klosterling; mühe und arbeit.

N. nacht und finsterniss; namen und titel; noth und nütze; nützlich und hülflich.

O. orden und muncherei; on und ausser.

P. predigen und vermahnen; prediger und pfarrhern; plärren und blöcken; pochen und trotzen; preisen und hochheben.

R. rathen und helfen; rauben und plündern; rathen und vermahnen; wolregieren und heilsame herren sein; recht und fein; recht und gut, recht und wahrhaftig; rein und gerecht; reisen und führen; röthe und scham; rotzig und unfläthig; rühmen und bekennen; rund und ganz.

S. sagen und singen (oder umgekehrt); sagen und zehlen (erzählen); sausen und rauszen; schaden und far; scharpf und geschwindt; schenden und blenden; scharren und wueten; schencken und schicken; schlemmen und temmen; schlichten und hinlegen; schmecken und erfahren; schreien und plärren; zu schwind und zu kurz; segnen und fördern; sehen und erfahren, satsam und theuer; setzen und sagen; sicher und frei; siegel und brief; sollen und können; sorgen und angst; sorgen und treiben; straf und zorn; studieren und forschen; studieren und lesen; suchen und forschen; sünd und schande; in sündigem fleische leben und armer sünder sein; suspendiren und aufheben.

T. taberne und wirthshaus; tand und menschensatzung; täuschen und trügen; tichten und dencken; tichten und machen; tichten und trachten; toll und voll (häufiger als umgekehrt); traum und traumbild; treue und hülfe; trotzen und freidig sein; tuck und bosheit; trübsal und jamer (häufiger als umgekehrt); trübsal und noth.

U. über alles gehen und den vorgang haben: unsinnigkeit und toben; uns. und wueten; unterthan und gehorsam; unchristlich und ungöttlich; unverzagt und unerforcht; unbekannt und unbewusst; urteilen und sprechen.

W. walten und schalten (und umgekehrt); warnen und vermahnen; weichen und nachgeben; weben und schweben; welken und verkommen; weinen und heulen; willig und erbütig; wissen und wollen, wissend und verstendig; wohl und gründlich; wueten und toben (selten umgekehrt).

Z. zancken und spotten; zappeln und zittern; zart und weich; zeitlich und vergenglich; zins und aufsatz; zürnen und toben; zwang und drang.

Ueberall könnte natürlich für und, auch und oder stehen, findet sich auch in einzelnen Fällen häufiger als und, während hier der durchsichtigen Gleichförmigkeit wegen überall und eingeführt ist. Hie und da fehlt jede conjunctionelle Verbindung, doch gehört eine solche zum eigentlichen Wesen dieses Gebrauchs.

II. Von dreigliedrigen nur eine ganz kurzgefaßte Auswahl, die ungefähr das Zahlenverhältniß ihres Vorkommens im Verhältniß zu den ersteren vergegenwärtigt. Die mehrgliedrigen müssen bei Seite gelassen werden.

Allerlieblichst, holdreichst und freundlichst; aufruhr, rotten und theilung; augen, gedancken und herze; Beweisen, üben und halten; Erkenntnuss, urtheil oder determination; aus frevelem, unbedachtem, ungeordnetem willen; Gestohlen, geraubt, wegbracht; grobe, thörichte, freche lüge; Heil, gut und glückselige wolfart; höhnen, schenden und verunglimpfen; höchste, nothigste und fürnehmste ursach; Lügenhaftig, lesterlich, eselisch; Neid, zanck und zwietracht; Scharff, bitter und schrecklich; singen, springen, fröhlich sein; sicher, gerade, strack; Uebel, beschwerung oder widerwertigkeit; Verbittert,

verwerret und zurschellet; verbant, verjagt, verfolgt; verfluchen, bannen, verwerfen; Wundergütig, sanftmüthig und holdselig.

Hier ist häufig das dritte Glied durch Conjunction mit dem zweiten näher zusammengeflossen, ohne im Sinne diesem näher zu stehen als dem ersten. —

Endlich noch Luthers Wortstellung. Sie ist wie die der gesammten Gemeinsprache durch die vollständige Zerrüttung des alten Satzgefüges und die versuchten Neubildungen nach fremden Typen gar sehr von der einstigen Durchsichtigkeit und Beweglichkeit, die sie namentlich in der mhd. Poesie besaß, heruntergekommen, hat aber doch namentlich im einfachen Satz alle die specifisch deutschen Characterzüge, die sie von Anfang an hier wie in einer andern und doch wahrscheinlich viel enger als man gewöhnlich annimmt, damit verwandten Sphäre, in der Betonung des deutschen Wortes als allem gesammtdeutschen oder germanischen Sprachbewußtsein zuständig erkennen läßt. Daß das Gothische darin theilweise seine eigenen Wege mehr zu gehen scheint als geht, hebt die durchschlagende Bedeutung dieser Thatsache nicht auf.

Luthers Wortstellung hat sich nun, soweit es ihm nach den Vorbedingungen seiner Schriftstellerei möglich war, noch so eng als möglich an die älteren, lebendigeren Modelle angeschlossen, nicht weil er sie wissentlich nachgeahmt hätte, sondern weil es sein volksthümlicher Genius ihn so lehrte. Gerade da, wo er, an ein fremdes Original gebunden, die Zusammenfügung der Sätze der Vorlage seinem Original anpaßte, ist er wie zur Entschädigung in der Wortstellung innerhalb der einzelnen Satzglieder desto deutscher. Dieß gilt namentlich von dem ganzen alten Testament, wo das hebräische Original mit seinem so überaus einfachen Satzbau keine

Verschränkungen und Verknüpfungen des deutschen Satzes hervorrief, was doch unbestreitbar in der Uebersetzung der meisten neutestamentlichen Briefe geschehen ist; es gilt aber auch von den historischen Schriften des N. Testaments, in denen sich das Griechische zu einer ihm eigentlich naturwidrigen schlichtesten Periodisirung hatte bequemen müssen. Gerade diese Lutherschen Schriften waren zwar nicht von Anfang an, sind aber allmählich die auf die spätere Sprachgestaltung einflußreichsten geworden.

# Zweite Abtheilung.

## Die Gemeinsprache neben Luther.

---

### Erstes Capitel.

### Der von Luther abhängige Schriftstellerkreis.

Luthers Einfluß auf die Sprache seiner Zeit an Einzelheiten statistisch nachweisen zu wollen, wäre ein ebenso zweifelhaftes wie werthloses Unternehmen. Zweifelhaft, weil der bloße Zufall mit allen seinen Möglichkeiten niemals auf einen festen Ansatz in einer solchen Rechnung gebracht werden könnte. Selbst da, wo man einem seiner Lieblingsworte und seinen individuellsten Wendungen anderswo neben oder nach ihm begegnet, ist doch immer denkbar, daß sie nicht von ihm, sondern aus derselben Quelle, so unbekannt sie auch sein mag, geflossen sind, aus der er sie geschöpft hat, aus dem lebendigen Sprachbewußtsein und dem Sprachgebrauch nicht der Gemeinsprache in ihrem breiten Durchschnitt, aber in irgend einer der unübersehbar zahlreichen und versteckten Falten der localen, mundartlichen oder an gewisse Stände und Berufskreise sich anheftenden Sprachbesonderheit. Ganz zweifellos steht es nur da, wo er selbst, was er doch so sehr sparsam that, ein neues Wortgebilde geschaffen hat, das

nur von ihm aus den Andern zugeflossen sein kann. Außerdem läßt sich mehr fühlen als beweisen, daß manche von ihm gebrauchte Kraft und Grundwörter seiner Sprache, die er selbst nicht geschaffen, sondern nur neu belebt hat, von ihm aus mit elektrischer Kraft auch die anderen in Gesinnung und Streben verbundenen, die zu ihm als dem eigentlichen Leitstern ihrer Seelen aufschauten, berührt und in ihnen gezündet haben. So etwa das Wort Götze, dessen Stellung in der Sprachgeschichte oben erwähnt wurde. Bis Luther ihm Leben einhauchte, war es für alle Andern so gut wie todt, jetzt steht es auf einmal in der vordersten Reihe der den Geist beherrschenden Sprachbilder und jeder, der für das gereinigte Evangelium und den wahren Gottesdienst kämpft, kämpft auch gegen die alten Götzenpfaffen und den alten Götzendienst. Aber solche Einzelheiten allein sind doch für die Entwicklungsgeschichte jeder Sprache und namentlich der hochdeutschen Schriftsprache in ihrer damaligen Phase von sehr untergeordnetem Belang. Das Ziel, dem sie zustrebte, war ein ganz anderes, als eine Anzahl älterer Wörter und stilistischer Eigenthümlichkeiten außer Curs zu setzen und sie mit anderen neumodischen zu vertauschen. Das Neue wäre dann ungefähr, wie die eigentlichen Fremdwörter ein, wenn man es hart bezeichnen will, dem alten Gewand aufgeflickter Lappen geworden, der dem Einen gefallen, dem Andern mißfallen konnte, aber die Sprache selbst wäre er doch eigentlich nichts angegangen, auch wenn er ihre Oberfläche noch so buntscheckig aussehen gemacht hätte. Es kam aber jetzt alles darauf an, daß dies nicht noch mehr geschah. Unglückliche Zufälle, wie man sie wohl heißen darf, auch wenn ihre pragmatische Verkettung völlig deutlich vor dem Auge des Betrachters der Geschichte liegt, hatten der auf bestem Wege begriffenen, wenn auch unstreitig naturalistischen Ausgestaltung des Neuhochd.

unmittelbar vorher, ehe Luther eingriff, wieder eine ganze Last neuer Hindernisse entgegen gethürmt, die selbst er, der sprachgewaltigste Genius, den unsere Nation überhaupt hervorgebracht hat, nicht bei Seite stoßen konnte. Auch seiner freien Flugkraft sind die Schwingen zwar nicht geknickt, aber doch gebunden, noch ehe er sie entfalten konnte und das reine Quellwasser aus der innersten Tiefe der deutschen Volksseele, das in seiner Rede wie in der keines Andern strömt, ist doch auch bei ihm getrübt mit allerlei Schmutz und Schlamm mißverstandener Andacht gegen fremde Autoritäten. Niemals hätte der deutsche Sprachgeist sich von ihnen abhängig machen dürfen, wenn er sich bewußt gewesen wäre, was ihm frommte und wenn er nicht in jener gefährlichen Mischung von vertrauensseliger Gläubigkeit und fauler Bequemlichkeit in jede Schlinge, die ihm der Zufall oder das Schicksal stellte, hineingetaumelt wäre, gerade so wie es die deutsche Nation überall und in allen den Situationen zu thun pflegte und pflegt, wo es gilt, das Neue und Rechte nicht bloß zu ahnen und zu ersehnen und im Gemüth und mit dem Wort zu fordern, sondern es durch kräftigen Einsatz des Willens und durch klare Beharrlichkeit im Handeln lebendig darzustellen. In keiner anderen Periode hat unsere Nation so beschämende und verhängnißvolle Probestücke von diesem ihrem Grund- und Erbfehler abgelegt wie in dieser, weil keine andere bis dahin so gewaltige Aufgaben an sie gestellt hatte. Sie war mit zuversichtlichem Muthe an ihre Lösung gegangen, aber um so unseliger war es, daß sie ihr und zuletzt doch nur durch eigene Schuld mißglückte. Hätte sie sich gar nicht daran gewagt, es wäre besser gewesen, als daß sie sich ihr neues Staatsideal nach dem Muster des wälschen Absolutismus, ihr neues Rechtsideal nach dem des römischen corpus juris, ihr Kunstideal nach der durch und durch wälschen Renaissance, ihre

Wissenschaft nach der Schablone der Neoclassicität hätte verstümmeln lassen. Alle diese großen Lebensformen eines wirklichen Volksdaseins sollten und mußten jetzt erneut werden, aber so wie es geschehen ist, können wir nur eine Thatsache, nicht eine vernünftige und ehrenhafte Lösung des Problems darin sehen.

Denn es giebt nichts Alberneres, als wenn man sich, auch wieder nach ächt deutscher Art oder Unart, auf das universalistische oder kosmopolitische Element in allen diesen großen Potenzen des höheren Daseins der Menschheit beruft. Allerdings sind sie oder sollen sie sein wie die Luft und das Licht, überall und allgegenwärtig, wo es ein wirkliches Menschenleben giebt und nicht ein bloßes Vegetiren tief unter dem sichern Naturbewußtsein der Thierwelt. Aber treten sie in concreter Fassung auf, ist ihnen noch dazu der Stempel einer an sich doch immer beschränkten und verzerrten Individualität einer Zeit und eines Ortes aufgedrückt, wie es diesen großen damaligen Culturelementen bei ihrem Durchgang durch das antik römische und mittelalterlich-romanische Medium geschehen war, bis sie zu dem werden konnten, was ihnen immer als ihre wahrheitsgetreueste Benennung gegeben werden sollte, zur wälschen Renaissance, so steht das Verhältniß anders. Jedes Glied der Menschheit ist berufen, gleichviel, ob es diesen Ruf hört oder nicht, an der gemeinsamen Arbeit des Menschengeistes mit zu helfen, jedes ist für sich allein und als Volk gegen Volk berechtigt und verpflichtet, als Lehrer und Bildner der andern zu wirken. Wo Lehrer sind, muß es auch Schüler geben, und je gelehriger, treuer und energischer ein solcher ist, desto besser wird er, sei es ein Einzelner, sei es ein ganzes Volk fahren. Von dem einzelnen Schüler verlangt man keine Selbstständigkeit, keine Wahrung des Eigenrechtes seiner Individua-

lität gegenüber der Autorität des Lehrers. Das kann, soll und muß er später lernen, zuerst ziemt ihm das jurare in verba magistri, selbst wenn es mitunter dem bedenklichen: „und wie er räuspert und wie er spuckt ꝛc.“ sehr ähnlich sehen sollte. Aber von einem ganzen Volke, noch dazu von einem, das eine mehr als tausendjährige Culturarbeit, gleichviel welchen Inhalts und welcher Resultate, hinter sich hat, wie das deutsche am Schlusse des Mittelalters, muß etwas Anderes verlangt werden. Besaß es nicht so viel Intelligenz und feinen Sinn, als ihm förderlich gewesen wäre, so sollte es so viel Ehrgefühl und Selbstbewußtsein besessen haben, um sich nicht Hals über Kopf in die Sclaverei fremder Schablonen und Modelle zu stürzen, wie es geschehen ist. Ein gründlicher, klarer, selbstbewußter Eklekticismus, ein freier — nicht nach einem doctrinären Schema, sondern nach der unmittelbaren Intuition oder dem scharfen Instinct der Volksseele vollzogene Aneignung des Fremden, soweit es für sie brauchbar war — und darüber hatte sie allein und ganz allein aus sich heraus zu entscheiden gehabt — eine ebenso gründliche, kräftige, reinliche Zurückweisung alles Uebrigen: das war es, was von der deutschen Nation gefordert werden konnte und was sie zu ihrer Schande und ihrem namenlosen Unglück, die ja immer Hand in Hand gehen, damals nicht gethan hat. —

Wie dort, wo es galt, ein neues Reich, eine neue Kunst, eine neue Wissenschaft aufzubauen, weil das Alte, was diesen Namen führte, verwesende Leichen waren, so auch in der Sprache. Es hat sich gezeigt, wie verhängnißvoll diese Wendung für das Neuhochd. geworden ist, ehe Luther in die Mitte der Sprachentwicklung trat, und bevor er sich als das natürliche Haupt und als der natürliche Mittelpunkt des deutschen Volksgeistes und Volksgewissens seiner Zeit in seiner vollsten

Totalität dargethan hatte. Auch er ist — und es ist nöthig, diese oben an Einzelheiten bewiesene Thatsache immer wieder nach ihrer ganzen Schwere für das eine Gebiet, auf welches hier unser Blick gerichtet ist, zu betonen — zwar überall der größte Deutsche seiner Zeit, so groß, daß alle Anderen, sie mögen heißen wie sie wollen, ihm nicht bis an die Knie reichen, folglich auch in der Sprache so mächtig, daß keiner der Andern, die damals deutsch schrieben, auch wenn er im einzelnen gewisse Vorzüge vor ihm voraus oder richtiger gewisse Fehler weniger haben sollte, anders zu ihm steht, aber diese Flecken an dem Bilde des Sprachbeherrschers und Sprachmeisters dürfen nicht übersehen werden. Sie sind es, die in zwiefacher Weise die reinen, lebenspendenden Säfte, die von ihm in die deutsche Sprache strömten, nicht vergiftet, aber verschlechtert haben. Einmal insofern einiges von dem, was seine einzige Kraft, als sie sich aus ihrer lebendigen Unmittelbarkeit in eine abgezogene Autorität umsetzte, der neuhochdeutschen Sprache octroyirte, zum Theil bedenklich, zum Theil sogar absolut schlecht genannt werden muß, dann aber auch, so will es uns wenigstens bedünken, denn hier betritt man ein Gebiet, wo das exacte Wissen und die Beweiskraft der Induction versagt, weil Luther eben durch diese seine Gebrechen nicht zu der vollen Entfaltung seiner sprachlichen Allmacht gelangt ist. Die Gebrechen sind ein Plural, wenn wir sie als concrete Thatsachen nach dem gewöhnlichen Schema der Grammatik und Stilistik an uns vorübergehen lassen, sie sind ein Singular, wenn wir bis zu ihrem Keim und Grund vorzudringen verstehen. Dieser ist aber derselbe wie der, worin damals für den deutschen Geist alles Verderben beschlossen war, die Hingabe an die fremde Autorität. Die halblatinisirte und dadurch barbarisirte Sprache der Gelehrten und Canzleien ist auch über

ihn, den leitenden Genius seiner Sprache, wie über diese selbst mehr als es gut war, Herr worden.

Doch bleibt noch immer genug, um ihm seine Führerstelle in der Sprache der Zeit unbestritten zuzuerkennen. Zunächst ist es eine Masse von schriftstellerischen Kräften, die allein durch ihn angeregt, man darf wohl sagen, von ihm wie ihr inneres Leben so auch die äußere Form, in der sie es darstellten, empfangen haben. Begreiflich wächst diese Schaar mit dem zeitlichen Fortschritt der Thaten Luthers als Reformator und mit der Menge seiner eigenen schriftstellerischen Productionen nicht in arithmetischer, sondern in geometrischer Progression. Um 1522—1530 sind es nur einige aus seinem nächsten Wittenberger Kreise, ein Justus Jonas, Georg Rörer, Veit Dietrich, Nicolas von Amsdorf, Spalatin, Cruciger, Anton Lauterbach, die, soweit sie schriftstellerisch sich hervorwagen, sofort die Abhängigkeit von ihrem Meister bekunden. Sobald das deutsche geistliche Lied durch Luther sein naturalistisch volksthümliches Tasten, mit dem es schon frühe im 15. Jahrh. gleichsam aus der Tiefe des Volksgemüthes und Gewissens hervorgequollen war, in den großartig charaktervollen Stil des evangelischen Kirchenliedes umsetzte, was ungefähr seit derselben Zeit, nach Luthers Rückkehr von der Wartburg und in innigstem Zusammenhang mit den tief bewegenden Ereignissen dieser so verhängnißvollen Epoche geschah, schallt es erst einzeln, bald immer voller und noch bei Luthers Lebzeiten schon in einem stattlichen Chor durchaus in dem Tone, den er zuerst angeschlagen hat. Selbst jenes eigentliche confessionelle Schiboleth des strengsten Urprotestantismus, freilich mehr versificirt als wirkliche Poesie, des Paulus Speratus Geistlich Lied, wie wir vor Gott gerecht werden, „Es ist das Heil uns kommen her, Von Gnad und lauter Güte", wenn es auch nach seiner bisher

noch nicht angefochtenen Datirung aus dem Jahre 1523 stammen sollte, ist doch nur ein Wiederhall der Urtöne, die aus Luthers Brust allein gequollen sind und quellen konnten. Als Jahreszahl der Entstehung für die 1524 im ersten Drucke erschienenen ältesten Kirchenlieder Luthers setzt man allerdings nach äußerlich unanfechtbaren Zeugnissen 1523 an, und auch dies nur für ein einziges wirkliches Kirchenlied, das noch jetzt lebendige „Nun freut euch, lieben Christen gmein". Denn sein Lied auf die Märtyrer in Brüssel, Heinrich Voes und Johann Esche, die am 1. Juli 1523 verbrannt wurden, ist zwar wie das echte historische Volkslied frisch aus der That heraus gesungen, und gehört jedenfalls noch in das Jahr 1523 — ob es damals schon gedruckt wurde, kann hier unerörtert bleiben — aber es ist kein Kirchenlied, und keiner der protestantischen Liederdichter, die durch Luther Leben und Stimme empfingen, hat den hier angeschlagenen Ton aufzunehmen verstanden. Auch bei Luther selbst klingt er nur einmal in diesem Falle und nicht wieder, wenn auch die folgenden Jahre, sollte man denken, mit ihren erschütternden Catastrophen Luthers Brust so stark hätten spannen müssen, daß sie sich nur in solchem gewaltigen Aufschrei Luft zum Weiterathmen hätte schaffen können. Aber so wie er nur einmal als Geschichtschreiber zu seinem Volke gesprochen hat, so auch nur einmal als Volksdichter im großen Stil, das einemal wie das andere so, daß alles Vergleichbare daneben dürr, kühl und matt klingt.

Wer wollte läugnen, daß unter der Menge von Singstimmen, die jetzt in der protestantischen Kirche laut wurden, auch manche gute sich finden? Hütet man sich, zwei ganz disparate Dinge, die allgemeine ethische und religiöse Atmosphäre der Zeit oder dieser Richtung des Geistes in der Zeit, zuletzt immer nur der Geist Luthers selbst, und die individuelle

Begabung der einzelnen Personen, deren Lieder vor uns liegen, miteinander zu vermengen, wie es doch gewöhnlich geschieht, so wird man auch nach Abrechnung jenes Factors, für den das Individuum weder verantwortlich noch belobungswerth ist, gar mancher kräftigen und warmen Stimmung, gar mancher ächt gemüthlichen Verinnerlichung eines nicht sowohl an sich, als in seiner damaligen auf die Reflexion gestellten Fassung doch eigentlich unpoetischen Stoffes begegnen, wodurch dem gewöhnlichen Auge das eigentlich Mangelhafte des innersten Kernes, wenn er nur als Poesie beurtheilt wird, verdeckt werden mag. Eigentlich hervorragende Talente sind nicht darunter, diese hätten sich nicht in eine solche schrankenlose Abhängigkeit von einem Meister, und wenn es Luther gewesen wäre, fügen können. Man sieht das unzweideutig an den geistlichen Liedern, die dem größten deutschen Dichter dieses 16. Jahrh., Hans Sachs, angehören. Sie gehen ihren eignen Weg, natürlich nicht in dem, was man Glauben zu nennen pflegt, da sind sie correct lutherisch und müssen es sein, nachdem der Dichter selbst von dem geistlosen Geleier des Meistergesangs sich zu einer zeugenden Stimme für das gereinigte Evangelium umgewandelt hat, aber in alle dem, was poetische Conception, Stilisirung und äußere Sprachformen heißt, was hier uns allein angeht, stehen sie auf sich selbst, sind ganz und gar Hans Sachsisch und eben deshalb auch nicht im Stande gewesen, sich neben jener geschlossenen Phalanx, die Luther ausgerüstet hatte, rechte Geltung zu verschaffen.

Daß diese geistlichen Liederdichter des 16. Jahrh. im Kern ihres Gedankeninhaltes gleichsam nur eine Glosse zu dem Texte, nur eine Variation der Melodie des Meisters sind, versteht sich von selbst. Daß sie auch in dem Aeußern der poetischen Technik sich gänzlich an sein Vorbild gehalten haben, versteht sich nicht

so von selbst, aber es ist doch so gewesen. Indessen ist hierin seit dem in dieser Beziehung tief einschneidenden Ambrosius Lobwasser, also seit der Mitte der Sechziger Jahre, eine große Veränderung vorgegangen, die nur wie begreiflich nicht auf einmal die ganze Masse ergriff. Schon um 1600 ist die Besonderheit der Lutherschen Vers- und Reimtechnik überwunden und hat einer andern, wie sie damals in der Luft lag, Platz machen müssen. – Von Luthers poetischer Technik zu reden ist ein eigenthümliches Unternehmen, denn sie besteht eigentlich darin keine zu sein. Das Allgemeinste der dem damaligen deutschen Ohre lebendigen Rhythmik hat er wohl festgehalten, aber etwas umgewandelt je nach dem Bedürfniß des Gedankensatzes, der doch dem eigentlichen Techniker nicht höher an Werth stehen darf, als der rhythmische Satz, oder er hat es gethan, wie uns scheint, auch nach dem Bedürfniß des musikalischen Satzes, der seinem Ohre vorschwebte, wenn er ihn auch nicht selbst nach den Regeln der Technik ausführte, sondern das anderen eigentlich zünftigen Musikern überließ. Daß er in seinen Reimen selbst mit dem damaligen, wahrlich nicht pedantischen Maßstab gemessen, oft kaum erträgliche Licenzen unbedenklich gebraucht, sobald jenes höhere Interesse des Gedankens und der Stimmung und seine eigene völlig dilettantische Ungeschultheit in dieser Kunst sie ihm nahe brachten, ist bekannt und auch sie haben sich, wie seine rhythmischen Freiheiten bis zu dem schon erwähnten Zeitpunkt gleichsam in canonischer Autorität bei seinen Nachfolgern behauptet. Aber sie haben sich dann verloren und wenn Luthers Einwirkung auf das protestantische Kirchenlied nur darin zu suchen wäre, so würde man vom Standpunkt der Sprachgeschichte ihm keine große Bedeutung zumessen.

Sie reicht aber weit über dieses äußere Gewand der

poetischen Technik hinaus und weit über einen so schalen und seichten Anempfinder fremder Motive, wie es Ambrosius Lobwasser gewesen ist, unbeschadet seiner aufrichtigen Frömmigkeit und unbeschadet seiner nicht abzuläugnenden Bedeutung in der Geschichte der deutschen poetischen Technik. Die Sprache Luthers, so weit sie sich ein Anderer aneignen konnte, erklingt nirgends so unmittelbar als in dem geistlichen Lied, und wenn auch hier nach Individualität und Zeit unterschieden werden kann, so ist doch das Wesentlichste von dem, was man seinen Sprachstempel heißen wird, nirgends so unverfälscht erhalten als hier. Nicht als wenn einer der Andern auch nur entfernt seiner Kraft, seinem innern Feuer in der Sprache gleichkäme, aber eben weil das keiner thut, haben sie alle an ihrem Theil das Beste gethan, was sie thun konnten, indem sie seine Sprache nachsprechen oder nachstammeln. Natürlich hat die Veränderung des Zeitgeistes, der Umschwung in der Literatur und in der Sprache und die dadurch bewirkten Veränderungen in der poetischen Stilistik seit dem Anfang des 17. Jahrh. auch die Sprachform dieser geistlichen Dichter stark berührt, soweit sie von der Technik des Versbaues und Reimgebrauchs und von dem Wörterbuch abhängt. Aber niemals ist Luthers Seele aus ihrer Sprache ganz entwichen, denn die Seele einer Sprache stirbt nicht, auch wenn die, die sie sprechen, keine Seele haben. Noch nach mehr als zwei Jahrhunderten bricht sie selbst in einem Gellert da und dort einmal durch, und einen herberen Contrast als Gellert und Luther kann man sich nicht wohl denken. In Gellerts „Dies ist der Tag den Gott gemacht" sind noch einige Töne aus Luthers „Gelobet seist du, Jesu Christ."

Die Geschichte unserer Cultur stellt es als eine unbestrittene Thatsache hin, daß unser protestantisches geistliches Lied innerlich

so vielseitige Beziehungen zu allen Ständen, Bildungskreisen und Individualitäten der deutschen Nation anknüpfte und festhielt, wie es keiner andern Gattung literarischer Production in deutscher Sprache weder damals noch später auch nur annähernd gelungen ist. Daher lassen sich die sprachlichen Eindrücke, die jeder Deutsche oder doch bis 1630 $^{9}/_{10}$ des deutschen Volkes wissentlich oder unwissentlich nicht gerade von der eigentlichen Urquelle, aber doch aus ihren abgeleiteten Bächen und Canälen empfing, wohl im Ganzen mit einem Blick überschauen, aber unmöglich auf eine Zahlenformel bringen.

Hat im Kirchenlied keiner die Urtöne Luthers aus seiner Brust wieder hervorbringen können, ist der ganze hundertstimmige Chor ein stammelndes, mattes Gezwitscher gegen das „Ein' feste Burg ist unser Gott", so giebt es auch nur einmal in deutscher Sprache eine Erbauungsschrift wie die Kirchenpostille oder, wenn die Bezeichnung Erbauungsschrift zu schal ist, ein Buch wie das von der Freiheit eines Christenmenschen. Aber beide sammt allem, was zwischen diesen beiden und den eigentlich didactisch-katechetischen Schriften, Erklärung einzelner Psalmen, der 10 Gebote, einzelner neutestamentlicher Abschnitte und alles Derartige zusammenfassend, den beiden Katechismen in der Mitte liegt, hat, wie das Kirchenlied, eine steigende Fluth von Nachahmungen hervorgerufen, die in die neuere deutsche Prosa-Sprache ebenso kräftig eingegriffen haben, wie das Kirchenlied in die deutsche poetische Sprache. Auch hier eröffnet jener Wittenberger engste Freundes- und Schülerkreis den Reigen, und wenn ein Justus Jonas, ein Georg Rörer, ein Johann Mathesius und Anton Lauterbach die Sprache Luthers am treuesten schrieben, so war es nicht bloß, weil sie dem übermächtigen Genius von selbst diese Huldigung bringen mußten, sondern auch, weil sie als seine nächsten Landsleute in seiner

Sprache sich heimathlich wieder erkannten, nicht die grobe Mundart am Südfuße des Harzes oder die breite an der Mulde, im Pleißnerland und in Meißen, sondern gleichsam ihre ideale Verklärung zu der normalen Sprache der höchsten Geistesbildung. Aber sofort greift auch hier Luthers Sprachgewalt über diese natürlichen Schranken hinüber. Wie unter den Liedersängern, so ist auch bald unter den Erbauungsschriftstellern in Prosa — wir wissen keinen bessern Ausdruck, darum wählen wir diesen schlechten — ganz Deutschland, alle deutschen Mundarten, soweit sie das Fundament des Neuhochdeutschen bilden, beinahe in den mathematisch richtigen Procentsätzen vertreten und es fehlt hier wie dort auch bald nicht an eigentlich fremdsprachigen Deutschen, an Niederdeutschen besonders sächsischen Stammes, die nicht so sehr hochdeutsch als Luthers Sprache correct und treu wie die nächsten Landsleute schreiben konnten. Gehört doch der einzige dieser unabsehbaren Legionen, dem man auch neben Luther eine selbständige Genialität der Conception nicht absprechen kann, Johannes Arndt, der Verfasser der Vier Bücher vom wahren Christenthum und des Paradiesgärtleins — seine andere weitläufige Schriftstellerei in deutscher und lateinischer Sprache ist mit Recht vergessen — dahin durch seine Geburt in dem entschieden plattdeutschen Ballenstädt, hat er doch sein nach Art der damaligen geistlichen Männer der protestantischen Kirche so reich bewegtes Wanderberufsleben fast ausnahmslos in Niederdeutschland zugebracht und in der rechten Mitte des ungebrochenen Niederdeutschthums, in Celle, beschlossen. Keiner redet aber so völlig, man möchte oft sagen, fast sclavisch Luthers Sprache, wenn nicht die selbständige Wärme und Tiefe des Gesprochenen eine solche ehrenrührige Bezeichnung verböte. Aber man merkt es ihm an, daß er zu den vielen hunderten hochdeutschen Schriftstellern

gehört, die nicht sowohl Hochdeutsch als Lutherischdeutsch gelernt haben und insofern ist die an sich so unsäglich rohe und kindische Phrase, die schon damals in den katholischen Kreisen im Südosten und am Rhein herumgetragen zu werden anfing, die Phrase von einem Lutherischen Deutsch als einer revolutionären Vergewaltigung an der Gemeinsprache, oder dem, was sich dafür ausgab, doch nicht so ganz ohne Begründung. Ein guter Theil derer, die das beste Deutsch in dieser Zeit schrieben, haben es wirklich direct von oder aus Luther gelernt und wären wahrscheinlich ohne ihn nie dazu gekommen, eine Feder zu hochdeutschen Spracherperimenten anzusetzen.

Neben der gedruckten Erbauungsliteratur darf die Sprachgeschichte das bloß gesprochene Wort in seiner höheren Stilisirung nicht übergehen, wie es jetzt von tausenden von Kanzeln auch wieder über das ganze Gebiet der hochdeutschen Zunge, ja, was wir noch sehen werden, auch schon weit darüber hinaus, täglich dem eigentlichen Volke entgegenscholl. Jeder Prediger, das verstand sich von selbst, suchte in Luthers Sprache so gut und so eng sich daran schließend, als ihm möglich war, zu sprechen und den meisten gelang es gerade so weit wie ihren schriftstellernden Collegen, die ja auch in der Mehrzahl das mündliche Wort auf der Canzel als einen, bald als den Haupttheil ihres Amtes und Berufes zu pflegen hatten. Locale Rücksichten legten, das sieht man deutlich, hie und da eine gewisse Beschränkung auf oder führten zu einigen Concessionen an das Ohr und die Gewohnheiten der Zuhörerschaft, aber das betraf doch nur das Alleräußerlichste der Sprachform, alles mehr Innerliche und Wesentliche, gerade das, worin der eigentliche Geist und das Leben der Sprache Luthers beschlossen ist, wurde heilig gewahrt und sorgsam immer wieder reproducirt. Bedenkt man, wie oft damals gepredigt wurde (Sonntags und

an den zahlreichen Festtagen in der Woche mindestens 3 mal in jeder irgend namhaften Kirche; bei kleinen Gemeinden und Wochentags mindestens einmal), und wie die Predigten besucht wurden, so läßt sich wieder nur ahnen, aber nicht auf Zahlen bringen, welche Summe von Lutherischem Sprachmaterial und Lutherischer Spracheigenthümlichkeit damit in das ganze deutsche Volke einströmte und von da aus wieder zurück in die Schriftsprache.

Mit weniger Freude und innerer Genugthuung als auf dem protestantischen Lied und der protestantischen Erbauungsliteratur in der Sprache Luthers weilt der Blick des Betrachters auf einer andern an äußerem Umfang hinter beiden kaum zurückstehenden literarischen Richtung, die wie jene direct auf Luthers Initiative und deren Sprache unläugbar auch auf seine Typen zurückgeführt werden muß. Es ist die polemische Pamphletliteratur, worin die Epigonen zum Theil noch bei Lebzeiten des Meisters dessen Originalität in bedenkliche Carricaturen einander überbietend und steigernd verzerrten. Ob einem heutigen subjectiv gestimmten Leser die göttliche Grobheit, der zerschmetternde Ingrimm, womit Luther über seine Feinde d. h. über die, die er in voller Gewissensunschuld für „Feinde des Wortes" hielt, herstürzt, behage oder mißfalle, ist unserem hier allein berechtigten Standpunkte völlig gleichgültig. Von diesem aus muß aber anerkannt werden, daß sich nirgends anders die volle unvergleichliche Sprachgewalt, dieses gleichmäßige Beherrschen aller Höhen und Tiefen, diese wahrhafte Neugeburt eines ganzen Volkssprachgeistes in dem Geiste eines einzelnen Menschen so großartig, so genial, so einzig offenbart wie in diesen „im Zorne", d. i. in der gesättigten Erhabenheit des hoch im wolkenlosen Aether des Gemüthes schwebenden Humors geschriebenen Pamphleten gegen

seine Widersacher. Jeder Urtheilsfähige wird anerkennen, daß gerade sie von Seiten der Sprachform nicht ihresgleichen haben, wenn auch eine schöne Seele des 19. Jahrh. unzweifelhaft sich in dem Sermon „von der würdigen Empfahung des heiligen wahren Leichnams Christi, gethan am Gründonnerstag 1521" lieblicher berührt findet als von dem fast in derselben Stunde aus demselben Mund hervorgeschmetterten Pamphlet: „Auf das überchristlich, übergeistlich und überkünstlich Buch Bock Emsers zu Leipzig Antwort D. Martini Lutheri, darin auch Murnarrs seines Gesellen gedacht wird: „lieber Bock stoß mich nicht!" Oder wenn ein modern, heute fast schon altmodisch idealistisch liberal angefärbtes Gemüth in den großartig freien Perspectiven der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation von 1520 einen ganz andern, den „ächten" Freiheitsmann Luther zu finden vermeint, als in seinem „Wider Hans Worst D. Mart. Luther, gedruckt zu Wittenberg 1541", — man beachte die blitzartige Kürze des Titels, die auch zu den spätern großen Errungenschaften des Genius Luthers gehört, — so ist dagegen nichts einzuwenden, außer daß die Sprachgeschichte sich um derartige unschuldige Liebhabereien nicht kümmert. Ihr Urtheil steht so, wie es eben ausgesprochen ist, gleichviel was man über den Inhalt des Gesprochenen oder Geschriebenen, je nach der wechselnden Mode und Laune der geistigen Schwingungen, empfinden möge.

So etwas war nun freilich noch weniger zu erreichen als der Ton des Liedes und der Predigt oder des erbaulichen Vortrages, aber begreiflich reizte es noch stärker zur Nachahmung und ebenso begreiflich, da hier bei den Andern immer die Leidenschaft sprach, zur Ueberbietung. Hätten nun die lutherischen und antilutherschen Streittheologen — natürlich nicht immer zünftige, auf Universitäten studirte und im geistlichen Amt angestellte

Theologen, aber als Naturaliſten und Autodidacten doch auch im höheren Sinn unter dieſe Nomenclatur zu bringen — die Sprachmittel auch nur annähernd genial zu beherrſchen gewußt wie ihr Meiſter, ſo würde der Geſchichtſchreiber der Sprache ihre wüſteſten, unfläthigſten und malitiöſeſten Schimpfereien mit nicht geringem Intereſſe und völlig kühler Objectivität zu ſeiner Belehrung ſtudiren. Aber davon iſt nichts zu entdecken: ſie haben ihr ganzes, allerdings ſtattliches Lexicon von Injurien faſt ausſchließlich nur aus ihrem Meiſter ausgezogen, faſt nie aus dem Borne der lebendigen Sprache geſchöpft, der hier doch ſo reichlich ſprudelte, und was ſie Neues bringen, iſt meiſt nur verzwickte und verkröpfte Schulgelehrſamkeit, allerlei barockes aus dem neulateiniſchen Jargon, der nur etwas prätentiöſeres, im Grunde um nichts beſſeres Lateiniſch als das mit ſo ſouverainer Verachtung behandelte Küchenlatein der alten Bettelmönche und Brotſtudenten war. Luthers Sätze ſpringen wie ein Tiger auf den Feind, dieſe aber drehen ſich in endloſen Schnörkeln und Verkuppelungen um ſich ſelbſt und kommen gar niemals zu einem ſchlagfertigen Sprung. Nur die einzelne Injurie, und ſie beſtehen eigentlich nur aus Injurien, beſonders wenn ſie ganz oder halb lateiniſch barbariſirt iſt, wirkt. Das Ganze als ſolches iſt ausnahmlos ſchwülſtig, verworren, matt, alſo das gerade Gegentheil von Luthers Sprache. Sie hatte auch ihre Fehler, und einige davon ſind hier zu widerlichen Dimenſionen herangewachſen. Auch er hat um der Kürze willen, d. h. um ſich die Arbeit abzukürzen, wozu er in jeder Art, nur nicht vom Standpunkt der Sprachbetrachtung berechtigt war, unverhältnißmäßig viel fremde Brocken ſeinem Kern-Deutſch eingekittet; alle beſſeren Schriftſteller unmittelbar vor und neben ihm, ſoweit ſie in der Sprache ihren eigenen Weg unabhängig von ihm gehen, ſind in dieſer Beziehung ohne

Ausnahme viel reiner als er, der katholische Reactionär Berthold v. Chiemsee ebenso wie der radicale Idealist, Wiedertäufer und Weltverbesserer Seb. Franck.

Insofern sind diese lutherischen Epigonen traurigsten Andenkens in der Geschichte der deutschen Gemüths- und Verstandesbildung, auch der Sprache, an der allein sich Gemüth und Verstand jeder neuen Menschengeneration anzuranken hat, nicht weniger schädlich geworden, und man hüte sich, ihren Einfluß bloß nach seinem ethischen und intellectuellen Werthe zu unterschätzen. Er war wie im Leben selbst, auch in der Sprache ein unermeßlicher, wenn auch schon um 1600 eine sichtbare Ermüdung, die sich bei vielen in Ekel verwandelt, in der deutschen Leserwelt einzutreten begann. Die wüthenden Pamphlete, die noch um 1570 die beste Marktwaare der damaligen Buchführer vorstellten und daher von ihnen oft sehr splendid ausgestattet wurden, wirken kaum mehr als eigentliche Scandalliteratur, wie sie jede leselustige Zeit, und diese war es zwar nicht mehr so stark wie zu Luthers Tagen, aber doch noch viel mehr als 30—40 Jahr vorher und zwei Jahrhunderte von da bis auf uns herab, neben ihrer anständigeren Kost bedarf. Da hier nothwendigerweise doch immer auch wissenschaftliche Probleme, dogmatische Controversen aller Art den Inhalt bildeten, wenn auch gleich die Schale, die persönliche Invective gegen den persönlichen Gegner fast in allen Fällen das Wesentliche und Eigentliche ist, so gewöhnte sich die Sprache gerade in der Darstellung solcher Materien, die doch immer trotz aller Verzerrung, aus der Sphäre der höheren intellectuellen und reflectirenden Geistesthätigkeit entnommen oder in sie hineinversetzt waren, nichts Gutes, sondern nur Verkehrtes an. Jene Sprachmengerei einzelner Latinismen war häßlich genug, besonders da bei diesen Leuten — ganz so

wie bei den Canzleiverwandten, die nach der andern Seite immer nur das Extrem der gespreizten Vornehmheit und des barocken Bombastes herauszukehren bemüht sind — es bald die Mode erforderte, es nicht bloß bei einem ganz oder halb fremdwüchsigen Worte bewenden zu lassen, sondern womöglich ganze Geschwader davon dem andächtig bewundernden Leser vorzuführen. Wie in den Canzleien, so wurden auch jetzt schon in den Studirstuben und vor dem Bücherschranke ganze Sätze geschrieben, die zur Hälfte oder zu zwei Drittheilen lateinisch sind, wo das Deutsche nur als schleppentragende Magd die einzelnen Theile des Aufputzes demüthig zusammenzuhalten hat. Das hätte nun als eine Mode, die auf der Stelle den herbsten Spott und nach der Art der Zeit einen sehr unverholenen hervorrief, vorübergehen können, ohne der Sprache allzuviel zu schaden. Steht es ja doch bei Wiliram ein halb Jahrtausend früher womöglich noch verkehrter (s. I, 103) und sieht man dem Mittelhochdeutschen an, daß jemals vorher der deutsche Stil in eine solche Confusion gerathen konnte? Schlimmer aber war es, daß das, was man allenfalls für einen Stil des wissenschaftlichen Vortrags oder des Vortrags von Problemen, die von der eigentlichen Wissenschaft behandelt werden können, ausgeben durfte, gerade das Gegentheil von dem wurde, was man von einem solchen in allen Zeiten und bei allen Nationen gleichmäßig zu fordern berechtigt ist. Statt der allein gerechtfertigten Ruhe und Nüchternheit des Vortrags fanatisches Toben und wüthendste Leidenschaftlichkeit, statt Klarheit und Einfachheit die grenzenloseste Verzwicktheit und Verunstaltung in undurchsichtigen Perioden abwechselnd mit ganz elementaren Satzembryonen, wie sie einer dem damaligen Geistesdurchschnitt schon paläontologisch gewordenen Vergangenheit angehörten und dort voll-

ständig berechtigt waren. Und doch galt es hier, wie wir sahen, eine sehr tiefe und sehr bedeutsame Lücke auszufüllen die selbst für Luthers Genius, ohne daß an seiner Größe irgend etwas gemindert würde, nicht ausfüllbar gewesen war. Es mußte sehr verhängnißvoll für das Neuhochdeutsche werden, daß man abwechselnd nur in dem Stile eines herumstreichenden Marktschreiers oder eines verknöcherten Schreibers über diejenigen höheren geistigen Interessen zu der Nation zu sprechen verstand, die einstweilen noch allein die Geister am tiefsten oder beinahe ausschließlich berührten, über sog. Glaubens- und Religionsangelegenheiten, insofern sie fast die einzige Stellvertretung für das ganze intellectuelle Gebiet, für das Gebiet der Wissenschaft in seiner doch schon auch damals ziemlich in die Breite gewachsenen Ausdehnung bildeten. Es war der Sprache noch unvergleichlich schädlicher, als wenn die Liederdichter oder — Verfertiger, wie man sie der Mehrzahl nach unbeschadet oder gerade wegen ihrer frommen Absichten nennen darf, alle Freiheiten der poetischen Formgebung ihres Meisters copirten oder sich von ihnen nicht losreißen konnten. Diese andern Sprachverderber brechen in den eigentlichen Lebenskern und haben ihm unberechenbaren Schaden gethan. Freilich nicht sie allein, aber sie mit andern zusammen. Will man einige Entschuldigung für sie in dem Beispiel Luthers finden, so mag man es, darf dabei aber nie das classische Wort vergessen, das ohnehin auf sie, die meist firme Lateiner der damaligen Schuldressur waren, sehr wohl angezogen werden darf: quod licet Iovi non licet bovi. —

Auf diese Art ist also bei weitem die Mehrzahl aller derer, die in der zweiten Hälfte oder schon seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts in neuhochd. Sprache als Schriftsteller auftreten, direct und unmittelbar abhängig von

Luthers Sprache, im Guten und Bösen, Richtigen und Verkehrten. Denn sieht man sich den damaligen literarischen Markt an, so kommen im Durchschnitt doch immer drei der theologischen Literatur angehörige Bücher, freilich wenn deutsch meist nur von geringem Umfang, weil sie die in diesem Fache ganz fehlende periodische Presse oder Tagesliteratur ersetzen sollten, auf ein anderes deutsches Buch aus dem ganzen Bereich der Poesie, des practischen Lebens, des Wissens, soweit sich das Neuhochdeutsche alles dessen bemächtigt hatte. Unter dieser Masse theologischer Literatur ist aber bis 1570 kaum der zehnte Theil nicht protestantisch und von den protestantischen kaum ein Viertel nicht strenglutherisch oder wenigstens von jener mittleren „Philippistischen" Färbung, die in dem großen Reformator den Mann Gottes, den ehrwürdigsten Vater in Gott D. M. L. immerhin noch sah und sich zu ihm bekannte, auch wenn sie im Stillen manche seiner herben Extravaganzen in der Pointirung gewisser Glaubenssätze beklagte. Nach diesem Zahlenverhältniß kann man ungefähr auch die Wucht, mit der Luthers Sprache die deutsche Zeitgenossenschaft beherrschte oder auf sie drückte, abschätzen.

In dem letzten Drittheil des Jahrhunderts ändert sich die Verhältnißzahl etwas. Es ist, wie schon bemerkt, unverkennbar, daß allmählich wenigstens die dogmatische Polemik in der Form des injuriösen Pamphlets anfing in Mißcredit zu gerathen; vorher schon war durch das Auftreten der Jesuiten erst in Ingolstadt und dann an allen den geistlichen und weltlichen Höfen, wo man eine Gegenreformation in Scene setzen wollte, auch der Allmacht der Sprache Luthers bedeutender Eintrag geschehen. Sie waren zu klug und zu gebildet, um wie spätere rohe bairische Bettelmönche jene auch als Sprachketzerei zu verdammen: im Gegentheil, soweit sie selbst

deutsch schrieben, was sie aus practischen Gründen zuerst mit einigem Eifer thaten, um der Fluth der ketzerischen Volksliteratur doch wenigstens eine Art von Schutzmauer der Rechtgläubigkeit entgegenzustellen, merkt man ihren besseren Scribenten, die als Autoren bloßer Volksbücher, deutscher Gebetbücher, Gesangbücher, Legenden, marianischer Rosenkränze und dergl. begreiflich zu bescheiden oder zu vornehm sind, sich zu nennen, recht wohl an, wie gründlich sie die Sprache ihres Todfeindes, seine schneidendste Waffe, studirt haben. Sie geben sich ihr nicht so völlig hin, wie ihre protestantischen Collegen, sie suchen sie auf eine geschmeidige Weise mit der älteren oder auch noch neben Luther unabhängig entfalteten Gemeinsprache zu vermitteln, aber der Mann des Jahrhunderts hat auch ihrer Orthographie, ihrem Lexicon, ihrer Syntax und ihrem Satzbau seinen Herrscherstempel aufgedrückt. Kam es ja doch bald so weit, daß gerade in den Schulanstalten der Jesuiten diejenige deutsche Grammatik mit Vorliebe gebraucht wurde, in der zuerst unumwunden Luther als die einzige Autorität der gebildeten Schriftsprache anerkannt wird. Es giebt sich später noch Veranlassung, diese merkwürdige Thatsache in ihrem eigentlichen Zusammenhang zu erwägen, daher hier nur eine vorläufige Hinweisung.

Die Jesuiten wirkten in der deutschen protestantischen Welt, um das triviale Bild zu gebrauchen, wie ein Funke, der in ein Pulverfaß fällt. Sie trugen unwillkürlich dazu bei, daß das Interesse für das dogmatische Gezänk innerhalb einer Confession selbst bei denen mehr zurücktrat, die seit der berüchtigten Concordia vereinigt oder noch mehr auseinander gesprengt waren, wenn sie sich nur noch nach Luther im Gegensatze zu Calvin nannten — Zwingli war in Deutschland damals vergessen, überhaupt außer der Schweiz

nie recht heimisch geworden, wie man leicht begreift, wenn man die so eigenthümlich beschlossene Art des herrlichen, treuen, frommen Mannes ansieht. Um so heftiger kehrte sich die Leidenschaft der Vertheidiger des Wortes gegen die Jesuiten, und sie blieben bekanntlich nichts schuldig. Hielt sich ihre Polemik bis etwa 1570 in einer erkünstelten vornehmen Reserve, so stieg sie von da ganz in die kothige Arena hinab, wo bis dahin ihre Feinde mit Vorliebe ihre Kräfte gegen einander gemessen hatten. Aber der größere Theil des Federkampfes, und zwar je länger, desto häufiger, wurde in lateinischer Sprache geführt und dadurch der deutschen Sprachgeschichte entrückt. Insofern darf an diese Jesuiten ein gewisser Rückschlag in der Verbreitung der Sprache Luthers, in ihrem auch äußerlich anerkannten Fortschritt zu der eigentlich maßgebenden Sprachform der ganzen Nation geknüpft werden, nicht aber, wie irrthümlich manchmal geschieht, als wenn sie mit Absicht oder aus Ungeschick von der Höhe des Lutherischen Deutsch wieder in die Tiefe der Rohheit der Volksmundarten oder der verwilderten Gemeinsprache zurückgefallen wären. Was aber die Jesuiten später mit Wissen und Willen, oder auch in der Erfüllung dessen, was ihnen als ihre Mission galt, unbewußt an der deutschen Sprache gesündigt haben, kann erst im Zusammenhang mit anderen großen Evolutionen der deutschen Sprachgeschichte dargestellt werden.

## Zweites Capitel.

### Das Verhältniß der Theorie zu Luthers Sprache.

Die lebendige Praxis hatte auf die geschilderte Art Luthers Sprache zu dem beherrschenden Modell für die Mehrzahl derer gemacht, die seit dem Jahre 1530 in deutscher Sprache schrieben. Es konnte auch nicht fehlen, daß die Theorie, soweit sie sich bereits neben die Praxis stellte, von dieser Thatsache Notiz nahm und sie nach ihrer Weise verarbeitete.

Luther selbst war, wie sich gezeigt hat, ohne die Hilfe einer deutschen Grammatik rein naturalistisch bei der Ausbildung seiner Sprache und seines Stils vorgegangen. Er verließ sich keineswegs, dafür zeugen eine Anzahl authentischer Aeußerungen von ihm, auf das, was man den bloßen Sprachinstinct nennt. Nicht von dem zufälligen Gefühl des Augenblicks sollte die Gemeinverständlichkeit und Correctheit seines Ausdrucks abhängen, sondern von gewissen zusammenhängenden Beobachtungen über die bisherige Praxis der besten schriftstellerischen Muster, die er kannte, und ihrer Vergleichung mit dem, was ihm als das Bedürfniß oder als das angeborene Recht der deutschen Sprache selbst galt. Dies war ein ganz subjectives Moment, aber da er wie kein Anderer ein angeborenes Verständniß für das eigentlich Constitutive und Innerlichste in der deutschen Volksseele mitbrachte, so war er auch in der Sprache seines Volkes berechtigt, sich auf sich selbst und auf sein besseres Bewußtsein zu berufen im Gegensatz zu allen andern Autoritäten, die er bis zu dieser Grenze, aber nicht weiter respectirte. Das practische Ergebniß davon ist, daß sich seine Sprache im Ganzen dem großen Ziele, was ihm und man kann wohl sagen den Zeitgenossen überhaupt vorschwebte,

immer mehr näherte, daß sie immermehr der treue Spiegel des gemeinsamen Sprach-Bewußtseins der ganzen Nation wurde, im einzelnen aber ist sie, wie wir sahen, das gerade Gegentheil von dem, was wir mit unserer modernen Vorstellungsweise uns unter der festgeregelten Sprache eines Schriftstellers zu denken pflegen. Es ist von Anfang bis zuletzt alles im Werden, alles im Fluß, und wenn auch nach und nach die Strömung etwas gemäßigter dahin zieht, so ist sie doch niemals zum Stillstand gekommen. In diesem Sinne, darf man wohl sagen, ist seine Sprache nie fertig geworden. Es bezieht sich das nicht bloß auf Dinge, die wir als relativ gleichgültige Aeußerlichkeiten anzusehen gewohnt sind, auf die Schreibung der einzelnen Buchstaben, die Interpunction und dergl. Alle diese Dinge galten ihm selbst, wie seine authentischen Aeußerungen beweisen, wie es in dem Wesen des Zeitgeistes lag, und wie es, setzen wir hinzu, unter den damals gegebenen Bedingungen der deutschen Schriftstellerei vollkommen gerechtfertigt war, als sehr werthvoll und bedeutend, und wenn er auch im Drange des Augenblicks häufig genug von ihrer genaueren Beobachtung absehen mußte, hat er doch niemals ihre principielle Berechtigung angezweifelt. Wo er Zeit und Gelegenheit fand, hat er ihnen eine Sorgfalt zugewendet, deren Resultate wieder nach unserer heutigen Denkweise allerdings nicht im richtigen Verhältnisse zu den ihn leitenden Intentionen standen. Jenseits dieses Gebietes steht es bei Luther gerade so: auch sein Lexicon, sein Satzbau, sein Stil ist in lebendigster Bewegung. Für den zusammenfassenden Blick, wie er uns aus unserer Perspective nicht so schwer wird, ist er überall und von Anfang an nur Einer, oder der Eine, aber sobald das Auge auf das Einzelne gerichtet ist, wie es dem zeitgenössischen Betrachter doch von selbst geschehen mußte, war

es dem Theoretiker schwer, irgend etwas, das einer festen Regel gleich sah, daraus abzuziehen. Die Praxis konnte es sich leichter machen: sie hielt sich an den ungefähren Gesammteindruck des Ganzen und an die eklektische Benützung des Einzelnen. Wie und wo es ihm gerade paßte, schrieb der Einzelne, der in Luther das Muster der deutschen Sprache selbstverständlich anerkannte, doch wieder ganz anders als er, bediente sich einer andern orthographischen Mode, die ihm von da oder dort her zugetragen war, gebrauchte ein Wort, das man vergebens in Luthers Lexicon suchen würde, ohne dadurch im geringsten im Glauben an die Autorität des Meisters und die dadurch bedingte Vortrefflichkeit der eigenen Schriftstellerei irre zu werden. Erst als die Theorie sich immer breiter machte und in der Anschauung der Zeit mehr und mehr die Stelle einnahm, die sie bewußt oder unbewußt anstrebte, nicht bloß das auf Regeln gebrachte System der wirklichen Sprachpraxis, sondern die begründende Berechtigung für jede sprachliche Erscheinung zu geben, ändert sich das.

Denn die Theorie der Sprache oder die Grammatik lag jetzt in der Luft. Man wollte die lateinische und bald auch die griechische Sprache nicht gerade nach festen und der Zeit wenigstens genügend begründeten Regeln erlernen, das überließ man noch mit richtigem practischem Tact der eigentlichen mündlichen Unterweisung des Lehrers, aber man traute doch erst dann der Sicherheit des eigenen Wissens, wenn man es nach solchen Regeln auszuüben gelernt hatte. Sollte doch jetzt alles systematisch und rationell sein, wie im Leben, in Staat und Gesellschaft, im Glauben, wo das gereinigte Wort als die einzige Autorität übrig geblieben war, so auch in der Sprache. Das Mittelalter hatte in der lateinischen Grammatik die vorhandenen antiken Muster nach seinem Bedürfniß, das immer

nur ein bloß empirisches oder practisches war, zurecht gemacht: nur in zweifelhaften Fällen, wo das eigene aus der lebendigen Tradition erworbene Können versagte, pflegte man sich bei der Autorität eines Buches Raths zu erholen. Jetzt galt dies nur als ein relativ untergeordneter Gesichtspunkt neben den andern, und die lateinische Grammatik wurde vor allen Dingen darauf angesehen, ob das Begriffsschema der allgemeinen oder philosophischen Grammatik, das dem wissenschaftlichen Instincte dieser Zeit vorschwebte, ohne daß sein Name bis zu des großen Conrad Gesners Mithridates ausgesprochen worden wäre, darin in der richtigen Weise seinen Ausdruck gefunden habe. Daß sich aber die Terminologie und die Categorien der lateinischen Grammatik, zuletzt eigentlich nur in jener dürftigen und dürren Veräußerlichung, die der einstweilen noch allmächtige Donat zeigte, unmerklich an die Stelle der Categorien der allgemeinen oder philosophischen Grammatik schoben, verstand sich von selbst. Es geschah hier dasselbe, wie auf dem Gebiete des Glaubens oder der Dogmatik, wo man das Neue oder Aechte, was man gefunden zu haben meinte, doch nur in den Formeln und nach der dialektischen Methode, folglich auch nach den einmal gegebenen Begriffscategorien der scholastischen Dogmatik des Mittelalters sich vorstellig zu machen befähigt war. — Auch hier wie überall ist Luther an der Spitze der Bewegung der Geister. Das doch wohl von ihm anonym 1537 herausgegebene Büchlein Aliquot nomina propria Germanorum ad priscam Etymologiam restituta per quendam antiquitatis studiosum erregte zuerst die überall keimende Neigung, das genetische Element in der Sprache zu beachten, die Sprache zu zergliedern und nicht bloß zu handhaben, wie die Literaturgeschichte dieser nächsten Decennien bezeugt. Er fühlt sich hier mit Recht als bloßen Dilettanten und den heutigen wissenschaftlichen Maßstab an seine Einfälle —

weiter kann es ja nichts sein — zu legen, wäre geradezu komisch. Seiner Zeit aber genügte er vollkommen und selbst der grundgelehrte Conrad Gesner ist im Princip um nichts weiter als er gekommen, wenn er auch, durch alle Sprachen aller Zonen und Völker schweifend, mit einem schon sehr bedenklichen Anflug von Polyhistorie an die folgende Perrückenzeit anstreift.

Von diesem Streben, etwas allgemein Gültiges, etwas an sich Richtiges, Apriorisches für die Grammatik zu finden, mußte auch die deutsche Sprache erfaßt werden. Es sollte nicht bloß auf eine Sammlung der in ihr, etwa im Gegensatz zu dem Lateinischen, das sich mit natürlichem Rechte von selbst als seine Folie darstellte, üblichen Schreibweise, Declination, Conjugation, Ableitung und Satzbildung abgesehen sein. Auch dies wäre bei dem gänzlichen Mangel aller Vorarbeiten und dem eigenthümlichen Zustand naturalistischer Selbstherrlichkeit, in dem sich die Sprache, wenigstens bis zum Durchbruch der Autorität Luthers und auch dann noch überall da befand, wo seine Autorität weder in der Praxis noch in der Theorie anerkannt wurde, schon zu schwer gewesen, als daß es auf einmal, in einem Ansatze und von einem Einzelnen auch bei dem größten Talente hätte erreicht werden können. Man wollte aber viel höher fliegen und so über das bloße mechanische Wissen und systematische Nebeneinanderstellen grammatischen Stoffes bis zu der eigentlichen Erkenntniß des Warum, zu dem innern begrifflichen Verständniß der äußeren Sprachform gelangen. Gleich das erste überhaupt bekannte Buch, das sich selbst eine Teutsche Grammatica nennt, von Valentin Ickelsamer (oder wie er sich auf andern Schriften nach seiner heimathlichen Aussprache characteristisch genug für einen Gesetzgeber der Sprachrichtigkeit auch schreibt, Ickelschamer), wagt diesen höchsten Flug. Da man seinen Verfasser auch sonst in den idealistisch

radicalen Evolutionen dieser Zeit immer in der vordersten Reihe der Weltverbesserer und Welterneuerer sieht, da er ein begeisterter Apostel Carlstadts und in Folge dessen eine Zeit lang ein fanatischer Gegner des großen Hortes aller Reaction und aller Verfinsterung, Luthers gewesen ist, bis er sich später, wir fürchten sehr, bloß durch die Noth des Lebens und den Kampf um das Dasein gezwungen, mit ihm aussöhnte, und von ihm, wie immer in solchen Fällen, vertrauensvoll und menschenfreundlich behandelt wurde, so kann es auch nicht verwundern, daß er in seiner Teutschen Grammatik solche titanische Anläufe nimmt. Sie ist zwar schon nach seiner Bekehrung oder Umkehrung geschrieben, oder wenigstens zum Druck redigirt: 1522 hatte er für Carlstadt Luther in heftigster Gereiztheit als den eigentlichen „Bauchpfaffen und Götzenpriester", um Luthers eigenste Lieblingsausdrücke zu gebrauchen, aufs schmählichste an den Pranger gestellt, 1527 sich mit ihm versöhnt und der Druck seines Buches, für den bisher noch keine bestimmte Jahrzahl ermittelt werden konnte, wird nach den triftigen Beweisgründen, die Fr. v. Raumer bis jetzt unwiderlegt dafür beigebracht hat, frühestens nach Ablauf des Jahres 1531 zu setzen sein. Bis dahin hätte also auch sein grammatikalisches Feuer etwas Zeit gehabt zu verrauchen. Wie hoch es in einem älteren von ihm selbst, aber von keinem anderen citirten Büchlein, einer Anweisung von der rechten Weise lesen zu lernen, das er, so scheint es, noch in jener Sturm- und Drangperiode verfaßt, gelodert haben möge, wissen wir nicht. Es liegt aber nahe zu vermuthen, daß in der teutschen Grammatica jene beiden Seelen des einen Mannes, die wenig innere Verwandtschaft mit einander zu haben scheinen, damals aber nach der ganzen Signatur der Zeit sich oft genug in einem Geiste oder Leibe zusammenfanden, durch und

in einander verarbeitet sind. Denn in Wirklichkeit läuft diese deutsche Grammatik auf nichts weiter hinaus, als auf eine practische Anweisung, auf eigene Hand ohne Hilfe eines Lehrers lesen, d. h. buchstabiren und Buchstaben richtig zusammensetzen und aussprechen zu lernen, ein für damals gewiß recht dankenswerthes, nützliches Unternehmen, wo Lesenkönnen ein unabweisbares Bedürfniß für jedermann geworden war, der nur einen Zoll hoch über den Schlamm des gemeinsten, bloß sinnlichen Vegetirens sich erhoben hatte und wo es doch fast noch keine Schulen und methodisch gebildete oder auch nur practisch bewanderte Lehrer gab. Ob es aber durch Ickelsamers neue Methode, man hat sie eine Art Lautirmethode genannt, befriedigt wurde, läßt sich nicht sagen. Man sollte glauben, auf diesem Wege wäre der doch meist als ganz ungeschult zu denkende Lehrling nur zur Confusion, nimmermehr aber zum Deutschlesen gelangt. Außerdem handelt es sich auch nur um die richtige Schriftgebung der deutschen Laute, also um das, was wir orthographische Regeln oder Anweisung zur deutschen Rechtschreibung nennen, und nicht zur Grammatik im eigentlichen Sinn zählen. Dahinein ist jedoch alles gesteckt, was er über die Sprache und ihr Wesen im Allgemeinen, die deutsche Sprache im Besonderen und im Besondersten über das Verhältniß der lebendigen Sprachindividualitäten in den einzelnen empirischen Individuen bis zu den local abgeschlossenen Gruppen eigentlicher Mundarten gegenüber dem gemeinsamen Sprachgeist der ganzen Nation oder der gemeinen deutschen Sprache, wie er das nennt, hin und her gedacht hat. Es ist ohne Zweifel gut gemeint, aber es fehlt an jeder Abklärung der Begriffe, ja es scheint sogar, als habe er keine Ahnung gehabt, daß er zuerst die Begriffe Mundart und Gemeinsprache sich selbst und andern deutlich gemacht

haben müsse, ehe er damit operiren könne. Oder wenn er dies nicht wollte, fehlt es an jedem festen Hintergrund einer positiven Autorität, denn seine Gemeinsprache ist bald das Deutsch, wie es dieser und jener, eigentlich wohl er selbst nach seiner Meinung am correctesten schreibt, bald wieder der gemeine Brauch, die lebendige Volkssprache, die doch, wie er sehr wohl weiß, an jedem Ort in Deutschland unter der Herrschaft der Mundart stand und nirgends, außer bei einigen wenigen hochgebildeten und viel umhergeworfenen Individuen auch nur die schärfsten Ecken und Spitzen der Besonderheit abgeschliffen hatte. Daß er sich 1531 nicht direct an Luther lehnt, wird nach dem oben Gesagten nicht befremden: offenbar hätte ihm dies seine innere Aufgeblasenheit nicht erlaubt, denn obgleich er's nirgends sagt, so merkt man doch, daß er auf den bloßen Naturalisten, den Schriftsteller Luther tief herabschaut. Daß er aber selbst in seinem Deutsch, das man doch für einen Canon der rechten Schriftsprache halten sollte, so tief unter dem bleibt, was nicht Luther, von dem hier ganz abgesehen werden soll, sondern alle bessern Muster der von Luther unabhängigen Gemeinsprache geleistet haben, gereicht nicht zu seinem Lobe. Seine Sprache ist voll von ziemlich groben Auswüchsen einer ziemlich groben fränkischen Mundart, neben der sich selbst das so viel ältere Gemeindeutsch des fränkischen Ritters Ludwig von Eyb, Zeitgenossen des Churfürsten Albrecht Achilles, noch um vieles feiner ausnimmt, obgleich es schon durch seine zeitliche Umgebung so viel mehr berechtigt wäre, der mundartlichen Roheit die Zügel schießen zu lassen.

Den entgegengesetzten Pol von diesem idealistischen Wollen und practischen Nichtkönnen bezeichnet, zufällig vielleicht ganz gleichzeitig, die sicher von 1531 datirte Schrift des Magister Fabian Frank, oder wie er sich selbst gewöhnlich, aber nach der Art

der Zeit nicht regelmäßig schreibt, Frangk, eines Schlesiers, der damals, als er sie schrieb, in Bunzlau lebte. „Teutscher Sprach Art und Eigenschaft. Orthographie, gerecht buchstabig Teutsch zu schreiben. Neu Cantzlei" u. s. w. lautet der Titel, nach der Mode der immer bauschiger, gezierter und weitschweifiger werdenden Zeit, die auch hierin das Eigentliche und Rechte von ihrem großen Führer Luther nicht lernen wollte, weil es zu sehr gegen ihre eigenen Unarten ging. Eine deutsche Grammatik wird das Buch selbst nicht nach dem Muster der damaligen lateinischen Schulgrammatiken heißen dürfen, denn das, was doch am nothwendigsten dazu gehört, Formenlehre u. s. w. ist nicht einmal darin berührt. Dafür aber anderes, nämlich eine Stilistik und Rhetorik in der unmittelbarsten Anwendung für das bürgerliche Leben und dessen practische Beziehungen. Es ist eine Art von Briefsteller im weitesten Umfang, wo eben so das, was wir jetzt Memoire, wie das, was wir Rechtsformulare, gerichtliche Actenstücke, Pachtverträge und dergl. nennen, zu machen gelehrt wird. Das germanische Mittelalter hat seit den berühmten merovingischen Formeln Marculfs bis zur Reformation viele hunderte solcher „Formelbücher" zusammengeschrieben, aber immer nur Muster und nicht die aus den Mustern selbst abgezogene Theorie gegeben. Jetzt in dem beginnenden Zeitalter der systematischen Reflexion und des Doctrinärismus trat jene in den Vordergrund, und der gewandte Schlesier ist zwar nicht der Erste, aber einer der Ersten, der diesem unläugbaren Bedürfniß der Zeit in deutscher Sprache und für die deutsche Sprache abzuhelfen suchte.

Für die Sprachgeschichte liegt die Bedeutung des Buches ganz wo anders. Hier zum erstenmale ist der Begriff der Schriftsprache dem der Mundarten scharf und consequent entgegengestellt. Luther selbst hatte ihn, wie wir sahen, kraft seiner

Genialität ebenso scharf und jedenfalls noch wärmer beseelt, auch schon erfaßt, aber seine Aeußerungen darüber sind nur so hingeworfene Worte, die nicht daran denken, die Sache im Zusammenhang und methodisch zu erledigen. Hier geschieht das und mit Recht, da es in einem systematisch angelegten Buche und nicht über Tisch bei traulichem Gespräche geschieht. Frangk hat, und das ist sein weiteres Verdienst, mit practischer Spürkraft den einzig festen Halt für seine Aufgabe herausgefunden. Das eigentlich gute und richtige Deutsch lernt man nicht bloß, wenn man alle Mißbräuche aller Mundarten vermeidet, von denen jede der „rechtförmigen deutschen Sprache", dem gebildeten Schriftdeutsch oder Hochdeutsch, gegenüber keinen Vorzug vor der andern behaupten darf, weil jede eben so viel, nur immer andere Mißbräuche hat. Es gehört dazu auch die bewußte Nachahmung der bessern Muster. Dies sind ihm „Kaiser Maximilians Canzlei und dieser Zeit D. Luthers Schreiben (d. h. Schriften überhaupt)." Luther ist also hier zum erstenmal von der Theorie als das anerkannt, was er in der Praxis schon geworden war. Mit Luther mußte natürlich auch dessen Modell oder Autorität, die Canzleisprache genannt werden, aber sie wird nur genannt und ist nur Autorität, weil sie die Luthers ist. Man begreift leicht, daß hier der schwache Punkt des ganzen Systems liegt. Gingen beide zusammen, gut, klafften sie aber auseinander, wie dann? welches war dann die höhere Instanz? Der brave schlesische Magister hat diese Frage, scheint es, gar nicht aufgeworfen: ihm genügte es, daß Luther ja selbst der Canzleisprache, der kaiserlichen und seiner landesherrlichen churfürstlichen, seinen Respect bezeugte, freilich um ihn ein andermal gröblichst hintanzusetzen, wie wir schon gehört haben. So lange oder so weit man das Aeußerliche der Schreibweise ebenso gleichgültig behandelte, wie

man für das Feinste und Höchste der Sprachbehandlung, ihre Zusammenfassung im Satze, noch kein reflectirtes Bewußtsein hatte, mochte die Distanz zwischen Canzleideutsch und Lutherisch-deutsch ignorirt werden können, aber endlich mußte doch auch sie ausgetragen werden. Man kann sagen, und wir haben schon darauf hingewiesen, daß beide Sprachströme in der nach-lutherischen Zeit immer weiter von einander ab, jeder nach einer andern Richtung sich kehrten: ob im Sinn des wahren Verständnisses für den deutschen Sprachgeist der eine, der aus Luthers unergründlichem Borne floß, der so viel reinere und bessere war, darauf kam für die wirkliche Sprachgeschichte nichts an, sondern nur, welcher durch die Gunst des Zufalls am freiesten sich ausbreiten konnte.

Eine deutsche Grammatik nach lateinischer Schablone, und das war doch alles, was man der Leistungsfähigkeit dieser Zeit zutrauen durfte, war das Bisherige also noch lange nicht. Ueberhaupt dauerte es noch ziemlich lange, bis diese allgemein anerkannte und oft in bittern, aus der berechtigten Verstimmung patriotischer Gemüther hervorquellenden Worten dringend als eine nationale Ehrensache geforderte Aufgabe gelöst wurde, dann aber, wie es gleichfalls nach der wissen-schaftlichen Tradition dieser Zeit natürlich war, in lateinischer Sprache, also für jeden bestimmt, der nur irgend auf das Prädicat eines Gebildeten Anspruch machte. Außer ihnen gab es ja ohnehin kein Bedürfniß nach einer deutschen Grammatik. Es sind die beiden, in gleichem Jahre 1573 erschienenen von Laurentius Albertus Ostrofrancus in Würzburg und Albert Oelinger in Straßburg, deren seltsame Stellung zu einander — der erste ist der Plagiator des zweiten — weniger die deutsche Sprachgeschichte als die Geschichte der deutschen Sprach-wissenschaft angeht.

Daß die Nomenclatur und Schematisirung der latein. Grammatik auf das deutsche Sprachmaterial ohne weiteres übertragen wurde, ist dem Jahre 1573 nicht so hoch anzurechnen, da selbst im Jahre 1873 die deutsche Grammatik sich noch nicht vollständig davon zu befreien und ihre eigene Norm aus dem Geist ihrer Sprache heraus zu constituiren verstanden hat. Wichtiger für uns ist, daß diese beiden süddeutschen Gelehrten, Albertus ein Würzburger, Oelinger ein Straßburger, den Begriff des deutschen Normalsprachtypus zwar etwas minder confus, als ihr Landsmann Ickelsamer vierzig Jahr vorher fassen, aber eine eigentliche Klarheit, eine wirkliche Einsicht in das Verhältniß zwischen dem, was die bessere bisherige Sprachentwickelung geleistet hatte und wonach sie wie nach einem ihr selbst noch verhüllten Ziele strebte, fehlt auch ihnen. Als Süddeutsche sind sie naturgemäß jeder mit besonderer Lasur von der oberdeutschen Schattirung der Gemeinsprache gefärbt und die mitteldeutsche mundartliche Wahlverwandtschaft, die einen Frangk von selbst zu Luthers Sprache hinzog, ist nur in sehr verdünntem Maße bei Albertus, bei Oelinger gar nicht wirksam. Characteristisch dabei ist, daß Oelinger auf die Frage, wo denn das richtige Deutsch zu finden sei, auf die Bücher, die zu Frankfurt, Mainz, Basel, Leipzig, Nürnberg, Straßburg, Augsburg, Ingolstadt und Wittenberg gedruckt wurden, hinweist — ganz richtig für die Gemeinsprache 60—70 Jahre früher, jetzt ein Anachronismus. —

Oelinger und Albertus, der ihm auch hierin wie meist, unbedenklich nachschrieb, nur daß er vielleicht zufällig Leipzig — aber Straßburg gewiß nicht zufällig — wegläßt, stehen also auf demselben schwankenden Boden des in der That bereits überwundenen, in der Einbildung um so zäher festge-

haltenen süddeutschen Particularismus, wie Hieronymus Wolf, Rector des evangel. Gymnasiums zu Augsburg, aus Oettingen im schwäbischen Rieß, der schon 1556 seine anonyme Schrift „de orthographia Germaniae, ac patria suevica nostrate“ herausgegeben, aber 1578, also gleichzeitig mit dem bald zu erwähnenden Clajus, unverändert wieder abdrucken ließ. Er will eine practische Anweisung zum Deutschschreiben, wie es in Augsburg, der Hauptstadt Schwabens, für richtig gilt, geben und darnach sind seine Sätze zu beurtheilen. Daß man deshalb nicht Augsburger Deutsch, überhaupt keiner Mundart Deutsch schreiben dürfe, ist ihm wie allen Theoretikern seit Frangk, eigentlich schon seit Ickelsamer, selbstverständlich: communis lingua Germanorum quae ex omnibus optima quaeque et minime aspera deligit. Daß er dies noch 1578 in aula Caesarea findet und von Luther nichts weiß, mag man dem Schwaben und lateinischen Präceptor verzeihen. Natürlich räumt er dann wieder innerhalb dieser Gemeinsprache den einzelnen Mundarten Freiheiten ein, die ihnen die Praxis der damaligen Schriftsprache, wie wir sahen, schon lange nicht mehr zu gestatten brauchte. Aber es fragt sich, ob der gute Mann je in seinem Leben eine Zeile Deutsch, das für den Druck bestimmt gewesen wäre und sich als mustergültig neben anderem hätte sehen lassen können, geschrieben hat. Seine Schrift ist also ein bloßes Symptom der Besonderheit deutscher sprachgeschichtlicher Entwickelung, aber ohne alle Wirkung auf diese selbst, thatsächlich schon lange durch die Wirklichkeit überholt.

Wenn die Andern in dem von ihnen aufgestellten sprachlichen Canon mit Luthers Sprache zusammentreffen, ist dies nicht, wie bei Frangk, eine bewußte oder reflectirte Unterordnung unter seine Autorität. Luthers Sprache hat, insofern sie bei allen ihren individuellen und localen Besonderheiten doch der

vollkommneſte Spiegel des dem Geiſte der neuhochd. Sprache dieſer Zeit vorſchwebenden Sprachideals war, ſich von ſelbſt auch da Geltung verſchafft, wo es keine Fäden directer Verbindung zwiſchen ihm oder ihr und den Schriftſtellern in deutſcher Sprache gab.

An dieſem Punkte mußte nun der Weiterfortſchritt der grammatikaliſchen Behandlung der Schriftſprache einſetzen, um das, was damals der Mehrzahl aller gebildeten oder mit der Feder vertrauten Menſchen gleichſam auf der Zunge lag, in ein entſcheidendes Wort zuſammenzufaſſen. Dies Verdienſt hat die Grammatica Germanica des Joh. Clajus aus Herzberg an der Elſter vom Jahre 1578, alſo eines Mitteldeutſchen, der zwiſchen Luther und Frangk gleichſam wieder in die Mitte hineingeſtellt war. Sonſt müßte man ſein für die practiſchen Bedürfniſſe des Unterrichts im Deutſchen außerordentlich bedeutſam gewordenes Buch, das noch im Jahre 1720 in 11. Auflage erſchien, ganz auf daſſelbe Niveau wie die bisher erwähnten deutſchen Grammatiken ſtellen, ja an einem gewiſſen Inſtinct für die innere Conſtruction der deutſchen Sprachformen wird es von Albertus, an richtigem Blick für die organiſche Gruppirung dieſer Formen von Oelinger weit übertroffen und bezeichnet in ſeiner pedantiſchen und geiſtloſen, geradezu ſclaviſchen Abhängigkeit von dem Typus des lateiniſchen Sprachſchemas inſofern eher einen Rückſchritt als einen Fortſchritt. Aber daß auf dem Titel ſteht: Ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius libris collecta, iſt das Entſcheidende. Daß er mit faſt myſtiſcher Ueberſchwenglichkeit in Luthers Sprache eine directe Offenbarung des heiligen Geiſtes ſah, und ſie mit ausdrücklichen Worten ſo bezeichnete, mag von ſeinen Zeitgenoſſen, ſoweit ſie auf dem Grund der lutheriſchen Glaubensformel ſtanden — und das thaten damals

noch ⅞ der ganzen deutschen Nation — anders aufgefaßt worden sein, als unser Denken und unser Gewissen es zu verstehen glaubt. Aber auch für uns ist es, nur in eine andere Sprache übersetzt, volle Wahrheit. Auch für den unbefangenen Betrachter der deutschen Sprachgeschichte hat Luthers Sprache die Bedeutung einer That des guten, des heiligen Geistes in der deutschen Volksseele und man wird nur bedauern, daß die schwärmerische Begeisterung und die hochgespannte Gläubigkeit des Clajus an dies sein Sprachideal der Wirklichkeit der sprachlichen Entwicklungszustände der Zeit lange nicht so weit entsprach, wie es zum Heile der deutschen Sprache gedient hätte. Immerhin aber ist und bleibt seine Stimmung der correcte Ausdruck für die Gesinnung der weitaus überwiegenden Majorität aller deutschen Schriftsteller von damals, wenn sie auch in ihren eigenen Leistungen nicht befähigt waren, ihren Glauben völlig zutreffend in die That umzusetzen. Im Gegensatz zu Frangk aber ist der einzig richtige Fortschritt in der Theorie nicht zu verkennen: nicht mehr die Canzleisprache und Luthers Sprache stehen gleichberechtigt neben einander, es giebt jetzt nur Ein Sprachideal. Auch das ist characteristisch, daß Frangk Luthers Bibel, wie wir hörten, gar nicht erwähnt, hier ist sie die Mitte und der Kern seiner Sprache, gewiß zum Theil, weil sie das eigentliche „Wort" enthält, was also der Sprachgeschichte gleichgültig ist, zum Theil aber auch, weil der unmerkliche Umschwung der Geister am Ende des 16. Jahrh. doch schon das eigentlich lebendigste, eingehendste Verständniß, die frische Empfänglichkeit für den ganzen Luther gedämpft hatte, und dies geht die Sprachgeschichte sehr viel an, denn mit dieser pointirten Hervorhebung des Einen war der Anfang zum Vergessen oder Nichtweiterverstehn des Andern gemacht.

# Drittes Capitel.

## Die von Luther unabhängige Gemeinsprache des 16. Jahrh.

Ueberblickt man die Geschichte der deutschen Literatur im 16. Jahrh., so ist der Gesammteindruck nicht immer ein erfreulicher, immer aber ein großartiger. Der eine Gigant überragt alle, und giebt allen seinen Freunden und Feinden, denen, die ihn als gottgesandten Propheten verehren, und denen, die in ihm die Offenbarung des leibhaftigen Satans verabscheuen, wie die Sonne am hohen Himmel Licht und Lebenswärme. Aber denkt man ihn einmal hinweg, so bleibt das Bild noch immer gewaltig genug. Es ist, als wenn ein schwellender Frühling und ein mächtiger Sommer über den Geist des deutschen Volkes sich ausbreite, beide mit unheimlichen Stürmen und tückischen Gewittern erfüllt, aber doch ein ächter Frühling und ein ächter Sommer in aller ihrer Naturkraft. Endlich schleichen dann die kühlen und grauen Herbstlüfte heran und die Herrlichkeit verweht vorläufig in alle Winde.

Einen Luther konnte der deutsche Boden nur einmal zeugen, aber selbst ein Dichter wie Hans Sachs war ihm in den letztvergangenen drei Jahrhunderten, seitdem er fast an derselben Stelle einen Wolfram hervorgebracht hatte, unmöglich geworden. Sind doch die zwei letzten Jahrhunderte des Mittelalters, ob das 14. mehr als das 15., darüber läßt sich streiten, für die deutsche Poesie nur eine unabsehbare Wüstenei, zwischen der kaum einmal die bescheidene Oase eines kleinen Volksliedes oder eines gefühligen geistlichen Gesanges grünt. Niemals hat sich der deutsche Boden so überaus armselig erwiesen, wie diese zwei ganzen langen Jahrhunderte hindurch und jetzt im 16. Jahrhundert welche Fülle von Talenten!

Sie poetische Genien ersten Ranges zu nennen, verbietet der Unstern, der über ihrem freien künstlerischen Ausgestalten waltet, der ihnen das volle Einwachsen in den Geist und die Formen der Weltcultur unmöglich machte, weil sie Deutsche aus dem Zeitalter der Reformation waren. Aber der unbefangene Blick, der vom Zufälligen abzusehen und in den Kern und die Seele einer geschichtlichen Gestaltung einzudringen gelernt, der sich so viel als möglich von der deutschen Erbsünde, der unterthänigen Ueberschätzung des Fremden und der ehrlosen und boshaften Selbstherabwürdigung des Eigenen gereinigt hat, wird eben diesen Nürnberger Schuster Hans Sachs auf gleiche Höhe der poetischen Begabung stellen mit einem Ariosto, einem Calderon, ja, was jedem correcten deutschen Doctrinär als Sünde gegen den heiligen Geist vorkommen dürfte, einem Shakespeare. Das waren seine größeren oder glücklicheren Genossen, eben weil sie keine Nürnberger Schuster waren.

Unter den Erzeugnissen von Hans Sachsens Laune pflegt der moderne Tagesgeschmack oder Mode die ungleichen Kinder Evae, wie man weiß, einigermaßen zu bevorzugen. Hier soll nicht über ihr Verdienst discutirt, sondern bloß auf eine Stelle darin hingewiesen werden, die gewiß ohne Absicht des Dichters, und so scheint es, auch arglos von dem heutigen Leser verdaut, uns immer wie der eigentliche Schlüssel vorgekommen ist, der das Geheimniß erschließt, warum Hans Sachs eben nur Hans Sachs und nicht ein Shakespeare geworden ist. Gott der Herr spricht dort zu der nichtsnutzen Rotte:

„Derhalben so müßt ihr auf Erden hart und armutselig Leut werden, als Bauern, Köhler, Schefer und Schinder, Landknecht, Holzhacker und Besenbinder, Taglohner, Hirten, Büttel und Schergen, Kärner, Wagenbaur und Fergen,

Jacobs Brüder, Schuster und Landsknecht, auf Erd das hartseligst Geschlecht und bleiben grob und ungeschickt." Die Glosse zu diesem Texte kann man billig jedem denkenden Leser selbst überlassen. —

Wenn eine Nation in einem Jahrhundert neben einen Hans Sachs noch einen Fischart zu stellen vermag, so bedeutet das einen productiven Schwung des künstlerischen Genius, woran der gewöhnliche Maßstab der Statistik der Geisteskräfte zu Schanden wird. Das viele Gerede über Fischarts Genialität und Originalität kann hier glücklicherweise als gar nicht vorhanden betrachtet werden. Daß er aber, unbeschadet des freien Urtheils, das wir von unserm unabhängigen und unparteiischen Standpunkte aus über den eigentlichen Werth, Gehalt und Form seiner Schöpfungen uns vorbehalten, ein poetischer Genius ersten Ranges ist, kann nur der Stumpfsinn läugnen. Ob größer oder kleiner als Hans Sachs, darüber mögen wieder Andere streiten, wenn auch einmal diese an sich lächerliche Frage auf's Tapet gebracht werden wird, woran wohl nicht zu zweifeln ist.

Dies sind die zwei höchsten Gipfel, aber neben ihnen welches Gewimmel von mittleren in allen Abstufungen! Ja selbst die eintönige Schablone des Kirchenliedes und die nicht minder eintönige, trotz ihrer äußerlich rohen und rauhen Vielstimmigkeit, des weltlichen Volksliedes, ist jetzt von einem neuen Lebensgeist getragen. Kirchen- und Volkslieder des 16. Jahrhunderts stehen im Durchschnitt eben so hoch über dem Durchschnitt des vorigen Jahrhunderts — das wenige wirklich Hervorragende bleibt dabei selbstverständlich außer Rechnung — wie Hans Sachs oder Fischart über allen deutschen Poeten von damals.

Luther selbst steht, wie wir sahen, ganz eigenthümlich zur

Poesie: er hat einiges von dem Herrlichsten, was dieselbe für immer ihr Eigenthum nennt, geschaffen, aber ein Dichter ist er nicht gewesen.

Luther muß daher als Prosaiker mit anderen deutschen Prosaikern seiner Zeit verglichen werden. Und auch da bleibt er zwar der einzige, aber neben ihm sind nicht bloß einige, sondern mehrere, die, wenn er nicht wäre, in der deutschen Prosaliteratur genau dieselbe Höhe erreichen würden, wie jene dichterischen Größen ersten Ranges. Ob man Murner und Pauli hierher stellen darf, darüber läßt sich streiten, sie gehören wenigstens insofern nicht hieher, als sie beide, der eine im bewußten, der andere im naiven Widerstreben gegen den leitenden Genius der Zeit, auch gegen den innersten Zug seiner Sprache, zu dem geworden sind, was sie sind. Beide haben ihren ganzen Typus noch im 15. Jahrhundert erhalten, aber der Jahreszahl nach stehen sie doch ganz und keineswegs am Anfang des 16. Aber ein Aventin ist, wenn auch 1477 geboren, also nur zwei Jahre jünger als Murner, durch und durch ein Sohn des 16. Jahrhunderts, ein Geistesgenosse Luthers, nur nicht gerade von demselben religiösen Pathos erfüllt. Ein anderer, schon durch seine Geburt im Jahre 1500 seinem wahren Jahrhundert zugewiesen, der seltsame Schwabe Sebastian Franck, darf wie Aventin nicht neben Luther, mit dem überhaupt jede Vergleichung aufhört, aber außer Luther ein Prosaiker ersten Ranges genannt werden. An Inhalt und Form läßt beider Prosa alles Frühere, was das 14. und 15. Jahrhundert seit dem Verdorren der deutschen Mystik hervorzubringen vermochte, weit hinter sich. Die Sprachgeschichte, wenn sie das bloß linguistische Moment betont, ist berechtigt zu fragen, ob nicht jene schlichte, volksthümliche Einfalt und behagliche Popularität des 15. Jahrhunderts,

deren höchste Spitze in Murners Eulenspiegel ausläuft, dem Satzbau und dem Wortgebrauch beider vorzuziehen sei. Aber sie hat außer jenem auch noch andere Mächte zu beachten, und diese, das neue, von jener schlichten Einfalt und Befangenheit ungeahnte und ihr unzugängliche weite Reich des Geistes, das sich mit und in der Reformation der Menschheit eröffnete, hätte in jener Sprache keinen Raum gefunden, wohl aber in dieser, und so ist auch die neue Form wie ein neues Gefäß, dessen geschnörkelte Arabesken immerhin dem Auge weniger behagen mögen, als die einfachen Linien des alten.

Neben Aventin und Franck würde Mancher auch Berthold Pieſtinger, Bischof von Chiemsee, den bekannten Vorkämpfer der alten Kirche, nennen zu müssen glauben, ja es giebt Einige, die diesen Berthold zu der Höhe eines ebenbürtigen schriftstellerischen Rivalen Luthers hinaufschrauben möchten. Doch wäre es nach unserem Bedünken gerathener, diese seine Verehrer begnügten sich mit der ihnen jedenfalls unumstößlich sichern Thatsache, daß sich Berthold mit seiner „Teutschen Theologei" von 1528 das Paradies verdient hat, während der Herausgeber der ächten Teutschen Theologie, der Verfasser des Tractats von der Freiheit eines wahren Christenmenschen und hundert anderer ketzerischer Schandschriften eben so gewiß in der Hölle brennt. Wozu da noch literarische Nebenbuhlerschaft? Auch passen dieses Bertholds wundersam naiv im Cirkel sich drehenden Deductionen nicht mehr in das Jahrhundert der Reflexion und des beginnenden Denkens. „Die heilige Messe ist ein göttliches Gesetz, denn die heilige Kirche hat sie für ein göttliches Gesetz erklärt, und jeder, der sich gegen sie auflehnt, schreibt, sie verspottet oder ganz abschafft, soll nach dem bestehenden göttlichen und weltlichen Rechte (Decrete und Corpus juris) mit dem Tode bestraft werden, deshalb ist es eine Sünde, sie zu verachten",

und in dieser Methode alles Andere. So auch seine Sprache: sie ist klar, vielleicht das geläufigste und sauberste Gemeindeutsch älteren Stils, einige wenige häßliche bayerische Unwichtigkeiten und Stammeseigenthümlichkeiten abgerechnet, z. B. bedeyt für bedeut, erfreyen für erfreuen, uncheyschen für unkeuschen, albeg für alweg, gegenbürtig für gegenwärtig, oder einige lexicalische Idiotismen, wie tenck für das inzwischen in der Gemeinsprache durchgedrungene mitteld. linck, urhab für das gemeind. hebe, heve, hefe und dergl.

Wohl aber darf jenen beiden ein Dritter, ein ächtes Kind des Jahrhunderts, als Meister des Prosastils zugesellt werden, der auch noch im vorigen, 1489, geborene Basler Sebastian Münster, zugleich der größte Hebräer seiner Zeit, uns hier nur wichtig als der Verfasser der Cosmographie, der ersten zusammenhängenden und systematischen Länder- und Völkerbeschreibung in deutscher Sprache, eines Riesenwerkes von Gelehrsamkeit, aber auch sprachlich so hoch zu schätzen, wie es von den Zeitgenossen, die es wahrscheinlich lieber lateinisch gelesen hätten, seinem Inhalte nach geschehen ist.

Fischart endlich hier zu nennen, kann nicht umgangen werden, denn der größere Theil seiner Schriften und darunter seine renommirtesten mit Ausnahme des glückhaften Schiffs, ist ja der Form nach prosaisch. Aber die grenzenlose Subjectivität und eigensinnige Gebarung, das reflectirt Bizarre des Humors, von dem er zum ersten Mal in der ganzen Weltliteratur den zügellosesten Gebrauch macht, verhindern es, den Maßstab, der für alle Andern gilt, auch an ihn zu legen. Aber wo dies möglich, wo er, wie z. B. in seinem bekannten philosophischen Ehezuchtbüchlein, mit seinem Geiste nicht höher fliegt, als der Verstand und der Genius der Andern nachfliegen können, da ist er im besten Sinn ein Meister der Gemeinsprache.

Alle diese literarischen Heroen in Poesie und Prosa gehen in der Sprache äußerlich ihre eigenen Wege, d. h. sie stehen entschieden nicht unter Luthers Autorität, sie schreiben die Gemeinsprache, aber jeder in seiner Weise, und jeder in seiner eigenen Orthographie. Das geht noch am Schlusse des Jahrhunderts hie und da sehr weit, am weitesten unter den hervorragenden und fruchtbaren Schriftstellern bei Fischart, bei dem jedes Buch und jedes Pamphlet, auch wenn es in derselben Officin und ungefähr in derselben Zeit gedruckt ist wie das andere, eine andere Orthographie hat, der man immer ein gewisses systematisches Princip ansieht, aber es ist nirgends auch nur annähernd consequent durchgeführt. Es erhellt daraus, daß in dieser Hinsicht der unläugbare Fortschritt zur Spracheinheit, der doch auch nach dem Instincte der Zeit an eine gewisse rationelle Gleichförmigkeit in der Orthographie gebunden war — denn weshalb hätte sich Luther selbst so viel Mühe damit gegeben, und weshalb hätten jene, nicht sowohl Grammatiker als Orthographen seit Ickelsamer geschrieben? — keineswegs weder selbst ein in sich festbegründeter war, wofür es gar keiner reflectirten Regel, sondern bloß der allgemein angenommenen Sitte bedurft hätte, wie es annähernd innerhalb eines freilich engen Bezirks der mittelhd. Schriftdenkmale geschehen war, noch auch den Einzelnen in seinem Besserwissenwollen beschränkte, wenn er ein solcher originaler Feuerkopf wie Fischart oder ein solcher aufgeblasener Pedant, wie der armselige Paulus Melissus war, der eine phonetische Orthographie in einer Sprache durchführen wollte, die eben in dem ersten Anfang zu ihrer gleichsam nur symbolischen Fixirung als Gemeinsprache der Bildung stand, und daher die lächerlichsten orthographischen Schnurren zu Tage förderte.

Allerdings trifft diese Zuchtlosigkeit der äußerlichen Ge-

wandung das Auge am Ende des 16. Jahrhunderts nicht mehr so barock und so hart wie hundert Jahre früher. Auch hier war in der breiten Masse von Luthers Trabanten doch eine gewisse Ordnung, nur nicht eine stetige und in jedem Fall verbindliche durchgesetzt. Sie mochte öfter durch die Laune eines Setzers, mitunter wohl auch durch eigene Einfälle des Scribenten gestört werden, aber im Großen und Ganzen war sie doch vorhanden und jedermann, und das war an sich schon ein großer Vortheil, hatte jetzt, wenn auch nur von Luther selbst gelernt, daß der Schriftsteller das Recht und die Pflicht habe, darauf zu halten, ob und oder unnd, nemmen oder nemen oder gar nehmen gedruckt und geschrieben werden sollte, was hundert Jahre früher jedem Schreiber und Drucker ein bloßes Spiel des Zufalls gewesen war. Innerhalb dieser äußerlichsten Gewandung stand es aber noch anders: die Eigenart der Sprache Luthers konnte nur von untergeordneteren Geistern gehorsam ergriffen werden. Da sie aber immer die Mehrzahl bilden, so waren sie auch hier in der Mehrzahl, und nur die großen Talente hatten ihre eigene Sprachindividualität in sich. Wenn einer davon wie Fischart, kraft des Rechtes seiner genialen Intentionen, mit der Sprache wie mit einem Wachsklumpen umsprang, so war das seine Sache und die Sprache selbst und die Andern brauchten sich nicht darum zu kümmern. Aber geht man selbst dieser wahrhaft „affenteuerlichen, naupengeheuerlichen, Witzerfäuften und ungepolirten, Sinnversauernden, windmüllerischen" Sprache näher zu Leibe, siehe da, im Kerne ist es das ächte, rechte Gemeindeutsch, an welchem diese selben Arabesken und Schnörkel der Laune und des Geistes, öfter auch der Pedanterie und der Blasirtheit angeleimt sind. Und so überall: auch Hans Sachs, dessen über alles Maß hinausgehende Schreibefertigkeit von selbst eine glückliche Entfaltung

aller ihm zu Gebote stehenden Sprachmittel bedingte, hat wohl einige häßliche Stadt Nürnberger mundartliche Anhängsel, aber im Kern redet er genau dieselbe Sprache, die Luther zu der seinigen machte, natürlich immer, was von jedem andern außer diesem, und sei es auch ein Hans Sachs und Fischart, gilt, ohne das eigentlich Zündende und Titanische, das dort aus jedem Satze und sei er auch noch so verkröpft und roh gebaut, entgegenspringt.

## Viertes Capitel.

### Die abgeschlossenen und ablehnenden Sprachgruppen und Sprachkreise.

Was Ungeschick und Unbildung des einzelnen Schriftstellers oder auch seine persönlichen Marotten dazu thun konnten, den gleichförmigen Typus der nhd. Gemeinsprache des 16. Jahrh. zu durchbrechen, das geschah, wie es an sich in Deutschland, namentlich aber in einer Zeit begreiflich ist, worin das Recht der subjectiven Autonomie in der Sphäre des Geistes oder Verstandes, wie des Willens und der Empfindung, zum ersten mal dem Bewußtsein der europäischen christlichen Menschheit ahnungsweise aufging. Aber solche vereinzelte Störenfriede schadeten auch damals nicht sehr dem mit naturgesetzlicher Kraft, folglich auch frei von jeder pedantischen Durchführung einer abstracten Schablonisirnng und Regulirung sich vollziehenden Einigungswerk der Sprache. Es ging neben und über sie hinweg seinen Gang. Anders aber lag es, wenn nicht das vereinzelte Individuum, sondern eine ganze Gruppe oder Coterie sich dem naturgemäßen Zug der Entwickelung in

reflectirter Hartnäckigkeit entgegenstemmte, wie es am auffälligsten die Vertreter der Zwinglischen Glaubensform, an ihrer Spitze Zwingli selbst thaten. Denn auch hier wird die Sprachgeschichte in diesem Jahrhundert der religiösen, dogmatischen und ethischen Kämpfe zuletzt nur aus der tiefsten Schicht der zeitgenössischen Geistessubstanz verständlich. Luthers Stellung zur Sprachgeschichte ist ohne Luther den Reformator undenkbar. Die Opposition gegen diese seine Sprache, oder was ja von Anfang an damit zusammenfiel, gegen die Allgemeingültigkeit der neuhochd. Schriftsprache in der durchschnittlichen Fassung des größten Theils der schriftstellerischen deutschen Welt, wurzelt ebenso nur in dem Separatismus des Glaubensbekenntnisses und der damit zusammenhängenden ethisch-religiösen Praxis. Daher denn auch, weil die Opposition von katholischer Seite entweder auf einem von dem Geiste der Zeit sofort überflügelten Standpunkt zurückblieb, oder weil sie nirgends in Deutschland in einer breiten Masse volksthümlichen Lebens ihre natürliche Stütze hatte, sondern immer nur die Sache ganz isolirter Gelehrten oder Praktiker war, nirgends ein Versuch, etwa eine katholische Gemeinsprache der Lutherischen gegenüberzustellen.

In der Schweiz hat es nun, wie wir früher schon sahen, keineswegs erst Ulrich Zwingli, Leo Judae und Heinrich Bullinger in Zürich oder Nicolaus Manuel in Bern gethan. Sie traten nur in die Erbschaft einer Separatsprache ein, denn was an Urkunden und officiellen Actenstücken vor ihnen dort im Oberlande — Basel und natürlich noch mehr das elsässische Mühlhausen ausgenommen — geschrieben, und das wenige, was in Zürich, Bern, Schaffhausen gedruckt worden war, trug ja schon den Typus der bewußten Opposition gegen die Gemeinsprache des übrigen Deutschlands, obgleich es sich mit Vorliebe

„Hochtütsch" nannte, weil ja der Name Schweiz erst von draußen her, aus dem nichtschweizerischen Oberdeutschland seit dem 16. Jahrhundert gleichsam als ein Fremdwort in die Eidgenossenschaft importirt worden ist, und demgemäß das eigentlich richtige Oberdeutsche Deutsch zu sein sich einbildete. Dieses ältere Schweizerdeutsch war selbstverständlich keine rechte und eigentliche Volksmundart, wie überhaupt niemals in der deutschen Sprachgeschichte eine eigentliche Mundart in ihrer vollen Unmittelbarkeit zur Schriftsprache geworden ist, aber es steht mit den Localmundarten in der naivsten, dem bloßen Zufall der Subjectivität anheimgegebenen Wechselwirkung, noch ganz anders wie etwa auf niederdeutschem Sprachgebiet die einzelne Localmundart in die niederdeutsche Schrift- und Bücherſprache einströmte und sie nach Art, Zeit und Stand der Schriftsteller verschieden färbte. Mit der Reformation änderte sich dies auch hier: man darf geradezu behaupten, Zwingli und der von ihm beherrschte Züricher Kreis, worin er eine ähnliche, doch nicht ganz gleiche Stellung einnahm, wie Luther zunächst unter seinen Wittenbergern, hat mit unbewußter Absichtlichkeit eine förmliche Gemeinsprache des Schweizerdeutschen zu schaffen versucht. Die Basis war gegeben und da Zürich hier dieselbe locale Bedeutung wie in Deutschland Wittenberg behauptete, so war es naturgemäß, daß sich diese Schriftstellerwelt an den örtlichen Boden anlehnte, der ja ohnehin schon bisher am meisten literarisch durchgearbeitet war. Zwingli's Obertoggenburger Mundart, die in seinen ältesten Schriften sehr bescheiden wohl auch einmal durchbricht, geht in diesem neuen Züricher Schweizerschriftdeutsch unter, und so bis zu einem gewissen Grade alles Andere von örtlicher Besonderheit bei den Anderen. Aber es war von vornherein verhängnißvoll für die Zukunft dieser Sprache, daß der andere

Brennpunkt des Geisteslebens in der Schweiz, Basel, in seiner Sprache nicht hieher gehörte, auch niemals nur ein Gedanke aufgekommen ist, ihn in diesen Kreis zu ziehen. Basel, gewiß die einzige Großstadt der damaligen Schweiz, ist für die innere und äußere Geschichte der schweizerischen Reformation mit Zürich gleich berechtigt, obwohl von Zürich aus die Initiative gekommen war. Basel ist durch seine Universität, seine Druckereien und schon als eigentliche Heimath des Erasmus ein kosmopolitisch wissenschaftlicher Centralpunkt, neben dem Zürich ganz in Schatten tritt.

Basel, wo das Narrenschiff Sebastian Brants geschrieben und gedruckt wurde, ist immer als der äußerste Vorposten der hochd. Schriftsprache zu betrachten, auch so lange die isolirenden Tendenzen in derselben sich noch mit dem naiven Behagen eines in allen Stücken naturalistischen Eigensinns, wie er dem 15. Jahrh. nachgesehen werden darf, breit machten. Gerade hier geschah es wegen der Nachbarschaft des Schweizerdeutschen so gründlich und unbefangen wie nirgend anders. Aber in den vollen 50 Jahren, von dem ersten Drucke des Narrenschiffs 1494 bis zu Sebastian Münsters Cosmographie 1544, ist hier der Sieg der ächten neuhochd. Sprache entschieden. Brants Narrenschiff forderte noch eine Uebersetzung in unsere heutige Sprache, Seb. Münster zu übersetzen wäre nicht anders, als wenn man uns Opitz oder Flemming übersetzen wollte.

Schon damit war dieser Schweizersprache die Möglichkeit abgeschnitten, sich in imposanter Entfaltung neben die hochd. Gemeinsprache zu stellen. Es ging ihr wie der Schweizerdeutschen Reformation selbst, die außerhalb des politischen Dunstkreises von Zürich nirgends feste Wurzeln schlagen wollte, nicht in Straßburg, nicht in den oberdeutschen Reichsstädten. Luthers Wucht, d. h. zuletzt der gesunde Instinct der deutschen

Nation, der nach Einheit in der damals mächtigsten und innerlichsten Sphäre des religiösen Geisteslebens strebte, zertrat überall ihre weithin ausgesäten Keime. Dann kam die neue Phase des Calvinismus, womit die Zwinglische oder Züricher Richtung von selbst zu einer localen und landsmannschaftlichen Specialität zusammenschrumpfte.

Das Schriftdeutsch dieses Schweizer Gemeindeutschen gegenüber der neuhd. Gemeinsprache macht dem, der den Blick nur am Aeußerlichen haften läßt, unzweifelhaft den Eindruck einer alterthümlichen oder starren Selbständigkeit und Eigenart. Da stehen noch die alten Vocale und Diphthongen fast in ihrer vormittelhd. Alterthümlichkeit und Unangetastetheit. Da giebt es noch wirkliche mittelhochd. ī und ū, ou und selbstverständlich nur uo und ue, d. h üe, woran freilich auch die im vollen Flusse der Gemeinsprache befindlichen Schriftsteller und Drucker in den meisten Orten Oberdeutschlands bis zum Ende des Jahrhunderts festhielten: es giebt also kein wein, haus, laufen, gut, brüder, sondern nur win, hus, loufen, guot (oder gůt), brueder und statt eu oder äu überall nur ü, d. h. mhd. iu, üch für euch, fründ für freund, hüser für heuser oder häuser. Da stehen noch jene seltsamen d oder t an allen Personen- oder Pluralendungen des Verbum, nicht bloß thuond. wir thun, ihr thut, sie thun, sondern warent, wir waren, ihr waret, sie waren, und waerint oder waerend, wir wären ꝛc. Da begegnet wohl eine Form, die geradezu althochdeutsch klingt, in den Ableitungen auf i, gueti, hüpschi, wie in einem tuey, d. h. tüeje statt des thue der Gemeinsprache (Conjunctiv zu ich thue oder thun). Da scheut sich weder die Hand noch der Mund vor einem xin für gesin, hd. gewesen, xund für gesund, oder vor dem noch seltsameren, geradezu absurden ggangen für gegangen, ggeben für gegeben, ggwandt für gewandt.

Und an „Idiotismen im Wörterbuch, die den anderen Deutschen so fremdartig wie Arabisch klangen, fehlt es auch nicht. Aber doch ist das Alles nur Schein und Maske, ein richtiger Mummenschanz separatistischen Dünkels. Denn der Geist dieses Schweizerdeutschen und seine Begriffsschemata sind doch überall in der Hauptsache dieselben, wie in der hochd. Gemeinsprache. Ja selbst deren äußerlichstes Gewand hat sich neben dem localen schon hie und da befestigt und diese Vermischung so ganz heterogener Bestandtheile giebt dem Auge des genetischen Sprachbetrachters manchen grotesken Anblick. So wenn das specifisch mitteld. gemeinsprachliche bisz an Stelle des specifisch oberd. unz, die entschieden mitteld. Form moegen. moeglich etc., selbst löwe statt des specifisch alemannischen leu sich in barocker Mischung unter hoch- und altalemannische Formen drängen. Dazu auch alle Unarten der Gemeinsprache, ihre Latinismen und ihre directe Sprachmengerei, ihre Participialconstructionen, ihre Inf. mit Accusativ, was alles nur in einer wirklichen Schriftsprache, aber nicht in einer zur Schriftsprache erhobenen Mundart natürlich oder begreiflich ist. Wie sonderbar nehmen sich doch inmitten der rauhen. Gurgeltöne dieses Schweizerdeutschen ganze lateinische Phrasen aus! In der so viel civilisirteren Schriftsprache wird man schon barock genug von ihnen gefaßt, hier aber wirken sie mit drastischer Komik. Und Zwingli, sowie die andern Schriftsteller seines Kreises werfen sie noch viel reichlicher um sich, als Luther und die Seinen. Selbst einer der eifrigsten Partisanen für die Selbständigkeit und Vollberechtigung dieses „Hochdeutsch", Aegidius (deutsch Gilg) Tschudi nimmt keinen Anstoß, nicht bloß von schribung und verbriefen zu reden, gerade da, wo er am meisten gegen die eingerissene Sprachmengerei eifert, sondern auch von nation und nationen, prolatz (prolatio

Aussprache), linie Zeile u. s. w., wofür ihm doch sowohl im Gemeindeutsch wie in der Mundart die besten deutschen Wörter zu Gebote gestanden hätten.

Daher haben denn auch die practischeren Leute unter den Schweizerschriftstellern sehr bald angefangen, sich dieser seltsamen Flitter hochmüthiger Eigenartigkeit zu entledigen. Sie begannen die Gemeinsprache in ihrer mehr oberdeutschen Färbung mit einigen Concessionen an ihre locale Umgebung zu schreiben. Zuerst that dies mit Entschiedenheit der Theologe und Historiker Johann Stumpf, dessen in der Nähe von Zürich auf einer Landpfarre geschriebene Gemeyner Eydgnosschaft beschreybung, Zürich 1546, den Umschwung bezeichnet, den er auch in seinen andern theologischen und historischen Schriften kräftig beförderte. Damit war der Sieg der Gemeinsprache, des lebendigen Neuhochd. auch hier im Princip entschieden und daß thatsächlich noch immerfort in dem alten Schweizerdeutsch geschrieben und gedruckt wurde, ist für die weitere Sprachgeschichte ohne Belang.

Während sich thatsächlich der letzte Winkel des oberdeutschen Sprachgebiets der neuhochdeutschen Gemeinsprache, gleichviel ob willig oder widerwillig, darnach fragt die Geschichte nicht, erschloß, geschah jenseits der bisherigen Naturgrenze dieser Sprache etwas Aehnliches. Wir sahen, wie sich das Niederdeutsche im 14. und 15. Jahrh. scheinbar, denn im Wesen steht es ganz anders, emancipirt und eine der hochd. ungefähr gleichschematisirte Literatur in poetischer und prosaischer Form geschaffen hatte (s. B. I, 175). Im Wendepunkt der alten und neuen Zeit, am Ende des 15. Jahrh., steht sie im Zenith, was ja auch Trabanten und nicht bloß selbstständig leuchtende Himmelskörper können: 1498 Reineke Vos auf sächsischer Seite, die erste gedruckte Ausgabe der Cronica von der hilliger stat Coellen 1499

auf fränkischer Seite bezeichnen die äußersten Spitzen, bis zu denen sich die sprachliche Potenz des Niederdeutschen emporschwingen konnte. Denn unbedenklich rechnen wir dieses Schriftdeutsch der Coelner Chronik dem Niederdeutschen zu. Gewiß läßt sich vom Standpunkt der gewöhnlichen äußerlichen Schematisirung der deutschen Sprachgruppen oder Mundarten sehr leicht darthun, wie schon früher B. I, 173 vergl. mit S. 91 erörtert wurde, daß einige der characteristischen Lauteigenheiten des Gesammthochdeutschen, z. B. das z und sz für das niederd. t, ch für k, auch wohl einzeln f und pf für p in diese Mundart schon seit dem Beginn ihrer geschichtlichen Existenz eingedrungen seien. Will man damit allein rechnen, so ist sie mittelfränkisch, also mitteldeutsch und nicht niederdeutsch. Aber weit über diese äußerliche hinaus geht die innerliche Sprachform, wozu auch die eigenthümliche Seele des Lautsystems gehört, und diese ist damals und noch immer selbst in der heute lebendigen Volksmundart, setzen wir hinzu, trotz dem immer stärkeren Andringen jener „hoch- oder mitteldeutschen Elemente" niederdeutsch, nur äußerlich, nicht aber innerlich geschieden von dem wirklichen „Niederdeutschen", d. h. den Mundarten, in welche jene zufälligen Elemente hochdeutscher Art schwächer oder gar nicht Eingang gefunden haben.

Hier hat nun', wie im Allgemeinen bekannt und übereinstimmend zugegeben ist, die Reformation, d. h. der Geist der Neuzeit, der sprachlich an die hochdeutsche Gemeinsprache, an das Neuhochdeutsche, durch Luther unwiderruflich gekettet war, eine anfangs langsame, nach Art des Landes und der Leute, ohne heftige Explosionen verlaufende Umwälzung bewirkt und zwar mit im Wesen gleichen Resultaten und Evolutionen auf dem sächsischen wie auf dem fränkischen Gebiete. Für die Geschichte der neuhochd. Schriftsprache ist zunächst nur die erstere

von Wichtigkeit geworden, denn daß seit 1520 selbst in Cöln, der geistigen und literarischen Capitale der fränkischen Gruppe, mehr und mehr der Gemeinsprache sich annähernde, also nun entschieden hochdeutsch gemeinte Bücher geschrieben und gedruckt wurden, hatte keine Folge für die innere Weiter-Entfaltung des Neuhochd. daselbst. Die katholische Reaction seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. hat alle die Fäden, die das Geistesleben dieser Lande mit dem centraldeutschen verknüpften, gewaltsam durchschnitten und einen Zustand passiven Vegetirens auch in der Literatur und Sprache geschaffen, den sie überall, und das war ja ihre eigentliche Absicht und zugleich ihre Existenzmöglichkeit, da geschaffen hat, wo es ihr gelang, das deutsche Volk zu zertreten und zu barbarisiren.

Als der talentvollste niedersächsische Schriftsteller dieser Zeit, Thomas Kantzow, aus dem äußersten, Oberdeutschland entgegengesetzten Nordrand Niederdeutschlands, aus Stralsund gebürtig, seine großangelegte Pommersche Geschichte, statt sie in ihrer Urgestalt, niederdeutsch zu lassen, in das eigentliche Gemeinhochdeutsch specifisch lutherischer Fassung umschrieb und so herausgab, da war damit das Schicksal des Niederdeutschen gleichsam providentiell entschieden. Mochte immerhin unter Luthers Augen und unter der speciellen Aegide und Hilfe seines niederdeutschen eigentlichen Adlatus Bugenhagen das Lutherische Deutsch der Bibel, der Catechismen, Lieder, Kirchenpostille u. s. w. in eine Art niederdeutscher Gemeinsprache umgedruckt werden, mochten viele einzelne Schreibende und Corporationen, zumal manche Städte — darunter wieder glänzte von Anfang die Stadt Hamburg durch besondere localpatriotische Zähigkeit — an ihrem mütterlichen Deutsch festhalten, es blieb nun einmal dabei, daß die Frage des Zurücktretens in eine bescheidene Winkelstellung für das Niederdeutsche nunmehr eine bloße Zeitfrage wurde. Das

sächsische Niederdeutschland, das größte zusammenhängende Gebiet, welches das Lutherthum dauernd behauptete, wurde damit zugleich die rechte Domäne des Lutherischen Neuhochdeutsch, und wir haben schon erwähnt, daß derjenige Schriftsteller, in dem sich ein Strahl — freilich nur einer — der Geistessonne Luthers unter allen am schönsten und reinsten spiegelt, der, der nächst Luther das beste Neuhochdeutsch in lutherischem Typus zu schreiben berufen war, Johannes Arnd, zugleich der gelesenste nächst Luther selbst, ein ächter Niederdeutscher gewesen ist. Uebrigens war die Zumuthung, des hochdeutschen Schriftausdrucks mächtig zu werden, selbst für einen Niederdeutschen von damals nicht so hart, wie man es sich heute bei mangelhafter Einsicht in die inneren Culturzustände dieser Zeit wohl einzureden pflegt. Wir sahen, daß schon im frühesten Mittelalter das Mittelhochdeutsche auch auf niederdeutschem Boden die eigentliche Sprache der Bildung war. Später ist das Hochdeutsche durch ein aus der veränderten Zeit sehr wohl motivirtes Neuaufstreben der Localsprache etwas zurückgedrängt, aber niemals völlig beseitigt worden. Selbst am Ende oder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wo man von einem goldenen Zeitalter der niederdeutschen Literatur reden kann, wenn man durchaus im Perrückenstil sprechen will, gleichzeitig, als das seiner deutschen Culturketten entfesselte Tschechenthum seine wüsten Saturnalien auch mit einem goldenen Zeitalter der tschechischen Sprache und Literatur zu schmücken unternahm, ist doch noch häufiger als 50 oder 100 Jahre früher die Geschäftssprache, die Sprache der Canzleien, der schriftliche Verkehr der gebildeten Weltleute nach außen in der hochdeutschen Gemeinsprache, so gut sie jeder zu handhaben verstand, geführt worden. Als Luther 1531 dem Rathe der ächt niederdeutschen Stadt Göttingen, der wie fast alle andern niederdeutschen Räthe,

Fürsten und Fürstinnen, Ritter und Frauen, Pfarrer und Schulhalter, und andere gewöhnliche Leute, seine Correspondenz mit dem Großmeister der hochdeutschen Sprache in ganz leidlichem Hochdeutsch zu führen verstand, den Magister Johann Birnstiel, einen oberdeutschen Franken als „Pfarrher" zuschickte, sagte er dabei, „ob er nicht sächsischer Sprache ganz (vollkommen mächtig) sein wird, hoffe ich doch er solle wol zu vernemen sein, weil auch zu Braunschweig oberländischer sprachen Prediger angenehm sind", und diese Hoffnung trog ihn weder hier noch sonst wo, wenn auch wie billig, das „Wort" auf der Canzel und in der Schule und das Kirchenlied einstweilen noch in der Volkssprache ertönte.

So hatte das Neuhochdeutsche durch und seit Luther große Fortschritte gemacht bis zum Ablauf des 16. Jahrh. und seinem natürlichen Ziele ein inneres und äußeres Einheitsband der von einem Geistesleben erfüllten und auf einer Lebensbasis gegründeten deutschen Nation zu werden sich beträchtlich genähert. Immerhin stand es aber noch so, daß selbst Männer von relativ großer wissenschaftlicher Potenz, wie Conrad Gesner, der bedeutendste Linguist des damaligen Deutschlands, es theoretisch unbestimmt lassen konnten, welche der verschiedenen deutschen Sprachen, „die Oberdeutsche" oder die der Leipziger Gegend, wo Luther geschrieben habe, oder die „Augsburger", wo so viele Bücher und theilweise in alterthümlich abweichender Orthographie gedruckt wurden, oder gar die „Basler" die wirklich ächte deutsche Sprache sei. Er selbst als Stadtkind von Zürich entscheidet sich doch nicht für seine Sprache, d. h. für jenes prägnante Schweizerdeutsch Zwingli's und seines Kreises — Gesner schrieb die angeführten Worte 1561 — sondern für das der Gemeinsprache genäherte Oberdeutsch, welches damals schon von der Mehrzahl seiner schriftstellernden Landsleute gebraucht wurde,

daher konnte er es auch quasi communis Germaniae lingua nennen, was auf das richtige Schweizerdeutsch ebenso wenig gepaßt hätte, als wenn man das Holländische so hätte bezeichnen wollen. Es klingt dies ungefähr so, als wenn jemand von dem Dachkämmerchen, in dem er wohnt, sagen wollte: „Mein ist gleichsam das Haus, weil ich darin wohne."

Umgekehrt konnte jener Matthesius, der seine angeborenen Rochlitzer Idiotismen zum Theil nicht zu verlernen brauchte, weil sie auch sein Meister, aber nicht als Rochlitzer oder Meißner Idiotismen in seiner Sprache hatte, in überschwellendem landsmannschaftlichem Stolze von der Bibeln Gotts reden, die Luther in Meichsner Zung bracht. Er hat damit den ersten jener ebenso unerquicklichen wie lächerlichen Töne der Selbstvergötterung dieser Landsmannschaft hören lassen, die man bald und immer häufiger zu hören bekommen sollte. Alles dies, nachdem schon der verständige Sinn eines Frangk den Nagel auf den Kopf getroffen und entschieden hatte, daß die rechte deutsche Sprache mit allen Mundarten gleich wenig zu schaffen habe. Luther selbst wußte natürlich, so wenig Gelehrsamkeit er auch in solchen Dingen besitzen konnte, daß diese rechte deutsche Sprache ihrem Blute und ihrer Herkunft nach Hochdeutsch, Oberländisch, wie er es nannte, sei, und von ihm wußte es auch Frangk. Oberländisch und Hochdeutsch ist in diesem Sinn einerlei, aber die Oberländischen, d. h. Oberdeutschen selbst konnten, wie Conrad Gesners oben citirte Aussprüche beweisen, immerhin noch ihre mit allerlei Idiotismen behaftete Gemeinsprache für Hochdeutsch ausgeben. Im ganzen 16. Jahrh. begegnet daher der Ausdruck Hochdeutsch höchstens einmal in der begriffsmäßigen Verwendung für die Gesammtheit der Gemeinsprache, es ist immer noch viel localer Mischmasch gemeint, so in der auch für die Sprachgeschichte unerschöpflichen

Zimmer'schen Chronik Hans Müllers (um 1580), mit ihrem specifisch oberschwäbischen Bodengeruch: nit uf latein sunder uf gut Hochdeutsch, d. h. auf gut deutsch herausgesagt, doch nur das Deutsch, was man in Mößkirch oder in Heigerloch für gut deutsch hielt, oder das heist uf guet Hochdeutsch ein ross umb ein Sackpfeife, wie wir hier zu Lande reden, ob auch Andere, darnach fragen wir nichts. So blieb als eigentlicher Name doch nur der eine, den Luther gebraucht, Gemeindeutsch, oder die rechte deutsche Sprache, oder wie es Sebastian Franck nennt, lustig hoeflich Teutsch, das er dem Niderlendisch, Hollendisch, Brabandisch und Westphaelisch entgegensetzt als „Hochteutsch". In diesem Sinn ist hochdeutsch aber doch nur wieder zufällig das, was man später, oder was wir jetzt darunter verstehen, für den Schwaben Franck nur, weil es Oberdeutsch im Gegensatze zu jenen niederdeutschen Sprachen und Mundarten ist.

Am nächsten unter allen kommt der Fassung des Begriffes „Hochdeutsch", als einer über den Mundarten stehenden Sprache vorzugsweise des schriftstellerischen Ausdruckes, doch noch der oben (p. 173) erwähnte und characterisirte Straßburger Albert Oelinger. Der Titel seines 1573 erschienenen Buches lautet:

„Underricht der Hoch Teutschen Sprach: Grammatica seu „Institutio Verae Germanicae linguae."

Er giebt allerdings nirgend im Texte eine weitere Definition dieser „Hoch Teutschen Sprach", aber er meint doch im Wesentlichen das damit, was man nun bald immer allgemeiner so zu bezeichnen pflegte. Es ergiebt sich dies einmal aus der nächsten practischen Tendenz seiner Arbeit: sie sollte hauptsächlich dazu dienen, wie die Dedication an die Prinzen von Lothringen des weiteren ausführt, Ausländer mit unserer Muttersprache und zwar mit ihrem eigentlichen Canon bekannt zu machen, dann aus seinen

gelegentlichen Aeußerungen über mundartliche Fehler, die hie und da die Vera Germanica lingua nicht zu ihrem Rechte kommen ließen, endlich aus dem schon oben erwähnten Verzeichniß der hauptsächlichsten Druckstätten der besten Bücher in dieser Sprache. Hierbei kommt weniger in Betracht, was oben in anderem Zusammenhange betont werden mußte, daß er den eigentlich neuen Kern und Geist dieser Gemeinsprache, Luther, nicht nach seiner wahren Bedeutung zu erfassen versteht. Hier handelt es sich nur darum, daß er das, was ihm als rechte deutsche Gemeinsprache gilt, Hochdeutsch nennt und alle localen Beziehungen auf Oberdeutschland theoretisch davon abgestreift hat. Mehr der Curiosität halber sei noch hinzugefügt, daß sein Plagiator, der gleichfalls oben mit ihm zusammen characterisirte Laurentius Albertus Ostrofrancus wenigstens den Titel seines Buches nicht von ihm entlehnt hat. Freilich wäre das auch ein Kunststück gewesen, denn das Buch des Plagiators ist offenbar früher in den Buchhandel gekommen, als das Original, obgleich die Jahreszahlen auf den Titeln dieselben sind. Das Würzburger Product nennt sich „Teutsch Grammatica oder Sprachkunst certissima ratio discendae linguae Alemannorum sive Germanorum." Was den Inhalt des Begriffs Teutsch betrifft, so ist dieser, wie oben gezeigt wurde, im Grunde derselbe hier wie dort bei Oelinger, also eigentlich damals schon durch das Uebergewicht der Sprachindividualität Luthers etwas antiquirt. Von Albertus Ostrofrancus, der in einer damals wieder streng katholischen Atmosphäre sich bewegte, würde es gewagt gewesen sein, Luther auch nur als Sprachautorität zu citiren. Bemerkenswerth ist es dabei doch, daß er gelegentlich einmal die Misnenses als populus cultissimus und ihre Aussprache wegen ihrer elegantia und suavitas rühmt, also eine der ersten Lobesstimmen aus Süddeutschland, denen andere, scharfe Tadler, wie es scheint, damals wenigstens in noch größerer Zahl entgegenstanden.

# Zweites Buch.

Die Neuhochdeutsche Schriftsprache im Zeitalter der reflectirten Schulgelehrsamkeit und exclusiven Bildung.

# Erste Abtheilung.

## Das Eintreten der Reflexion und Exclusivität in die Schriftsprache.

### Erstes Capitel.

### Das Fremdwesen in der deutschen Sprache des 16. Jahrh.

Die deutsche Sprachgeschichte des 16. Jahrh. ist ein Blatt voll der ruhmreichsten Erinnerungen in der Geschichte unseres nationalen Geistes. Der Genialität der Anlage ihrer eigentlichen Träger, der hervorragenden Schriftsteller der Zeit, entspricht die formale Vollendung ihrer Leistungen allerdings nicht recht, aber weit über das bloße Wollen und Nichtkönnen hinaus haben sie diese Sprache so allseitig, so lebensvoll und so gründlich durcharbeitet, wie es ihr seit dem Versiegen der mittelhochd. gebildeten Literatur nicht wieder geschehen war, und der Kampf für die geistige Einigung der Nation, so weit sie der Sprache vorbehalten ist, hatte eine Menge von Siegen zu verzeichnen, die gerade nicht immer entscheidend, aber immer naturgemäß und von der Vernunft der deutschen Entwicklung selbst gewonnen waren.

So trat unsere neuhochdeutsche Schriftsprache nicht als ein völlig organisch ausgestaltetes Ganze, aber doch im Begriff,

ein solches zu werden, aus einer Epoche der größten Erregung, des gesteigerten Pathos, der Ueberanstrengung der Phantasie und des Gefühls, des Gemüthes und Willens, des Gewissens und des Verstandes in eine andere hinein, die sich von selbst als die natürliche Reaction dagegen, als das Bedürfniß, die verzehrten Kräfte langsam wieder anzusammeln, und deshalb zunächst als eine Zeit der Stagnation und der Mittelmäßigkeit ankündigte.

Die deutsche Schriftsprache konnte davon so wenig wie jede andere Sphäre der eigentlich menschlichen, geistigeren Lebensthätigkeit der Nation unberührt bleiben. Auch sie mußte nothwendig in etwas darunter leiden, und nicht bloß ein Luther, sondern auch ein Aventin, ein Sebastian Franck, ein Hans Sachs wären nach 1560 unmöglich gewesen. Nur für die bizarre Originalität eines ganz subjectiven Genius und seines auf sich selbst gestellten Humors, für einen Fischart, blieb auch eine solche bleierne Luft noch immer athembar; doch so wenig er von seiner Zeit gelitten hat, so wenig hat auch seine Zeit, zunächst die Sprache seiner Zeit, von ihm gewonnen.

Wäre es nur die Zeitatmosphäre selbst, wodurch das trotz aller einzelnen Krankheitssymptome doch so vollsaftige und gedeihliche Wachsthum der Schriftsprache ins Stocken gerieth, so wäre das von innen heraus wieder ausgeglichen worden, sobald wieder in neuer naturgemäßer Reaction eine bessere Luft die schlechte ablöste. Aber es fügte sich durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen der verschiedensten ungünstigen oder geradezu feindseligen Zufälligkeiten, daß die Sprache, wie die ganze Nation in ihrem Gesammtleben, außer mit den natürlichen Schwierigkeiten, die in der deutschen Volksseele selbst lagen, mit einer geschlossenen Phalanx von äußern Widerwärtigkeiten, Hindernissen und Gefahren zu kämpfen hatte, die mehr als

einmal die ganze Zukunft dieser Sprache in Frage zu stellen schienen. War doch das Dasein der ganzen Nation bis in seine innersten Wurzeln so stark erschüttert, daß auch selbst die wärmsten und verständigsten Patrioten oft an ihrer Zukunft verzweifelten.

Der Hauptfeind, mit dem unsere Sprache zu kämpfen hatte — es ist derselbe, der es auf die Vernichtung unserer ganzen Nation von jeher angelegt hat — läßt sich mit einem Schlagwort als ihre Verwälschung bezeichnen. Wir wiesen schon früher darauf hin, daß die Nation im Ganzen an demselben Uebel krankte. Zweihundert Jahre früher, ehe es einen Ludwig XIV. und ein Versailles gab, war es hereingebrochen und hatte den Regenerationsproceß unserer Nation mindestens gestört, wenn nicht zerstört, wie man pessimistisch gesinnt behaupten könnte, wenn man die wirklich gewonnenen Resultate nicht bloß mit den ursprünglichen Intentionen, sondern mit den gewaltigen dafür in Fluß gesetzten Kräften des Geistes und Willens vergleicht. Auch unsere Sprache hat in der Periode ihres glänzendsten Aufschwungs dieses wälsche Contagium nicht los werden können und wir glauben schon gezeigt zu haben, in welchem Umfang und mit welcher Gemeinschädlichkeit es damals in ihr wucherte.

Damals trat es in der Maske der neulateinischen Classicität auf. Darin imponirte es der Glaubensseligkeit und zugleich der Eitelkeit unsrer Nation. Denn die Eitelkeit ist in kaum ermeßbarem Umfang betheiligt. Es war ja an sich ein ganz gerechtfertigtes Verlangen, daß man aus der allgemeinen demokratischen Nivellirung des ganzen nationalen Geisteslebens — wir meinen es, wie unsere Leser wissen, noch richtiger plebejisch nennen zu dürfen — eine exclusivere Bildung heraus zu arbeiten und in gemeinsamem Streben unter einer Fahne

gegen die Barbarei Front zu machen sich berufen fühlte, aber das eigentlich Treibende dabei war doch, wenn man in dem Innersten der Seelen und Charactere zu lesen versteht, die Sucht etwas Besonderes, nicht dasselbe, wie Hinz oder Kunz, richtiger jeder andere deutsche Mann zu sein. Gewiß hätten Alle, denen dies gilt, eine solche Analyse ihres innersten Wesens mit Protest zurückgewiesen, aber sie besteht natürlich gerade so zu Recht, als wenn sie ihre Wahrheit anerkannt hätten. Keine Phase der deutschen Sprachgeschichte war nach ihrer inneren Construction ungeeigneter, diese Neoclassicität in sich aufzunehmen, als das Neuhochdeutsche am Ende des 15. Jahrh., ebendeshalb mußte es, als es doch geschah, verderblichere Folgen nach sich ziehen, als sie an sich unter etwas günstigeren Auspicien zu sein brauchten. Der Schade wurde daher so groß, als es nur überhaupt denkbar ist.

Es blieb aber immer auch später noch verhängnißvoll, daß, wie hundert Jahre früher und jedes Jahr mehr, eine Menge productivster Talente ihrer natürlichen Sprache halb oder ganz entfremdet wurden. Denkt man nur an den einen Nicodemus Frischlin, so möchte einem Patrioten noch jetzt das Herz bluten, und es ist doch nur einer von vielen, doch immer nur zufällig in ein so helles Licht gestellt, daß viele andere, denen diese Gunst des Zufalls nicht zu Theil wurde, dagegen verschwinden. Es wiederholt sich bei ihm genau das, was an Hutten geschah: der deutsche Frischlin ist ein ungelenker, unfertiger Geselle, der kaum den andern viel minder begabten in der ihm fremden Sprache nachzustammeln vermag: der lateinische in seiner Art, in dem Barockstil der Renaissance, ein Meister ersten Ranges. Noch verhängnißvoller aber war es, daß die Sprache selbst nicht bloß mit dem fremden Ballaste, der sie nur krank machen, oder, wenn dies einstweilen noch zu viel gesagt ist, ihre

Gesundheit stören konnte, überladen wurde: sie enthob sich dadurch auch gleichsam wie selbstverständlich einer großen Verpflichtung, die sie gegen die Nation hatte. Sie verzichtete darauf, das höhere intellectuelle Leben, das Wissen und die Wissenschaft zu bewältigen, eine deutsche Sprache der Intelligenz und des Denkens zu werden. So schnell freilich, oder gar in einem Sprunge hätte sie dies höchste Ziel nicht erreichen können, es war jedoch auch keine Gefahr im Verzug. Sie überließ dies aber bescheiden und überbequemlich nach deutscher Art, der Fremdsprache, dem Neulatein, das sich für classisches Latein ausgab, weil es damit gelehrten Mummenschanz trieb.

Doch es hatte sich außer dieser Neoclassicität noch ein anderer, wo möglich noch gefährlicherer Feind in die Mitte der Nation und in die Mitte der Sprache eingeschlichen.

Die Wahl Carls V. bedeutet auch für unsere Sprachgeschichte auf ihrem beschränkten Gebiet die größte Sünde gegen den heiligen Geist der Nation. Wie weit man dieselbe ihr selbst zurechnen, oder sie auf die legitimen Führer der Nation wälzen wolle, bleibt jedem Beurtheiler überlassen. Wir sind der Ansicht, daß im Jahre 1519 es allerdings leider kein anderes Organ der deutschen Nation gab, wodurch sie ihre Forderungen auf ihre politische, religiöse und sociale Neugestaltung auf gesetzlichem Wege geltend machen konnte, als die damaligen sechs Kurfürsten des heiligen römischen Reichs, die sie in der Wahlcapitulation, so gut sie es verstanden, auch wirklich durchzusetzen versuchten. Auch weiß man, mit welcher schwärmerischen Vertrauensseligkeit selbst ein Hutten und Luther „das edel junge, etwa gar noch deutsche, Blut, König Carol", als den gottgesandten Ordner und Wiederhersteller der aus den Fugen gerathenen Zeit begrüßt haben. Alles dies macht wohl begreiflich, entschuldigt

aber nicht die schwere Verschuldung, die die Nation im Ganzen dadurch auf sich geladen hat, daß ihr keine andere Wahl blieb, als ihre Hoffnungen auf das ungeeignetste Subject zu werfen, das in dem ganzen damaligen Europa gefunden werden konnte.

Carl von Hispanien, so hieß ihn das deutsche Volk vorwiegend, ist bekanntlich jeder europäischen Nationalität, nur nicht der deutschen zuzurechnen. Es ist der rechte Prototyp des nüchternen Cosmopolitismus, der zugleich einen tiefen instinctiven Widerwillen gegen die Eigenart des deutschen Wesens in seiner sonst so öden Seele birgt. Von Natur ein verwälschter Flaeming, ein ächter Fransquillon reinsten Wassers, ein Unkraut, das der fette Boden der deutschen Niederlande seit den frühesten Jahrhunderten in so überschwenglicher Fülle producirte, daß das ächte Kraut allmählich darunter erstickt ist, hat er doch keine Sympathien für das eigentliche Franzosenthum, begreiflich genug, warum nicht: aber Französisch war und blieb seine Muttersprache, und Französisch wurde durch ihn 150 Jahre vor Richelieu oder Mazarin die europäische Staatssprache und demgemäß auch die Sprache der höchsten Gesellschaft des Welttheils. Er selbst führte alle seine intimsten Staatsgeschäfte, aber auch seine ganze weitläufige Familiencorrespondenz, die immer zugleich politisch war, nur in dieser Sprache, und sein ihm in dieser Art ebenbürtiger Bruder Ferdinand, der seit 1531 römischer König und sein Stellvertreter in Deutschland hieß, und dessen Wahl eine neue schwere Schuld zu der des Jahres 1519 häufte, schrieb auch gewöhnlich französisch an ihn, mitunter wohl auch spanisch, weil dieser jüngere burgundische Habsburger etwas stärker von spanischer Tinctur in seiner Erziehung gefärbt war, als der Kaiser selbst, dem Spanisch immer eine fremde, wenn auch geschickt gehand-

habte Sprache blieb. Deutsch sprach Carl, wie er selbst bekannte, nur mit seinem Pferde, aber auch damit renommirte er nur, denn er konnte nicht einmal so viel Deutsch, um mit seinem Pferde zu sprechen. Einige Brocken des gröbsten Brabanter Jargons, den er in den Gassen seiner eigentlichen Haupt- und Residenzstadt „Bruxelles" — ein anderer Name existirt für ihn nicht — aufgelesen, war all das Deutsch, was er aufbrachte, und das wäre selbst für ein Pferd zu wenig, gewesen.

Natürlich wurde auch die Reichspolitik von dem Kaiser in dieser Sprache behandelt, so weit sie von ihm selbst unmittelbar ausging und nicht directe gesetzliche Bestimmungen entgegenstanden: französisch sind seine Instructionen an seine Emissäre und Staatsmänner, die in deutschen Dingen gebraucht wurden, ebenso der größte Theil ihrer Berichte an den Kaiser. Daß hie und da einer davon, wie der berüchtigte und verschmitzte Intriguant, der Erzbischof Johann von Lund, des Französischen nicht mächtig genug war, und darum lateinisch correspondirte, ist eine seltene Ausnahme. Deutsch war die officielle oder gesetzliche Sprache, in der das Reichskanzleramt also der Kurfürst von Mainz, das Reichskammergericht, der kaiserliche Hofrath für deutsche oder Reichsangelegenheiten (woraus sich der Reichshofrath entwickelte), und alle anderen wechselnden Reichsbehörden kraft der Wahlcapitulation schreiben mußten. Also hatte auch Carl seine deutsche Canzlei, aber wenn das Gesetz irgend zu umgehen war, verkehrten er und seine Staatsmänner mit den einzelnen deutschen Fürsten und ihren diplomatischen und politischen Organen in französischer Sprache und diese antworteten auch bald größtentheils so mit einer geschmeidigen Höflichkeit, die in dem damaligen Deutschland außerdem wenig gefunden wurde. Einstweilen verstanden

weder die Fürsten noch ihre Diener französisch, und die ersten schienen auch vor den Sorgen der damaligen religiösen und politischen Wirren und vor den Anforderungen der Jagd und des Poculirens keine Zeit zu haben, es zu lernen. Französische Secretäre, meist verwälschte deutsche Abenteurer, mußten zuerst in die Lücke eintreten, aber wunderbar, es dauerte nicht lange, so gewöhnte sich die ungeschickte Zunge und Hand dieser sonst so schwerfälligen Herren an die Fremdsprache.

Das Deutsch der kaiserlichen Canzlei Carls V. hat, wie es scheint, bereits Fabian Frangk nicht mehr als mustergültig angesehen: er spricht nur von Kaiser Maximilians hochseligen Andenkens Canzlei, nicht von der jetzigen. Aber bei andern galt es doch immer noch so viel, vielleicht noch mehr, als das des Großvaters, „der die deutschen Sprachen in eine gewisse Sprache" hatte ziehen helfen, wie Luther erzählt, nur schade, daß wir nicht wissen, wie er es gemacht hat.

Die Leute, die es bewunderten, thaten es theils, weil es in allen seinen Verkehrtheiten ihrem eigenen verkehrten Geschmack entsprach, theils aus traditionellem oder jetzt erst recht Mode werdendem Respect vor den Höchsten und Allerhöchsten dieser Erde, von welchen sie natürlich die kaiserlichen Schreiber nicht zu trennen vermochten. So ist auch Carls Canzleideutsch in den anderen immer zahlreicheren Rhetoriken oder Stilistiken der Zeit als mustergültig empfohlen, oder vielmehr das Canzleideutsch überhaupt, vor anderm das der kaiserlichen Canzlei, mochte der Kaiser Ferdinand, Maximilian II. oder Rudolf II. heißen. Denn auch diese äußerlich wieder etwas angedeutschten Nachfolger Carls blieben darin seine ächten Brüder, Neffen und Großneffen: keiner von ihnen, selbst nicht der sonst von der deutschen Nachwelt mit einiger gemüthlichen Achtung behandelte Max II., lernte ein anderes als höchst bedenkliches Deutsch

schreiben. Keiner lernte es so, wie es damals ein jeder des Schreibens kundige, also im damaligen Sinn gebildete Mann, wenn er kein deutscher Kaiser war, verstand. Selbst die anderen katholischen Reactionäre, voran das Bairische Herzogshaus, bekunden zeitweise manche Fortschritte in deutscher Stilistik, nur in der Wiener Hofburg und auf dem Prager Hradschin wird man davon nichts gewahr. Max hat mit ächt habsburgischer Pfiffigkeit sein ganzes Leben lang je nach Umständen ein spanisches und ein deutsches Gesicht aufzusetzen verstanden und wenigstens die arglosen Deutschen damit gründlich düpirt, aber ihre Sprache doch nie recht gelernt.

Daß die anderen deutschen Canzleien sich bloß nach den Unarten der kaiserlichen ihre eigenen angewöhnt hätten, wäre zu viel gesagt: wir sahen, sie waren von selbst auf dem besten Wege, privilegirte Sprachverderbungsinstitute von unberechenbarer Gemeinschädlichkeit zu werden. Aber das Beispiel der vornehmsten wirkte doch auch auf die andern ein. Wenn es darauf ankäme, wäre es leicht im Einzelnen nachzuweisen, in welchen Procentsätzen, den engeren oder ferneren Beziehungen der einzelnen Canzleien zu der kaiserlichen entsprechend das geschehen ist. Am tapfersten, wenn man es so nennen will, widerstanden noch die Canzleien der großen Reichs- oder Freien Städte, besonders die specifisch protestantischen, und ganz katholische gab es ja einstweilen außer Aachen nicht mehr, denn selbst Cöln konnte bis zum großen Krieg als gemischt gelten. Geschrieben wurde jetzt im Vergleich mit 50 Jahren früher von den Canzleien zehnmal mehr, obgleich man auch schon damals die Dinte nicht geschont hatte, aber die schon ganz in das Dunkel der Cabinette und in das Geheimniß vertraulicher Instructionen und Berichte zurückgewichene große Politik, die unendlich verschlungene kleine der unzähligen großen und

kleinen Atome des Reichskörpers, ihre Sucht, auch wenn sie noch so winzig waren, eine selbständige Figur auf dem theatrum mundi vorzustellen, dazu die Reformen oder Veränderungen im Gerichtsverfahren und in der Landespolizei, in dem, was wir öffentliche Verwaltung nennen, sind alle mit einer unverhältnißmäßigen Steigerung in der Actenproduction verbunden. Häufig genug sind von jetzt ab auch für ein größeres Publicum bestimmte Deductionen, Proclamationen, Manifeste und dergl., natürlich im Canzleideutsch, gedruckt worden, ja man fing schon jetzt an, die unzähligen Streitfragen aus dem deutschen Privatfürstenrecht und Reichsstaatsrecht, die die ganze juristische Atmosphäre der Zeit schwängern, gedruckt der Welt vorzulegen. Daher mag es auch kommen, daß die meisten der „Neuen Zeitungen", wie sie sich gewöhnlich nannten, jene fliegenden Blätter oder Pamphlete, welche die einstweilen noch fehlende periodische Presse schon seit der Erfindung des Buchdrucks in immer mehr anschwellenden Dimensionen ersetzten, ein relativ so schlechtes Deutsch zeigen: ihre Verfasser haben offenbar mehr von den Canzleien, als von Luther gelernt. Sie stehen tief unter der entsprechenden Literatur des Reformationszeitalters, unter denen allerdings einige anonyme Meisterstücke ersten Ranges sind, die auch Luthers Feder würdig wären.

Dieses Canzleideutsch aber verstand es, alle schadhaften Stellen am deutschen Sprachkörper zu wirklichen Beulen voll kranker Säfte zu machen und es schwelgte natürlich darin, weil es nur auf das eigentlich Verkehrte im deutschen Volkswesen gegründet war und davon leben konnte. Schon zu Kaiser Carolus Zeiten wäre es nicht schwer, sogar in seinen Kriegs-Manifesten, die doch zünden sollten, Perioden-Leviathans zu begegnen, die nach dem Satze dieses Buchs gedruckt, reichlich 100 Zeilen

füllen würden, 50, oder gar 30, versteht sich eigentlich für jedes solche Ungeheuer von selbst. Natürlich haben sie dabei weder Kopf noch Schwanz. Es sind polypenartige Mißgeburten, die nach allen Seiten ihre schleimigen Fangarme ausstrecken und ihr Opfer nicht eher loslassen, bis sie ihm den letzten Schein von Klarheit und Durchsichtigkeit des sprachlichen Ausdrucks ausgesogen haben. Sie müssen durch jene schon um 1500 gespensterhaft drohenden nit allein dass, wie denn nit allein — sondern vielmehr auch, somit desto mehr — dies desto wie dero, ihro etc. galt einst für ein ächtes Kleinod in den Canzleien, hat aber schon um 1580 weithin begeisterten Widerhall gefunden — nit desto weniger, unangesehn wie denn nit allein, dabei wir auch nit underlassen wollen, unangesehen dass und dergl. mit einander verbunden werden. Hier giebt es schon um 1550 bloß ein weder — noch, niemals mehr das einfache noch, kein des, das doch die übrige Sprache noch ganz lebendig hat, sondern ein derhalben oder derohalben. Hier kann das Verbum, z. B. verboten haben, oder erzeigten von dem regierenden Subject wir oder keiserliche Majestät, oder was sonst, durch 10—12 mit lauter von dem Verbum abhängigen Objecten, Substantiven, Adjectiven, gefüllten eingeschachtelten appositionellen Satzgliedern, mit Vorliebe den undeutschesten Participien, getrennt sein: es muß doch noch verstanden werden. Hier giebt es drei, vier Relativsätze ineinander, jeder natürlich ohne seine Verbum, die dann zuletzt in schöner Eintracht Fuß neben Fuß nebeneinander stehen.

Hier ist jene überquellende Fülle der innern Sprachbilder, die Luther und die volksthümliche Sprache so behaglich in Tautologien ausströmen ließ, zu einer albernen Caricatur verzerrt. Diese Canzleisprache hat es verlernt, irgend ein Ding mit seinem einzig rechten Wort zu sagen und weil sie

zu impotent dazu ist, schwankt sie zwischen leblosen Synonymen herum. Da blähen sich nicht bloß ein, zwei, drei, sondern vier, fünf, sechs und mehr Worte, wo eins vollständig genügte, so „christliche, friedliche vergleichung und einigung; zu hochstem und mit allem eussersten fleiss; des willes oder vorhabes gewest, oder noch sein; mit ungrundt und unwarheit; anzustiften oder zuerwecken; empörung unnd aufruhr; weder muhe noch arbeit; erstrecken oder darstrecken eigens vermogens; gelegenhait, aigennutz oder vorteil; ainicherley zweyung, spaltung oder zerruttung; vilerley geschwinde, sorgliche, geferliche, dem hailigen reiche teutscher nation, derselben glidern und ständen, auch uns selbs an unserer kais. Hochait und reputation zum hochisten nachtailige und schedliche practiken (Luther parteken!) furschlege und ansthiftungen erzeigt — und so fort in sinnverwirrendem Bombast und öder Nüchternheit durch endlose Seiten endloser Actenfascikel hindurch. Die kleine Blumenlese hier ist auch deshalb gerade so angestellt, um an einem aus der kaiserlichen Canzlei des Jahres 1546 stammenden, hochofficiellen Actenstücke zu zeigen, wie selbst in äußerlichen Dingen, zunächst in der Orthographie, diese Canzleisprache alle ihre alten Unarten mitschleppte. Denn das völlig gedankenlos verwandte ai für ei, das mitunter das rechte trifft, eben so oft es auch verfehlt, die lächerlichen Doppelconsonanten, selbst das einzeln herumtaumelnde Dehnungszeichen h, das Fehlen des Umlauts in u und o zu einer Zeit, wo andere deutsche Schreiber und Drucker sich bequemten, hierin dem Auge sein Recht anzuthun, sind lauter barbarische Archaismen und nichts weiter.

Daß eine solche Sprache nicht dazu geeignet war, in dem doch immer feiner geschlungenen Gewebe der politischen Verhandlungen einer hochpolitischen Zeit gebraucht zu werden,

versteht sich von selbst, und insofern war Carl und jeder andere, der es ihm nachthat, vollkommen berechtigt sie dafür, so weit es nur anging, zu ignoriren. Das Lateinische kann man immer noch die officielle Sprache der damaligen internationalen Politik nennen, aber auch nur die officielle, und so war für alles andere und gerade das eigentliche und tägliche Bedürfniß das Französische von selbst, ohne alle Anstrengung, aber damals auch ohne alle bewußte Anmaßung von seiner Seite zur Sprache dieser höchsten Gesellschaft und Berufssphäre geworden. Noch einmal aber nur deshalb, weil Carl ein Fransquillon und von lauter Fransquillons — seinen Launoy, Hanart, Adrian van Croy, de Perot, de la Chaux, Granvella's u. s. w. umgeben war.

Dies allein hätte hingereicht, dem Französischen in der damaligen deutschen Welt eine Stellung zu geben, die sich in einer Hinsicht mit der des Lateinischen in den Anfängen unserer Sprachbildung und Cultur vergleicht, in anderer aber noch weit darüber hinausgeht, gewiß aber der deutschen Sprache noch weit gefährlicher werden mußte. Zwar die jetzigen deutschen Fürsten und Vornehmen schienen, wie wir wissen, nicht die Leute, um noch eine fremde Sprache zu lernen, aber die Thatsachen beweisen, daß sie es doch nach und nach thaten, und sogar auf eigenen Antrieb. Ihre deutsche Correspondenz mit dem kaiserlichen Hofe schrumpfte immer mehr zusammen, und nur wenn es darauf ankam, wie in den zur Catastrophe sich zuspitzenden Verwickelungen zwischen dem Schmalkaldischen Bunde und der katholischen Partei, energisch oder grob aufzutreten, griff man wieder instinctiv zu der Muttersprache.

Unter solchen Verhältnissen wirkte das Beispiel einzelner ansteckend auf die andern. An allen unsern damaligen Höfen, wo man gesunde Nerven in Fülle, aber das Gegentheil von

dem, was man eine feine Haut nennt, finden kann, wurde es bald eine Ehrensache, hinter dem Nachbar so und so nicht zurückzustehen. Nur ganz abgelegene Winkel mochten auch in der Sprache noch ihre Eigenart in voller Naivetät bewahren: die damaligen Mecklenburger Herzoge sind die einzigen, die niemals französisch an den Kaiser geschrieben haben, und er auch nicht an sie: wahrscheinlich weil er sie auf eine Linie mit seinem Pferde stellte, was er freilich so ziemlich mit allen seinen „hochgeborenen lieben Oheimen und Churfürsten" oder seinen „chiers und tres chiers, leals und tres leals cousins" deutschen Blutes that.

Daß sich endlich, verhältnißmäßig aber erst spät, und zwar in fast unmerklicher Geschmeidigkeit, auch Frankreich oder die französische Diplomatie dieser für sie so bequemen und zugleich ihrem Interesse günstigen Situation bemächtigte, kann nicht Wunder nehmen. Aber sie that es erst, nachdem dieselbe durch Carl V. und sein Verwälschungssystem geschaffen war. Es ist ja bekannt genug und soll hier, wo wir uns bemühen, aus frischem Holze zu schnitzen, nicht wiederholt werden, wie König Franz I. als Rivale um den Kaiserthron seine Fäden in der greifbaren Gestalt goldener vollwichtiger Sonnenkronen um alle seine deutschen Vettern und Verbündeten, auch um die ehrsamen Rathsherren und Ammänner der Reichsstädte und Bauernstaaten der Schweiz zu schlingen verstand. Der Dank dafür, sowie die Antworten auf die darin eigentlich gestellten, nebenher in zierlichen Briefen und von den gewandtesten Unterhändlern vorgebrachten Bitten, Fragen, Ermahnungen und Verheißungen wurden anfangs unabänderlich in deutscher Sprache ausgedrückt — der Franzmann war nicht vornehm genug, daß man ihm zu Liebe sich mit seinem Französisch hätte abquälen sollen, das blieb das Vorrecht der vetterlichen gnedigen trew

und zuneigung, die „Carl von Gent", dem heiligen reiche teutscher nation, als dem gemainen vatterlandt, bis auf diese stund getragen und so herrlich erprobt hatte. Endlich aber, im Durchschnitt seit 1550 bequemte man sich auch den Franzosen gegenüber das Deutsche fahren zu lassen, was damals schon kein so großes Opfer war.

Vergleicht man so unbefangen als möglich das damalige Französisch nach seinem sprachlichen Werthe und Leistungsfähigkeit mit dem damaligen Deutschen, so wird der Vorzug, den das eine in mancher Beziehung beanspruchen darf, immer wieder durch Vorzüge des andern aufgewogen. Von einer Abschätzung des Gehaltes der beiderseitigen Literatur sehen wir dabei ab, wir reden nur von der Sprache als einem Werkzeug des practischen Lebens und der Literatur. Wollte man die Literatur nach ihrem Gehalt und ihrer Form mit einander vergleichen, so würde sich dasselbe Ergebniß herausstellen: den einen Luther abgerechnet, der überhaupt nicht verglichen werden kann, sind die Vorzüge und Mängel hier wie dort ungefähr gleich vertheilt. Wiegt Rabelais' Witz Fischarts Genialität nicht auf, so war er doch begreiflicher, civilisirter, allgemein menschenverständlicher, kein so apartes Gewächs, das erst unter der Loupe der Gelehrtenforschung seine ganzen Wunder offenbart. Dagegen weiß jeder, der ein Verständniß für Poesie hat, daß gegen Hans Sachsens, „Ein artlich Gesprech der Götter, die Zwietracht des römischen Reichs betreffent" oder „Ein Epitaphium oder Klagred, ob der Leich Doctor Martini Lutheri" der gesammte zierlich-pathetische Singsang Ronsards und des ganzen Siebengestirns federleicht in die Luft schnellt.

Dafür sieht man sich in der deutschen Literatur vergeblich nach einem Montaigne um, und man begreift weshalb.

Aber gerade diese mittlere, kühl reservirte Stellung der keimenden weltmännischen Bildung und Grundsätze hatte auch in Deutschland die größte Zukunft, nicht bei denen, die berufsmäßig die Feder führten oder etwas drucken ließen, aber bei den Andern, die es nicht thaten und doch die durch das Verhängniß legitimirten Führer der Nation in ihre weitere Zukunft hinein sein sollten. Zuerst nur einzelne pflichttreue und arbeitsame Geschäftsmänner, Rechtskundige und Politiker, nicht immer, häufig aber alles dies zugleich in einer Person, sind von dem Schaum dieser heranbrandenden weltmännischen Cultur angespritzt. Allmählich aber auch Andere, deren bisherige Lebensgewohnheiten und sociale Stellung sie des mächtigen Impulses der Pflicht oder des Berufes, der bei jenen wirkte, enthob. Die fürstlichen Personen selbst, wie sie das nachlutherische Deutschland bis nahe an den großen Krieg fast ausnahmlos erzeugte, sind zu diesen Andern zu rechnen. Noch mehr ihr Hofadel, überhaupt der deutsche Adel, soweit er damals noch immer zum größeren Theile seine sociale Unabhängigkeit behauptete. Denn es ist ja auch die Zeit, wo die Corporationen der Reichsritterschaft, der prägnanteste Ausdruck davon, sich erst förmlich und definitiv constituirten.

Recht wohl, nicht für unsere Augen, die dadurch gröblich beleidigt werden, aber für damalige Menschen, vertrug sich damit an demselben Ort, in demselben Individuum noch die altangestammte arglose Hingabe an die plebejische Zügellosigkeit einer im Wesen schon überwundenen, aber die Oberfläche desto anmaßlicher ausfüllenden Periode. Es hat keine Zeit gegeben, wo unsere Nation Luthers bitteres Wort „wöllen wir Teutschen doch bestien sein“ in aller Unschuld und mit unbegrenztem Behagen so wahr gemacht hätte, als in den 50—60 Jahren am Schlusse des 16. und am Anfang des

17. Jahrh. Wer will, mag die Schützenfeste, Wurstaufzüge, Ringelrennen und Gesellenstechen von damals bewundern, manche sind wegen des Wein- und Bierdunstes, in dem das alles schwimmt, unfähig dazu, manchen verderben sie den Magen. Auch in dem damaligen Deutschland gab es wohl einige Leute, die in demselben Falle waren, und hätten sie sich nicht von selbst ihrer Nation geschämt, so würden sie die höhnischen Reden aller Fremden ohne Ausnahme leicht dazu gebracht haben. Denn alle, selbst die noch viel wüsteren sarmatischen und magyarischen Halbwilden im Osten, glaubten sich dazu berechtigt, wahrscheinlich weil sie sich mit etwas mehr Anstand „toll und voll" zu saufen verstanden, als man es selbst an den meisten Churfürsten des heiligen Reiches zu sehen gewohnt war. Jeder aber, der sich, wenn auch fürs erste nur mit der Gesinnung von diesem bestialen Treiben abwandte, war in großer Gefahr, der Ausländerei zu verfallen, einmal weil er seine angestammte deutsche Erbsünde in sich trug, dann weil die Situation dieser Zeit, wie wir sie umrissen haben, verlockender als je dafür war. Als ein neues Unglück, wodurch der schon vorhandene Infectionsstoff noch ins Maßlose wuchs, belebte sich dann besonders seit der Mitte des Jahrhunderts die alte immer gepflegte Mode der Reisen in fremde Länder. Dabei lief aber jetzt wieder wie einst in den Kreuzzügen und in den Blüthetagen der Scholastik Frankreich oder Paris allen anderen Reiserouten den Rang ab. Sichtlich ist es die schon allmählich in Deutschland so weit verbreitete Kenntniß des Französischen, die dabei mitwirkt, noch mehr die Schwingungen der confessionellen Kämpfe — sie religiös zu nennen, wäre ein Mißbrauch des Wortes Religion — die ja auch die ganze deutsche Politik hüben und drüben und unzählige Individuen, gleichsam wieder erstandene Kreuzfahrer für oder wider die

Hugenotten, ergriffen. Welche Summe kräftigen deutschen Blutes damals in Frankreich vergeudet wurde, läßt sich annähernd berechnen und das wäre damals, wo daran in Deutschland kein Mangel war, noch zu verschmerzen gewesen. Aber daß auch jeder solche Tourist als Apostel des Wälschthums, zunächst als Adept und fanatischer Renegat für die französische Sprache wiederkam, das war für unsere Sprachgeschichte eben so verderblich, wie für unsere Sitten und politische Gesinnung.

Nicht allein daraus, aber doch zum Theil daraus stammte noch ein anderes einflußreiches Werkzeug für die Festrammung des Französischen im deutschen Boden. Das war die Verbreitung des Calvinismus an so viel deutschen Fürstenhöfen. Die gewaltsamen Thaten, wodurch er nach dem Grundsatze des Herrschaftsrechtes jener Zeit cuius est regio, eius est religio auch den Bevölkerungen mancher deutschen Länder aufgezwungen wurde, gehen die Sprachgeschichte nichts an. Der Calvinismus war eine Modesache, das liegt auf der Hand, die man gerade so wie wälsche Hauben und Bänder, Krägen und Mäntel von Frankreich her importirte. Aber es lag auch etwas in der deutschen Luft, das seine überraschenden Erfolge erklären hilft. Man spricht viel und hart von der neu- oder nachlutherischen Orthodoxie und man kann in der That kaum zu hart davon sprechen. Aber für die Menschen, eingeschlossen oder vorzugsweise gemeint die Vornehmen dieser Zeit, war sie gerade gut genug und ihnen so recht auf den Leib zugeschnitten. Es war die natürliche Ergänzung des immer mehr in blödsinnige Zotenwirthschaft verkommenden Hofnarrenthums, des bluttriefenden „Jagdteufels" und der vier- oder sechsquartigen Willkommbecher, worin die damaligen Herren den letzten Rest von Menschenwürde zu ersäufen pflegten. Der Calvinismus

dagegen war exclusiv, weil etwas Ausländisches und eben deshalb vornehm. Jedermann strebte aber nach einer solchen Exclusivität. Man wäre doch gar zu gern aus dem gemüthlichen plebejischen Lebermeer der Bestialität, das alle Höhen und Tiefen der deutschen Gesellschaft ausglich, herausgewesen und recht vornehm geworden, natürlich jeder mit dem Vorbehalt, so viel als ihm gerade mundete, von dem alten lieben Schlemmen und Temmen beizubehalten. Der Calvinismus war und blieb auch bei uns ein vornehmes Ding, außerdem appellirte er ganz anders als das Lutherthum an die geheimste und stärkste Leidenschaft im menschlichen Herzen, an den Hochmuth oder die Selbstgerechtigkeit. Luther ist immer wie der stolzeste so der demüthigste aller Menschen gewesen: Calvin, gewiß ein bedeutender und in seiner Weise auch ein frommer Mann, ist überall hochfahrend oder geschmeidig, je nach Umständen. Luther hat immer noch viel von einem ächten deutschen Mönch; Calvin gleicht oft einem wälschen Cardinal oder Prälaten. Da er das, was wir Deutsche Gemüth nennen, nicht hatte und nicht zu haben brauchte, so konnte er wohl so sein. Seine Lehre hat anderswo ein Pharisäerthum erzeugt, characterfest, weltklug, eiskalt und zugleich fanatisch und zwar nicht bloß pharisäische Priester, sondern ganze Völker von Pharisäern. Der deutsche Boden scheint dafür nicht die rechte Erdmischung zu besitzen, daher ihm bei uns denn auch immer etwas Treibhausartiges anhaften geblieben ist. Aber doch reizte und lockte auch ein ehrliches deutsches Herz und ein deutsches Gemüth jene exclusive Anwartschaft auf die Seligkeit, die, wenn man sich nicht selbst betrügt, der practische Kern seiner Lehre von der Gnadenwahl ist, denn es versteht sich von selbst, daß alle jene Schauer der Verzweiflung und der Verdammniß, von denen uns die Gläubigen so Gräßliches erzählen, bei dem

Gedanken, ein von Ewigkeit auserwähltes Gefäß des göttlichen Zornes zu sein, nur ein Spiel, nur eine Grimasse der Phantasie sind, so lange der menschliche Geist seine natürliche Gesundheit bewahrt. Ist er an sich schon oder vorher krank gewesen, so giebt es freilich kein kräftigeres Mittel, die Paroxysmen des Wahnsinns hervorzurufen. —

Wo die neue Modereligion an unseren Höfen Eingang fand, und es dauerte kaum 50 Jahre, so hatte sie fast alle erfaßt oder angespült, da mußte jene zügellose Frivolität, die an dem katholischen Hofe der letzten Valois in Frankreich herrschte und die in Deutschland rasch und kräftig Nachahmung zu finden begann, sich hinter etwas züchtigere Formen verstecken. Aber es entstand so eine wunderliche Mischung der heterogensten Elemente: religiöser Fanatismus und Prüderie, französische Galanterie und der noch nirgends überwundene Cynismus des alten deutschen Hoflebens, woraus ein Neues hervorging, das zu den unerquicklichsten Erscheinungen der deutschen Geschichte gehört.

Der Calvinismus war von Anfang an mit einer Literatur von viel vornehmerer Haltung ausgestattet, als das Lutherthum je annehmen konnte. Seine deutschen Parteigänger mußten sich auch darum kümmern, weil es so Mode war. Diese Literatur wurzelte in der französischen Sprache, wie der Calvinismus im französischen Geiste. Statt der deutschen Bibeln, Gesang- und Gebetbücher brauchte man jetzt überall französische, wobei man den doppelten Vortheil genoß, den Hort der Seligkeit in der unverfälschten Urgestalt zu besitzen, und sich zugleich als gebildet auszuweisen. Viele, die bisher nicht französisch gelernt hatten, thaten es jetzt aus dem einen oder dem andern, meist aus beiden Gründen zusammen.

Vor dem exclusiven Hofpublicum wurde jetzt wohl auch

französisch gesungen und gepredigt. Freilich konnte sich das nirgends recht einbürgern, aber es war schon etwas Bemerkenswerthes, daß es nur überhaupt geschah. Auch wurde damit so viel erreicht, daß der Faden der lebendigen Tradition, der die deutsche Kirchensprache an Luther band, für diese Leute vollständig zerschnitten wurde.

Keiner der vornehmen Adepten des Calvinismus empfand etwas von der Unlust, mit der die deutschen Fürsten und ihre Umgebung 50 Jahre früher sich dem Gebrauche des Französischen in der Diplomatie anbequemt hatten. Jetzt schrieb man französisch nicht bloß viel geläufiger, als je eine fürstliche oder andere vornehme Feder ihre Muttersprache zu handhaben verstanden hatte; man schrieb es auch überall und ohne alle practische Nöthigung. Wenn die fürstlichen Kinder ihren durchlauchten oder erlauchten Eltern französische Geburtstagsverse vordeclamirten, wenn deutsche Fürsten und Fürstinnen ihre intimste Familiencorrespondenz nur französisch führten, ja sogar ihre geheimen Tagebücher, so war das alles eine Sache des freien Entschlusses und der Liebhaberei.

Wenn man sehen will, wie sich ein deutscher gebildeter, strebsamer Fürst calvinisch-französischer Signatur in damaliger Zeit ausnahm, so vergleiche man mit jenem weiter unten noch zu erwähnenden Wolfenbütteler lutherischen Herzog Heinrich Julius und seiner Liebhaberei für deutsche Dramatik den Landgraf Moritz den Gelehrten von Hessen-Cassel, der in fünf lebenden Sprachen sich zu unterhalten und drei oder vier correct zu schreiben verstand — nur sein Deutsch ist immer Canzleideutsch geblieben. Er schrieb lateinische Comödien und lateinische und französische Sprachlehren. Außerdem ein großer Kenner der wälschen Baukunst, Musik und jeder andern wälschen Kunst und Wissenschaft, ein wahres Ungeheuer von

Kenntnissen, selbst zu einer Zeit, deren mechanische Prosa die Pflanze der Polyhistorie schon recht üppig gedeihen ließ, und deren uns Späteren unbegreifliche Verdauungskraft die heterogensten Nahrungsstoffe noch dazu in ungeheurer Massenhaftigkeit zu bewältigen vermochte. —

„Wie der Herr, so der Knecht": aus dem calvinischen Hofadel sind jene viel angestaunten und gepriesenen Tausendkünstler hervorgegangen, denen man mit ächt deutscher Gutherzigkeit oder Ehrlosigkeit nachrühmte, daß sie französisch so rein und geläufig sprachen, „besser wie ein geborener Pariser oder Lyoneser". Es dauerte nicht lange, so thaten es diesen Günstlingen des Schicksals auch gewöhnliche Sterbliche gleich: strebsame Candidaten geistlichen und weltlichen Standes, die sich durch ihre elegante „Prolatz", wie das Tschudi nennt, eine sichere Anwartschaft auf eine fette Pfründe in der Kirche oder in der Rathsstube eroberten.

---

## Zweites Capitel.

### Die Folgen der Verwälschung.

Die Folgen dieser Zustände sind an der Schriftsprache der Zeit nicht sofort wahrnehmbar. Man kann nicht sagen, daß in den deutschen Büchern um 1600 erheblich mehr französische oder andere Fremdwörter angetroffen werden, als um 1550. Und wenn auch eine exacte Zählung einige neue mehr und einige alte stärker verbreitet ergäbe, würde darauf nicht viel ankommen. Das Gefährliche lag wo anders: es war einmal die Entfremdung so vieler und im eminenten Sinn berufener Leser, aus denen unter Umständen auch wieder

selbstthätige Weiterbildner der deutschen Sprache hätten werden können. Dann die überhaupt damit eingetretene Stockung in einem bis dahin in so freudigem und so richtigem, wenn auch naturalistischem Rhythmus sich vollziehenden Proceß des Aufstrebens, des Vorwärtsschreitens, des Sieges über alle Gegner, die der Zufall oder die nothwendige Verkettung des Geschicks auf den Plan führte. Da nach 1550 in Deutschland alle Säfte stockten, so mußten es auch die der Sprache, aber das hätte geschehen können, ohne daß aus dem Stocken ein Verstocken zu werden brauchte.

Jede Schriftsprache erhält den ihr innewohnenden Lebensgeist aus dem Gehalt der Literatur, deren darstellendes Wort sie ist. Die deutsche Literatur am Ende des 16. Jahrh. stellt ungefähr das Widerspiel von dem großartigen Anblick dar, den der Anfang, die Mitte, ja noch ein Theil des dritten Viertels desselben gewährt. Kann man sich auch von einem wahrhaft objectiven Standpunkt aus, von einem solchen, der den Werth der thatsächlichen Leistungen einer Zeit nach der Summe der von der Vernunft der Geschichte ihr zugetheilten Aufgaben und nach den von ihr daran gesetzten Kraftanstrengungen abschätzt, nicht in allen Stücken mit den Erträgnissen dieser älteren Literatur einverstanden erklären, die Fülle der in ihr flüssig gewordenen Talente, das Maß des gewissenhaften Eifers, sie, so gut man es versteht, zu gebrauchen, verdient alle Anerkennung. Wie stand es aber jetzt? Schon neben Fischart, der deshalb auch in so titanischer Größe ragt, weil er so allein steht, giebt es kaum Talente zweiten Ranges, nicht ein einziges ersten. Jene versificirenden Pritschenmeister, Reimchronikenschreiber und Wappendichter, die so oft als gekrönte Poeten, sich als deutsche Nachfolger des Petrarcha gerirten, mag man heute noch so sehr über sie spotten, sie

durften sich doch mit einiger Selbstgefälligkeit in einer Zeit sehen lassen, die in dem Froschmäusler des Georg Rollenhagen gerade 5 Jahre vor dem Schluß des Jahrhunderts ihre höchste poetische Potenz erschöpft hatte. Es wäre sonst für die Sprachgeschichte eine ganz erfreuliche Leistung, denn sie bezeichnet wieder eine der großen Etappen in dem Siegeslauf der neuhochdeutschen Schriftsprache zu ihrem Ziele, Gemeinsprache von ganz Deutschland zu werden. Rollenhagen, ein geborener Magdeburger, ein Sohn der natürlichen Hauptstadt der östlichen niederdeutschen Binnenländer — dasselbe was Cöln bis zu der gewaltsamen Durchführung der katholischen Reaction im Westen war — schreibt in dem Märkischen Bernau ein von dialektischen Fehlern freies Hochdeutsch. Gleiches gilt von seinem niederdeutschen Landsmann, dem Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, dem vielberufenen Comödienschreiber, bei dem sich in den Stoffen und in der Inscenirung so viel fremde, und zwar nicht direct wälsche Einflüsse mit der alten Tradition der deutschen Volksbühne, deren höchste Spitze Hans Sachs ist, kreuzten. Man weiß jetzt, daß es jene englischen Comödianten sind, die unter anderm auch Shakespeare und zwar den noch lebenden Shakespeare auf der damaligen deutschen Bühne einführten. Auch dieser Welfe ist in seiner Sprache ganz der hochdeutschen unterworfen. Hat er ja doch schon mit voller Reflexion seine eigene Mundart, wie es damals stark Mode wurde, in hochkomischen Scenen zur Folie der allein berechtigten Sprache der Bildung verwandt, also eine lebendige Anwendung der Grundsätze, zu denen die Theorie schon seit Frangk sich bekannte, wenn auch Einzelne noch allerlei Reserven zu machen suchten. Aber sieht man beide und zuletzt auch noch den überschwenglich fruchtbaren Nürnberger, Jacob Ayrer, den armseligen Nachhall

des großen Hans Sachs, auf ihr wirkliches Talent an, so wird das oben ausgesprochene Urtheil eher zu mild als zu hart erscheinen. Es steht fest, daß es keine zweiten 40 Jahre in der neuhochd. Literaturgeschichte giebt von gleicher oder nur annähernder Sterilität an wirklich hervorragenden Leistungen. Dieses zusammen mit dem Andrängen und dem anmaßlichen Gebahren der Fremdsprachen genügte um die deutsche Schriftsprache dieser Zeit, die kurz vorher noch so stolze Züge gezeigt hatte, in eine mindestens sehr subordinirte Stellung gegenüber den eigentlich regsamen und tonangebenden Theilen der Nation zu verweisen.

Daß es unter diesen Fremdsprachen nicht das Lateinische der Gelehrten und das Französische der Höfe allein gethan hat, liegt auf der Hand. Am kaiserlichen Hof unter dem lustigen Max II. und dem traurigen Rudolf II. und seinen noch traurigeren Brüdern und Vettern kreuzte sich das alte Fransquillonenthum mit dem von Ferdinand I. eingeschleppten spanischen Wesen und der spanischen Sprache, die eben, weil sie den ehrlichen Deutschen so „spanisch" vorkamen, für noch viel vornehmer galten. Dazu noch wegen der Nähe und der Verbindung mit dem Angelpunkt der katholischen Reaction in Europa, dem Jesuitencolleg in Rom, das Italienische. Oesterreicher selbst gaben zu, daß das Deutsche am kaiserlichen Hofe nicht das beste sei und wiesen dahin und dorthin, wo ein besseres gesprochen werde. Komisch nimmt es sich aus, wenn einer dieser Kritiker wenigstens die Staatsschriften des berüchtigten Renegaten und Chefs der neukatholischen Reaction in Oesterreich, des Cardinals Khlesl, als gutes Deutsch gelten läßt. Man sollte denken, schon die barbarische Orthographie seines Namens characterisire das Deutsch des Mannes hinlänglich.

An den süddeutschen Höfen katholischer Confession, wo belgisch-französische und italienische Jesuiten die wirklich regierenden Gebieter und Herren waren, kreuzte sich spanisch, französisch und italienisch eine Zeit lang in wechselnder Procentmischung. Aber das Spanische ist hier doch nicht recht aufgekommen. Das spanische Wesen war seit dem schmalkaldischen Kriege dem sonst gegen alle fremden Insulten so lang- und demüthigen deutschen Volksgeist grundverhaßt worden. Dieser Ingrimm gegen das Spanierthum ist außer den confessionellen Tüfteleien so ziemlich die einzige Stelle, wo einem biedern Deutschen von damals die Geduld und der gute Humor ausgeht. Damals bildet sich auch jenes sprichwörtliche „es kommt mir etwas spanisch vor", das im Laufe zweier Jahrhunderte etwas an seinen ursprünglich so scharfen Ecken abgeschliffen worden ist.

Im Norden von Deutschland sind wir schon den englischen Comödianten begegnet, die doch einige Jahrzehnte sich ganz gut gestanden haben müssen, und eigentlich erst durch den großen Krieg verscheucht wurden. Sie haben auch Mittel- und das innere Süddeutschland, z. B. Nürnberg besucht und hier wahrscheinlich deutsch gespielt, aber ebenso wahrscheinlich im Norden oft englisch. Dazu griff, wenn auch mehr als Curiosität, das Niederländische oder Holländische von Nordwesten her ein. Es feierte damals sein goldenes Zeitalter im respectabelsten Barockstil, und um so mehr imponirte es der deutschen Nachbarschaft. Endlich noch, um den Hexensabbath voll zu machen, die widerlichste Posse unter allen, das Polnische als Hofsprache in dem deutschen Königsberg bei den blödsinnigen Nachkommen des Herzogs Albrecht von Preußen.

Aber alle die andern Sprachen blieben Näschereien, an denen sich nur ein Paar Leute den Magen verdarben.

Auch wenn einige zarte fürstliche oder adeliche Fräulein wälsche, d. h. italienische Madrigale und Sonette drechselten, oder wälsche Arien sangen, für wälsche Cantoren und Musikmeister schwärmten, die deutsche Sprache wurde davon nicht berührt, so wenig wie die wälschen Baumeister, Maler und Bildhauer, die mit ihrem Barockstil damals die letzten Spuren nationalen Geschmacks aus der deutschen Volksseele tilgten, auf die Sprache selbst einen unmittelbaren Einfluß üben konnten.

Und so behält auch für 1600 der alte Gilg Tschudi aus Glarus, der durch Johannes Müller so berühmt gewordene Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft, noch immer Recht, der schon 1538 gegen die latin und wälsche d. h. Französischen wort, eiferte, die in unser tütsch, so ein ehrliche sprach ist, hereingeschleppt wurden. Wir haben seines Zeugnisses schon oben gedacht; er kehrt es mit einiger, uns vollkommen verständlicher, Erbitterung zunächst gegen die nüwen tütschen Cantzler, die so naswis sind, ouch die consistorischen schriber, also gegen die Bevölkerung der Büreaus im Allgemeinen, und mit Recht, denn davon ging damals und auch noch um 1600 ein Hauptverderb für die Sprache aus, wenn auch nicht durch einige lateinische oder wälsche Brocken, ohne die jetzt nit ein „linie“ mehr geschrieben werden konnte, sondern durch ganz andere Dinge, die nicht so leicht wieder auszumerzen waren. Die Höfe, die der Schweizer nicht kannte, läßt er aus dem Spiel und für das Jahr 1538 mochte er es auch mit gutem Gewissen thun: 1550 und noch mehr 1600 hatte sich gerade hier das Verkehrte am festesten eingenistet.

So wie in Tschudi regte sich der patriotische Zorn über die Ehrlosigkeit der Sprachmengerei in vielen, denn hauptsächlich von diesem Gesichtspunkt, nicht von andern denkbaren

oder practisch berechtigten kämpfte man gegen sie. Durch alle unabhängigen Geister, wie durch das ganze Volk in seinem reinen Empfinden und Sprechen geht eine tiefe Verachtung gegen das wälsche Wesen. Nicht umsonst bezeichnete der Volksmund immerfort die ekelhafteste aller Krankheiten mit dem Namen „Franzosen". Mag man es nehmen, wie man will, der gewissenhafte Erforscher der damaligen deutschen Volksstimmung muß aussprechen, daß darin ungefähr der Maßstab gegeben war, womit jeder naive Deutsche alles Französische oder alles Wälsche überhaupt maß. Die Gelehrten aber wußten alle, sagten es; nur nicht alle so derb wie Tschudi, daß das Wälsche in Gallia „ein gebrochen latin" sei, was die Nachkommen der alten Gallier von ihren Siegern gelernt, aber „usz grobheit und barbarischer art nit moegen nach rechter eigenschaft begriffen." Der große Conrad Gesner dachte ungefähr ebenso, nur wenn er es in lateinischen Floskeln sagte, klang es nicht so grob wie auf Tschudis „ehrlich tütsch." Im Grund hatte auch schon Luther dieselbe Ansicht gehabt, aber er hatte sich selbst nicht für einen Linguisten ausgegeben, und daher nur so gelegentlich derartige Gedanken hingeworfen. Je übermüthiger die wirklichen Franzosen an den deutschen Höfen und die französischen Gelehrten in Frankreich, die die deutsche Sprache im Vorbeigehen berührten, sich geberdeten, je mehr sie das Deutsche als rechte Barbarensprache verachteten, desto stärkere Trümpfe wurden auf deutscher Seite ausgespielt. Der stärkste davon ist des Ingolstadter Professors Wolfgang Hunger Vindicatio linguae Germanicae (1560 geschrieben, aber erst 1580 gedruckt), worin das Französische als ein bloßes entstelltes Plagiat des Deutschen dargestellt wird. Alles dies sind freilich nur Curiositäten, von denen der eigentliche Fortgang der deutschen Sprachentwicklung nicht berührt wird.

# Drittes Capitel.

## Die Reform der deutschen Literatur durch Opitz.

Tschudi ist ein Schweizer, aber die damaligen Schweizer sind trotz ihrer französischen Pensionen alle im Kern noch gute Deutsche, auch darin, daß sie sich allein für die ächtesten und besten von allen halten, und von den andern seitab im Schmollwinkel stehen. Sie sind auch noch lange gute Deutsche geblieben, und daß gerade Tschudi's Schweizerchronik einst dazu dienen sollte, die moderne hauptsächlich gegen Deutschland und das deutsche Wesen gekehrte Legende des aparten Schweizerthums zu verklären, ließ sich im 16., ja noch im 17. Jahrh. nicht ahnen. So wie man in der Schweiz die Herabwürdigung der deutschen Sprache empfand, so überall in Deutschland. War ja doch selbst in jener innerlich so öden und energielosen Periode, in der sich die Kräfte der Nation von der Anspannung der vorhergegangenen entgegengesetzt gearteten ausruhten und sammelten, der deutschen Volksseele nicht ganz jenes hochfliegende patriotische Pathos entschwunden, aus dem allein die Reformation und was mit ihr zusammenhängt geboren worden ist. Daß es in keinem einzigen practischen Fall weder die ganze Nation noch die Einzelnen vor Fehltritten bewahrte, widerstreitet der Aufrichtigkeit nicht, mit der es noch immer geglaubt wurde, beweist nur, daß ein ideales Moment zu seiner Verwirklichung noch ganz anderer Dinge, als des guten Willens und der wackern Gesinnung bedarf. So ist auch die herabgewürdigte Stellung der deutschen Sprache ein immer und von allen in allen denkbaren Modulationen beklagtes nationales Unglück. Alle aber waren darin einig, daß der

eigentliche Grund des Uebels in den fremden Sprachen zu suchen sei, die der deutschen Sprache in ihrer eigenen Heimath Luft und Licht abschnitten. Niemand aber vermochte anzugeben, wie dem abzuhelfen sei, denn wenn auch jedermann mit scheinbar practischen Vorschlägen bei der Hand war, und für dies oder jenes lateinische oder wälsche Wort ein gutes deutsches vorzubringen wußte, so war damit, wie jedermann fühlte, noch gar nichts gethan. Es verlohnt sich daher auch nicht, dieser Art von Reformversuchen nachzugehen. Sie sind nur Symptome der Krankheit, nicht Heilmittel.

Das wirkliche Heilmittel gefunden zu haben, wird immer das unbestreitbare Verdienst des Vaters der deutschen Dichtkunst, wie ihn noch Gottsched mit Recht nannte, des Martin Opitz, bleiben. Der perrückenhafte oder zopfige Aufputz darf uns Spätern die absolute Richtigkeit dieser Bezeichnung nicht verdecken, wenn wir der Geschichte gerecht werden wollen. Dieser Opitz wurde wirklich der Vater dessen, was als eine Neugestaltung deutscher Poesie galt und gilt, und weil er es wurde, ist er auch der Retter der neuhochdeutschen Schriftsprache geworden.

Wir schreiben hier nicht Literaturgeschichte, aber das Verhältniß des Mannes zu der literarischen Revolution oder Reformation, die so gewiß sein Werk bleibt, wie die kirchliche Reformation das Werk Luthers, wenn auch Andere und Anderes neben ihm daran mit geholfen hat, bestimmt ausschließlich auch sein Verhältniß zu unserer Sprachgeschichte. Glücklicherweise ist in unserem gebildeten Publicum eine gewisse Summe von Anschauungen oder Kenntnissen aus unserer deutschen literaturgeschichtlichen Entwickelung verbreitet, die es uns gerade hier ermöglicht, nur die eigentlichen entscheidenden Momente zu berühren, ohne sie durch thatsächliche Ausführungen zu verdeutlichen.

Niemals ist ein Reformator, auf welchem Gebiete der menschlichen Bestrebungen es sein möge, mit solcher sicheren Reflexion und solchem Selbstvertrauen in seine eigenen Mittel zu Werke gegangen wie Opitz. Mögen Andere darin einen Beweis hochgespannter Eitelkeit sehen: auch wir glauben, daß er sie in einem Maße besessen hat, das für unsere heutigen Nerven unerträglich genannt werden darf, aber diese Eitelkeit hat mit jener Siegesgewißheit nichts zu thun. Wer ein Rechenexempel gerechnet hat, weiß aus gewissen, in dem Verstande gegründeten Anzeichen, ob es richtig ist oder nicht: ist es richtig, dann ist und bleibt es so, und auch wenn solche, die nicht richtig zu rechnen verstehen, es nicht zugeben wollen. Genau in demselben Fall war Opitz: bei ihm ist alles Rechenexempel, richtig angesetzt und richtig fortgeführt und daher mußte auch sein Ergebniß richtig sein. Will man sich die unfruchtbare Mühe geben, Opitz etwa mit Luther zu vergleichen, weil beide große Wendepunkte in der deutschen Sprachgeschichte geworden sind, so ist dort alles umgekehrt: daher denn dort auch mitten hinein in die höchsten Triumphe des Selbstbewußtseins, die tiefste Verzweiflung, mehr als Zweifel und Kleinmuth, an sich und seinem Werke. Opitz bleibt immer fest und kühl, unangefochten von Zweifel und Kleinmuth, und was ihn allein außer Fassung bringt, ist etwas, was mit seiner Sache selbst gar nichts zu thun hat, obgleich es sich darauf zu beziehen scheint. Wenn seine eigene Person denjenigen Grad äußerer Anerkennung, den er als den selbstverständlichen Lohn seines jedem Zweifel entrückten Verdienstes für sich in Anspruch nahm, nicht gefunden hat oder zu finden glaubte — und er hatte starke Nerven, vertrug also schon recht kräftige Posaunenstöße und Fanfaren der begeisterten Huldigung — dann wurde er ärgerlich, sagte aber als weltkluger

Mann nicht, weshalb, sondern ließ es die Andern errathen und gut machen.

Opitz war bekanntlich, und mußte auch sein das, was man ein frühreifes Genie nennt. So hat er sich schon vor vollendetem zwanzigsten Jahre in seinem Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae von 1617 als Retter der deutschen Sprache angekündigt. Man lasse sich durch das lateinische Phrasengeklingel über den Gehalt dieser That nicht irre machen: wer lateinisch schrieb, gleichviel, ob zwanzig oder siebenzig Jahr alt, konnte es seit der Renaissance bis heute nur mit Phrasengeklingel. Das war der Lüge dieser Neoclassicität, diesem Latein der Renaissance eingeboren und keiner, kein Italiener, Franzose, Spanier, Engländer, Deutscher hat ein Naturgesetz ändern können, nur daß der eine etwas geschmackvoller als der andere klingeln lernte. Daß ein Gymnasial-Abiturient, wie wir heute den Verfasser nennen würden, noch ein besonderes Vorrecht auf kräftige Stöße oder Züge an diesem gelehrten Klingelwerk hat, versteht sich ohnehin von selbst. Daß ein solcher ein Thema wählt, das in aller Mund war, wie wenige und doch zugleich aus der Schablone der Schulgelehrsamkeit und schulgerechten Materien heraustrat, versteht sich gleichfalls von selbst für ein practisches Talent, das weiter kommen will, als der gewöhnliche Haufe. Opitz ist nie der Mann dazu gewesen, neue Gedanken zu haben, denn von dem, was dazu erforderlich ist, von einer selbständigen Originalität der Empfindung für die Originalität der Außenwelt, der geistigen und sinnlichen, besitzt er auch nicht einmal eine Faser. Er kann nur rechnen und rechnen heißt gegebene Zahlen in gewissen Verhältnissen combiniren. Aber sein Rechenexempel ist schon hier richtig angesetzt: der deutschen Sprache kann nur geholfen werden, wenn der deutschen Poesie geholfen wird.

Daß er dafür im Jahre 1617 die Formel noch nicht so vollständig entwickelt haben konnte, wie sieben Jahre später, 1624, in seinem „Buch von der deutschen Poeterei", versteht sich von selbst. Aber die Formel selbst ist schon hier gefunden. Sie besteht aus zwei Gliedern, und das war ihre durchschlagende That auch für die Sprachgeschichte.

Nichts ist verkehrter, als wenn die moderne landläufige Literaturabschätzung das Verdienst Opitzens bloß auf die formale Seite beschränkt. Gewiß ist es auch hier ein außerordentliches, so gering es uns von unserm heutigen Standpunkt auch erscheinen mag. Dem deutschen Vers irgend eine Regel zu geben und diese Regel auch wirklich in allen wesentlichen Dingen durch die Praxis zu bewähren, war damals etwas, das eigentlich doch noch keinem geglückt war, so viele sich auch daran versucht hatten. Denn das Bedürfniß darnach lag in der Luft und an empfänglichen Nerven für die Stimmung der Atmosphäre fehlt es nie. Auch ist es ganz gleichgültig für das Verdienst des eigentlichen Entdeckers, daß er es andern abgesehen hat, die es nicht zu verwerthen im Stande, oder was hier der Fall, nicht dazu berufen sind, also nur ein Nachahmer ist. Jeder Schüler weiß, woher Opitz sein Grundprincip der regelmäßigen Abwechselung von Hebung und Senkung in dem nach Silben gezählten Vers genommen hat, von den Niederländern, die schon lange damit operirten und ihre niederdeutschen Verse immer so construirten, nicht bloß das große Licht, Daniel Heinsius, sondern auch die andern kleinen Oellämpchen, womit dieser damals so sehr angestaunte Parnaß im nordischen Sumpfland verziert war. Etwas davon wußte aber schon der Verfasser des Aristarch und seine eigenen Gedichte aus dieser ersten Periode beweisen, daß er die theoretische Ahnung in eine bereits schon sichere Praxis umzusetzen

verstand, die er dann 7 Jahre später in seinem Buch von der deutschen Poeterei systematisch begründete.

Wäre dies Opitzens ganze rettende That, so wäre noch nicht viel, wenn auch etwas damit gewonnen gewesen. Dabei möchten wir lieber nicht fragen, ob denn in seiner neuen Technik wirklich ein Fortschritt oder vielleicht gar ein Schaden für die deutsche poetische Form gelegen sei. Die Frage ist müßig, wenn nicht etwas schlimmeres, aber da sie wirklich aufgeworfen worden ist, gehen wir ihrer Beantwortung nicht aus dem Wege: unsere ganze deutsche Verskunst bis auf diese Stunde steht auf Opitzens geschickter Entdeckung oder Wahrnehmung und damit ist alles gesagt. Aber sie steht nur deshalb darauf, weil Opitz viel mehr als das that. Es sind allerdings die verwilderten Verse und Reime des 16. Jahrh. zumeist gewesen, die das Ohr der in etwas gebildeteren, natürlich eben darum immer nur in fremdsprachiger Muse lebenden vornehmen und gelehrten Leser dieser Zeit so beleidigt haben, daß es keine deutschen Bücher mehr dulden wollte, und welche so wesentlich dazu beigetragen haben, die ganze deutsche Literatur in diesen Kreisen in Verruf zu bringen. Die Rohheit und Verwilderung ist freilich, wie wir wissen, gar nicht so arg, als wofür sie noch jetzt oft ausgeschrieen wird. Wer Hans Sachsens oder Fischarts Verse recht zu lesen versteht — wir lesen sie unwillkürlich nach dem uns immanenten Formenschema der Opitzischen Versconstruction — findet, daß sie, so weit hier überhaupt eine Vergleichung möglich ist, eben so wohllautend, eben so geschmeidig sein können, wie die Marots oder Ronsard's, Sydney's oder Shakespeare's, und sie alle zusammen gelegentlich an energischer Wucht und Lautfülle übertreffen, selbstverständlich nur als Wort gegen Wort, ohne alle Beziehung auf den Inhalt betrachtet.

Sobald einmal ein Vers in deutscher Sprache nach dem neuen Schema gebaut war und dieses selbst durch eine Jedermann faßliche theoretische Begründung vor Augen lag, konnte keiner mehr in der wirklichen Rohheit der früheren Art sich gehen lassen, denn es war ja alles Sache des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes in dieser neuen Kunst. Ueber dessen Bereich hinaus führte Opitz wohl noch verschiedene höhere geistige Potenzen, Genie, Witz und dergl. im Munde, aber es waren ihm und der Zeit hohle Redensarten: was diese Dinge seien, davon hatte er keine Ahnung und brauchte es nicht, für seine Mission reichte er mit dem aus, was er hatte. Denn ein solcher neuer Vers ließ sich als die Summe eines Rechenexempels von jedem herstellen, der sich die nicht große Mühe nehmen wollte, die Regeln dieser Rechnungsspecies von dem Meister zu lernen. Die deutsche Poesie an sich gingen jene ungeschlachten Rohheiten, die sich ein jeder bisher mit ihren Versen erlauben durfte, wenn er nur eine gewisse Anzahl Silben, also bis 8 oder 9 zählen konnte, eigentlich nichts an, doch desto mehr das, was die Menschen damaliger Zeit Poesie nannten, und das war das Gefährliche daran, und umgekehrt das Verdienstliche an Opitz, solchem Unfug ein Ende gemacht zu haben. Die gewöhnliche Ausrede der Spötter und Verächter, einheimischer und fremder, fiel damit weg. Sie selbst waren als Kinder einer durch und durch prosaischen, barockes Schnitzelwerk für Form, Gedunsenheit für Kern nehmenden Bildungsepoche, nicht im Stande, die unendliche innere Ueberlegenheit der Form — wir sprechen hier ja nur von der Form — so vieler ältern deutschen Verse über alle nach dem neuen Modell zusammengeleimten, gleichviel wer der Künstler war, zu begreifen, aber ihr Ohr begriff, und zwar mit einem Wohlbehagen, in das sich unser eigenes Ohr, das außer der

Scansion doch noch manches Andere hört, nur auf dem Wege der historischen Reflexion mühsam zurückversetzen kann, daß ein richtig scandirter Vers besser klingt, als einer, dessen Scansion sie nicht verstanden. Der deutsche Vers war somit auf dieselbe Höhe gehoben, oder konnte mit Hülfe des neuen so einfachen Universalreceptes es werden, wie der aller andern Literaturen, die bisher so vornehm und, wie es schien so berechtigt, auf seine Rohheit herabgesehen hatten.

Die Form aber allein hätte es nicht gethan, das wußte schon der 19jährige Reformator und handelte später darnach. Es kam darauf an, der Poesie nicht bloß einen richtigen Geschmack, sondern auch wieder einen idealen Gehalt zu geben, ihr das Reich, das ihr gehört, wieder zu erobern, sie dadurch wieder zu adeln, oder practisch nach dem Sinn der Zeit ausgedrückt, sie wieder vornehm zu machen.

Darin lag der eigentliche Todeskeim der bisherigen deutschen Literatur, daß sie, aus dem Volk und für das Volk geschaffen, so völlig plebejisch geworden war. Auch unsere Vorzeit hat ja ihre Volkspoesie gehabt; der Heliand und die Nibelungen gehören dazu, trotzdem, daß der Verfasser des einen Gedichtes ein gelehrter Mönch, der des andern ein gebildeter fahrender Mann gewesen ist, und wenn man es nur nicht mechanisch versteht, gehört ein Homer vor allem der Volksdichtung an. Ohne weitere Auseinandersetzung begreift man an diesen Beispielen, daß Volksdichtung und Volksdichtung sehr verschiedener Art sein können, und daß das plebejische Element nur eine Entstellung ihres Wesens, nicht aber dieses selbst ist.

Plebejisch darf man nicht bloß die aus der gemeinsten Wirklichkeit des Tages genommene Inscenirung des Einzelnen nennen, das Hineingreifen in die Rohheit und den Schmutz der

Volkssprache einer Zeit, die sich gewöhnt hatte, alles Schmutzige und Unfläthige, weil es dieses war, witzig zu finden, und kaum einen Witz mehr verstand, der nicht nach Koth roch. Das Plebejische liegt viel tiefer. Nenne man Fischart immerhin ein humoristisches Genie, und habe für ihn die Phrase zur Deckung, daß einem solchen alles erlaubt sei. Wer die Würde des menschlichen Geistes an sich, den Gehalt des Lebens, und die Aufgabe, die der Poesie in diesem Geiste und in diesem Leben allein zugewiesen ist, die ihr allein ihre Legitimität, ihre Berechtigung zur Existenz giebt, begreift, muß auch begreifen, was es heißt, daß der größte dichterische Genius seiner Zeit, den Deutschland hervorgebracht hat, ein solcher von dessen Fülle und Schöpferkraft Niemand zu hoch denken kann, diese seine ganze Kraft auf einen Gargantua — der zwar nicht in Versen, aber doch als poetische Conception gemeint und zu beurtheilen ist — auf die Versificirung des Eulenspiegels, auf die Flohhatz und Anderes nicht Feineres verbraucht hat. Das sind seine poetischen Großthaten, daneben noch geistliche Lieder, Psalmen und confessionelle Polemik, wo er nicht er selbst, sondern nur eine Stimme des ganzen Chors ist, sein glückhaftes Schiff, ein Gedicht von unvergleichlich glücklichem Wurf, aber welch' ein nicht gerade nichtiger, doch unbedeutender Stoff! seine gewaltige Mahnrede an die Deutschen, gehaltvoll, wie es kein anderer konnte, aber ein paar Dutzend Verse zählend, dies und Anderes in seinen Augen und in der Schätzung der Leser poetische Kleinigkeiten neben jenen Hauptwerken. Eine Poesie, in der so etwas möglich ist, hat ihr Recht auf das Dasein verwirkt. Ebenso folgt auch daraus, daß die Verachtung, mit der die Gebildeten auf sie herabsehen zu dürfen glaubten, von dieser Seite her vollkommen berechtigt war, auch wenn diese Gebildeten selbst meist noch so tief in der Rohheit staken, daß sie

gerade solche Producte des Rothes oft als Witze mit größtem Wohlbehagen genossen.

Man vergleiche damit die Titel und die darin enthaltenen Ziele der poetischen Leistungen Opitzens. In der geistlichen Dichtung brachte er wie Fischart nicht dem Genius der Poesie, wie ihn jeder von ihnen verstand, sondern einer andern nach der Vorstellungsart der Zeit viel höheren Macht seinen pflichtschuldigen Tribut dar. Eben deshalb ist es im Wesen gleichgültig, daß neben den geistlichen Liedern und Psalmen Fischarts Opitz mit einer wahrhaft erdrückenden Fülle eigentlich lyrischer, episch-lyrischer, didactischer und allegorischer derartiger Versificationen steht. Sie sicherten seiner Poesie, und das war für den practischen Weltmann, zugleich aber auch für die Zukunft dieser neuen deutschen Poesie etwas sehr Wichtiges, man darf wohl sagen, eine Lebensfrage, die Correctheit der religiösen Stellung oder ihrer Stellung zu dem, was man Glauben nannte, was doch damals und noch lange später selbst allen denen als etwas von dem Anstande nothwendig Gefordertes galt, die innerlich schon in einem kühlen Indifferentismus der bloßen Nützlichkeit und Verstandesmäßigkeit lebten.

Aber sein heroisch-idyllisches Schäferspiel Daphne, seine biblische Tragödie Judith, seine Trojanerinnen, seine Antigone mochten immerhin nichts Anderes als Uebersetzungen, die zwei ersten aus dem Italienischen, die dritte aus dem Lateinischen des Seneca, Antigone die des Sophokles sein: dem Verfasser selbst und dem deutschen Publicum galten sie im Gegensatz zu der ganzen bisherigen schon so hoch angeschwollenen Uebersetzungsliteratur aus den classischen und neuclassischen Sprachen als ein wohlerworbenes Eigenthum der deutschen Poesie.

Auch im äußerlichsten Sinn gilt dies von den anderen didactisch-beschreibenden Gedichten größeren Umfanges, von

dem Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges, von dem uns so langweiligen „Vielguet", von seinem „Zlatna" oder von Ruhe des Gemüths, von seinem „Vesuvius", ja sogar von der „Schäfferei von der Nimfen Hercinien", die in ihrer äußeren Form — Prosadialog mit eingestreuten Versen — weil es bei Opitz hauptsächlich auf das Aeußerliche und Mechanische der Form ankommt, nicht eigentlich unter die Rubrik „Poesie" gestellt werden darf, wohin man doch Fischarts Gargantua unbedenklich stellen wird.

Endlich auch noch in der dazwischen liegenden Unzahl specifisch lyrisch gemeinter oder unter das Schema der Lyrik nach der gewöhnlichen Terminologie gehörender Schöpfungen, Oden und Gesänge, Gelegenheitsgedichte aller Art, von dem scherzhaften Hochzeitsgedichte für irgend einen seiner Freunde oder Anbeter bis zu den feierlichsten Tönen der Elegie — mag das alles nur ein Flickwerk aus anderen Dichtern, wirklichen und bloß so genannten, aller Völker und Zeiten, er selbst also nichts weiter als ein Plagiator im allergrößten Stile sein, auch das galt, und wieder mit Recht, ihm selbst und den Andern als seine That. Selten hat sich der Instinct einer Zeit auf eine uns so grotesk und barock erscheinende Weise Luft gemacht, als es damals Opitz gegenüber geschah. Die bauschigen Tiraden, die stelzenhaften Hyperbeln, in denen er sein Lob hören konnte und es als sein Recht in Empfang nahm, klingen uns oft wie Spott, aber sie sind ernst gemeint. Sie passen ganz genau zu dem Mann und der Sache, denen sie bestimmt waren.

Es gab durch ihn doch wieder eine deutsche Poesie, die sich an die Stoffe getraute und in ihnen ihre eigentliche Heimath fand, die der Zeit selbst als die erhabensten, als die geistvollsten, als die gehaltreichsten galten. Was wir heute

über den Gehalt dieser Poesie denken, kommt nicht in Rechnung, höchstens insofern, als wir vollkommen berechtigt sind, sie als eine bloße Entwicklungsphase, als ein bloßes historisches Phänomen ohne alle Lebensbeziehung zu uns zu betrachten. Einiges davon, was er theils der Bibel, theils der classischen Literatur entnahm, hat ewigen Gehalt, fast nichts von dem, was er aus den modernen Literaturen geborgt, gar nichts von dem, wo er selbst wenigstens das Schema ausgesonnen hat, während er seine Ausfüllung ganz wie bei den directen Nachahmungen aus Anderen entnahm, denn man kann ihm überall nachrechnen, und für ihn ist es unter den gegebenen Verhältnissen ein Ruhm, daß er niemals einen eigenen, wirklich poetischen Gedanken gehabt hat, aber auch keinen nichtpoetischen, wenn er ihm nicht von Anderen vorgedacht worden war.

Glaubten es auch nicht alle, so glaubten es doch sehr viele, voran natürlich und wieder mit Recht, er selbst, daß die deutsche Poesie allein durch sein Verdienst auf dieselbe Höhe der Vornehmheit gehoben war, wie ihre bisherigen Verächterinnen, die französische, italienische, holländische, ja sogar die neulateinische. Es war ja auch nicht bloß eine gelehrte Coterie, oder ein literarischer Winkelclubb, wie es in dem zerspaltenen Deutschland so viele mit dem Cultus eines Separatgötzen oder Heiligen geben kann, die so dachten, sondern Leute, die etwas in der Welt bedeuteten, Herzoge, Fürsten, Grafen, Freiherren und so herab bis zu fürstlichen Räthen und Geheimsecretären, und daß ihm selbst von der Hand der kaiserlichen Majestät der Adelsbrief und die Krone des poeta laureatus zu Theil wurde, paßt zu dem barocken Bombast, in welchen sich damals alle idealeren Regungen des Lebens einzuhüllen gezwungen sahen, wenn sie nicht als plebejisch mißachtet werden

sollten. Jedenfalls war es die allgemein verständlichste Huldigung, die dem wiedererworbenen Rechte der deutschen Literatur oder der deutschen Poesie dargebracht wurde und der wahre Ausdruck der öffentlichen Meinung in den höchsten Schichten der Nation. So konnte schon 1626 der hochvornehme Dietrich von dem Werther Opitz den Fürsten aller deutschen Poeten heißen, denjenigen, von dem er selbst seine Kunst gelernt habe, und der vor allen andern den Lorbeerkranz verdiene. Will man einmal Kleines mit Großem vergleichen, so darf man wohl sagen, daß Opitz die Seelen seiner Zeitgenossen gerade so im Sturm erobert habe, wie einst Luther, und in seiner Weise mit demselben Rechte, denn die Seelen der Zeitgenossen Opitzens waren von anderer Zusammensetzung und Inhalt, wie die der Zeitgenossen Luthers.

## Viertes Capitel.

### Opitzens Genossen und Gehülfen.

Opitz allein hätte es aber doch nicht gethan, so staunenswerth auch das ist, was er gethan hat, durch seine Massenhaftigkeit, denn auch darauf kommt immer etwas an, damals aber in einer so nüchternen und seelenlosen Zeit mehr wie je, und durch seine unübertreffliche Anschmiegsamkeit an die gegebenen Menschen und Verhältnisse. Er wäre überhaupt nicht denkbar, wenn nicht derselbe Gedanke, an den er sein ganzes Leben setzte, auch in Andern gekeimt, und, wenn man die Hindernisse der Zeit und der angeborenen deutschen Art erwägt, mit Energie und Erfolg practisch gemacht worden wäre. Das Jahr 1617, in dem Opitz sein Programm

verkündete, ist bekanntlich auch das Stiftungsjahr der fruchtbringenden Gesellschaft. Dort war es ein Gymnasiast, der Sohn eines Handwerkers in einem Städtchen am äußersten Ostwinkel Deutschlands, hier waren es Männer auf der Höhe des Lebens oder in seiner absteigenden Hälfte, regierende Herren aus den erlauchtesten deutschen Fürstenhäusern, Edelleute aus den angesehensten Familien, die zusammen gerade dasselbe leisten wollten, was jener sich allein zutraute. Er sagte es in lateinischem Phrasenschwulst, sie in leidlich einfachem Deutsch, dem man die Verwandtschaft mit der Canzleistube weniger ansieht, als den sonstigen Kundgebungen hochgeborener Leute von damals in ihrer Muttersprache.

Daß sich aus diesen Kreisen eine Art von Reaction gegen die Verwälschung erheben würde, war um 1600 noch nicht zu sehen. Aber von 1580—1600 stand überhaupt alles das, was einer Nation Lebensberechtigung giebt, am tiefsten, weil es zugleich die Periode ist, in der sich die gemeinste Sinnlichkeit am behaglichsten fühlte, und der Cultus der eigentlichen Religion der Zeit, des Bauchgötzenthums, wie es Luther nannte, seine gröbsten Orgien feierte. Von 1600 an tritt durch die Furcht vor den immer drohender geballten Wetterwolken, die sich dann im großen Krieg entladen sollten, eine Wendung zum Bessern ein. Man sucht sich zusammenzunehmen, nüchterner, mäßiger, ernster, verständiger zu werden. Natürlich sind es die Spitzen der Gesellschaft, an denen sich das zuerst wahrnehmen läßt: die Nation gewöhnte sich damals, ihre wichtigsten Geschicke ganz in deren Hände zu geben, unmerklich meist und ohne daß es eines gewaltsamen Anziehens der Zügel bedurft hätte, wie sie ja auch in bequemlicher Indolenz das, was sie doch für ihr Seelenheil hielt, einem neuen Pfaffenthum, neukatholischen, neulutherischen und calvinischen anheimgegeben hatte.

Die Reaction ging aus der Mitte des höfischen oder vornehmen Calvinismus hervor, denn hier allein war doch noch Verstand, Ehrgefühl und ein gewisser Sinn für das Wohlanständige, eine Art von weltmännischer Bildung im guten und schlechten Sinn zu finden. Die lutherischen Höfe um diese Zeit, wo der Calvinismus seine größten Triumphe feierte, auch an Zahl von jenen weit überflügelt, hatten fast alle nichts von alle dem, und von den katholischen durfte schon lange überhaupt nicht mehr gesprochen werden, wenn es sich um irgend ein deutsches Interesse handelte.

Daß der Ascanier Fürst Ludwig von Köthen die Initiative zu der fruchtbringenden Gesellschaft gegeben hat, und 33 Jahre lang ihre eigentliche Seele gewesen ist, wird ihm immer von der dankbaren Nation unvergessen bleiben. Eine Persönlichkeit, die für ihre geschichtliche Mission gerade so richtig angelegt war, wie Opitz für die seinige, und eben deshalb das völlige Widerspiel zu Opitzens Wesen. Denn um vereinte Kräfte in Fluß zu bringen und laufend zu erhalten, dazu bedurfte es einer Summe von gemüthvoller Humanität, Menschenkenntniß und Selbstlosigkeit, Eigenschaften, die in dem damaligen Deutschland selten allein, noch seltener vereint gefunden wurden und von denen Opitz gar nichts besaß, denn selbst tiefere Menschenkenntniß ging ihm ab, so weltklug oder schlau und intriguant er auch sein mochte.

Der Zweck der Gesellschaft war leicht zu formuliren. Man brauchte sich nur an die ausländischen Muster zu halten und es war auch gar nicht anders möglich, als es so zu machen. Daß die Florentiner Academia della crusca das nächste Modell geliefert hat, ist allbekannt. Aber was in Italien selbstverständlich war, war es noch nicht in dem damaligen Deutschland. Hier hatte sich an die Stelle der alten plebejischen

Zerfahrenheit der ganzen Gesellschaft eine Exclusivität der Vornehmheit inzwischen schon in recht pedantischen und herben Formen festgesetzt. Die Höfe und der Hofadel und so der Adel insgesammt waren eben darüber, nicht sich zu einem Stande, wie es die lebendigen Gliederungen der Nation im Mittelalter gewesen, sondern zu neuen Kasten zusammenzuschließen. Davon wußte Italien nichts, denn seit 200 Jahren fielen dort die Begriffe gute, d. h. vornehme Gesellschaft und gebildete zusammen. Setzt man für gebildet, ein Ausdruck, der für das damalige Deutschland gar nicht paßt — denn es gab wohl einzelne gebildete Menschen, aber keine gebildete Gesellschaft — gelehrt, so klafften bei uns die Sphären von vornehm und gelehrt fast ohne alle Vermittelung auseinander. Denn die Brücke der Bureaukratie war doch erst im rohesten Sparrenwerke fertig, noch nicht zum Betreten. Die fruchtbringende Gesellschaft, richtiger ihr leitender Genius, Fürst Ludwig, schuf zum erstenmal in Deutschland den Begriff der gebildeten Gesellschaft, worauf der ganze Weiterfortschritt der nationalen Cultur gestellt war, indem sie über die Schranken der Kaste — Fürsten und Adel fühlten sich als eins — auch in den gelehrten Mittelstand griff. Die hervorragendsten Namen der damaligen Schriftsteller bürgerlichen Standes — darunter auch Opitz, der trotz seines „von Boberfeld" immer nur wie sein Freund und Bewunderer Tobias Hübner ein geadelter Bürgerlicher blieb — stehen neben Churfürsten, Herzogen, Fürsten, Grafen, Freiherren und Rittern; Professoren, Rectoren und Consulenten neben Feldmarschällen, Obersten und Ministern, ein armer Literat wie Georg Neumark neben Friedrich Wilhelm dem Großen Churfürsten. Mochte die Gesellschaft immerhin in der Majorität aus Honoratioren zusammengesetzt sein, darauf kam zunächst nichts an, sondern auf das Princip, das

in ihr unbewußt sich als eine Macht der deutschen Entwicklungsgeschichte bethätigt hat.

Das literarische Programm der Gesellschaft lautete: „die hochdeutsche Sprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder Wörter erhalten, sich sowohl der besten Aussprache im Reden, als auch der reinsten Art im Schreiben und Reime-Dichten befleißigen." Der erste Theil ist uns nur insofern bemerkenswerth, daß hier der Begriff hochdeutsch so schlicht und klar, wie noch nie ausgesprochen ist, obwohl man ihm allerdings schon längst nahe genug gekommen war, wie wir gesehen haben. Das Ziel überschießend, konnte bald darauf Niederdeutsch in demselben rein abgezogenen Sinn für alles was nicht die gebildete Schriftsprache war, einzeln gebraucht werden, es hat aber keinen Anklang gefunden, wohl weil ihm Niederländisch gleichsam als Deckung seiner ethnographisch-geographischen Eigenschaft zur Seite stand.

Wichtiger ist der zweite Punkt, in ihm tritt ein ganz neuer Gedanke als Resultat zuerst in unserer Sprachgeschichte auf, die Forderung, sich der besten Aussprache im Reden wie auch der reinsten Art im Schreiben zu bedienen. Es ist damit anerkannt, daß dies Hochdeutsche auch die lebendige Sprache, die Muttersprache des vornehmen oder gebildeten Deutschen in abstracto sein sollte. Das Verhältniß, in welchem Schrift und Wort hier zu einander gedacht werden, ist nicht angedeutet. Nach der Geisteshaltung der Zeit und nach den positiven Kundgebungen der Theoretiker, wie Gueintz und Schottel, die zu der Fruchtbringenden gehörten, und die als ihr officielles Organ gelten müssen, ist es aber klar. Es ist das umgekehrte von dem, was einst im Mittelhochd. gegolten hatte. Dort war aus der lebendigen Sprache der Bildung die gebildete Büchersprache erwachsen, hier sollte die Büchersprache die Regel

für die lebendige sein. Man hätte also, wenn man die schon lange gefundene und später so viel wiederholte Maxime der Beachtung werth gehalten hätte, sagen müssen: „Sprich, wie du richtig schreibst", nicht „schreib, wie du richtig sprichst." Ob in der Wirklichkeit damals auch nur ein kleiner Theil dieses Resultats erfüllt wurde, ist von untergeordnetem Belang. So etwas wie eine Art von gebildeter Sprache der höheren Stände mit Anlehnung an die Schriftsprache oder das Gemeindeutsch gab es wohl, und so etwas muß es in jedem auch noch so zerfahrenen Volkskörper geben. Directe Fingerzeige in dieser Zeit weisen z. B. nach Speier, dem Sitz des Reichskammergerichts, die Stätte, wo nächst den Universitäten die größte Anzahl gelehrt vorgebildeter Menschen im damaligen Deutschland sich zusammenfand. Dort sollte das beste Deutsch gesprochen werden, Andere glaubten es anderswo, seltsam genug und wohl nur aus devoter Loyalität am kaiserlichen Hofe unter den wälschen Pfaffen, Lakeien, Musikern, Castraten, Architekten und Bildhauern zu hören. Man entnimmt schon daraus, was wir auch sonst wissen, daß der instinctive Zusammenschluß der Gemeinsprache zur hochd. Schriftsprache noch kaum die ersten Ansätze einer lebenden Gemeinsprache der gebildeten Welt erzeugt hatte; dazu hätte, von allem Andern abgesehen, eine centralisirende Hauptstadt als erste Vorbedingung gehört. Aber eben deshalb war es ein gewaltiges Ereigniß für unsere Sprache und Literaturgeschichte, daß diese Forderung als selbstverständliche Ergänzung oder Begründung der andern jetzt oben an auf dem Programm ihrer vornehmen und gebildeten Vertheidiger gegen die Verwälschung und andere Feinde stand. Dieser Theil des Programms ist bis heute noch nicht ausgeführt, aber man sieht doch, wie er sich der Ausführung zu nähern beginnt.

Gewöhnlich zollt man den nach Art der Zeit in breitspurig prosaischer Ehrbarkeit und Deutlichkeit sich einher schleppenden einleitenden Sätzen, die diesem specifisch sprachlichen Theil des Programms der specifischen Sprachgesellschaft vorhergehen, eine höfliche Anerkennung wegen der darin ausgesprochenen wohlmeinenden und verständigen Grundsätze, übersieht aber, daß noch etwas ganz Anderes darin steckt. Es heißt da nämlich, nach einigen allgemeinen Ermahnungen an alle Gesellschafter, überall die gute Sitte in ihrem eigenen Verhalten lebendig darzustellen, „jeder solle sich aller groben, verdrießlichen Reden und Scherze enthalten." Damit ist das gemeint, worauf es damals am eigentlichsten ankam, denn die deutsche Literatur hatte bisher der entgegengesetzten Gottheit gehuldigt. „Grobe, verdrießliche Reden", d. h. in unsere Sprache übersetzt, der cynische Humor, der groteske Witz, die gemeine Zote hatte in ihr eben so gut, ja man darf sagen, noch mehr Bürgerrecht, als das, was diese vornehmen Leute „erbar, nützlich, ergötzlich" nannten. Was Opitz wollte und wirklich durchgesetzt hat, das, worin seine eigentliche Großthat für unsere Literatur und damit für unsere Sprache beschlossen ist, die Plebejerin wieder vornehm und salonfähig gemacht zu haben, das ist auch hier gemeint und so gut es jeder verstand, hat es auch jeder in seinen Schriften zur That umzusetzen versucht.

Wenn auch noch so pedantisch, geistlos und nüchtern gefaßt, war auch von hier aus wieder die Literatur mit dem Begriff der Idealität, der höheren geistigen und sittlichen Bildung verschmolzen, von dem sie sich nie hätte trennen sollen, natürlich die Poesie am wenigsten, der von selbst die Aufgabe zufällt, in der Gesammt-Literatur wieder die bevorrechtete Repräsentantin dieser höheren oder idealen Sphäre des Menschendaseins zu sein. Mochten die Verse der Mitglieder des Palmenordens

noch so dürftig ausfallen, es war schon genug, daß hier keine Flohhatz und kein Eulenspiegel Reimenweis mehr geschrieben und gedruckt werden durften. Denn wenn daneben ein Shakespeare, Cervantes oder Arioſt, oder auch nur ein Sydney, Taſſo oder Ronſard geſtanden hätten, dann mochte immerhin auch dieſe wilde Ranke an dem Baume der nationalen Geiſtescultur geduldet werden können. Wo ſie aber die alleinige oder die kräftigſte von allen wurde, da gab es keine Zukunft mehr für die Poeſie, für die Literatur, für die Sprache der Bildung.

Da man die Bedeutung der Geſellſchaft nach der Zahl der Mitglieder, oder nach der Menge der aus ihrem Schoße, d. h. von Verfaſſern, die zu ihr gehörten, ausgegangenen Bücher, oder nach dem ſichtbaren Erfolg ihres Programms in der unmittelbaren Gegenwart von damals zu meſſen pflegt, ſo fällt das Urtheil von heute, das von vornherein an einer gewiſſen ungeſchichtlichen Voreingenommenheit dagegen leidet, immer etwas abſchätzig aus, auch wenn es in noch ſo höfliche Redensarten eingekleidet iſt. Aber auf alles dies kommt nicht viel an. 800 Mitglieder in den höchſten Regionen bis hinab zu dem gelehrten Mittelſtand ſind doch immer ſchon eine erkleckliche Anzahl in einer Zeit, wie die von 1618—1648 oder 50, dem Jahre, wo der große Krieg wirklich endete, und wo Fürſt Ludwig, die Seele der Geſellſchaft, ſtarb. Namen, wie Opitz, Auguſt Buchner, Siegfried v. Birken, Andreas Gryphius, Harsdörfer, Logau, Moſcheroſch, Neumark, Johann Riſt, Dietrich von dem Werder, Philipp von Zeſen bezeichnen doch die Spitzen des damaligen literariſchen Könnens. Sollten, wie es auf dem Programm nicht ſtand, aber hinein erklärt werden könnte, alle Fremdwörter aus den Actenſtücken und diplomatiſchen Memoires, die fremden Sprachen aus den Höfen, oder gar aus den hohen und niederen Schulen hinausgeworfen

werden, woran damals wohl auch schon manche Deutsche, nur nicht die ehrbaren Mitglieder einer so ehrbaren Gesellschaft dachten, so war das eine Sisyphus-Arbeit, die immer nur mit Spott und Schande für den unglücklichen Patrioten endete. Dagegen ist von den meisten Mitgliedern der Gesellschaft in Hinsicht auf Sprachreinheit und Correctheit alles geleistet worden, was damals dem mittleren Talent möglich war, und über das Mittelmaß konnte sich in dieser Zeit doch eigentlich keiner erheben: einen Luther, einen Hans Sachs und einen Fischart bringt nicht jedes halbe Jahrhundert zusammen oder auch nur einzeln hervor. Wir haben aber gesehen, daß der Schwerpunkt des ächt geschichtlichen Urtheils über die Leistungen der Fruchtbringenden Gesellschaft ganz wo anders hingelegt werden muß, und darnach wird auch sein Ausfall ein ganz anderer sein.

Gleichsam aus den logischen Prämissen der Grundidee abgeleitet, treten noch einige andere practische Consequenzen auf, die wir wenigstens im Vorübergehen streifen wollen.

In den Statuten der Gesellschaft ist nirgends auch nur eine Andeutung confessioneller Beschränkung. Man könnte sagen: wie alles unmittelbar von dem Statut der Crusca abgeschrieben ist, so auch das, denn dort steht auch kein Wort davon. Aber in Italien, dem Italien der päpstlichen Inquisition, verstand es sich von selbst, daß nur Katholiken aufgenommen werden konnten — daß man später als bloße Höflichkeitsformel gegen Fremde von höchster Auszeichnung davon absah, gehört nicht hieher. Mensch und Katholik fiel ja officiell wie in dem Volksbewußtsein dort wieder zusammen. Für das confessionell immer tiefer gespaltene Deutschland gehörte aber umgekehrt ein bewußter Muth, eine bewußte Geistesfreiheit dazu, und Fürst Ludwig, persönlich immer ein sehr glaubenstreuer Anhänger des Calvinismus, hat sie besessen.

Thatsächlich sind unter den etwa 800 Mitgliedern alles zusammen kaum 20 Katholiken, aber Lutheraner und Calvinisten ungefähr zu gleichen Theilen: die vornehmere Kaste überwiegend das zweite, der gelehrte Mittelstand fast ausschließlich das erste. Aber die principielle, wenn auch nicht in Worte gefaßte Anerkennung, daß über dem, was man damals herkömmlich als die wichtigste Sphäre des Geisteslebens zu verehren gewohnt war, noch etwas Höheres, der Nation noch viel Werthvolleres stehe, und wenn es sich auch hier nur um ihre Sprache und Literatur handelte, ist doch eine That von epochemachender Bedeutung, wie für das Allgemeine, so auch für das Einzelne, für die Geistescultur der Nation, sowie auch für die Adelung der Sprache im Bewußtsein derselben.

Natürlich konnte auch nur wieder von calvinistischer Seite ein solcher wahrer Fortschritt in dem Einigungswerk der Nation ausgehen, und wenn er sich auch nur auf ein ganz enges Gebiet beschränkte. Das Lutherthum, nicht weil es Luthers Geist trug, denn der hatte mit denen, die sich jetzt nach ihm nannten, am wenigsten zu schaffen, wäre nicht sowohl aus fanatischer Intoleranz, als aus indolenter Rohheit, unfähig zu so etwas gewesen, fügte sich aber in die fertige Thatsache.

Einstweilen aber gestaltete sich diese so aus, wie es nach dem ganzen Entwicklungsgang der deutschen Dinge seit der Reformation sein mußte: die fruchtbringende Gesellschaft trug, trotzdem, daß sie keine Confession kannte, einen specifisch, man darf sogar sagen, ausschließlich protestantischen Typus. Alles, was seit Luther in der Nation als lebenskräftig und zukunftverheißend sich ankündigt, hatte denselben getragen und so lange die Begriffe deutsch und protestantisch in der Wirklichkeit beinahe zusammenflossen, mußte es selbstverständlich so sein. Aber mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts schneidet auch

hierin eine neue Epoche ein, und der große Krieg vollendet nur das damals zuerst in festeren Umrissen hervortretende Werk der jesuitisch-absolutistischen Gegenreformation. Während die fruchtbringende Gesellschaft sich kräftigst entfaltete, also bis 1650, wurde die Hälfte Deutschlands durch Verrath und Gewalt wieder katholisch gemacht. Sie blieb zunächst ihr und der deutschen Literatur eine unzugängliche Wüste, deren einzelne Oasen den tristen Character derselben erst recht grell hervortreten lassen. Die Begriffe deutsche Literatur, Protestantismus, oder auf die Sprache als Darstellungsmittel gewandt, Protestantismus und hochdeutsche Sprache, in dem jetzt endlich abgeklärten Sinn, treten jetzt in scharfen Contrast mit dem Katholicismus und seiner Literaturlosigkeit, mit seiner zum Theil vorsätzlichen, zum Theil aus naiver Rohheit veranlaßten Unfähigkeit, das Hochdeutsche zu handhaben. Man denke nur an die doch hochdeutsch gemeinten greulichen deutschen Verse eines nicht gerade so überschwenglich reichen, wie er manchen gilt, aber doch immer sehr reichen poetischen, namentlich formal oder technisch entwickelten Talentes, wie Balde. Daran war für die nächste Zukunft nichts zu ändern: die deutsche Bildung, die deutsche Literatur und ihre Sprache blieb nur auf das protestantische Deutschland beschränkt, wenn auch in dem Programm der fruchtbringenden Gesellschaft ein Protest dagegen im Namen der weiteren Zukunft eingelegt war, der seiner Zeit auch in die That umgesetzt werden sollte.

Man wirft uns wohl einen Friedrich von Spee und einen Johannes Scheffler entgegen, um den Satz, daß alle deutsche Literatur von jetzt ab protestantisch sei, zu entkräften. Es geschieht dies meist von Leuten, deren Lebensaufgabe darin besteht, die Geschichte wissentlich zu fälschen, und mit denen bedürfte es keiner Auseinandersetzung. Aber kurzsichtige

Gedankenlosigkeit spricht dies und anderes jenen nach, und so hat es doch schon einige Verwirrung in den Begriffen unserer Gebildeten angerichtet. Friedrich von Spee, dessen persönliche Engelhaftigkeit die Literaturgeschichte nichts angeht, ist als Dichter eine mäßig begabte, gefühlige, anempfindende Natur. Er schwankt zwischen der sentimentalen Idyllenstimmung der Italiener und dem fanatischen Taumel der Spanier hin und her. Anerkennenswerth ist seine Geschmeidigkeit im deutschen Vers, doch erklärt es sich durch seine Herkunft aus dem niederrheinischen, nach unserer Bezeichnung niederdeutschen Sprachgebiet, gerade so wie die anderen Niederdeutschen begreiflich das reinste Hochdeutsch schreiben lernen konnten. Er ist dadurch am merkwürdigsten für die deutsche Culturgeschichte, daß sich in ihm die Spitze und zugleich das Ende jener erobernden Thätigkeit der hochdeutschen Literatur am Niederrhein darstellt, der wir oben gedachten. Nach ihm ist alles vertrocknet, warum, ist oben zur Genüge auseinandergesetzt und daß er als eifriger Katholik das geworden ist, was er ist, entkräftet unsere Beweise nicht. Uebrigens thut man Unrecht, ganz abgesehen von dem Gehalt, über den Jeder denken mag, wie er will, einen Johann Heermann, Valerius Herberger, also noch dazu seine Zeitgenossen, die auch noch nichts von Opitz wußten und doch ebenso regelrechte Verse wie Spee und fast bessere als Opitz machten, hinter ihn zurückzusetzen. Ihn mit dem so viel jüngeren Paul Gerhard zu vergleichen, wäre in jeder Art unstatthaft.

Angelus Silesius, einst das Schoßkind moderner Geistreichigkeit, neuerdings von ultramontaner Tendenzlüge stark besudelt, hat, wie bekannt, seine ganze Bildung aus dem Protestantismus, und ist erst spät im Leben dem Renegatenthum verfallen. Bis heute wird hin und her gestritten, ob er das,

was Protestanten und Katholiken für sein Bestes halten, bloß als Protestant oder theilweise schon als Katholik gemacht habe, seine geistlichen Lieder, die in unsern protestantischen Gesangbüchern stehn. Sein cherubinischer Wandersmann ist bekanntlich von ihm selbst als ein Geheimniß für wenige Auserwählte behandelt worden und mußte somit durch die gelehrte und geistreiche Spürkraft unserer Zeit erst wieder entdeckt werden. Dieser Wandersmann trägt nicht nur keine Spur von Katholicismus, freilich aber auch nichts von Protestantismus, überhaupt nichts Christliches an sich, sondern ist der vollständigste pantheistische Atheismus, wie jeder ehrliche Mann und genügend vorgebildete Leser unumwunden zugiebt. Gewiß wird Angelus Silesius der geistvollste und gedankenreichste aller deutschen Dichter des 17. Jahrhunderts bleiben, aber der katholischen Literatur können ihn eben nur die zuzählen, die es müssen oder die ihn nicht kennen. Ihn zu einer noch größeren Höhe eigentlicher Genialität emporzuschrauben, wie es die blasirte Geistreichigkeit und exquisite Vornehmthuerei einiger seiner modernen — jetzt freilich schon sehr altmodisch gewordenen — Verehrer versucht hat, verbietet unser Verstand und unser Gemüth. Oder will man auch den wüsten Sprachmischmasch des Abraham a St. Clara, wo uns ein schwäbisch-wienerisch verunstaltetes Hochdeutsch mit allen möglichen lateinischen und wälschen Brocken unterbreitet wird, zu einer classischen Literaturgröße stempeln? Die Sprachgeschichte wenigstens kann es nicht.

Wenn wir in dem allegorischen Stile der Zeit bleiben wollen, so können wir sagen, daß der Indianische Palmbaum, in dessen Schatten deutsche Bildung gedeihen sollte, seine eine Hauptwurzel in Köthen, seine andere in Weimar eingetrieben hatte. Also ganz naturgemäß die Mitte jenes „mittleren

Deutsch", das durch Luther schließlich zum Hochdeutsch geworden war. Zunächst blickte man auf Leipzig und Wittenberg, das letztere trotz mancher zeitweiliger, aber keineswegs permanenter orthodoxer Verfinsterung doch noch immer ein glänzender Mittelpunkt der regsten literarischen Thätigkeit. Aber weit darüber hinaus war jetzt schon der ganze Norden factisch der hochdeutschen Sprache und Literatur unterworfen und die große Hälfte aller Mitglieder sind geborene Niederdeutsche, eigentlich ja auch Fürst Ludwig und die anderen Askanier miteinander. Hier war jetzt jene compacte Landmasse, ohne welche eine Schriftsprache nicht existiren kann, wirklich erobert, oder doch so gut als erobert, denn wenn z. B. die Hamburger Republik noch bis 1603 bei ihrem noch dazu sehr schlechten Niederdeutsch blieb, wie Venedig bei seiner Mundart, so wurde gerade jetzt aus Hamburg ein großer Brennpunkt deutscher, d. h. hochdeutscher Literatur, dessen Glanz längere Zeit alle anderen verdunkelte. Denn selbst, daß ein Lauremberg, der einzige deutsche Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, in dem ein Funke von dem ist, was man Genialität nennen wird, in aufrichtiger Begeisterung für die Stetigkeit und treue Alterthümlichkeit seiner plattdeutschen Muttersprache eine scharfe Lanze gegen das ewig wechselnde, immer neuen Moden fröhnende Hochdeutsch brach, half dem Plattdeutschen nichts mehr. Inzwischen war es überall officiell, nicht bloß aus den Bureaus, sondern auch aus Kirche und Schule verdrängt, und wo es sich noch hielt, geschah es nur durch Connivenz gegen die wohlbegründete Anhänglichkeit mancher Kreise, nicht etwa bloß wegen des Landvolkes oder der unteren Klassen in den Städten. Aber Lauremberg selbst hat schon 1652 nur seine veer Schertzgedichte plattdeutsch schreiben können und da ist gleich das Schlagwort des Titels, Schertzgedichte, ganz hochdeutsch in Laut und Begriff.

Auch hat Niemand mehr ernstlich versucht, ernste Stoffe tieferen Gehaltes niederdeutsch zu behandeln, was doch noch 50 Jahre früher einzeln möglich war. Die Mundart blieb trotz Laurembergs unläugbarer Genialität oder vielmehr eben deshalb dem Gebiete zugewiesen, wohin sie allein gehörte, sobald es eine hochdeutsche Schriftsprache daneben gab, mit der zu concurriren das Niederdeutsche nach seiner Geschichte nicht angelegt war. Sie sank somit auf dieselbe Stufe, die alle hochd. Mundarten der Zeit von selbst einnahmen, gleichviel, wie man über ihre linguistischen Vorzüge vor der Schriftsprache denken mochte. Natürlich gab es immer einzelne Doctrinäre, die in eigensinnigem Trotze gegen den naturgemäßen Zug der Dinge, gegen die in Deutschland selten so reinlich sich herausarbeitende Logik der Geschichte, die Herrlichkeit des Niederdeutschen in dröhnenden Posaunenstößen der Welt verkündeten, nur schade, daß alle Ohren taub dafür blieben. Wenn schon 1582 der grundgelehrte Nathan Chyträus eine Art von gegenseitigem Austausch zwischen Hoch- und Niederdeutsch als die humane Lösung des zwischen beiden schwebenden Sprachkampfes ersehnt hatte, so erkannte er dabei die eigenartigen Vorzüge des Hochdeutschen verständig genug an, und er irrte nur darin, wenn er glaubte, daß irgend eine Maßregel der besonnenen Reflexion in dieser naturmächtigen Bewegung Stillstand gebieten oder sie reguliren könne. Die späteren Vorkämpfer des Niederdeutschen wußten natürlich von solchen Compromissen nichts: ihnen war das Niederdeutsche die Deutsche Sprache an sich, ja die damals seit Conrad Gesner in allen Köpfen spukende Ursprache, und des halbtollen Georgius Beccanus Träumereien, der das Paradies und die Ursprache in der Flur seines flaemischen Stammdorfes „zwischen Husterlo und Krekelborn“ entdeckt hatte, wurden im

blinden Eifer als wissenschaftliche Beweisgründe gegen eine Thatsache, natürlich umsonst, geschleudert, an der ein guter Theil der Zukunft des ganzen deutschen Volkes ober- und niederdeutscher Zunge hing.

Eben deshalb aber läßt sich schon an der äußeren Verbreitung der fruchtbringenden Gesellschaft über den Boden Deutschlands die anderwärts so deutliche Thatsache abnehmen, daß der ganze Süden und Südwesten mehr und mehr in die Stellung eines bloßen Anhängsels zu diesem eigentlich gebildeten Theile von Deutschland zu kommen begann. Im Süden war die katholische Reaction ungefähr $^3/_4$ aller deutschen Landschaften von Steyermark an bis zum Sundgau vor und nach dem westphälischen Frieden mächtig geworden. Sie waren damit von selbst der Sprache und Literatur der deutschen Bildung versperrt und es bedurfte gar keiner besonderen Prohibitivmaßregeln dagegen. Die geistige Mauth wurde durch die überall eingeführte Büchercensur genügend gehandhabt und auch ohne sie blieb hier einstweilen alles todt. Aber auch die protestantischen Enclaven im Süden, denn dazu waren sie unversehens geworden, litten deutlich unter dieser widernatürlichen Wendung der deutschen Geschichte. Zwar Straßburg in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, Nürnberg in der zweiten behaupten in ihrem Kreise auch noch immer eine gewisse hegemonische oder selbstständige Stellung in der Literatur, namentlich Nürnberg. Daraus erklärt sich auch die ächt deutsche Sonderbarkeit, daß in Nürnberg neben dem Palmenorden der Blumenorden der Pegnesischen Schäfer und doch nicht wieder als stricte und klare Opposition dazu, die doch allein etwas gewesen wäre, entstehen konnte. Nein, man lavirte zwischen beiden hin und her und die Harsdörfer, Birken und Dilherr stehen mit dem einen Fuß dort, mit dem andern da. Hier in Nürnberg

konnte darum auch ein Harsdörfer, ohne sich lächerlich zu machen, von der „unterschiedlichen Landsprach Arten" reden, während er wie alle seine schäferlichen Cumpane ein andermal wieder die hochtrabendsten Reden von der Reinheit und Herrlichkeit der wahren hochdeutschen Heldensprache losließ, eines so phrasenhaft-gedankenlos wie das andere. Das Wahre ist, daß die neugeschaffene Isolirung der protestantischen Süddeutschen jetzt wieder es ihnen schwerer machte, zu diesem ächten Hochdeutsch zu gelangen, das ja auch früher, als es anderwärts seine entscheidenden Siege erfochten hatte, hier noch mit dem meisten Nachgeplänkel belästigt worden war. Ihre Sprache ist in jeder Hinsicht und an sich eine viel unreinere als die, in welche jeder, der in dem compacten Gebiet der norddeutschen d. h. protestantischen Bildung lebte, ohne alles eigene Verdienst hineingeboren wurde.

Das, was jeder gebildeten Sprache ein practisches Bedürfniß ersten Ranges ist, eine wirkliche steinerne Hauptstadt Deutschlands oder auch nur des protestantischen Deutschlands, konnte auch die fruchtbringende Gesellschaft nicht aus unserem dafür so spröden Boden hervorzaubern. Die eigentliche Hauptstadt Deutschlands war ja ohnedem Paris, „die Zier der Städte, die Schule der Leutseligkeit, die Mutter der guten Sitten bei der Insul der Seine", wie sie Opitz nennt; da er das in seiner Art auch anerkennenswerthe Verdienst besitzt, nie einen eigenen Gedanken gehabt zu haben, so ist nicht er es, der so spricht, sondern die Stimme des ganzen vornehmen und gebildeten Deutschlands. Dresden schien Manchem dazu bestimmt, Paris abzulösen, und hat es ja auch später unter seinen polnischen Augusten, nur in einem etwas anderen Sinne gethan, als jene patriotischen Schwärmer meinten. Churfürst Johann Georg III. ist noch 1658 als der „Preiswürdige" in die

fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden. Damals, wo die Gesellschaft sich mit dem Abscheiden ihrer lebendigen Seele, des Fürsten Ludwig, schon völlig überlebt hatte, setzte man große Hoffnungen auf den Erwerb dieses vornehmsten unter allen weltlichen Reichsfürsten. Sie wurden ebenso getäuscht wie die politischen Combinationen der evangelischen Mächte, die immer an Sachsen sich vergeblich anklammerten. Ein schwacher Ersatz für die fehlende Hauptstadt war es, daß durch die Heranziehung so vieler gebildeter Elemente aus dem Mittelstand an manchen Universitäten und in mehreren Großstädten kleine Localheerde deutscher Bildung und geregelter Sprachpflege entstanden.

---

## Fünftes Capitel.

### Die Hochdeutsche Sprache unter Opitzens Einfluß.

Die neue Form und die neue Tendenz der deutschen Literatur und damit die Zukunft der neuhochd. Schriftsprache war schon in allen entscheidenden Punkten sicher gestellt, als der große Krieg die Nation der härtesten Prüfung unterwarf, die sie überhaupt jemals zu bestehen gehabt hat. Wäre nicht schon vor 1618 eine innere Umkehr des Nationalgeistes wenigstens angebahnt gewesen, Deutschland hätte sich an den tausend Wunden des Krieges und des kaum besseren Halbfriedenszustandes von 1650—1715 bis zum Schlusse des spanischen Erbfolgekrieges verbluten müssen, wie die Literatur und Sprache, wenn sie nicht schon vorher sich aufgerafft gehabt hätten, von dem allgemeinen Chaos verschlungen worden wären.

Der Krieg selbst bezeichnet also nur insofern das tiefste Niveau der deutschen Geschicke, als sich in ihm das lange vorbereitete, vollständig verschuldete Unheil in furchtbaren Schlägen entlud. Schuld und Strafe stehen aber hier in einem so scharf abgewogenen Verhältniß, wie wohl nirgends in der Geschichte eines andern Volkes, und es war ein Glück, daß sich der denkende und ernster gesinnte Theil der Zeitgenossen noch mit dem Worte des Glaubens „Wen Gott lieb hat, den züchtiget er" über die furchtbaren Zweifel des Gemüths und des Verstandes hinweghelfen konnte.

Die Thätigkeit eines Opitz oder der fruchtbringenden Gesellschaft hätte nach dem Beginne des Kriegs keinen Boden gefunden, wäre überhaupt, wenn sie vor 1620 nicht schon im lebendigen Zug gewesen, nach 1620 nicht denkbar, aber da sie einmal Wurzel gefaßt hatte, ist sie auch durch den Krieg nicht zertreten worden. Man hört häufig neben dem anderen Unheil, was dieser Krieg angerichtet, auch den Schaden beklagen, den er unsrer Literatur zugefügt habe. Davon ist so viel richtig, daß ohne den Krieg wahrscheinlich noch viel mehr an Poesie und Prosa producirt worden wäre, als während des Krieges. Aber es bleibt eher zu verwundern, daß doch noch so vieles und in seiner Art Tüchtiges, nach den einmal gegebenen Voraussetzungen des Zeitgeistes und der davon abhängigen Menschen geschaffen werden konnte. Im Vergleich mit der Dürre und Oede von 1590—1620 sind selbst die entsetzlichsten Kriegsjahre, von 1635—1650, fruchtbar und gehaltvoll. Auch wird es nicht der Krieg gewesen sein, der das Hervortreten wirklich genialer Kräfte unmöglich gemacht hat, sondern die Signatur dieses nüchternsten und prosaischsten Jahrhunderts der neueren Geschichte. An Talenten gebricht es auch damals nicht, daran war die deutsche Literatur dieser

Zeit, wie man ohne alle Selbstüberhebung sagen kann, ebenso reich wie die französische. Daß aber nur diese sich zu der Höhe der Classicität emporheben konnte, verdankte sie neben anderem allerdings auch dem Umstande, daß Frankreich elastisch genug war, einem wirklichen Seitenstück des großen deutschen Krieges noch in der letzten Stunde auszuweichen: die Hugenotten und die Fronde hätten hinreichenden Stoff dazu liefern können. Aber selbst wenn Deutschland der Krieg erspart worden wäre, hätte es den Vorsprung von mehr als einem Jahrhundert, den die französische Literatur im 17. als wirklich erreicht darstellte, zu dem sie sich aber schon im 16. gerüstet hatte, nicht eingeholt. Wenn mit einer Vergangenheit so gänzlich gebrochen, und wenn so ganz von vorne wieder angefangen werden muß, wie es Opitz und die Seinen mit vollster Berechtigung thaten, ist dabei ein rascher und glänzender Erfolg an sich nicht ausgeschlossen, und das damalige gebildete Deutschland, das unter dem Banner der neuen Literatur sich zu gestalten begann, glaubte ja auch in einer uns Spätern unbegreiflichen Selbstüberschätzung an den Werth des Geleisteten. In der That aber war durch die Zeit, die durch sich selbst jede Möglichkeit eines schöpferischen Genius verneinte, die Stellung dieser deutschen Literatur unwiderruflich bestimmt. Sie mußte bei fremden Lehrmeisterinnen in eine lange dauernde Schule gehen, ehe sie auch im besten Falle wirklich es ihnen hätte gleich thun können. Und selbst wenn sie es dann gekonnt hätte, wäre es doch nur eine formale Umgestaltung eines fremden Inhaltes gewesen, niemals eine originale That des deutschen Geistes selbst, deren Originalität nichts genommen wird, wenn ihr auch eine Schulzeit in der Fremde vorhergegangen ist. Das 17. Jahrhundert konnte nicht original sein, weil dazu vor allem ein idealer Kern des nationalen Lebens

gehört: das 16. und 18., jedes in seiner Art, konnten es, weil sie einen solchen hatten.

Die Literatur mußte mit der Vergangenheit in allen Stücken brechen, aber sie durfte die Sprache als eine fertige, für ihre neuen Bedürfnisse ausreichende aus dieser Vergangenheit mit herüber nehmen. Nie ist der Schatten eines Zweifels durch Opitzens Geist gegangen, daß Luthers Sprache, wie sie jedem hieß, der sie nach ihrer Seele nennen wollte, das vollkommene Ideal der gebildeten deutschen Sprache sei. Es kam nur darauf an, sie von den Flecken zu reinigen, die, wie man glaubte, meist durch Beschmitzung fremder Stoffe an ihr entstanden waren, und sie so zu handhaben, wie es einem gelehrten Mann, einem, der von der Würde eines Schriftstellers so hoch wie möglich dachte, wohl anstand.

Die Sprache der neuen Literatur stellte sich also scheinbar in reflectirter Absichtlichkeit, in der That aber durch die Macht der gegebenen Verhältnisse von selbst auf den Boden des neuhochdeutschen Sprachdurchschnitts, wie sie ihn in den ersten beiden Decennien des 17. Jahrh. vorfand. Wie weit es noch Luthers Sprache war, und daß es nicht im mechanischen Sinn seine Sprache sein konnte, hat sich in dem Bisherigen gezeigt, aber es war eine nützliche Fiction, daß man sich ein solches Vorbild noch mit unbedingter Gläubigkeit anzueignen vermochte.

Die Originalität der Sprache Luthers von denen fordern zu wollen, die sie zu sprechen glaubten, wäre lächerlich. Sie besteht eben darin, daß bloß er so zu sprechen verstand, und es mag als ein Zeichen eines gewissen verständigen Sinnes angesehen werden, der in einer an so manchen Verirrungen der Phantasie und Selbstüberschätzung krankenden Zeit immerhin einige Anerkennung verdient, daß eigentlich keiner Luther direct zu copiren versuchte, während doch alle in ihm ihren Sprachmeister sahen. Inzwischen war die neuhochdeutsche

Schriftsprache zwar noch nicht ganz nahe an das Ziel der äußeren Regelung ihrer Gestalt, das schon Luther vorschwebte, aber doch einige Schritte weiter gelangt. Deutschland hat das wenig beneidenswerthe Vorrecht, jene kleinen Geister, die sich durch Eigensinn in Lappalien so unendlich groß dünken, in besonderer Fülle der Zahl und in besonders grotesker Nüpelhaftigkeit des Gebahrens hervorzubringen. Ueberall ist die Orthographie, die dem Auge wahrnehmbare Gestalt des Wortes, ihr besonderes Steckenpferd, und so wimmelte es auch um 1620 in Deutschland von Leuten, die nicht aus Zufall oder aus Schlendrian, sondern aus Princip anders schrieben und druckten, wie die Mehrzahl. Einer und der andere davon ist uns schon in den Wurf gekommen, anderen werden wir später nicht ganz stillschweigend vorbeigehen können, obgleich es sich eigentlich nicht verlohnt, solche bloß als Symptome einer bestimmten Krankheit der Volksseele bemerkenswerthen Einfälle und Launen halbverrückter Gesellen nach dem Maßstab historischer Erscheinungen zu beachten. Trotzdem aber und noch mehr trotz der Macht des Schlendrians und des nicht sowohl eigensinnig als behaglich auf seine verjährten Rechte sich stützenden Herkommens waren große Fortschritte gemacht. Opitz, den man in allen Stücken als den sprachlichen Prototyp der Neuzeit ebenso gelten lassen muß, wie er unbestritten ihr literarischer Führer oder Bildner ist und das eine wie das andere aus demselben Rechtstitel, hat sogar schon eine in der Hauptsache leidlich geordnete Orthographie vorgefunden, in die er sich bloß mit einigem eklektischen Tact hineinzuleben brauchte, Luther mußte sich eine solche erst schaffen. Freilich ist das alles nur relativ und im Vergleich mit der so viel strammeren Uniformität von heute, die übrigens, wie jedermann weiß, von einer nicht bloß möglichen, sondern auch dringend nöthigen wirklichen Uniformität

noch sehr weit entfernt ist, sieht der Boden, auf den Opitz treten mußte, sehr schwankend aus, und er selbst hat nichts dazu gethan, ihn fester zu machen. Er selbst ist eigentlich im Einzelnen sehr inconsequent, wahrscheinlich in dem, was er für gleichgültig hält, und von jenem instinctiven Fortschritt der Lautbezeichnung, den man bei dem späteren Luther im Vergleich zu dem früheren wahrnimmt, hat er eher das Gegentheil, indem er je später desto überladenere Schreibungen begünstigt, was sich bei ihm sehr wohl begreifen läßt, weil es der Zeit sympathisch war. Aber man vergleiche damit gerade hundert Jahre früher — denn so lange war es her, daß Luther seine ersten Sermonen gedruckt in die deutsche Welt sandte — und der gewaltige Unterschied, der entschiedene Fortschritt zur Uniformität springt doch trotzdem sofort in die Augen. Daß damit auch ein Fortschritt in der systematischen Gestaltung dieser Lautbezeichnung verbunden war, versteht sich von selbst, denn nur aus allgemeinen Abstractionen, meist solchen, die sich auf richtige oder falsche Analogien stützten, war ja überhaupt dem einzelnen Schreiber oder Drucker das Bedürfniß nach einer Regelung gekommen.

Irgend einen äußeren Zwang, wenn auch nur den des Herkommens, gab es nicht, denn auch in jener früheren Zeit der ärgsten Verwilderung der äußeren Sprachform, wo allein Laune und Zufall so häufig über die Orthographie zu entscheiden scheinen, ist doch meist eine, wenn auch noch so verkehrte Reflexion betheiligt, die nur, weil sie selbst auf schwankem Grunde steht, auch in ihren Ergebnissen dem bloßen Zufall so ähnlich sieht. Jetzt war man im Princip eigentlich auch nicht weiter gekommen, aber der in allen Dingen schablonenhafte und nach reglementirter Gleichförmigkeit strebende Geist der Zeit brachte es doch von selbst mit sich, daß jeder Schreiber

und Drucker in demselben Maße sich der allgemeinen Ordnung zu conformiren suchte, wie er früher im Bewußtsein seines Rechtes von ihr abgewichen war. Ein origineller Sonderling wie Schuppius mochte auch in der Orthographie seine Freiheit wahren, ein Cavalier wie Logau sie vornehm ignoriren; das waren jetzt schon Ausnahmen. – –

Man hat in neuester Zeit einiges Gewicht darauf gelegt, daß sich in den Reimen des Vaters der deutschen Poesie doch verhältnißmäßig nicht wenige Besonderheiten oder Abweichungen von der Regel des damaligen durchschnittlichen Hochdeutschen finden, die mit den bekannten Eigenthümlichkeiten seiner heimischen schlesischen Mundart stimmen. So wenn er erhöht auf geht, führen auf zieren, Gießen auf Flüssen, muß auf Fuß, streut auf bereit und dergl. reimt, was seinem Ohre, wenn es bloß als ein schlesisches hörte, gleich klingen durfte. Indessen alle, die bis dahin deutsche Reime verfertigten, selbst ein Rodolf Weckherlin und ein Ernst Schwabe v. d. Heyde, die man mit Vorliebe als Opitzens Vorgänger oder unabhängige Concurrenten ansieht, sind darin ebenso ungenau, nur wieder in anderer Art, als er, ja Weckherlin noch um vieles ungenauer. Ihn kümmert es nicht, wahre Rohheiten seiner Stuttgarter Mundart, Reime wie feindlich: unfreundlich, bezeugen: stillschweigen, verdrießen: begrüßen, verbindet: gegründet, als die eigentliche Regel oder als sein Recht trotzköpfig durchzuführen. Opitz thut es immer nur als Nothbehelf: zu entschuldigen in unserer damals, und schon seit der mittelhochdeutschen Vernichtung fast aller rein und voll vocalischen Wortausgänge so überaus reimarmen Sprache, der reimärmsten unter allen Weltculturſprachen, namentlich bei dem Ersten, der überhaupt, wie das 7. Capitel seines Buchs von der deutschen Poeterei zeigt, diesen Dingen ein methodisches

Studium zugewandt hatte. Auch verhält es sich mit diesem landsmannschaftlichen Element in seinen Reimen etwas anders, als gewöhnlich gesagt wird. Lassen wir uns doch noch heute wie damals solche falsche Reime gefallen, oder können nicht ohne sie auskommen. Man sieht deutlich ebenso sehr aus seiner Reimpraxis, wie aus den theoretischen Sätzen des erwähnten Capitels, daß er den deutschen Reim auf den wirklichen Gleichlaut für das Ohr, nicht auf die Buchstabengleichheit für das Auge gründen wollte. So ungeheuerlich uns das letzte vorkommen mag, er hätte es, so gewiß er Opitz war, gethan, hätte er nur eine festgeordnete „vollkommen richtige" Rechtschreibung der Sprache vorgefunden. Es gab aber auch, wie wir wissen, nur noch den schattenhaften Anfang einer lebendigen Gemeinaussprache des gebildeten Deutsch oder der gebildeten Deutschen. Wenn irgend einer, so war der so viel umhergeworfene, so durch und durch anschmiegsame Opitz befähigt, sie zur Correctur seiner heimischen angestammten Mundart, in der sich ihm die hochdeutsche Schriftsprache unwillkürlich in Klänge übersetzte, zu verwenden. Man sieht nun, wenn man jene angeblich bloß mundartlichen Idiotismen prüft, daß er eine Art von Compromiß zu treffen gesucht hat: das Idealbild der Laute der gebildeten Gemeinsprache, wie er sie sich construirt, ist das eigentlich Legitime, aber in einzelnen Fällen, wo es versagt, oder wo die Noth es erheischt, greift er zur Aushilfe in die Klänge seiner Mundart. Er thut also genau das Umgekehrte von Weckherlin, dessen Reime nur dann zufällig richtig sind, wenn sie der Eigensinn seiner Mundart passiren ließ, auch das Umgekehrte von seinem Landsmann und Schüler, Friedrich von Logau, der in allen Fällen, wo er seinem Ohre in Hinsicht auf die correcte Lautgebung — nicht Schreibung — der gebildeten Gemeinsprache nicht

traut, mit Bewußtsein seine lebendigen schlesischen Klänge dafür einsetzt, und also dieselben Reimungenauigkeiten wie Opitz, nur aus einem andern Princip heraus, zeigt und natürlich auch in größerer Zahl, weil sie ihm gewissermaßen berechtigt erscheinen. Von den andern, die alle in Opitz auch darin ihren Leitstern sehen, hat doch keiner ihn an Reinheit des Reims übertroffen, gleichviel wie er ihm sonst an poetischem Kerne überlegen war, weder die Obersachsen Flemming oder Paul Gerhard, noch die Schlesier Angelus Silesius oder Andreas Gryphius oder die Hofmannswaldau und Lohenstein, noch viel weniger irgend einer von allen denen, die an der Pegnitz Ufer ihr idyllisches Wollvieh geweidet haben. Sie sind begreiflich auch darin die uncorrectesten von allen und die eigentlich fremdsprachigen, die Niederdeutschen, die correctesten.

Ueber die Reime hinaus würde es schwer sein, bei Opitz wirkliche landschaftliche Idiotismen zu finden, die in der eigentlich literarischen Zone des damaligen Deutschlands, in Mitteldeutschland, unverständlich oder anstößig gewesen wären. Sein Wörterbuch ist, wie es sich von selbst versteht, trotz seiner so umfangreichen Schriftstellerei, doch ein sehr beschränktes. Wer seinen eigentlichen Character darin hat, immer auf der Mitte der Heerstraße zu bleiben, kommt nicht in Gefahr, sich in bedenkliche Irrpfade zu verrennen, aber es ist auch immer eintönig und langweilig um ihn. Ein Birgmann für Bergmann, Herbrige für Herberge, gerichts für gerades Wegs, ersprößlich für ersprießlich, oder wie es noch lange schwankte, ersprüßlich, ein rauen für reuen, Rohm für Rahm, Plitz für Blitz und dergl. sind nicht der Rede werth und auch in dem consequenten Läuterungsproceß von allen mundartlichen Schlacken hat er sein Ziel erreicht, wie kein Anderer, der aus

einer hochdeutschen Mundart heraus, also nicht aus einer niederdeutschen, damals das rechte Hochdeutsch zu schreiben unternahm.

Wenn man statistisch Zahl gegen Zahl die Fälle zusammenstellt, in denen das Hochdeutsche auch nach Luther und bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts noch keine feste Regel der Wortform gefunden hatte, so kommt eine erkleckliche Summe heraus. Wägt man sie aber, wie man muß, so sind darunter doch nur wenige von wirklichem Belang für das innerste Gefüge und die Physiognomie der Sprache. Gerade in diesem Falle hat nun Opitz meist seinen gewöhnlichen Tact bewiesen: er hat sich fast immer auf die Seite gestellt, der die Zukunft gehörte, gleichviel wie es um ihr inneres oder äußeres Recht, ihren Wohlklang oder ihre Geschichte stand. Damit hat er ihren schon innerlich vorbereiteten Sieg auch äußerlich entschieden und mehr durfte man von ihm nicht verlangen. So ist er es, der definitiv jene mit i oder ie ablautenden starken Präterita der Verba, die ei- im Präsens haben, treibe, bleibe, reite, schneide, nach dem jetzigen Modell handhabt, oder vielmehr dies definitiv durchgeführt hat, was, wie wir sahen (s. o. B. I, 305), schon seit 150 Jahren der Sprache vorschwebte. Hatte doch selbst Luther geschwankt und war beinahe wieder zu der alterthümlichen Form zurückgekehrt, aber eben auch nur beinahe. Seine Autorität hat ihr offenbar noch ein Scheinleben gefristet und so versteht es sich, daß sie in abgelegenen Ecken der Literatur oder bei literarischen Sonderlingen, auch noch bei einzelnen Theoretikern, obgleich diese schon seit Albertus Ostrofrancus und Oelinger sich überwiegend für die neuere Form erklärten, noch lange über Opitz hinaus aufzuspüren ist: für die hochdeutsche Schriftsprache war sie von jetzt an todt. Ebenso hat er in den Pluralen und in den Participien

der starken Verba, die i- im Präsens, neben dem e der anderen gleichgearteten haben, zerrinne, schwimme, singe, finde, neben werbe, werde, helfe, schelte, jenen Wechsel von o und u, der historisch angesehen durchaus unberechtigt ist, der sich aber auf Luthers freilich auch hier wieder schwankenden Vorgang, wie dieser selbst auf die Neigung des mitteldeutschen Organs berufen konnte, so geregelt, wie er bis in die neueste Phase unserer Schriftsprache gültig geblieben ist: schwommen, gewonnen, nicht schwummen, gewunnen, aber sungen und funden, für Prät. und Part. Dagegen wurden und worden, hulfen und geholfen im Prät. und Part. durch den Vocal unterschieden, wie es seit der althochd. Zeit üblich war. Opitz hat auch die 1. Pers. Sing des Indicat. Präs. aller der starken Verba, die hier einst ein i hatten: gibe ahd. gibu, wirde, ahd. wirdu, consequent in e gebildet, wie erwähnt, mit Ausnahme derjenigen, die n oder m im conson. Schluß ihres Stammes haben: finde, schwimme. Luther hatte dasselbe angestrebt, es aber doch nicht reinlich durchgeführt, weil ihn die alten in oberdeutscher Gemeinsprache lebendigen i-Formen beirrten.

Opitz hat ferner, und das ist ein zweifelhafteres Verdienst, die Schablone der mit ge- zusammengesetzten Participien vollständig ausgefüllt bis auf das eine worden, das ihm noch entschlüpft ist, und dessen Maßregelung erst späteren Pedanten vorbehalten war. Die Trümmer des alten lebensvollen Sprachgefühls, die sich in funden, kommen, gangen, bracht, blieben etc. noch bei Luther, und bald mehr, bald minder kräftig bei den andern unabhängig neben ihm stehenden Meistern der Gemeinsprache gerettet hatten, sind jetzt dem Erdboden gleich gemacht und die Schablone fertig mit jener einzigen Ausnahme von worden. Er hat aber auch das schwerfällige welcher, mit dem sich Luther schon herumschlug

und es durch sein mitteld. wilch, wilchs wenigstens etwas belebte, in voller Breitspurigkeit, natürlich auch mit dem würdigen Ergänzungsstücke derjenige, was einstmals, wo es auch schon sich herandrängte, in der daneben noch festgehaltenen ältern Form der jener eine etwas bescheidenere Rolle spielte. Alle die andern einst so lebendigen und gelenken Wörter, um die freilich an sich immer ungelenke Einfügung der Relativbestandtheile der Perioden mit den andern zu vermitteln, jenes Luther und andern sprachkundigen Geistern einst so liebe wo, oder das noch ältere und geschmeidigere so, sind über Bord geworfen, oder nur selten einmal als Flickwerk und Nothbehelf benützt. Selbst die uralte und immer lebendige doppelte Verwendung des demonstrativen — der — mittelst veränderter Wortfolge zur Anknüpfung eines näher bestimmenden Zusatzes — der Mann, den ich meine — muß vor dem statiösen „derjenige Mann, welchen ich meine" sich verkriechen und mehrere solcher welcher in allen denkbaren Casusformen wechselnd, aber auch ein welcher unbedenklich mehrmals hintereinander, kommen jetzt ganz behaglich neben oder ineinander vor.

Er anerkennt nur allein die schwerste Form für das leichtfüßige Deminiutiv: -elein oder lein, Männlein, Röselein, Röslein, nur ausnahmsweise, halb komisch entschlüpft ihm noch ein mannlin für mennlein, und jener Kampf zwischen lein und lin, der durch das ganze 16. Jahrhundert dauert, den Luther selbst, wie wir sahen, für sich so originell entschieden hatte, ist von nun an beendet. Aber die an sich immer unschönen -ichen, chen, oder in weicherer Aussprache -igen, gen, die Luther doch so geistvoll zu verwerthen verstand, duldet Opitz nicht oder nur einzeln zu komisch-vertraulicher Wirkung, ganz wie Luther, nur nicht mit dessen herziger Genialität, sondern als Opitz mit frostiger, aber geschickter Berechnung

und das ist ein Vorzug seiner Sprache, leider ein solcher, der gegen die eben so sehr von „Obersachsen“ wie von den westlichen deutschen Mundarten an und über dem Mittelrhein herandrängenden halbniederdeutschen Zwittergebilde des -chen selbst von den gläubigsten Verehrern des Boberschwans doch nicht ganz festgehalten wurde. Ihm selbst mochte dabei weniger sein Geschmack, als sein heimathliches Ohr zu Hilfe kommen, dem diese -chen zu jeder Zeit fremd geblieben sind. Aber sogar die spätern Schlesier, selbst der für das Sinnliche der Sprache feinfühligste von allen, Hofmannswaldau, können sich ihrer schon nicht mehr erwehren und gegenüber der als -elein so schwerfällig gemachten, ächt hochdeutschen Form hat freilich auch diese in ihrer zugleich stumpfen und scharfen Klanglosigkeit ihre natürliche Berechtigung. Noch weniger hat er den Versuch einer Wiederherstellung der klingenden Adjectiv-Ableitungsendung -in, einst ın, woraus ein hätte werden müssen, durchgesetzt, freilich nicht einmal consequent aufgenommen. Sein damals schon archaistisches krystallin, erzin und dergl. hat Bewunderung, aber keine dauernde Nachfolge gefunden und das klanglose -en ist selbst im hochgespanntesten Pathos der Verse in sein natürliches Recht getreten.

Aber auch in andern Dingen erwies er sich gewöhnlich als scharfsichtigen Kenner des scheinbar so unentschiedenen Geschmacks der gebildeten oder gelehrten Deutschen dieser Zeit. Die zweisilbigen Formen des starken Präteritums, sahe, nahme ꝛc., deren Geschichte früher berührt worden ist (s. B. I, 315), hatte Luther sehr mäßig, aus entschieden rhetorischer Absicht, und darum stets mit großer Wirkung gebraucht. Andere haben es damit ungefähr ähnlich gehalten, keiner mit so warmem Sprachgefühl. Die Canzlei- und Kanzelsprache am wenigsten; von der ersteren versteht es sich von selbst, daß

sie diese bauschigen Formen den einfacheren und in jeder Art richtigeren vorziehen mußte. Die Kanzelsprache konnte zwar auch noch in dieser Spätzeit ihren Schöpfer und Meister nicht ganz verläugnen, aber sie pfropfte sich doch allerlei, was sie für Schmuck hielt, aus der Canzleisprache auf, wie sie denn auch auf der andern Seite nicht verschmähte, gelegentlich im Stile des Eulenspiegels, des Peter Leu und des Lalenbuches ihren Zuhörern neben dem utile eine Portion dulce zukommen zu lassen. Opitz schlägt einen mittleren Weg ein: sein hielte, riethe, schwiege, schiene, sahe ꝛc. sind immer dem Fall des Satzes, wie er gerade seinem Ohre am imposantesten klang, angepaßt und ungefähr in demselben Maße und nach den Grundsätzen, denen er dabei folgte, hielten sich auch alle die, die ihn als ihren Meister anerkannten.

Ebenso folgenreich war es für eine geraume Zeit, daß er die Imperative aller Verba mit Vorliebe ohne Endung bildete, nicht bloß die durch Vocalabweichung vom Präsens getrennten gewisser starker Verba wie gib, nimm, zeuch, fleuch, sondern auch halt, fall, reit, schneid, ja sogar hör, führ, lieb, wo das e der Endung seine historische Berechtigung hatte, und nur da und dort abzufallen pflegte, wo die Sprache überhaupt allen auslautenden e den Krieg erklärt hatte. Offenbar klangen ihm die einsilbigen Formen energischer, imperativischer als die zweisilbigen und daher sind die letzteren der Zahl nach bei ihm viel seltener und jedes mal deutlich durch den Vers oder die Rhythmik des Satzes besonders gerechtfertigt. Auch darin ist er für lange maßgebend geblieben, obgleich der Zug der Sprache entschieden nach den zweisilbigen Formen hinging. Selbst die grammatische Theorie hat erst am Ende des 17. Jahrh. in Bödiker das gleiche Recht beider Formen, keineswegs die größere Sprachrichtigkeit der zweisilbigen anerkannt.

Dagegen klingt ihm die 2. und 3. Person Präs. Indic. Sing. nur dann gut, wenn sie ein e vor ihrem consonantischen Schluß hat: liebest, giebest ꝛc., sogar weißest, statt weißt, wofür doch weder geschichtlich noch in der lebendigen Sprachbildung irgend eine Stütze zu finden war. Nur wirst und hast sind wie bist einsilbig geblieben. In der 3. Person erscheinen ihm liebet, giebet, gleichet, trennet, spinnet, heißet u. s. w. auch für den Prosastil, nicht bloß für den Vers, wo metrische Gründe die Wahl bestimmen könnten, gebildeter, als liebt, giebt ꝛc. Doch unter Umständen versteht er sich auch zu ihnen, immer aus ganz sichtbaren Motiven der Satzrhythmik. Aehnlich hält er es mit dem e zwischen der Stamm- und Flexionssilbe der schwachen Präterita: betrübete, besorgete, stimmete, sind ihm wohlklingender und gleichsam natürlicher als betrübte, besorgte, stimmte. Besonders wenn der Stamm mit einem t-Laut schließt, unterläßt er es nicht, allem natürlichen Sprachgefühl ins Gesicht zu schlagen und die ganze Form durch ein -ete so schwerfällig und dem Mund und Ohr so widerwärtig als möglich zu machen: erdicht-ete, erleucht-ete, blendete, nur daß sich einmal in einem so überaus häufigen Worte wie reden ein redte statt redete hervorwagt. Ob er es der Canzleisprache abgesehen, die in solchen albernen Unformen schon um 1550 Großes leistete, ist nicht zu erkennen. Möglich, daß sein eigener prosaisch dürrer Genius von selbst darauf gekommen ist, weil er in Formen wie erleuchte die sichere oder regelrechte Bezeichnung ihres Präteritums vermißte, und damit hat er bei allen seinen Nachfolgern, wie sich von selbst versteht, Beifall gefunden.

Die Participien der schwachen Verba sind nach demselben Schema von ihm behandelt, wie die Flexionen. Es entscheidet das jeweilige Bedürfniß des sprachlichen Numerus, ob gedienet

oder gedient, vertrauet oder vertraut gesagt wird, aber die längere Form ist die eigentlich berechtigte. — Daß seine Verse so viele mit -keit zusammengesetzte Wortbildungen sich gefallen lassen müssen, will uns Späteren nicht recht munden, obgleich auch wir sie nicht mehr los werden können. Worte wie Einigkeit, Freundlichkeit, Herrlichkeit und andere dreisilbige, die bei jedem Schritte begegnen, schleppen sich so mit durch, aber die Widerwärtigkeit, Unvergänglichkeit, Unveränderlichkeit und dergl. sind doch eine harte Nuß für die Zunge und die Scansion. Uebrigens hätte sich Opitz dabei auf einen Vorgänger oder Concurrenten mit Fug berufen können, der darin noch ganz Anderes geleistet hat, auf Rodolf Weckherlin, dessen Sprache hier wie überall das rechte Widerspiel des gesunden deutschen Sprachinstincts darstellt. Doch Weckherlins unzählige -heit und -keit hatten wenig Nachfolge gefunden; Opitz wirkte, wie sich von selbst versteht, ganz anders, indem er eine in der Zeit liegende Verkehrtheit systematisch berührte. Dagegen ist ihm nachzurühmen, daß er die vor und seit Luther bedenklich angeschwollene Fluth der nuss, nusse, nisse, etwas zurückstaute, trotz der Liebhaberei der Canzleien, die nach wie vor darin schwelgten. Auch hat er der relativ erträglichsten Form -nis zum entschiedenen Siege verholfen und so die anderen in den Bereich der bald lächerlich werdenden Archaismen versetzt.

Daß er seine Perioden nach dem Schema construiren muß, das allein einem gelehrt Gebildeten von damals als das gebildete, logisch richtige und zugleich wohlklingende gilt, versteht sich auch von selbst. Wir sahen, wie Luther und alle anderen sprachgewaltigen Meister schwanken und die Ursachen davon sind oben aufgezeigt (s. o. 119). Jetzt aber ist es die doppelte Macht der Canzleisprache und des lateinisch gewöhnten Ohrs, die die letzten Reste des ächtdeutschen Satzbaues vertilgt.

Die Canzleisprache mit ihren mehr eingewickelten und verstrickten als kunstvoll, wenn auch noch so undeutsch, ineinander geflochtenen Satzpolypen, die nicht einmal in Declamation, wenn man auch ganz auf den Sinn verzichten wollte, dem Ohr dieser Barockzeit und wälschen figurirten Musik angenehm hätten klingen können, würde es allein nicht gethan haben, aber jenes Zauberding, was noch in unserer heutigen gelehrten Schulbildung und bei ihren Adepten so gläubig verehrt wird, der ächt lateinische Numerus im Satze und in den Sätzen, der that es in Verbindung mit seinen im Grunde doch sehr nahe verwandten Doppelgängern in den Schreibstuben. Jeder, für den Opitz seine Sätze baute, bekannte mit all der damals in Glaubenssachen noch allgemein gültigen Rigorosität seinen unbedingten Glauben daran, er selbst hatte es nicht anders gelernt und sein Aristarchus ist ein wahres Meisterstück im eleganten Latinismus von damals, hohlem Phrasengeklingel im Einzelnen, sonorem Bombast im Ganzen. Ganz so weit konnte es das Deutsche nicht bringen, aber da es doch auf gutem Wege dazu war, that Opitz sein Bestes, es soweit als möglich zu führen in aller Bescheidenheit und demüthigem Augenaufschlag zu jenen unerreichbaren Mustern. Auch seine Perioden haben alle einen und zwar ein und denselben, nur durch eine größere oder geringere Anzahl Tacte, durchgepeitschten „Numerus", der deutlich derselbe, wie der der nachclassischen und neoclassischen Latinität ist, so weit er in unseren so viel simpleren Sprachformen ausklingen konnte. Dieses neue Satzgefüge verdeutlicht man sich am besten an dem Bilde einer Kurbel, um die sich mehrere angebundene Stricke drehen und sie, wenn sie ganz aufgedreht sind, dick angeschwollen erscheinen lassen. Dazu muß nun alles helfen, was helfen kann, doch erfordert es die Gerechtigkeit zu sagen, daß jene

undeutschen Participialconstructionen des sog. absoluten und der als Apposition verwandten Participien (s. o. S. 123 f.) bei ihm in der Praxis so gut als beseitigt sind. Ein paar Formeln, wie unangesehen daß, unbeschadet daß und dergl. bleiben davon noch übrig und treten factisch in die Reihe der conjunctionellen Partikeln, nur daß sie schwerfälliger als die meisten anderen sich handhaben lassen, was ihnen natürlich damals eher eine Empfehlung als ein Hinderniß war. Opitz ist darin allen anderen seiner gelehrt gebildeten Genossen und nächsten Nachfolger in Apollo voraus, und wie oft in richtiger Fühlung mit dem Willen oder der Neigung des Sprachgeistes der Zukunft. Sonst aber finden sich bei ihm jene doppelt und dreifach eingeschachtelten Relativsätze, ohnedem, wie wir sahen, wo möglich nur mit dem bauschigen „welcher", in sie hinein Bedingungs- und Begründungsätze: „welche, wenn sie, weil sie — wobei die zugehörigen Verba, ganz wie in der Canzleisprache, so weit als möglich in der äußersten Locke der ganzen Satzperrücke Platz finden müssen. Doch lassen sich alle diese Sätze immerhin noch declamiren, nur nicht lesen oder in gewöhnlicher Stimmlage sprechen und darin sind sie den Musterstücken der Canzleien entschieden überlegen, für die, wie schon gesagt, der Finger das einzige Verständigungsmittel bleibt. Natürlich giebt es bei ihm nur ein entweder — oder, niemals ein einfaches oder; wo es einen wirklichen Gegensatz, nicht eine Erläuterung oder Verdeutlichung des ausgesprochenen Begriffes ist, also „entweder gut oder böse", wohl aber: „hurtig oder schnell", ebenso auch immer ein weder — noch, nicht mehr jenes weit über Luther frisch erhaltene einfache noch, das namentlich in Luthers Sprache selbst, aber auch bei Andern, in solcher Lebendigkeit wuchert.

Es ist schon bemerkt, daß ein gewisser durch und durch

reflectirter Purismus dem Zuge der aufstrebenden deutschen Bildung nothwendig einwohnte. Er hat überall, wo er sich in verständigen Schranken hielt, und das that er meist, bis sie Zesens Wunderlichkeit durchbrach, recht anerkennenswerthe Ergebnisse gehabt. Die gebildeten oder gelehrten Schriftsteller der Zeit um Opitz schreiben, namentlich wenn das mitteldeutsche Culturcentrum ihre natürliche Heimath ist, ein von Fremdwörtern sehr reines Deutsch, versteht sich, nicht ein ganz gereinigtes. Auch Opitz ist darin den Besten gleich und z. B., wenn man seine und Luthers Sprache darauf hin abschätzen wollte, unendlich reiner als dieser, und zwar auch er meist — nicht überall — ohne daß man ihm einen Zwang oder einen besonderen Dünkel der damit vollbrachten Großthat anmerkte. Es sind nur ein paar Fremdwörter neben den allgemein schon üblichen und unmöglich antastbaren, die er selbst hereingeschleppt und für die er eine besondere gemüthliche Zuneigung hat Sie ist ihnen für die Zukunft bestens zu Statten gekommen. Vorab Prinz und Prinzessin auch im tropischen Sinn, „Prinz aller hohen Thürme", so singt er den Straßburger Münsterthurm an, „Prinzessin aller Städte" die allmächtige Gebieterin an der Seine, auch Poet und was damit zusammenhängt, gehört dazu, weil es so viel vornehmer klingt, und insofern that er es zum Heile der deutschen Poeterei, ja der ganzen Nation. Aber es giebt keinen „aller Poeten Prinz", sondern aller Poeten Fürst, weil ein Fremdwort genug war, die Phrase zu nobilitiren, zwei sie bedenklich verwälscht hätten. Auch Policei gehört dazu, weil das bald so allgewaltige „Staat", das es ablösen sollte, noch nicht gewagt werden durfte. Wenn im Reim ein Fontein noch dazu mit ächt deutscher Aussprache auf Wein und dergl. sich findet, so ist es der Reim und nicht die Sprache des Schriftstellers, wohin so etwas gehört.

Aber er und alle, die an ihn glaubten, oder die seine Geistesconstruction besitzen, haben sich für diese Enthaltsamkeit, zu der damals eine große, beinahe bewundernswerthe Selbstüberwindung gehörte, reichlichst zu entschädigen gewußt. Mit und durch ihn, natürlich nicht allein durch ihn, ist das ganze ungezählte Heer der römischen und griechischen Mythologie, der römischen und griechischen Antiquitäten, nicht bloß in den Stil der Poesie, sondern auch in die gebildete Prosa eingezogen. Aus Opitz allein ließe sich leicht ein, so viel wir zu beurtheilen vermögen, vollständiges Lexicon ausziehen dieses von nun an unentbehrlichen Apparates jedes deutschen Satzes, der von Gebildeten für Gebildete geschrieben, also von allen Andern nicht verstanden wurde oder werden sollte. Er that den glücklichen Griff zugleich in die lateinische und die griechische Vorrathskammer, er konnte Luna und Selene neben einander scheinen, Diana und Artemis neben einander jagen, Liber und Lyäus neben einander zechen, Favonius und Zephyrus neben einander wehen lassen, und war sicher, von seinen Lesern verstanden zu werden, die doch meist einen noch solideren classischen Schulsack als er ins Leben hinausgetragen hatten. Natürlich blühten jetzt auch nur noch Violen und Narcissen, glänzten nur noch Corallen und Saphire. Ein Freund, eine Herzenskönigin konnte nunmehr nur noch Corydon, Daphnis, Tityrus, Flavia, Asteria und Galathea heißen, und selbst der alte Nilstrom, der dem Verfasser und dem Publicum des Heliand vor 800 Jahren so wohl bekannt war, daß sie ihn nur mit diesem seinem angedeutschten Namen benennen konnten, zog bei ihm als Nilus ein vornehmeres Gewand an. Wie ihm erging es, nebenbei bemerkt, den anderen ungezählten deutschen Namen fremder Länder, Orte und Flüsse, die der deutschen Phantasie von Alters her vertraut waren: der Pfad verschwand

und der Padus oder Po kam an seine Stelle und es gelang nur sehr wenigen, ihre Deutschheit vor dieser seltsamen restitutio in integrum zu retten. Denn daß die Canzleisprache noch auf ihrem Hohen Sinne, Kammerich und Wälsch Leyden beharrte, konnte ihnen nicht helfen gegen die Poeten und gebildeten Weltleute, die da überall gewesen und die rechte Aussprache gehört hatten.

Opitz brauchte auch aus dieser Region nur das zu Munde zu führen, was ihm andere ganz mundgerecht zugerichtet hatten. Keine europäische Literatur dieser Aera von dem Cap St. Vincent bis an den Forth of Firth und in die Sümpfe Hollands hinein oder an das Cap Spartivento konnte damals ohne diesen Hauptschmuck leben, der ihnen allen als hinreichender Ersatz für das galt, was ihnen allen an innerem Gehalt abging. Ja, als sie einst vor dem Eintritt des Geistes oder vielmehr der Geistlosigkeit des 17. Jahrhunderts, in ihrer Art das Außerordentlichste leisteten, wozu die moderne Kunst überhaupt bestimmt war, hatten sie doch diese blechernen Schellen und falschen Locken schon an sich hangen. Die ganze Neoclassicität, die ganze Renaissance athmete darin als in ihrer eigentlichen Lebensluft. Nur wer deutsch vor Opitz schrieb, bekundete mit wenigen Ausnahmen auch darin sein und seiner Sprache Barbarenthum, daß er nichts davon wußte. Aber dieselbe Feder, sobald sie sich lateinisch erging, strömte davon über, so die geistlose jenes schon genannten Paulus Melissus und die geistvollere eines Paul Rebhun oder Nicodemus Frischlin.

Auffallend ist dabei nur, daß Opitz sich in der Einfügung dieser Edelsteine in die deutsche Satzmosaik offenbar kein rechtes System gebildet hat: die Canzleisprache und andere, selbst Luther, decliniren alles frisch weg, wie man es in der lateinischen

Schule lernte, also Apollo mußte Apollinis, Diana Dianä geben. Aber das will ihm doch nicht so recht ins Ohr, bald steht er auf dem Parnasso, bald auf dem Parnassus oder gar Parnaß, bald hat er einen Marcum Ulpium oder die Lupos und Statios, bald Scaurier, Syrer und Frontonen vor sich, und so ist es bei allen seinen Nachfahrern geblieben.

Alles dies gehört nicht bloß der Stilistik oder Rhetorik an, sondern auch in bedingter Weise der eigentlichen Sprachgeschichte. Es ist ihr nicht gleichgültig, ob die deutsche Sprache nun auf einmal von einer Seite her, wo es bis jetzt noch nicht geschehen, mit einer Sündfluth von Fremdwörtern überschwemmt wurde, die ebenso herrisch, wie die eigentlich wälschen, Bürgerrecht verlangten und es größtentheils für immer erhielten. Denn Luna und der Monde, das ist Opitzens eigentliche und die damals gebildetste Form, sind ihm gleichverständlich und sind es fortan immer geblieben. —

Trotzdem ist bei Opitz doch noch ein gewisses Maß anzuerkennen, das weniger der Sprache als dem Geschmack zu Gute gekommen wäre, wenn es sich nur hätte halten lassen. Aber auch hierin wie fast überall ist er es, wenn man so sagen darf, der das reinste Deutsch zu schreiben verstand, alle Anderen, soweit sie von der neuen Bildung erfaßt oder seine Schüler sind, thun es ihm nicht gleich. Einen Valentin Andreae mit seinem überbarbarischen Gemengsel lateinischer und volksthümlicher Brocken älteren Stils wollen wir nicht rechnen: er hat das Recht sich mit angestammtem Eigensinn eben draußen zu halten, obwohl auch sein Name in dem Erzschrein der Fruchtbringenden eingetragen steht. Sein Wesen und seine Gesinnung, durch die er so viele seiner rohen und schlechten Zeit- und Zunftgenossen überragt, gehen die Sprachgeschichte nichts an. Sie muß die Schriftstellerei Valentin

Andreae's für eine unschöne Schrulle halten. Wie sich die Nürnberger Schule zu der Frage der Sprachreinheit stellte, ist schon bei verschiedenen Gelegenheiten berührt worden. Ohne irgend wie auf ihre künstlerische Eigenart einzugehen, muß doch gesagt werden, daß diese, die darin besteht, auf einen sehr werthlosen Untergrund ein möglichst buntes und krauses Arabeskengewirre zur Blendung des Auges aufzutragen, es von selbst mit sich brachte, die Sprachreinheit sowohl in dem Sinn der möglichsten Enthaltung von Fremdwörtern, als in dem andern, der Wahl möglichst correcter Sprachformen, sehr lax zu nehmen. Dazu stellten sich dann auch noch unläugbar örtliche Idiotismen, dieselben zum Theil, die einst Hans Sachs ohne Bedenken verwenden durfte, die aber mehr als 100 Jahre später in jedem Sinn fehlerhaft heißen müssen. Denn mit dieser Aera der reflectirten Gelehrten-Bildung und ihrer Correctheit vertrugen sich solche Naturwüchsigkeiten, sie mochten an sich sein, wie sie wollten, schlechterdings nicht mehr.

Kaum günstiger wird in sprachlicher Hinsicht das Urtheil über die Straßburg-oberrheinische literarische Zone lauten. Moscherosch und Grimmelshausen sind Namen, vor denen jeder Kenner der deutschen Literatur Ehrfurcht hat, aber ihrer Sprache gegenüber ist darauf keine Rücksicht zu nehmen. Moscherosch leidet eben so sehr an einer selbst damals nicht allgemeinen gespreizten Unbehülflichkeit des Periodenbaues, wie an einer gewissen reflectirten oder unreflectirten Widerspenstigkeit gegen das, was die Zeit einmal in der Sprachform und im Versbau — dies letztere gilt also nur für einen sehr kleinen Theil des ganzen Mannes, ist aber für den ganzen characteristisch — mit Fug und Recht für correct hielt. Außerdem ist die Sprache dieses Patrioten vom reinsten Wasser, dieses Todfeindes der à la mode Sprachmengerei nicht bloß

da, wo sie persiflirt, sondern auch in ihrer natürlichen Lage und in ihrem pathetischsten Schwunge überall von Fremdwörtern, lateinischen und wälschen, angefüllt, ganz anders als bei Opitz und dem mitteld. Schriftstellerkreis. Man sieht auch warum. Frankreich hat schon seine Krallen in Straßburg und am Rhein fest eingeschlagen. Gleiches gilt auch von seinem Gesinnungsgenossen und Geistesverwandten, zugleich halbem Landsmann, Grimmelshausen. Auch da soll der Humor oder die Ironie alles entschuldigen, aber er hat auch viel Ernsthaftes, wenn auch langweiliges und wenig gelesenes, geschrieben, und seine Sprache ist überall dieselbe. Sein Satzbau ist, wo er erzählt, etwas flüssiger und klarer als der des Moscherosch im Wesen aber derselbe, dem wir überall damals begegnen: die rhetorische Methode nach der Schablone des lateinischen Satznumerus, wie ihn die damalige Schulgelehrsamkeit auffaßte. — Wie es mit seinem deutschen Sprachinstinct beschaffen war, das lehrt am besten seine Antwort auf die von ihm aufgeworfene Frage, wo das beste Teutsch zu finden? „bei den Gelehrten, so viel lesen und schreiben, zweitens bei den Kaufleuten, so viel reisen: das allerbeste aber, beides im Reden und im Schreiben, wird hin und wieder in den fürstlichen Canzleien gefunden, allwo man einen weit anderen und ansehenlicheren Stylum findet, als der etlicher Sprachhelden.“ Ob deswegen, weil er selbst bekanntlich von seinen unzähligen Irrfahrten zuletzt in einer solchen fürstlichen Canzlei ausruhte, oder zum Theil wohl auch, weil er wie alle Süddeutschen ihren alten particularistischen Tick gegen die durch die Vernunft der Geschichte festgestellte Thatsache der in Mitteldeutschland wurzelnden Einheitssprache doch nicht ganz los werden konnte? — Hochgradig winkel-patriotisch ist auch seine Ansicht „wo das beste und zierlichste Teutsch geredet werde: „in der

Stadt Speier und deren nächstem Bezirk bis überhalb Durlach und Baden hinauf", also auch noch um und bei Renchen, wo er seinen Lebensabend beschloß. Da kann es nicht Wunder nehmen, wenn ihm ein nachöhmen für ahmen, Züge für Ziege, Würbel für Wirbel, ja sogar die widerlichen Deminutive in -gen, Plural in -ger, seiner Gelnhäuser-Wetterauer Mundart entschlüpfen, Liebger, Knöbelbärtger und dergl., wie man sie ja noch jetzt an gleichem Ort zu hören bekommt, nur daß sie heute im Druck wenigstens die civilisirten Formen Liebchen, Knebelbärtchen haben müssen.

Dagegen hat der aus Gießen gebürtige, also landschaftlich sehr nahe verwandte Balthasar Schuppe, oder wie auch er heißen mußte und hieß, Schuppius, der seiner Bildung und seinem Lebensgange nach dem protestantischen Kernlande Niederdeutschland, und hier wieder dessen größtem Centrum Hamburg angehört, ein gutes Recht, seine sprachliche Eigenart, die nichts mit den rohen und eigensinnigen Auswüchsen einer Localmundart zu schaffen hat, zu behaupten. In seiner Sprache ist wirklich etwas von Luthers Kraft und Plastik, freilich so viel um 1660 noch sich halten konnte. Sonderbar genug, er als naturfrischer Mann, ein feuriger Verfechter des Rechtes der deutschen Sprache für alle Art von gelehrtem Vortrag in der Schule und in Büchern, hat sich doch in einem Wuste lateinischer Brocken wohlgefallen, die seine Sprache noch massenhafter mit Fremdwörtern, nur nicht gerade wälschen, durchsetzten, als die des Moscherosch und Grimmelshausen. Seine Prosa ist aber trotzdem die kernigste und lesbarste des Jahrhunderts und wird bis zu einer gewissen Grenze nie veralten. Aber eine Schwalbe macht keinen Sommer. Den Zeitgenossen galt er als Sonderling und eine gewisse bedenkliche Verwandtschaft auch in der Sprache mit seinem katholischen Concurrenten

Abraham a Santa Clara ist nicht zu läugnen, nur daß Schuppius in der Hauptstadt der norddeutschen Bildung, Abraham in der durch die katholische Reaction künstlich geschaffenen süddeutschen Barbarei lebte. Von den andern haben es die eigentlichen Schlesier, zumal Lohenstein, allem dem, was auch in Opitz verkehrt heißen muß, mit einem wahren Taumel der Selbstbefriedigung zuvorzuthun gesucht und die Sprache fast keines von ihnen ist von diesem harten Urtheil auszunehmen, wenn sie auch bei der angestammten Mundfertigkeit dieser Leute hie und da über ihre wahre Natur täuscht.

Am reinsten, und insofern am meisten der Zukunft dienend stellt sie sich noch bei Paul Fleming und Andreas Tscherning dar, von denen man den ersten doch nur uneigentlich zu Opitzens Trabanten zählen wird, obgleich er es selbst gethan hat. Sein poetischer Gehalt geht uns hier nichts an, aber er wird doch durch seine Sprache nicht vernichtet, so wenig wie bei einem Paul Gerhard, oder bei irgend einem andern, der selten genug in dieser Zeit bedeutender literarischer Talente, aber sehr geringer poetischer Substanz, etwas davon besaß. —

## Sechstes Capitel.

### Die Stellung der Theorie zu der Schriftsprache.

Die Sprache unter den Händen eines Opitz und seiner Geistes-Brüder und Söhne bedeutet von selbst, daß die Doctrin sich auch in bisher ungekannter Weise selbständig neben oder über sie stellen mußte. Die Grammatiker des vorigen Jahrhunderts, ein Albertus Ostrofrancus, Oelinger und Clajus hatten es als eine Ehrensache der deutschen Nation betrachtet,

ihrer Muttersprache dieselbe wissenschaftliche Behandlung zukommen zu lassen, die nicht bloß die classischen Sprachen, sondern auch die andern europäischen Culturſprachen bereits besaßen. Wie sich damals ein sehr empfindliches nationales Pathos in alle die Fragen mischt, die die deutsche Literatur und ihre Stellung zum Leben angehen, so auch hier. Der Ehrenpunkt ist es, der vor allen vorzugsweise betont wird, nicht so sehr das practische Bedürfniß oder gar die unabweisbare Nothwendigkeit. Keinem fiel es ein, zu behaupten, daß von der Existenz einer Grammatik die Kraft und Tüchtigkeit der deutschen Sprache bedingt sei, von der sie um so höher dachten, je mehr sie durch den schon recht frech sich herauswagenden Hohn der Fremden, vorab der Franzosen, aber auch gelegentlich der nachbarlichen Barbaren im Osten, und die schmähliche Verwälschung der gesammten vornehmen Welt in ihrem Stolze und in ihrem Gewissen verletzt wurden. Einen Nutzen für die gute Sache erkannten auch sie natürlich in der Aufstellung einer übersichtlichen und verständigen Norm für den Sprachgebrauch und es war also nicht bloß jenes ausschließlich idealistische Moment der nationalen Ehre, das ihnen die Feder in die Hand gab. Sie wollten die vorhandene Wirklichkeit, die factischen Züge des Sprachbildes fixiren, um dadurch der Zukunft eine feste Stütze zu geben. Immer aber hielten sie sich selbstverständlich nur dazu berufen, das Wahre und Rechte, so wie sie es erkannten, systematisch vorzutragen Mochte sich der eine auf die göttliche Sprachoffenbarung in Luther berufen, der andere auf die besten deutschen Bücher, die auf dem damals noch nicht geschmälerten und überall lebensfrischen Boden von Gesammthochdeutschland gedruckt wurden — im Grunde ist es dasselbe: der Grammatiker ist nur der Ordner, Verkünder des Sprachgeistes, und dieser selbst

ist es, der die Sprache schafft. — Ein gelehrter und pflichteifriger Schulmann classischen Stils, zugleich aber auch ein eifriger Verfechter für die Ehre und Würde der „deutschen Haupt- und Heldensprache", wie man sie jetzt mit scharf accentuirter Drohung gegen alle ihre fremden und einheimischen Verächter schon nicht gut mehr anders nennen durfte, Christian Gueintz, der wenigstens nicht immer als Gueintzius, sondern mitunter auch als Gueintz, Genetiv Gueintzen, auftritt, obgleich er in seiner Art ein vornehmer Mann, Rector am Pädagogium oder Gymnasium zu Halle war, schrieb 1641 einen „deutscher Sprachlehre Entwurf", eine Grammatik der deutschen Sprache, die sich neben dem noch immer am meisten gebrauchten Clajus ein gewisses Ansehen und Verbreitung erwarb, vielleicht weniger wegen ihrer eigentlichen Vorzüge, als wegen des in der gelehrten Welt durch seine Polyhistorie berühmten Namens des Verfassers und wegen seiner persönlichen Beziehungen zu der fruchtbringenden Gesellschaft, unter deren Aegide er arbeitete. Sonst ist er in allem Wesentlichen, das eine abgerechnet, das wir an dieser Stelle noch nicht nach seiner ganzen Bedeutung erwägen können, nicht weiter als Clajus gekommen, und jedenfalls durch seinen Grundsatz, alle und jede grammatikalischen Terminologien, deren lateinische Fassung jeder, der überhaupt eine deutsche Grammatik nach lateinischer Schablone gebrauchen sollte, doch gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hatte, durch mehr oder minder dunkle, immer aber einer Glosse bebedürftige deutsche zu übersetzen, um vieles unbequemer als seine Vorgänger, die ihre deutschen Grammatiken lateinisch verabfaßt hatten. Da er deutsch schrieb, wie es die ganze wissenschaftliche Richtung, der er angehörte, mit sich brachte, so glaubte er auch ganz deutsch sein zu müssen.

In dieser Grammatik sind es zum Theil noch die alten her-

kömmlichen Muster der Sprache, aus denen die Sprachrichtigkeit abstrahirt werden soll: ganz wie bei Clajus steht ihm auch Luther über allen, aber auch, und dies ist nicht so seltsam, als es auf den ersten Blick erscheint, wieder oder noch einmal die Canzleisprache, unter dem etwas weniger verfänglichen Namen der Reichsabschiede versteckt. Man erwäge, daß diese Canzleisprache, wie wir genügend gezeigt zu haben glauben, in einer so autoritätssüchtigen, zu allem Vornehmeren, d. h. äußerlich Hochgestellten, demüthig hinaufschauenden Zeit ihren Nimbus nicht einbüßen konnte, auch wenn sie, was allerdings nicht möglich war, noch viel erbärmlicher entartet wäre: dann, daß der eigentliche Kern der Verkehrtheit in ihr vollständig mit dem Verkehrten in dem Geiste der ganzen Zeit wahlverwandt oder vielmehr einerlei war. Daß Gueintz auch außerdem noch einige ihm mustergültig dünkende Werke in deutscher Sprache aus den letzten 40 Jahren anführt, geschieht, wie man deutlich sieht, nur, um die Fäden nach dieser Seite hin nicht gänzlich abzuschneiden. Es ist weder Fischart auf der einen, noch Opitz auf der andern Seite genannt, obgleich dessen Leben schon 3 Jahre vor dem Erscheinen der Gueintzischen Grammatik, 1639 geendet hatte, und seine eigentliche Sonnenhöhe entschieden mit den Jahren 1624—25 beginnt. Diese ablehnende Haltung gegen das wirklich Alte und gegen das wirklich Neue ist das Characteristische daran und die Musterkarte des Mustergültigen ist in nothwendiger Consequenz aus jener unbehaglichsten Gattung der deutschen Literatur gewählt, die ohne alle nachhaltige Bedeutung für die Zukunft und namentlich für die Sprachgeschichte ohne weiteren Belang, als den, ein Symptom der beginnenden Krise zu sein, zwischen beiden geistlos und unbehülflich in der Mitte taumelt, jenen Uebersetzungen der französischen Amadis-Romane, italienischer

Schäfereien, der Asträa des d'Urfé und anderer entsetzlich ungeschickter Aneignungsversuche aus der Modewelt-Literatur der Zeit, die alle im Augenblick und für immer vernichtet waren, als Opitz seine erste wirkliche Uebersetzung oder Uebertragung aus einer fremden Sprache in die neue Sprache der deutschen Bildung geschaffen hatte. Offenbar ist dem wackern Schulmann das neue Licht zu grell gewesen, hat ihn mehr geblendet als erwärmt, vielleicht ist auch die sonderbar spröde Haltung, welche die fruchtbringende Gesellschaft so lange gegen den Vater der deutschen Poesie einnahm, daran mit schuld. Die innerste Motivirung davon ist heute nicht mehr oder heute noch nicht klar zu sehen, daß aber neben doctrinären Bedenken rein persönliche Abneigungen und Intriguen dabei ein entscheidendes Wort mit gesprochen haben, ist unzweifelhaft. Denn mit dieser neuen, auf eine Clique, die gelehrte oder gebildete Zunft, principiell begrenzten Literatur nistete sich selbstverständlich auch das ganze literarische Cliquenwesen, die Cameraderie, das Literatenthum mit seinem ewig gleichen, nur äußerlich zeitgemäß anders drapirten Typus, auf dem Boden Deutschlands ein, der bis zu Opitzens Zeit noch kaum einige Ableger dieser exotischen Pflanze in sich aufgenommen hatte.

Dieser selbe Gueintz aber schrieb unter dem 29. Januar 1644 an seinen fürstlichen Gönner, den von uns schon so oft genannten Fürsten Ludwig von Anhalt in dem benachbarten Cöthen, die denkwürdigen Worte, um so denkwürdiger, weil er sie als selbstverständlich in der größten Schlichtheit nur als kleinen Nebensatz einer zeitgemäß breitestens gesponnenen Periode beifügt, — „da doch bekannt, daß die andern Sprachen durch die Gelehrten in Richtigkeit gebracht, die deutsche noch zu bringen". Darin ist der Lebensnerv der Anschauung für die Doctrin dieser Zeit so offen wie nirgends

anders bloßgelegt, und in einer Kürze und Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Gueintzens deutsche Grammatik hatte dies Geheimniß noch nicht offenbart, und doch war es eigentlich das, was die Seele derer bewegte, die jetzt als gebildete oder gelehrte Männer es für Ehrensache oder Vergnügen hielten, sich mit der deutschen Sprache abzugeben. Opitzens ganze Schriftstellerei ist natürlich nichts weiter, als die correcte und insofern geniale Umsetzung dieses Gedankens in eine geschickte That und wenn die eigentlichen Theoretiker scheinbar a priori sich diesen weltumwälzenden Gedanken construirten, so thaten sie wie immer, ohne es zu wissen, nichts anderes, als daß sie ihn von der ohne sie geschaffenen Wirklichkeit abstrahirten und auf eine regelrechte Formel brachten.

Die fruchtbringende Gesellschaft konnte darum diesen Grundsatz, auch wenn sie sich nicht mit so unzweideutigen Worten dazu bekannte, für den ihrigen gelten lassen, wie er der Leitstern aller derer geblieben ist und bleiben mußte, die nach Gueintz oder neben Gueintz sich an der Ausarbeitung deutscher Sprachlehren versuchten. Denn natürlich fand er Concurrenten, unter andern solche, die mehr die eigentlichen practischen Gesichtspunkte herauskehrten, und es auf Unterweisung der noch ganz Ungeübten, namentlich der Kinder in den Schulen, abgesehen hatten. Denn schon begann der deutsche Sprachunterricht, wie wir in anderem Zusammenhang noch sehen werden, hie und da in den Elementarunterricht einzugreifen und verlangte, da die Zeit herankam, wo alles methodisch und principiell getrieben werden sollte, seine systematische Darstellung. Ist doch auch Gueintzens Sprachlehre dafür gerüstet: sie soll dem gelehrten Kenner und dem Schüler zugleich genügen. Aber schon vor ihm hatten es Andere für die letzteren allein versucht, so eine anonyme Deutsche

Sprachkunst, 1630 in demselben Halle erschienen, als deren Verfasser Magister Tilemann Olearius gilt, später als ein Hauptlicht theologischer Polyhistorie berühmt genug, natürlich da in lateinischer Sprache. Noch viel früher, schon 1618, hatte die sog. Weimar'sche Deutsche Grammatik, die von einem verdienstvollen, practischen Theologen und Schulmann, Kromeyer, herrührt, der sich auf dem Titel eines so plebejischen Werkes nicht nennen durfte, dieselbe Aufgabe ungefähr nach derselben Schablone zu lösen versucht. Weimar, die eine Mutterstätte der fruchtbringenden Gesellschaft, damals der einzige lutherische Hof in Deutschland, der zwischen der alten deutschen Bestialität und der neuen wälschen Frivolität eine nie hoch genug zu rühmende Mitte gediegener Bildung aus dem besten Marke dieser schlechten Zeit zu halten vermochte, war der rechte Boden für solche pädagogische Experimente. Leider zertrat der große Krieg auch diese junge Saat, die ohnehin um einige Menschenalter zu früh dem Boden anvertraut war.

Nach der andern Seite hin wäre als Concurrent von Gueintz auf das sich gleich auf dem Titel so ankündigende Sammelwerk des Jenenser Joh. Girbert „Deutsche Grammatica" von 1653 zu verweisen, indem es beiden Bedürfnissen, dem, was wir das wissenschaftliche nennen würden, und dem practischen gerecht zu werden sucht, und natürlich es keinem auch nur nach dem Maße der Zeit wird.

Ganz anders lautet aber das Urtheil über des schon oft erwähnten Philipp Harsdörfers Specimen philologiae germanicae von 1646. Harsdörfer war der eigentliche Theoretiker der Nürnberger Poeten, von denen jeder, wie es nothwendig jedem, der seit Opitz gebildet schrieb, gehen mußte, einigermaßen ein reflectirter Sprach- und Kunstdoctrinär wurde.

Daß er in seiner Art eine gewisse Productivität entwickelte — mag man ihm den Namen eines Dichters oder eines bloßen Versmachers beilegen — kommt ihm vor den bloßen Theoretikern, die wenn sie gelehrt producirten, es nur lateinisch konnten, sehr zu Statten. Ueberall ist sein Interesse der gelehrten Erforschung und Begründung der lebenden deutschen Sprache zugewandt. Geschieht es nach unserer Auffassung in der Form des naivsten Dilettantismus, so genügte es doch der Zeit vollständig. In den Anmerkungen zu seinen poetischen Gesprächspielen (seit 1642), noch mehr in dem wegen des Titels mit Unrecht uns so lächerlich gewordenen „poetischen Trichter" (seit 1648), hat er schon vor dem Specimen jene gedunsenen, aber damals allein wirksamen und practischen Hymnen auf die überschwängliche Herrlichkeit der deutschen Sprache, so viel ihm möglich, in die nüchterne Sprache der Wissenschaft übersetzt und durch linguistische Thatsachen zu begründen versucht. Practisch läuft es immer darauf hinaus, zwischen dem auch ihm wie allen Andern immanenten Princip, das Gueintz so unverholen ausgesprochen, und der Wirklichkeit ein leidliches Abkommen zu treffen. Denn nur ein unproductiver Pedant und Doctrinär, was ein Gueintz sein durfte, konnte übersehen, daß dann aller und jeder subjectiven Willkür erst recht Thür und Thor geöffnet war. Dem Auge des Practikers entging es nicht, und schon standen die Aspecten von dem was überspannte Schrullenhaftigkeit darin zu leisten im Stande war, deutlich genug am Firmament der deutschen Sprache und Poeterei, von dem doch erst durch die in Opitz aufgegangene Sonne die alte Nacht der Barbarei gewichen war. Die Disquisitio X. jenes in jeder Art außerordentlich merkwürdigen Specimen, das allerdings mehr in die Geschichte der Sprachwissenschaft und in die der deutschen poetischen Formen

gehört, giebt dafür dem Einsichtigen völlig genügende Aufklärung. Auch Harsdörfer klammert sich schließlich an das allgemeine Sprachbewußtsein, den Sprachgeist, obgleich er von der Voraussetzung ausgegangen, die Sprachrichtigkeit a priori beweisen zu können.

Gueintz könnte allenfalls für den officiellen Grammatiker der fruchtbringenden Gesellschaft, also der geschlossenen Masse der im neuen Sinn gebildeten Pfleger der deutschen Sprache gelten, aber doch nur allenfalls. Man begreift, und die vorhandenen urkundlichen Zeugnisse bestätigen es vollkommen, daß sein beschränkter Eigensinn dem doch so viel freieren, weltmännisch geschulten Verstand des Fürsten Ludwig und aller derer, die in ihm ihr eigentliches Organ sahen, nicht behagen konnte. Zwar verstand auch dieser rechthaberische Schulmonarch, Concessionen zu machen, und nur in dieser Hinsicht ist seine Anweisung zur deutschen Rechtschreibung, im Auftrage und im Namen der fruchtbringenden Gesellschaft 1646 gedruckt, von Werth. Alle seine sonst so behaglich vorgetragenen überspannten Systematisirungsversuche sind hier völlig aufgegeben, und es ist immer schließlich der Usus, im Grunde also kein Princip, dem die Entscheidung anheimfällt.

Grammatikalische, überhaupt linguistische Wissenschaft oder methodische Wissensconstruction lag aber so in der Luft, daß nothwendig irgend eine nach dem Maße der Zeit bedeutende Kraft sich daran für das Deutsche wagen mußte. Alles, was die fruchtbringende Gesellschaft immer von Neuem plante, eine ausführliche, d. h. erschöpfende wissenschaftliche Grammatik der Sprache, ein großes Wörterbuch, worin zugleich der ganze poetische oder rhetorische Sprachschatz in Sprichwörtern, Tropen und dergl. enthalten sein sollte, stockte nicht bloß durch den Krieg, sondern noch mehr durch die Unbehilflichkeit und

Ergebnißlosigkeit jedes Arbeitens viribus unitis, wo es gilt, etwas wahrhaft Neues auf neuem Weg zu erreichen. In einem ausgetretenen Geleise, nach fertiger Schablone mögen immerhin Mehrere sich die Hand reichen; wo es die Concentration der Geisteskraft auf eine im Geiste selbst noch als Embryo schlummernde Idee gilt, kann nur der einzelne etwas thun, und die vielen bloß hindern, wie ja alles wirklich große in der Welt immer nur von einzelnen und in gewissem Sinne einsamen ausgegangen ist und für alle Ewigkeit ausgehen wird.

Dieser eine fand sich in dem namhaften Juristen Justus Georg Schottelius aus Einbeck, durch seine Geburt in der niederdeutschen Sprachdomäne zum Theoretiker über das Hochdeutsch der neuen Bildung noch besser disponirt als die Girbert, Gueintz, Olearius u. s. w., die sich von den Schlacken der mitteldeutschen Landsmannschaft nie ganz befreien konnten, oder gar als ein Harsdörfer und die andern Süddeutschen. Schottel's Arbeiten über deutsche Linguistik stehen in notorischer Verbindung mit der Fruchtbringenden, deren gelehrte Zierde er war, und insofern können sie als ihr Programm gelten, nur nicht in jenem mechanischen Sinn, wie es für Gueintz gilt. Schottel ist, was er sein wollte, die berufene Stimme Aller, d. h. der aus der Zeit geborenen und sie beherrschenden Ideen über das wahre Wesen und den Beruf der deutschen Sprache, und was Opitzens That über alle Maßen erfolgreich ins Leben hatte treten lassen, das faßte Schottel in die Doctrin und vollbrachte damit unter der damaligen Signatur der Menschen und der Verhältnisse auch eine große, von jedem Deutschen dankbar zu erkennende That.

Die weitläufige deutsch-linguistische Schriftstellerei des überaus fleißigen und federgewandten Mannes, die schon 1641 mit einer Grammatik nach dem gewöhnlichen Schema beginnt,

erhält durch sein eigentliches Centrallebenswerk 1663 ihren inneren Abschluß: Justi Georgii Schottelii opus, partim renovatum et auctum, partim plane novum de Lingua Germanica quinque libris constans. Ausführliche Arbeit von der teutschen Haubtsprache, dero uhralterhum, reinigkeit, vermögen, grundrichtigkeit, mundarten, Stammwörter, Sprichwörteren ꝛc., sammt beigefügter Sprachkunst und Verskunst, lateinisch und deutsch." Der Titel ist für die Zeit, deren practischem Sinn es zusagte, darin eine vollständige Uebersicht des Inhaltes zu finden, von merkwürdiger Kürze, hebt aber alles Wesentliche genügend hervor. Lateinisch und Teutsch ist, wie jede Seite des Buches zeigt, so zu verstehen, daß nicht, wie es Gueintz und noch mehr andere Weltstürmer, zu denen der Hallische Rector wahrlich nicht zählt, verlangten und thaten, das Deutsche ausschließlich die Sprache des wissenschaftlichen Vortrags bildet. Clajus 100 Jahre früher hatte mit Recht noch das Lateinische allein brauchbar gefunden, jetzt war ein Compromiß zwischen beiden, das nur dem gänzlich geschichtsunkundigen Auge barock oder schnurrig vorkommen mag, das allein Berechtigte, und zwar so, daß sich das Deutsche an der Hand der wissenschaftlichen Gemeinsprache der Welt, die seit 1000 Jahren es auch in Deutschland geworden war, gewöhnte, im grammatikalischen Ausdruck sich zu bewegen. Des lateinischen Commentars oder der Stütze an dem Latein, dem jeder Deutsche damals ausschließlich alles das verdankte, was er an wissenschaftlichen Begriffen besaß, konnte kein deutscher Leser entrathen, dem es um ein ernstes Verständniß des Gegenstandes zu thun war. Diese Doppelsprachigkeit war also eine Art von Adelsbrief für die deutsche Sprache und nicht eine Herabwürdigung.

Man kann den meisten der von Schottel gewählten deutschen Kunstausdrücke eine gewisse Anerkennung nicht ver-

sagen: er hat sie nur zum kleinen Theil selbst neu geschaffen, gewöhnlich durch eine sehr verständige Auswahl seinen Vorgängern entnommen. Gegenüber den Zesen'schen und anderen Schrullen nehmen sie sich ganz manierlich aus, und viele von ihnen haben sich bis heute in unsern deutschen Sprachlehren behauptet, wenn diese auch darin deutsch sein wollen, so Abwandlung für declinatio, Nennwort für nomen, Zeitwort für verbum u. s. w., wir wissen aber, daß damit weder der Sprache noch der Sprachwissenschaft viel geholfen gewesen wäre, so lange die grammatischen Categorien selbst die von der antiken Grammatik überlieferten waren oder blieben.

Auch in dem grammatischen Materiale des Buches selbst liegt nicht seine Bedeutung für die Zeit. Gewiß ist es die ausführlichste, übersichtlichste und im Ganzen richtigste Zusammenstellung des gebildeten Sprachdurchschnitts, die bis dahin gegeben worden war. Aber in den eigentlich entscheidenden Fragen d. h. in denen, die dem spätern Betrachter der damaligen Theorie der deutschen Sprache als solche gelten, ist auch Schottel so wenig wie seine Vorgänger zu einer lebensvollen Klarheit gekommen. Er ist überzeugt und muß es auch wohl sein, da er die Arbeit eines ganzen Lebens daran gesetzt hat, daß es inepte prorsus et stulte gesagt sei, man könne die deutsche Sprache ex usu erlernen. Die Grammatik ist die Säule und Grundfeste, worauf jeder Sprache Kunstbau beruht, und aller Sprache Fortschritt hängt davon ab, daß sie auf der sichern Grundlage der Grammatik ruhe. Daß die hochdeutsche Haupt-Heldensprache nichts mit irgend einem Dialect zu schaffen habe, weiß er natürlich wie alle andern Unbefangenen und brauchte es nicht mehr ernstlich zu beweisen. Namentlich kehrt sich sein Spott gegen ein und den andern, „sonderlich aus Meißen, die sich einbilden dürfen, der Hochdeutschen Sprache, ihrer Mundart

halber, Richter und Schlichter zu seyn, ja so gar sich erkühnen, nach ihrem Hörinstrument und wie sie nach beliebter Einbildung ihre Ausrede dehnen, schlenken, schöbelen und kneifen, die Hochteutschte Sprache — zu ändern:" Die lächerliche Frage, über den Vorzug der Meißner Mundart, die noch später, wie wir sehen werden, so viel Staub aufwirbeln sollte, war eigentlich schon längst vor Schottel durch den Scharfsinn eines der größten kritischen Genies aller Zeiten, des trotzdem oder ebendeshalb nicht mit Unrecht so berüchtigten Scioppius, des gut oberpfälzischen Schoppe, 1626 endgültig entschieden. Was einst Matthesius noch in voller Unschuld des damaligen Naturalismus mehr gesagt als behauptet hatte, das Meißnische sei die Sprache Luthers und insofern die eigentliche deutsche Sprache (s. o. 196), das war dann von der keimenden Theorie oder Doctrin der deutschen Linguisten hin und her discutirt, immer aber mehr renovirt, als entschieden worden. Scioppius trifft den Nagel auf den Kopf: er weiß, daß von Meißen — als katholischer Renegat darf er nicht sagen, von Luther — der communis sermo ausgegangen und einen starken örtlichen — wir nennen es mitteldeutschen — Bodengeschmack erhalten habe, der aber wohl zu unterscheiden sei von den Zufälligkeiten der dortigen Volksmundart. Diese, von denen er in Jott für Gott, Gar für Jahr u. s. w. einige ergötzliche Beispiele verspottet, hat nicht das geringste Vorrecht vor allen andern deutschen Mundarten, deren Schwächen er eben so grausam geiselt. Daß er die weitere Frage, die 1626, wie wir sahen, schon aufzutauchen begann, wo denn nun das beste Deutsch gesprochen werde, mit „in Speier und am kaiserlichen Hof" beantwortet, kann nur für eine Inconsequenz gerechnet werden, wenigstens, was den kaiserlichen Hof betrifft, deren innere Begründung wir schon oben angedeutet haben (s. o. 225).

Schottelius weiß natürlich, daß Luther und Opitz die eigentlichen Großmeister der hochdeutschen Sprache sind, aber er ist sich über das Verhältniß der gesprochenen zu der Schriftsprache doch nicht recht klar worden, so entschieden er auch gegen die Roheiten der Mundarten und für das Recht der grammatischen Theorie seine Lanze bricht. Er steht zu sehr unter dem Einfluß einer durch die innere Entwicklungsgeschichte der Sprache, wie wir sahen, hinlänglich erklärten Richtung, die namentlich in der fruchtbringenden Gesellschaft als ein Hauptproblem freilich mehr betastet als discutirt wurde, wie sich die lebende Sprache überhaupt zu der Schriftsprache verhalte. Man strebte auch, und mit Recht, nach einer lebendigen Sprachgemeinsamkeit neben der scheinbar todten schriftlichen, aber unter den ungünstigsten Verhältnissen und von völlig unzureichenden Voraussetzungen aus. Schottelius als Niederdeutscher hat es nicht schwer, die Anmaßung der Meißner zurückzuweisen, und doch war, wie sich gezeigt hat, auch in ihnen ein Körnchen innerer Berechtigung. Der im Ganzen so burleske, aber oft auch mit glücklichem Instinct für das natürlich Gegebene begabte Philipp Zesen hatte sich schon 1651 in seiner Art gar nicht so übel darüber geäußert, „es sei eine allgemeine Meinung (d. h. in ganz Mittel- und Norddeutschland), daß man von dem vornehmen Frauenzimmer in Leipzig das beste Hochdeutsch lernen könne. Das käme daher, weil dasselbe nicht mit fremden und gemeinen Leuten und dem Landvolke umgehe und gemeiniglich zu dem Ende gute Bücher lese, daß es eine zierliche Sprache annehme." Im Grunde dasselbe, was schon Scioppius weiß, nur wissenschaftlicher ausspricht. Schottelius aber verläßt sich ohne alle Absichtlichkeit umgekehrt wieder auf sein niederdeutsches Ohr: wenn er das hochdeutsche seh in der damals und jetzt

gleichen Aussprache vor l, m, n. w, überflüssig nennt, und auch wirklich einmal fließen, dann schließen, einmal smekken, dann schmekken schreibt, weil er fließen, smekken spricht, so zeigt sich für uns, daß er sich sehr über ein Grundprincip der hochdeutschen Lautgebung, das von allen Mundarten schon längst unabhängig geworden war, im Unklaren befand.

So dient Schottelius Werk der Sprachgeschichte eigentlich nur als leicht übersehbarer Durchschnitt weniger für das, was die wahre hochdeutsche Sprache der Zeit schon als ihr festes und sicheres Gut aufweisen konnte, als für die schwankenden und unklaren Stellen in ihr: von der Rechtschreibung an bis zu dem Satzbau. Nirgends weist da im gegebenen Fall der Verfasser eine unumstößlich sichere Entscheidung und der Usus, gegen den er so heftig eifert, d. h. ein ungefährer Instinct, ist zuletzt doch der eigentliche Entscheid. Im Ganzen ist es der literarische Querdurchschnitt, den Opitz durch seine schöpferische That dem ganzen Jahrhundert als unübertreffliches Muster aufgestellt hat, im Einzelnen aber ist, wie es sich begreift, nach alle dem, was wir bis jetzt von der Umgebung gerade dieser spätern Zeit haben kennen lernen, doch manches anders, in den seltensten Fällen besser als bei ihm, schon deshalb nicht, weil Schottelius auch vor der so vielfach in Form und Wesen unreinen Sprache der Schäfer an der Pegnitz eine maßlose Bewunderung hat.

Der eigentliche Werth des Buches dürfte daher doch noch in etwas Anderem bestehen, als in seinem unläugbaren Verdienst, die beste deutsche Grammatik zu sein, die bis dahin erschienen war. Wir setzen ihn auch nicht in die Begeisterung, womit er für die Ehre und die Reinheit seiner Muttersprache kämpft. Darin ist er nur eine Stimme aus dem ganzen Chor aller seiner hervorragenden Genossen und Vorgänger seit dem

Ende des 15. Jahrhunderts, und wenn er in tiefstem Groll zürnt, daß unsere so herrliche, majestätische, prächtige Sprache zu einer hungrigen Bettlerin gemacht worden sei, die von der spöttischen Gnade der Feinde und Verächter lebe, so trifft er damit in den eigentlich faulen Fleck, den alle Andern auch sahen und unermüdlich verdammten, ohne doch die Quellen der Fäulniß verstopfen oder abschneiden zu können. Aber wenn er und so viele mit ihm darin den eigentlichen Stolz der deutschen Sprache setzten, daß sie mit ihren „Doppelungen" (zusammengesetzten Wörtern) alle andern aus dem Felde schlagen können, streift er in ein sehr bedenkliches Gebiet. Wir sahen, diese unläugbare Virtuosität der Sprache war doch nicht ganz frei von der Natur eines Nothbehelfes (s. o. B. I, 344). Mit richtigem Sprachgefühl verwandt, wie es der frischen Natürlichkeit des 16. Jahrhunderts noch zugehörte, konnte sie Großes leisten und hat es auch, womit wir nicht Fischart meinen, dessen particulare Genialität die deutsche Sprache im Ganzen nichts angeht, höchstens insofern er den Beweis liefert, daß sie sich bieten läßt, was keiner andern geboten werden könnte, was selbst ein Aristophanes seinem so unendlich gelenkigeren Griechisch nicht zu bieten vermocht hat. Aber wenn die trockene Nüchternheit des 17. Jahrhunderts ihre rhetorische Prosa in Metrum und Reim, oder auch in fortlaufenden Sätzen mit Vorliebe durch einen unmäßigen Griff in diesen jedem, dem Stümper wie dem Meister gleich offenstehenden, an sich unerschöpflichen Speicher von Doppelungen aufputzte und verdeckte, so war damit der Sprache nichts gedient. Es wäre wieder, wie es Gottfried von Straßburg von Wolfram gesagt hat, nöthig gewesen, daß diese bickelwort jedesmal gleich den Glossator oder die Glosse daneben gehabt hätten, und der grenzenlose Unfug, den ein Zesen und Genossen zu allgemeiner

Entrüstung damit anrichteten, war doch principiell vollkommen berechtigt oder wenigstens nicht verboten, weder durch die Doctrin noch durch das Sprachgefühl selbst. Thut sich doch Schottelius sehr viel darauf zu gute, daß die Ausländer diese deutschen Wortungeheuer gar nicht einmal aussprechen können: er sieht darin den besten Zug der Heldenhaftigkeit unserer „Haubtsprach". Das eine wie das andere aber fehlt, vielleicht den einzigen Opitz und ein Paar Lyriker ausgenommen, allen in dieser Zeit: ein natürliches Gefühl wenigstens für einigen Wohllaut in solchen Neuschöpfungen und der feine Instinct für ihre unwillkürliche Einordnung in das jedem deutschen Sinn angeborene Sprachverständniß. Beides konnte eine Zeit der doctrinären Schablone nicht schaffen, vermißte es freilich auch nicht, aber die Sprache im Ganzen hat doch Ursache gehabt, es schwer zu vermissen.

Das eigentliche Verdienst Schottels setzen wir in den Grundgedanken und den Gesammteindruck seines großen Lebenswerkes. Alles, was die deutsche Sprache in irgend einer Beziehung war und leisten konnte oder sollte, ist hier in einem Brennpunkt vereinigt. Ist es ja doch nicht bloß eine trockene Grammatik, Laut-, Formen-, Wortbildungslehre, Syntax, sondern eine Stilistik, Rhetorik und Poetik (Metrik und Rhythmik eingeschlossen), eine Geschichte der Sprache und Literatur von der ältesten Zeit bis auf den damaligen Tag, eine systematische Zusammenstellung des ganzen Sprachschatzes an Grundwörtern (Wurzeln) und deren lebendigen Bildungsmitteln, Ableitungen und besonders Zusammensetzungen, der Eigennamen, der Sprichwörter und Gleichnißreden, also der ganzen in der Sprache niedergelegten Weisheit des Alterthums oder der lebendigen Thaten des Volksgeistes in der Sprache. Die deutsche Sprache erschien hier zum erstenmal der gelehrten

Zeit als das, was damals allein imponirte, und wofür sie immer nicht hatte gelten sollen, als eine Rüstkammer voll unermeßlicher Schätze der Gelehrsamkeit. Was Opitz apodictisch-declamatorisch ausgesprochen, was Andere pathetisch ihm nachgesprochen, dafür war schwerfällig und gründlich auf 1500 engedruckten Quartseiten der Beweis gebracht, wie ihn die Zeit forderte und würdigte.

## Siebentes Capitel.

### Die Puristen des 17. Jahrhunderts.

Schottelius ist als ein verständiger Geschäftsmann durch seine fortwährende Berührung mit dem Leben zwar zu Inconsequenzen in seiner Theorie veranlaßt worden, aber doch nie zu eigentlichen Absurditäten gelangt, höchstens daß er einmal im Uebermaß seines ehrenvollen Eifers für seine Herzenssache daran streift. Andere waren nicht so glücklich, die rechte Mitte, wie die Zeit sie verstand, einzuhalten. Das eigentliche, sprichwörtlich noch jetzt deshalb lebendige Musterbild dieser Andern ist der schon öfters erwähnte Philipp Zesen. Gerade weil er eine wenig beneidenswerthe Unsterblichkeit vor so vielen andern am literarischen Himmel verschwundenen Sternen erster, zweiter und aller Größe besitzt, thut es nicht Noth, ihn hier eingehender zu characterisiren. Auch ist die wirkliche Entwickelungsgeschichte der deutschen Sprache sehr wenig von ihm berührt, noch viel weniger etwa durch ihn in eine neue Richtung gedrängt worden, gerade weil er mit der vollsten Anmaßung der Reflexion sich für den Propheten eines neuen Glaubens hielt und sich mit einer, alle Anerkennung verdienenden

Rührigkeit und Elasticität trotz einem Heere von Feinden und Spöttern, trotz der jammervollsten Zustände seines eigenen literarischen Landstreicherlebens, unermüdlich, unerschrocken und sehr bald fanatisch an seine Unfehlbarkeit glaubend, der Nation als ihren Sprachheiland aufzudrängen suchte. Niemand wollte zuerst viel von ihm wissen, und wenn sein ehemaliger Lehrer, der Rector Gueintz, dem Fürsten Ludwig von Anhalt, Zesens Landesherrn, versichert, „daß Zesius sein Lerner (Schüler) gewesen und daß sein Witz niemals sich so erwiesen, daß man was sonderliches bei ihm verspüret, außer daß er alle Zeit was neues in dem Deutschen ohne Grund und beliebte Wahrheit ihme eingebildet", spricht er in seiner nüchtern-pedantischen Weise das aus, was eigentlich die gesammte öffentliche Meinung, so weit sie in den Schriftstellern sich äußerte, immerzu über ihn geurtheilt hat. Und doch konnte er sich auf momentane Erfolge berufen und hat diese ausgebeutet mit allen Kunstgriffen der literarischen Reclame, wie sie seit der Ueberpflanzung des Literatenthums auch auf deutschem Boden üppigst gedieh. Seine deutschgesinnte Genossenschaft oder Rosengesellschaft, die er am 1. Mai 1643 mit einem einzigen Bundesbruder gegründet hatte, wuchs bald so stattlich heran, daß sie an Mitgliederzahl die fruchtbringende Gesellschaft, deren Schoß er selbst und sein Werk entsprossen war, wahrscheinlich, und den Blumenorden an der Pegnitz wirklich überflügelte. Das Ordenswesen war das eigentliche Steckenpferd einer Zeit, in der vornehm und exclusiv als dasselbe und das Höchste galt, und so nimmt es nicht Wunder, daß selbst ein solcher abenteuerlicher Prophet wie Zesen einen Haufen von andächtigen Gläubigen um sich versammelte. Doch etwas muß dabei außer der Spielerei mit den Ordensdevisen, Kleinoden und Motto's, mit den vier Zünften mit ihren besonderen Vorrechten und Geheimnissen doch auch

die Sache gethan haben. Selbst ein solcher Prophet war doch auch ein Organ des öffentlichen Gewissens in der Nation. Es regte sich mehr und mehr in Reue und Scham über die schändlichen Unbilden, die die rohe Unachtsamkeit der Einheimischen und der freche Uebermuth der Fremden der Muttersprache anthun durften. Selbst Frauen wurden davon ergriffen: die Rosengesellschaft zählte in ihren vier Zünften, in der Rosen-, Lilien-, Nelken- und Rautenzunft eine stattliche Anzahl hochadeliger Frauenzimmer; die fruchtbringende Gesellschaft war zu ernsthaft oder zu pedantisch dazu, um diese immerhin bedenklichen, gelegentlich aber sehr brauchbaren Hilfstruppen zuzulassen.

Zesen selbst hatte in den Statuten seines Sprachordens das aufgenommen, was die andern auch: „den äußersten Fleiß aufzuwenden, daß der edelen hochdeutschen Sprache eigen angeborene Grundzierde nicht allein erhalten, und vor allem fremden Unwesen und Gemische bewahret, sondern auch je länger, je trefflicher vermehret, ja alles ungeschlachte unreine ungesetzmäßige und ausheimische abgeschaffet und in ein besseres, wo immer thunlich, verändert werde.“ Es kam nur auf die Auslegung an. — Er selbst hat sich anfangs Caesius, später, als er wie Opitz und Birken und neben vielen andern Literaten kaiserlicher gekrönter Poet und geadelt wurde — denn eigentlich stammt er aus einem ächt lutherischen Landpredigerhaus — von Zesen genannt, aber Philipp nicht wie spätere Sprachkünster derselben Art es thaten, mit Roßlieb, sondern viel vornehmer und geistvoller übersetzt. Eccard, Leibnitzens Secretär, ein gelehrter, aber wenig zuverlässiger Mann, behauptet, er, oder vielmehr seine Familie, habe eigentlich Blau geheißen, daher denn sein Ritterhold von Blauen.

Man hat ihn sehr oft geärgert, daß man ihm nachsagte,

er habe in seinem Verdeutschungseifer das undeutsche Mantel mit Windfang, Pistol mit Taschenpuffer übersetzt: ausdrücklich verwahrt er sich wieder und wieder gegen eine solche „unverschämte, grobe, ehrlose Schand- und Landlüge", aber sie wurde doch geglaubt und wird es bis heute. Wer aber den juristischen Kunstausdruck crimen stellionatus mit Sternbalgschaft, jus postliminii mit Entfremdbungsrache übersetzen konnte, dem ist viel eher jenes andere zuzutrauen. Zwar weiß sich der geniale Verdeutscher in der Vorrede zu seinem Rosenmând, wo beide Proben seiner Kunst sich finden, in tiefgelehrten Anmerkungen bestens darüber zu rechtfertigen, daß stellio deutsch nicht durch das gemeine Eidechse, sondern wegen seiner Ableitung von stella, Stern, nur mit „Sternbalg", d. h. ein Thier, das einen gestirnten Balg hat, gegeben werden könne, während sein „Entfremdbungsrache", wenn man nur die dazu gehörige Anmerkung aufmerksam liest, wirklich nicht so übel gebildet ist. Auch sein so oft gebrauchtes und oft belächeltes „Zeugemutter aller Dinge" oder bloß „Zeugemutter" für das fremde Natur, das er übrigens abwechselnd damit immer schreibt, thut hie und da eine glückliche Wirkung und andern seiner Erfindungen ist wenigstens eine humoristische Schlagkraft nicht abzusprechen, z. B. wenn der ägyptische Jupiter Ammon als „Hammelgötze", Neptun als „Fluhtgötze" auftreten, Venus, Fräue (d. i. Freie, denn über ei und äu oder au ist sich seine Orthographie nie recht klar geworden), die „Alsgöttin der Fräuerei und Liebe", Amor, „der verschalkte kleine Fräuhold", Minerva, „die Alsgöttin der Weisheit, Bläuinne oder Blauäugle", Flora, „die Alsgöttin der Bluhmen, Bluhminne", die Grazien, „die lieblichen Holdinnen" u. s. w. heißen. — Uebrigens schmeckt Windfang stark nach Zesens populärstem Titel „Sausewind", unter dem ihn Johann Rist in einer Posse auf die Hamburger

Bühne gebracht hatte. Es wollte Zesen nicht gelingen, dieses und die andern „unnützen, unverschämten und naseweisen Lästermäuler" zu stopfen, daß hinfort dergleichen zweibeiniges Müllervieh die Rosen- und Lilienzunft unangegigackt lasse, oder vielmehr ihn als den unvergleichlichen, wunderthätigen Retter, Beschirmer und Heiland unserer theuren hochdeutschen Heldensprach", wie er bei den Seinen hieß und geheißen sein wollte. Denn es waren wirkliche Offenbarungen des Sprachgeistes, die er mit derselben innern Ueberzeugung wie Muhammed die seinen, nur nicht mit solchem Erfolge vortrug, nicht mühsam ersessene und erschwitzte Schulweisheit. Sieht man nun genauer zu, worin diese überschwenglichen Geheimnisse bestanden, so läuft es zuerst auf eine vollständige Revolution des deutschen Wörterbuchs hinaus, die er aber immer nur stückweise der stutzenden Zeitgenossenschaft vorlegte: das ganze sammt dem cabbalistischen Schlüssel dazu sollte in einem großen Wörterbuch offenbar werden, von dem er schon 1672 — er starb 1689 70 Jahre alt — behauptet, daß es nach 20jähriger Arbeit druckfertig vorliege, seine Spötter, daß nicht ein Buchstabe davon existire. Es sollte heißen, der hochdeutschen Sprache Wort- und Stammbuch, und er machte sich unter anderm anheischig, den Beweis zu führen, daß die hochdeutsche Sprache die einzige ächte Tochter der hebräischen, der Sprache Adams sei; jener oben erwähnte Beccanus hatte es bequemer gefunden, den lieben Gott und Adam flaemisch sprechen, und alle andern Sprachen, vorab hebräisch, jene Ursprache, bloß radebrechen zu lassen. Der orthodoxen Theologenschaft, die in der deutschen Literatur dieser Zeit doch noch immer einen sehr bedeutenden Ton angab, war natürlich selbst Zesens eigentlich ganz correcte Ansicht etwas bedenklich: hebräisch als Ursprache verstand sich von selbst, aber das Deutsche sollte doch erst durch

allerlei Mittelglieder, wobei Griechisch und Latein nicht fehlen durften, bescheidenlich davon abgeartet sein.

Aber auch mit Hilfe der Ursprache oder des Urparadiesisch-deutschhebräischen ist Zesen in Etymologien nicht glücklicher, als seine andern Zeitgenossen. Ost, Süd oder Süden, West, gelten ihm z. B. mit Recht als urdeutsch, aber Ost scheint ihm so viel als Orst, und das r, wie angeblich in Verlust von verlieren, des Wohlklangs wegen ausgeworfen. Orst selbst aber dünkt ihm eine aus Ur-, Orstand, Auferstehung, zusammengedrückte Form, weil Ostern, das Fest der Auferstehung, doch offenbar dies Ost in sich enthält. Süd, noch leichter zu erklären, „weil es im Mittag südend-heis ist" und West, „das Teil der Welt, da die Sonne gewest ist." Da kann es auch nicht verwundern, daß er das damals nur noch in Luthers Bibel lebendige Färse, junge Kuh, durch „für-jahr", vorjährige, d. h. einjährige Kuh, und das entsprechende „Farre" gerade so erklärt; auch nicht, daß ein Mann, der so etwas zu Stande bringt, den Plural von ward durchgängig warden für wurden, — freilich nicht er allein — flectirt.

Eben so wichtig ist ihm aber noch ein Anderes, die Rechtschreibung: auch hier sind es lauter Offenbarungen, und die haben ihn gelehrt, daß e der eigentliche wahre Grundvocal sei — was freilich alle andern damaligen Linguisten auf dem Wege der Induction auch herausgebracht zu haben glaubten, ebenso daß o der äußerste Pol von a sei, weil Christus das A und O ist; alles soll absolut richtig sein und von allen geglaubt werden, wie es einer himmlischen Offenbarung ziemt. So weiß er auch, daß man in deutscher Schrift des c, x und y entrathen könne, weil sie im Laut mit andern gleich sind, aber h als Dehnungszeichen tastet er so wenig wie Schottel an. Ein Jahrhundert früher waren gar viele noch ohne dasselbe

ausgekommen: das Auge dieser breitspurigen Zeit kann es nicht entrathen und quält den Verstand mit allerlei wunderlichen Ausflüchten zu seinen Gunsten — gewöhnlich, daß es keine eigentliche Dehnung des Vocals, sondern nur halbe vorstelle, eine „gleichsam etwas hauchende Länge, ein Mittelhauchlaut" werde, wie Schottel sagt, der hier ganz auf einer Bahn mit Zesen wandelt. Natürlich darf es nicht nach, sondern muß vor dem Consonanten, der die Silbe schließt, stehen, also Noht, Muht, aber stahl, wahr, wie wir es auch noch zu schreiben gewohnt sind, jedoch nicht begreifen, daß sich dies stahl von stehlen, von Staal, oder Zesens Stâl, chalybs, irgend in der Qualität unterscheide. Doch glauben er und die Seinen, und was mehr heißt, Schottel und die Seinen daran. Aber v neben f bleibt ganz ruhig, da hat ihm der Geist nicht offenbart, daß jeder Lautunterschied seit mehreren Jahrhunderten verwischt war, auch die einfachen ch und sch mit zwei oder drei Buchstaben zu schreiben erlaubt er ihm. Zum Ersatz giebt er ihm ein äußerst complicirtes System von Accenten, das sich im Druck recht piquant, aber unbequem ausnimmt. Wie sich von selbst versteht, überboten die Jünger noch den Meister, und darunter ist einer, der Zesens aus dem Französischen übersetzte Romane, seine vielgenannte Adriatische Rosamunde, seine Assenat, Moses, Simson und seine lyrischen Kleinigkeiten, die nicht schlechter als die der Pegnesier sind, durch gefühlige Innigkeit und eine gewisse weiche Flüssigkeit der Form weit übertrifft, der Schlesier Samuel von Butschky. —

Alles dies begreift sich am leichtesten auf dem Hintergrund der thatsächlich immer ärger und in breiterem Umfang zunehmenden Sprachmengerei, die solche Auswüchse auf der andern Seite nothwendig heraustrieb. Zwar in den Schriftwerken ist es in und nach dem großen Kriege nicht

schlimmer geworden: selbst die Meisterstücke der Canzleien konnten nicht füglich ärger mit lateinischen, oder wenn es Actenstücke waren, mit französischen Brocken überstopft werden, und in der übrigen Literatur ist, wie wir sahen, ein grundsätzlicher Damm dagegen gezogen, der zwar oft durchlöchert, nie aber ganz durchbrochen wird. Nur für das Auge ist es jetzt auffälliger, weil sich die sog. deutsche Schrift von der lateinischen, d. h. der in der italienischen Renaissance geformten unterscheidet, die in Deutschland pflichtschuldigst bei allen ganzen und halben Fremdwörtern Eingang fand und die Buntscheckigkeit hervorbrachte, die uns an den Schriften und Drucken des 17. Jahrhunderts im Gegensatz zu dem 18. so auffällt.

# Zweite Abtheilung.

## Die neuhochd. Schriftsprache im Zeitalter des gesunden Menschenverstandes und der rationellen Wissenschaftlichkeit.

---

### Erstes Capitel.

#### Die Vorkämpfer für die Berechtigung der deutschen Sprache in der Schule und Wissenschaft.

Derselbe schon öfter genannte Balthasar Schuppe hat unter seinen tausend schlechten und guten Anecdoten und Schnurren auch eine köstliche Geschichte von seinem Landsmann, einem Procurator in Hessen, der dicke Lorentz geheißen, zu erzählen gewußt: „welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hatte befleißigen wollen. Einsmahls hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: Jung hole mir mein Messer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterschied sey zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauern, hatte er gesagt: Page, bringe mir mein Brotschneidendes Instrument. Einsmahls hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: Frau, es hat neun geschlagen, gehe zu Bett, ich hab noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesaget: Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülfin, meiner Augen Lust, das gegossene Erz

hat den neundten Thon von sich gegeben, erhebe dich auf die Säulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide" und in diesem Tone weiter — eine Fülle ächten Volkswitzes, der in der deutschen gebildeten Welt von damals allein noch in einem Pfarrhause nicht sofort als „Pöbelhaftigkeit" vor die Thüre geworfen wurde. Noch bekannter ist der Stadtschreiber im Teutschen Michel Grimmelshausens, zu dem „Schuppii" hessischer Procurator Porträt gesessen haben könnte, wenn es nicht vielmehr ein und dieselbe Person des Volkshumors ist, die bald als hessischer Procurator, bald als pfälzischer Stadtschreiber auftritt. Grimmelshausen übertreibt ins Ungeheuerliche: was bei Schuppe eine burleske Anecdote, kurz und schneidig, ist nach Grimmelshausens breitspuriger Art eine fratzenhafte Haupt- und Staatsaction geworden und verliert wenigstens für uns die Schlagkraft des Witzes.

Jedermann hatte damals in dieser so durch und durch schreibseligen oder literarischen Periode auch einmal ein Epigramm oder eine Satire fabricirt, und sich darin über solche „Phantasten" lustig gemacht, aber keinem fiel es ein, daß, wer nur einen Satz oder einen Vers in der gebildeten Sprache von damals schrieb, es gerade so machte wie sie und gar nicht anders machen konnte. Wenn der alles auf „kunstmäßige Lehrsätze" gründende Gesetzgeber der deutschen Sprachrichtigkeit, der gelehrte und wirklich gebildete Schottelius, das Wesen der lautnachahmenden Wörter wissenschaftlich analysirt, drückt er sich folgendermaßen aus: „durch die natürlich bekundte Unmöglichkeit ist es schlecht unmöglich, eine leichtere, gründlichere und wundersamere Art der Lettern oder Buchstaben und Wörter, als die Teutschen sind, aufzubringen: Sie sind nicht allein einlautend, die durch einen natürlichen

Zug all den gehörigen Laut verursachen, sondern ihr einstimmiger Laut ist so wunderreich und ihre Zusammenstimmung so überkünstlich, daß die Natur sich hierin völlig und aller Dinges ausgearbeitet hat, denn ein jedes Ding, wie seine Eigenschaft und Wirkung ist, also muß es vermittelst unserer Lettern und kraft derer, also auch zusammengefügten Teutschen Wörter aus eines wolredenden Munde daher fließen, und nicht anders, als es gegenwärtig da wäre, durch des Zuhörers Sinn und Hertze dringen. Zum Exempel nehme einer nur diese Wörter: Wasser, fließen, Gesäusel, sanft, stille ꝛc., wie künstlich ist es, wie gleichsam wesentlich fleust das Wasser mit stillem Gesäusel von unser Zungen? Was kann das Geräusch des fließenden Wassers wesentlicher abbilden? Was kann stiller, sanfter und lieblicher uns zu Gemüthe gehen, als diese geordnete Letteren stille, sanft und lieblich? Wolan, laßt uns ein Gegenexempel nehmen, laßt uns sagen Donner, brausen, brechen, Blitz ꝛc. Man durchsieht doch den kräftigen Tohn dieser Wörter, und die Eigenschaft des Dinges, so sie andeuten. Lieber, was bricht mächtiger zu uns herein als das Donneren und brechen und brausen? Was fleucht mit einer mehr erschreckenden Schnelligkeit dahin als der Blitz? Also wenn Opitz sagte: da eine siedende Flamme mit solchem Brechen und schrecklichem Getöse heraus fuhr: Welcher Teutscher vernimt alhier nicht anfangs ein flammendes siedendes Gemäng, darauf durch die folgende hart brechende Wörter ein Krachen auf uns losbricht."

Gewiß, die deutsche Sprache war durch und durch „majestätisch" geworden, und majestätisch, das Sublimat von vornehm, war ja das Losungswort der Zeit. Schade nur, daß sie viel zu majestätisch geworden war, um zu dem gebraucht zu werden, wozu sie doch auch geschaffen sein sollte, zu dem

unmittelbaren Ausdruck der Wirklichkeit eben so wie zu der klaren und zureichenden Auseinandersetzung wissenschaftlicher, Materien.

Das Deutsche als Sprache der Wissenschaft war ein Problem, das selbst der großartige Aufschwung des nationalen Geistes im 16. Jahrhundert nicht zu lösen vermocht hatte, wie wir gesehen haben. Hier blieb eine Lücke, eine für das Ganze sehr bedenkliche in einer Zeit, in der die Grundzüge der Wissenschaft in der gesammten europäischen Culturwelt als das kostbarste Gut der Menschheit erfaßt zu werden begannen. Die Tradition des Mittelalters und die besonderen Zufälligkeiten, unter denen die moderne Bildung entstand, brachten es mit sich, daß die Sprache dieser Wissenschaft zuerst lateinisch bleiben durfte. Doch überall regte sich in den andern europäischen Culturländern das Bedürfniß, die Landessprachen auch für diese höchste Aufgabe gerecht zu machen. Die Ehre der Nation, wie das innerste Wesen der modernen Wissenschaft selbst forderten es. Denn im Gegensatz zu dem, was das Mittelalter Wissenschaft genannt hatte, was nur ein Conglomerat von autoritätsmäßig fortgepflanztem wirklichem oder meist eingebildetem Wissen auf der einen Seite, von methodischer Ausbildung und Schematisirung der äußern Formen des Denkens auf der andern gewesen war, hatte die neue Wissenschaft, auch wo sie es selbst nicht wußte, die Erkenntniß der Wirklichkeit, der materiellen und immateriellen, durch ein systematisches Erforschen der einzelnen Thatsachen, aus denen sie sich zusammensetzt, zu ihrem Ziele. Wenn der Begriff der wissenschaftlichen Wahrheit in solcher Weise ein Gemeingut ward, mußte auch das sprachliche Hilfsmittel, an das alle wissenschaftliche Discussion gebunden war, ein neues werden. Das Lateinische war eine todte Sprache geworden,

nachdem man darin grundsätzlich zu der Classicität des Alterthums zurückgekehrt war. Ein Compromiß zwischen dieser reflectirten Sprachreinheit und den Bedürfnissen der modernen wissenschaftlichen Neuerwerbungen durfte zwar in jedem Augenblick und von jedem, der im neuen Geist forschte und schrieb, versucht werden, aber es fiel in jedem Fall ungenügend aus. Nur die lebendige Sprache selbst konnte sich dem Princip des Fortschritts und des Wachsthums des lebendigen Geistes anbequemen.

Ueberall kostete es das schwerste Ringen, bis nur die ersten Versuche dazu mit einigem Erfolge gemacht waren, nirgends aber lagen die Verhältnisse einem solchen, von der Nothwendigkeit der Dinge selbst gebotenen Unternehmen ungünstiger als in Deutschland.

Nicht als wenn die damalige deutsche Sprache an sich dazu weniger befähigt gewesen wäre, als ihre Nachbarinnen im Westen und Süden; die naturwüchsige Genialität, von der sie wenigstens bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts trotz aller ihrer Gebrechen strotzte, hätte es einem bahnbrechenden Genius unzweifelhaft ermöglicht, für die deutsche Sprache der Wissenschaft dasselbe zu werden, was Luther für die Sprache im Allgemeinen geworden ist. Aber daran fehlte es trotz dem Ueberfluß an Talent und Begeisterung, und so vielen der Wissenschaft wesentlichst zugewandten deutschen Geistern in dieser Zeit. Wer Aventin, sogar Sebastian Franck, und noch mehr Sebastian Münster aufmerksam liest, wird erkennen, daß die Ansätze dazu in gesundester Tiefgründigkeit vorhanden waren, aber es blieb bei den Ansätzen, und wie es nicht anders sein konnte, auch deren Wurzeln begannen allmählich zu vertrocknen.

Wäre es allein die Praxis selbst gewesen, die sich der

einmal gegebenen Thatsache fügend das Lateinische hätte gefallen lassen oder an dem Lateinischen hangen blieb, weil es ihr so viel bequemer war, so würde der Zukunft die Arbeit, eine deutsche wissenschaftliche Sprache zu schaffen, nicht so sauer geworden sein. Aber zu der Praxis gesellte sich sofort der pedantischste Doctrinarismus, wie es bei uns immer üblich zu sein pflegt. Er bewies und suchte es auch, soweit sein Einfluß reichte, in die That umzusetzen, daß es so wie es stand, immer bleiben müsse, weil es a priori vernünftig sei. Unsere gelehrten Schulmänner der Reformationszeit, ein Johann Sturm, ein Trotzendorf, sind von dem Glauben erfüllt, daß die Erlernung des Lateinischen, neben dem Griechischen, dem Hebräischen und allen möglichen andern Sprachen das eigentliche Ziel der gelehrten Vorbildung, dessen, was wir Gymnasialstudium nennen, sei, alles andere Wissen nur eine dienende und aushelfende Aufgabe habe. Sie glaubten an diesen Satz mit dem ganzen Fanatismus einer Zeit, die das Heil der Seele von der Intensität dessen, was sie Glauben nannte, ausschließlich abhängig machte. Sie wissen auch, warum die Gymnasien nur Lateinschulen sein sollen. Die Aufgabe der Gymnasien ist die Propädeutik für die eigentliche Wissenschaft: weil diese eigentliche Wissenschaft aber nur in lateinischer Sprache gedacht werden kann, müssen auch die Gymnasien nur lateinisch sein.

Dem gegenüber war durch den leitenden Geist des Jahrhunderts, durch Luther selbst, das Deutsche in der Schule principiell heimathberechtigt gemacht worden. Es hatte zwar schon lange vor ihm allerwärts in Deutschland sogenannte deutsche Schulen gegeben, er aber sprach es als eine Gewissensforderung aus, daß dieser bloß zufällige Zustand in einen grundsätzlich geregelten, methodisch geordneten verwandelt

werden solle. So hat das 16. Jahrh. in allen deutschen Landschaften, wo die Reformation gründlich durchdrang, in Meißen, Thüringen, in den meisten Territorien Niederdeutschlands, Hessen und Würtemberg eine deutsche Volksschule neben der lateinischen Gelehrtenschule geschaffen, aber unverkennbar trotz der unermeßlichen Autorität Luthers stiefmütterlich neben dieser behandelt. In dem trockenen und kahlen Spätherbst und Winter nach Luthers Tode hat auch hierin Melanchthon, der Vater der lateinischen Schule, den Sieg über Luther davon getragen.

Aber der Herbst und Winter dauerte nicht immer. Genau in derselben Zeit, wo die deutsche Sprache durch Opitz aus ihrer Erniedrigung erlöst und so vornehm gemacht wurde, um es in der schönen Literatur mit ihren Verächtern aufnehmen zu können, wurde auch versucht, sie zu gleichem Range mit dem Lateinischen als Sprache der gelehrten Bildung zu erheben. Opitz und Ratichius sind Söhne derselben Zeit und desselben Geistes, nur daß Opitzens Aufgabe eine unendlich leichtere und dankbarere war.

Ratichius gehört zu jenen damals so häufigen, uns beinahe undurchsichtigen Naturen des ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts, in denen sich der keimende gesunde Menschenverstand, die Richtung auf das Zweckmäßige und unmittelbar Nützliche, der moderne Geist, mit der idealistischen Phantasterei einer begrifflich schon ganz überwundenen tieferen Entwickelungsstufe der Menschheit, des Mittelalters unauflöslich verbanden. Den Zeitgenossen erschien er daher, je nachdem sie selbst mehr von dem einen oder dem andern Schlag waren, bald als ein Charlatan, bald als ein Prophet. Zunächst handelte es sich ihm allerdings nicht um die Erhebung des Deutschen zur Sprache der höchsten wissenschaftlichen Geistescultur, obgleich er auch diesen Gedanken nebenbei in sich trug, schon weil er

wie alle, die der aufstrebenden Richtung angehörten, von einem starken nationalen Selbst- oder Ehrgefühl erwärmt war, das durch den Hochmuth der Fremdsprachen aufs äußerste gereizt wurde.

Ratichius wollte dasselbe, was 600 Jahre früher von Notker Teutonicus, aber seitdem nicht mehr versucht worden war. Das Deutsche sollte in sein naturgemäßes Recht als Verständigungsmittel für jede Art von Unterricht von der untersten bis zur höchsten Stufe eingesetzt werden. Der Mönch des 11. Jahrhunderts hatte es sich in seiner Zelle ganz nüchtern und ohne eine Spur von patriotischem oder intellectuellem Idealismus aus den Thatsachen seiner practischen Lehrthätigkeit abstrahirt, der nirgends heimische gelehrte Zugvogel des 16. Jahrhunderts war nicht durch die Erfahrung, sondern durch das reflectirte und methodische Nachdenken über die Principien und Ziele aller Lehrthätigkeit, das damals in der Luft lag, darauf gekommen: er hatte sich's a priori construirt und versuchte das Gefundene der Welt practisch zu beweisen. Der Beweis mißglückte natürlich und es geht uns hier nichts an, durch wessen Schuld, aber die Idee selbst ging damit nicht unter.

Unmittelbar durch Ratichius angeregt traten zwei wissenschaftliche Geister ersten Ranges nach damaligem Maßstab, die Gießener Professoren Jungius und Helvicus, für den wissenschaftlichen Beruf der deutschen Sprache ein, der jenem doch eigentlich nur im Hintergrunde gestanden hatte, weil er selbst zwar ein vielwissender, aber kein gelehrter, noch weit weniger ein wissenschaftlicher Mann war. Jungius und Helvicus behaupteten, daß alle Künste und Wissenschaften, als Vernunftkunst (Philosophie), Sitten und Regierkunst, Maß-, Wesen-, Naturkundigung, Arznei-, Figur-, Gewicht-, Stern-, Bau-, Befestigungs-

kunst – oder wie sie Namen haben mögen", viel leichter, bequemer, richtiger, vollkommlicher und ausführlicher in deutscher Sprache können gelehrt und fortgepflanzt werden, als jemals in Griechischer, Lateinischer oder Arabischer Sprache geschehen ist, sind aber den Beweis schuldig geblieben: Jungius hat kein einziges seiner wissenschaftlichen Werke aus der „Vernunftkunst, Maß und Naturkundigung" und was sie sonst Namen haben mögen, sowohl der gedruckten als der noch zahlreicheren im Manuscript hinterlassenen in deutscher Sprache verabfaßt. — Helvicus hat es zwar in seiner Grammatica universalis gethan, aber mit nicht besserem Erfolg als Gueintz oder Schottel. Denn was im vorigen Jahrhundert einer genialen Kraft im glücklichen Wurfe hätte gelingen können, das war in diesem Jahrhundert der Reflexion und der prosaischen Empirie weder einem einzelnen, immerhin talentvollen Manne, noch auch vielen Einzelnen nach und nebeneinander möglich. Auch Helvicus schreibt ein Deutsch, das in jedem Augenblick der lateinischen Glosse bedarf, um verstanden zu werden. Was sollte die gelehrte Welt, oder was sollte die Wissenschaft damit?

Liest man die Titel der damaligen wissenschaftlichen Literatur, so giebt es allerdings in allen Fächern auch deutsch geschriebene, deutsche Kräuter- und Arzneibücher, Rechenbücher, sogar Logiken, die schon Schottelius sorgfältig aufzählt, aber die Zahl wächst nicht im Verhältniß mit der selbst durch den Krieg nur momentan zurückgestauten literarischen Productivität und es ist kein einziges von durchschlagender wissenschaftlicher Bedeutung darunter. Hat ja selbst Opitz alle seine eigentlich gelehrten Projecte, auf die er eben so viel Gewicht, wie auf seine poetischen Großthaten legt, nur in lateinischer Sprache theils ausgeführt, theils, wie es ihm bei der Kürze seines Lebens ging, nur umrissen. Denn sein deutsches Buch von der

teutschen Poeterey hat weder er selbst, noch irgend einer seiner Bewunderer für eine wissenschaftliche Leistung im Stile der Zeit gehalten. Dazu hätte er es nicht in fünf Tagen schreiben dürfen und dann wäre es gewiß nicht in deutscher Sprache geschehen. Wie hätte aber ein Kepler seinen weltbewegenden Commentarius de stella Martis, ein Samuel Pufendorf die lange Reihe seiner durchschlagenden naturrechtlichen, völkerrechtlichen, staatsrechtlichen, politischen und historischen, auch in der Form vollendeten Arbeiten — wenn er einmal deutsch schrieb, so war es so schlecht, wie das des zopfigsten Canzlisten — selbst ein Johann Gerhard seine loci Theologici deutsch schreiben können? Mehr als genug Erbauliches und Polemisches in deutscher Sprache, wenn gleich nicht mehr in dem Deutsch eines Arndt oder Luther, entfloß seiner rastlosen Feder, aber sobald er sich als Gelehrten, als Mann der Wissenschaft geben wollte, schrieb er nur lateinisch.

Daß ein Originalgenie auch hierin den Kampf weniger gegen die Macht des Herkommens, als gegen die Wucht der Verhältnisse aufnehmen konnte, ändert nichts daran. Jacob Böhme hat es gekonnt, der neue philosophus teutonicus, der wiedererstandene Meister Eckhart, sprachgewaltig wie sein Zunftgenosse, der Schuster von Nürnberg, der noch aus der ersten Zeit des 16. Jahrhunderts herausgewachsen ist. Der Görlitzer Schuster aber war erst eilf Jahre alt, als Hans Sachs 1576 starb, und stand so recht mitten inne in der mattesten und trockensten Zeit. Denn als es wieder lebendiger sich regte, da starb er 1624 in demselben Jahre, wo mit Opitzens Buch von der teutschen Poeterey der erste große Sieg der neuen Literatur erfochten wurde. Ein solcher Mann hält sich außerhalb der Bedingungen von Zeit und Raum, die für den Haufen gelten, und seine Sprache mit ihm. Und sieht man

diese Sprache genauer an, so ist sie natürlich in Formen und Worten dieselbe, die alle andern um ihn sprechen, aber im Wesen ein wundersames Wiederaufleben jenes so eigenartigen Idioms der Philosophie und Theosophie des 14. Jahrhunderts. Es ist schon früher gezeigt worden, daß sich daraus nimmermehr die Sprache der inductiven, empirischen Wissenschaft, auf die jetzt alles drängte, hätte gestalten können. Eine völlig andere Seelenconstruction, eine ganz andere Gedankenassociation liegt ihr zu Grunde. Darum mag man Jacob Böhme's Sprache wie seine Ideen so hoch bewundern als man will, aber man bedenke, daß man dem Unvergleichlichen selbst eben so schweres Unrecht anthut, wenn man das Gewöhnliche darnach mißt, als wenn man es selbst nach diesem Gewöhnlichen messen wollte.

Leute wie Schuppe hatten gut sagen und darum sagten es ihm so viele nach: „Es ist die Weisheit an keine Sprach gebunden; warumb sollte ich nicht in teutscher Sprache eben so wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als im Lateinischen? Warumb sollte ich nicht in teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helfen könne, auf Teutsch, als auf Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italiäner lehren und lernen alle Facultaeten und freyen Künste in ihrer Muttersprache" (was nebenbei bemerkt, doch für Frankreich und Italien damals nur sehr bedingt richtig ist, nur so weit, daß es kein Fach der Wissenschaft gab, worin nicht wenigstens der Versuch zum Gebrauch der lebenden Sprache gewagt worden wäre). Und wenn Schuppe zusetzt: „Es ist mancher Cardinal, mancher große Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kann", so stimmt das mit bekannten Thatsachen der damaligen Sittengeschichte, aber die Geschichte der Wissenschaften hat, so viel wir sie kennen, von dieser Art von Patrioten keine Bereicherung erfahren.

Doch ist es merkwürdig zu sehen, wie diese fortwährende, von den Thatsachen Lügen gestrafte Forderung, immer mehr die Form eines unumstößlichen Vernunftgesetzes annimmt, dessen Wahrheit jeder anerkennt, wenn er sich als wissenschaftlich gebildet documentiren will. Selbst der große Hermann Conring, der letzte und bedeutendste aller Polyhistoren, ehe die ganze Polyhistorie durch ein wahres wissenschaftliches Universalgenie Leibnitz, in die Rumpelkammer der Vergangenheit verwiesen wurde, hat gegen einen nicht bloß subsidiären, sondern ausschließenden Gebrauch der deutschen Sprache in den strengen Wissenschaften — seine eigenen deutschgeschriebenen staatsrechtlichen Deductionen und politischen Pamphlete rechnete er natürlich nicht dazu — keine andere Einwendung, als puniunt se ipsos fraudantque fama ac laude qui uni suae genti scribunt, cum possent toto orbi inclarescere — er wußte wohl, was das nach Heller und Pfennig werth war, denn deutsche Bücher hätte ihm sein großer Patron an der Seine nicht mit Gold aufgewogen.

## Zweites Capitel.

### Leibnitz als der Schöpfer einer deutschen Sprache der Wissenschaft, überhaupt der höchsten intellectuellen Interessen.

Diese in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, die die Schöpfung einer deutschen Sprache der Wissenschaft ebenso verhinderten, wie sie den Ehrgeiz und Patriotismus der besten Köpfe fortwährend zu neuen Experimenten aufstachelten, konnten von den Nächstbetheiligten am ersten in ihrer wahren Natur verkannt werden. Einer aber darunter erkannte sie in ihrem

genetischen Zusammenhange und sann zugleich auf ihre Beseitigung durch eine auf volles Bewußtsein gegründete, im strengen Zusammenhange mit dem erstrebten Ziele gedachte practische und theoretische Behandlung des deutschen Sprachkörpers. Dieser eine war Leibnitz, der größte wissenschaftliche Genius des Jahrhunderts, das einen Kepler, Galiläi, Cartesius, Spinoza, Baco, Locke und Newton, einen Isaak Vossius und Mabillon hervorgebracht hat. Soll die Bezeichnung der größte wissenschaftliche Genius nicht eine Trivialität sein, so muß sie sich auf ein richtig angesetztes Rechenexempel gründen. Bei den Schöpfungen des eigentlich producirenden Genius, die der Sphäre der Kunst angehören, wäre eine solche Reduction auf Zahlenformeln eine Albernheit: hier ist jeder so groß wie der andere, oder der größte in seiner Art; der Genremaler, der etwas Vollkommenes geschaffen hat, so gut wie der Historienmaler. In der Wissenschaft aber, die selbst ihre Resultate errechnet, läßt sich auch rechnen und nach einem solchen Rechenexempel ist die Summe der intellectuellen Thaten, die von Leibnitz ausgehen, die größte in diesem Jahrhundert. Er ist der einzige Deutsche seit Kepler, der ganz im Anfange des Jahrhunderts steht, in der Reihe jener wissenschaftlichen Heroen, die den modernen Geist zum Durchbruch gebracht haben, aber der größte von allen.

Für unsere eigentliche Aufgabe kommen die beiden bekannten Gelegenheitsschriften Leibnitzens zunächst in Betracht, seine „Ermahnung an die Teutsche (so schrieb er meistens nach den grammatischen Systematikern im Gegensatz zu Luther, Opitz, aber auch Zesen, die Deutsch bevorzugten), ihren Verstand und Sprache besser zu üben" 2c. von 1679 und seine „Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" von 1697, beide zunächst nicht für

die Oeffentlichkeit, sondern für den Autor selbst bestimmt, denn beide sind erst aus seiner Hinterlassenschaft, die erste 1846, die zweite schon 1717 veröffentlicht worden. Gerade deshalb sind sie aber um so bedeutungsvoller für Leibnitz selbst und für die Entwicklung der deutschen Sprache, weil der darin gewiesene einzig verstandesrichtige Weg, von der Sprache selbst, oder von der Zeit wirklich eingeschlagen worden ist, ohne daß die Autorität des Propheten dabei irgend welchen Einfluß gehabt hätte.

Leibnitz schon als systematischer Denker hat das Ganze der deutschen Schriftsprache im Auge, nicht die Sprache als Werkzeug des wissenschaftlichen Vortrags allein. Er erkennt das Recht der schönen Literatur in Vers und Prosa in seinem vollen Umfang an, aber als wissenschaftlicher Genius an sich hat er sein Hauptaugenmerk auf die Sprache, insofern sie seinem eigentlichen Bedürfniß oder Berufe dienen konnte, gerichtet. Wenn er die Sprache als Werkzeug der redenden Künste betrachtet, so steht er selbstverständlich ganz auf dem conservativ-doctrinären Standpunkt der Zeit, nur daß er entschiedener als die meisten und mit besseren Gründen als alle, soweit er es bei seiner nicht gemachten, sondern angeborenen Verehrung und Empfänglichkeit gegen jede Art geistiger Productivität über sich gewinnen konnte, Opitz, d. h. die relativ classische Einfachheit der Kunstmittel im Gegensatz zu denen seiner Nachfolger hervorhebt. Leibnitzens eigene poetische Versuche in deutscher Sprache machen die practische Probe auf diese seine theoretischen Sätze: ohne allen eigentlich poetischen Gehalt sind sie metrisch, stilistisch und rhetorisch ein Protest gegen das, was den Lohenstein und Hofmannswaldau, aber auch den Harsdörfer und Klaj als ihr mit eben so maßloser Eitelkeit wie Feigheit ganz im geheimsten Kämmerlein

des Herzens über Opitz gefeierter Triumph der eigenen Kunst galt.

Leibnitzens Theilnahme für die deutsche Sprache fließt aus zwei Quellen. Die erste ist seine tief gegründete Vaterlandsliebe. Seine „Ermahnung an die Teutsche" beginnt mit dem Satze „Es ist gewiß, daß nächst der Ehre Gottes einem jeden tugendhaften Menschen die Wohlfahrt seines Vaterlandes billig am meisten zu Gemüthe gehen solle", und sein ganzes Leben hat diesen Satz in allen Dingen bewahrheitet. Er spricht ihn nicht aus als das Erzeugniß seines besonderen Denkens und seines wissenschaftlichen Calculs, wie seine Monadentheorie oder seine Harmonia praestabilita oder seine Differentialrechnung, sondern als ein der menschlichen Substanz an sich zugehöriges Eigenthum, als ein Gemeingut der Menschheit, wie den Gottesbegriff, den Begriff der Tugend, der Wahrheit u. s. w., und hat vollständig Recht, wenn er sagt, jeder „tugendhafte", jede richtig organisirte, nicht durch irgend welches Gift des Lebens zerstörte Menschenseele empfinde ebenso. Man darf wohl sagen, daß selbst in dem damaligen Deutschland, das sich eben erst aus seinem Scheintod durch den großen Krieg zu beleben begann, das seine Belebungsversuche unter einem wie absichtlich durch das Schicksal gehäuften Berge der allergefährlichsten und schwierigsten Hindernisse anstellen mußte, doch jeder „anständige" Mann — Leibnitz braucht diesen Ausdruck eigenthümlich genug ganz im neuesten Sinn, wahrscheinlich dem französischen honnête homme nachgebildet — eben so dachte wie Leibnitz, und daß sich, wie es in jedem nationalen Gemeinwesen sein sollte, damals noch die Intensität des Patriotismus in völlig richtigem Verhältniß zu der intellectuellen und sittlichen Bildungshöhe der Individuen befand. Dies Erbtheil einer gesunderen Vergangenheit war es allein,

wodurch die Nation vor gänzlicher Zerstörung gerettet wurde, der sie nach allen Conjuncturen der Geschicke verfallen schien. Daß im folgenden „philosophischen Jahrhundert" dieser kernhafte, ehrliche Patriotismus durch einen verschwommenen, anphantasirten Kosmopolitismus abgelöst werden sollte, der den Begriff eines „anständigen Mannes" seiner schönsten Zierde entkleidete, ahnte wohl ein und der andere scharfsichtige Geist, namentlich Leibnitz selbst, aber er und seine Zeitgenossen waren und blieben in dieser Hinsicht noch ganz Leute alten Schlages.

Die Zeit ist längst vorüber, wo man in dem kosmopolitischen Hofmann und Diplomaten Leibnitz den Patrioten verkennen durfte. Aber in einen kosmopolitischen Hofmann, wenn man es so nennen will, mußte sich der Patriot Leibnitz verkleiden, wenn er den Universalismus seiner wissenschaftlichen Ideen auch nur einigermaßen der Menschheit oder der Wissenschaft, und damit auch seinem Volke, nutzbar machen wollte. Denn ein specifisch-deutsches wissenschaftliches Publicum, das dafür irgend vorbereitet gewesen wäre, existirte nicht. Alle geborenen Deutschen, die man dazu hätte rechnen können, gehörten durch ihre gesellige Bildung und Beziehung einer kosmopolitischen, einer bei den eigentlich Gelehrten lateinisch, bei den andern, den gebildeten Weltleuten, französisch gefärbten Coterie an. Nur hier oder dort konnte er verstanden werden, und daher schrieb er alles eigentlich Wissenschaftliche, oder vielmehr alles, was er zu unmittelbarer Wirkung in der Wissenschaft bestimmte, entweder lateinisch oder französisch. Daß er aber auch Deutsch als schon vollkommen ausreichende Sprache der Wissenschaft nach den theoretischen Grundsätzen, die er selbst für seinen Gebrauch gefunden hatte, zu handhaben verstand, zeigen nicht sowohl jene beiden Gelegenheitsschriften,

die bei einem überwältigenden Reichthum an Ideen doch die strenge Form der wissenschaftlichen Deduction nicht bedürfen, weil sie nur ihm selbst galten, auch nicht jene staats- und völkerrechtlichen Pamphlete, die er mitten in die große Politik seiner Zeit hineinwarf, und die sich an alle Deutschen wenden, nicht an die gelehrte Zunft, als vielmehr die doch recht zahlreichen deutschen Schriften ächt wissenschaftlichen Gehaltes und völlig durchgearbeiteter wissenschaftlicher Form, die sich in seinem Nachlaß, gleichsam als Probe des gewissenhaften Rechnens für die Richtigkeit seiner Ideen gefunden haben. Keine derselben giebt einen wesentlich neuen Zug in dem Gesammtbilde seines wissenschaftlichen Genius oder enthält eine wesentlich neue, von ihm nicht auch anderwärts lateinisch oder französisch vorgetragene wissenschaftliche Idee und dies ist auch der Grund, weshalb er sie deutsch schrieb und in seinem Pulte verschloß oder nur an Einzelne mittheilte.

Leibnitz drückt sich in seiner „Ermahnung an die Teutsche" darüber eben so zierlich wie scharf aus, „denn unser deutscher Garten muß nicht nur anlachende Lilien und Rosen, sondern auch süße Aepfel und gesunde Kräuter haben; jene verlieren bald ihre Schönheit und Geruch, diese lassen sich viele Jahre zum Gebrauch behalten." Aus dem Bild in den Ausdruck der verständigen Reflexion übersetzt, heißt das: daß keine Verbesserung der Mißstände in der deutschen Sprache zu hoffen sei, „so lange wir nicht unsere Sprache in den Wissenschaften und Hauptmaterien selbsten üben, maßen wenig rechtschaffene Bücher vorhanden so in deutscher Sprache geschrieben und den rechten Schmack oder reinen Saft haben, wir schreiben gemeiniglich solche Bücher, darin nichts als zusammengestoppelte Abschriften aus andern Sprachen genommen, oder zwar unsere eigene, aber oft gar ungereimte Gedanken." Es ist, wie man

sieht, ausschließlich der dem Verstande und der Reflexion begreifliche Gehalt der Literatur, den er nach seiner eigenen Geistesindividualität als das eigentlich würdige Object der sprachlichen Darstellung gelten läßt, die Poesie ist ihm nur ein an sich überflüssiges Ornament, aber nicht die strenge Form der Wissenschaft allein, noch weniger etwa bloß die Philosophie, sondern alle und jede Objecte aus der Wirklichkeit, die dem Menschen „nutzbar" sein können. Diese principiell prosaische Auffassung, die aus der gleichen des gesammten Lebensgehaltes fließt, hat, wie man leicht begreift, in einer Sprache, wie die der poetischen und prosaischen Rhetorik des 17. Jahrhunderts, das denkbar schlechteste Darstellungsmittel gefunden und so läßt sich Leibnitzens ganzes Streben für die deutsche Sprache kurz dahin zusammenfassen, daß man es als die begrifflich nothwendige Reaction dagegen, als ein Suchen nach dem ächten Prosaausdruck, oder die sprachlich zureichende Darstellung des gesunden Menschenverstandes und der geschulten Reflexion characterisirt.

Was Leibnitz der wissenschaftliche Genius und Leibnitz der Patriot für die Erforschung der gesammten nationalen Vergangenheit in Recht, Geschichte und Sprache gethan hat, gehört zunächst in die Geschichte der deutschen Sprachwissenschaft oder der deutschen Philologie und Alterthumskunde, nicht in die Geschichte der neuhochd. Schriftsprache. Daß er zuerst im Gegensatz zu allen Früheren, die Principien der historisch-kritischen Methode auch diesen Studien erschlossen hat, liegt auf der Hand, und daß dieselbe neben der massenhaften Anhäufung von Material, die Eccard auf der einen Seite, auf der andern Schilter und die Straßburger Germanistenschule, wie nicht minder die Leipziger, als die eigentliche Aufgabe der Wissenschaft practisch zur Geltung brachten, einst-

weilen etwas verkümmerte, ist nicht Leibnitzens Schuld, obgleich er selbst durch die imposante Fülle des merkwürdigen Stoffes, den er zusammenzubringen verstand, eine der Veranlassungen dazu wurde.

Dem Manne der Wissenschaft konnte seine deutsche Haupt- und Heldensprache — und so tauft er sie in conventionell-loyalem Conservatismus nicht bloß, sondern auch mit einer allseitigen, für seinen Verstand zureichenden Begründung — wie alle andern Sprachen nichts weiter sein als ein Spiegel des Verstandes, und sie zu einem richtigen von allen Flecken gereinigten zu machen, das war das Ziel seines logischen Rechnens und seiner daraus abgeleiteten practischen Vorschläge. Die Worte sind ihm aber doch nicht bloße willkürliche oder conventionelle Zeichen, wie sie seinem philosophischen Antipoden, dem Engländer Locke, für sein Englisch es wohl sein durften, sondern sie sind ihm aus der eigentlichen Begriffswurzel vollzogene Schöpfungen, in denen sich durch den übereinstimmenden Gebrauch eine ganze Summe von feststehenden Begriffsmaterialien auf einmal spiegelt. Insofern darf er sie mit Ziffern oder Rechenformen vergleichen, aber er ist viel zu geistvoll, sie nur dafür zu halten, wie es Locke thun mußte. Alle jene buntscheckig schillernden Phantasieseifenblasen einer im Grunde unendlich prosaischen und trivialen Sprachmystik, die selbst noch einem so nüchternen Mann wie Schottel die Sinne umnebelt hatten, sind damit zerstoben, und wenn sie auch nicht sofort verschwanden, so waren es von da an Gespenster und keine Wirklichkeiten mehr. Für den Verstand kommt es, wie er weiß, auf zweierlei in der Sprache an: 1) Auf die vollständige Begriffsmäßigkeit der Worte, 2) auf ihre logisch, oder was ihm damit identisch sein muß, grammatikalisch richtige Verbindung. Die deutsche Sprache hat nach Leibnitzens Wahrnehmung — und

hierin, wie in allem Andern, ist jedes Wort von ihm eine absolut richtige Offenbarung des Verstandes, oder die auch isolirt richtige Ziffer eines im Ganzen richtigen Rechenexempels — die Fähigkeit, in diesem Sinne ihre ganze Schuldigkeit zu thun, bisher noch nicht entwickelt; die Poesie auf der einen Seite, das Bedürfniß des gewöhnlichen oder practischen Lebens, also nach der gewöhnlichen Auffassung die beiden entgegengesetzten Pole, können durch die vorhandenen Sprachmittel alle ihre Anforderungen decken, nicht aber jene mittlere Region, die von den practischen Interessen eines höheren Cultur- und Gesellschaftsstandes, Staat, Recht, Politik ꝛc. bis hinauf zu der eigentlich abstracten Wissenschaft reicht, und es kommt nur darauf an, daß diese Lücke ausgefüllt werde.

Insofern als diese deutschen Schriften entweder nur als Entwürfe ihres Verfassers, oder in einem engeren Kreise von Freunden und Gönnern circulirend, oder wie die verschiedenen staatsrechtlichen und politischen Abhandlungen bloß durch ihren Inhalt, aber nicht durch ihre Form dem Verfasser selbst etwas galten, kann man zugestehen, daß die gesammte deutsche Schriftstellerei Leibnitzens unmittelbar keine Wirkung auf die Entwickelung der deutschen Sprache seiner Zeit ausgeübt habe. Es gilt also für ihn das Umgekehrte, was für Luther, mit dem er von den Vorgängern allein nach seiner, wenn auch gründlich anders gearteten, geistigen Potenz vergleichbar ist. Und doch möchte man auch Leibnitz als deutschem Schriftsteller wenigstens ein ähnliches ideales Supremat in der Sprache seiner Zeit zuerkennen, wie es Luther real übte. Andere waren dazu berufen, das auszuführen, was der eine Mann in dem ganzen Kreis der ihm zugänglichen Stoffe und Darstellungsformen allein leistete, jeder in seinem Fache, keiner aber mit solcher Meisterschaft wie er, denn selbst ein Christian Wolf, wie wir

noch sehen werden, steht nicht bloß in der Substanz seiner Philosophie, sondern auch in der flüssigen, gewandten und absolut lichtvollen Darstellung seiner Lehrsätze durch die Mittel der deutschen Sprache wie ein dürftiger Nachahmer zu dem Originalgenie.

Man kann daher auch sagen, daß es dem deutschschreibenden Leibniz eigentlich darauf ankam, die Ergebnisse seines auf die deutsche Sprache gerichteten systematischen Denkens, seiner rationellen Durcharbeitung des Sprachbegriffs und der vorhandenen Sprachmittel, die er in den Unvorgreiflichen Gedanken und sonst gelegentlich niederlegte, in seinen verschiedenen deutschen Schriften thatsächlich, wenn auch ohne eigentliche systematische Absichtlichkeit, als richtig zu erweisen. Namentlich seine streng philosophischen Abhandlungen „Von der wahren Theologia mystica, von dem Naturrecht, von der Weisheit, von dem höchsten Gute, von dem Verhängnisse" thun dar, wie jener tiefe Gedanke, den er in einem Briefe an den Herzog Johann Friedrich von Hannover einmal gelegentlich hinwirft, „die deutsche Sprache leide keine „Terminaisonen" (willkürlich erfundene Kunstausdrücke), man wolle denn fremde Worte ungescheut hineinflicken", von ihm zuerst und beinahe allein für den höchsten wissenschaftlichen Stil practisch gemacht werden konnte. Denn hier in diesen Schriften finden sich weder „fremde Worte", die mit einer wunderbaren und eben deshalb dem Leser gar nicht im geringsten auffälligen Gewandtheit vermieden sind, während seine politischen Memoires und seine Briefe alle die lebendig circulirenden Fremdwörter gebrauchen, noch das, was er „Terminaisonen" nennt, selbsterfundene Schulterminologien, die zwar dem Klang und der Herkunft nach deutsch, aber nur durch erläuternde Noten dem Leser deutlich gemacht werden konnten. Hier ist das Problem ge-

löst, das bisher noch keiner gelöst, kaum überhaupt einer zu lösen versucht hatte, die deutsche Sprache ohne fremde Beihilfe zum Ausdruck der höchsten wissenschaftlichen und intellectuellen Aufgaben fähig zu machen, sie zu einer Sprache der Wissenschaft zu gestalten, und doch für jeden, der sie versteht und der die nöthige Vorschule des Denkens durchgemacht hat, vollkommen verständlich zu sprechen, und es ist so gelöst, wie es von allen Nachfolgern Leibnitzens im Bereich der abstracten Speculation bis herunter zu Hegel keiner besser zu lösen verstanden hat. Rechnet man dazu noch jenen zu einer ausführlichen, sorgfältig disponirten Abhandlung angeschwollenen Brief an Gabriel Wagner in Hamburg vom Jahre 1696, die Vertheidigung des Werthes der formellen Logik gegen diesen ihren revolutionär-idealistischen Verunglimpfer, so hat Leibnitz den ganzen Kreis der philosophischen Deduction in deutscher Sprache umfaßt und zwar mit absoluter Vollendung. Alles, was Spätere leisten konnten, ist hier auf den ersten Wurf der souveränen Genialität des rationellen Verstandes in seiner höchsten Potenz noch besser geglückt. Daß die äußeren Sprachformen, die Satzfügung und der Wortgebrauch, so weit sich Leibnitz nicht selbst nach seinem Bedürfniß neue Worte für seine eigensten Begriffe schuf, der Zeit angehören und insofern ein vergängliches oder zufälliges Gewand tragen, versteht sich von selbst; denn darin, wie in seiner stets schwankenden Orthographie, schließt er sich je nach der Eingebung oder dem Zufall des Augenblicks an das Vorhandene äußerlich an und das eigentlich Neue liegt wo anders. Dies ist darin zu suchen, daß er, weil er Leibnitz war, an die Stelle der Phrase und der conventionellen Rhetorik, der sich bis dahin nichts, was in deutscher Sprache seit Opitz geschrieben war, zu entziehen vermochte, den rationellen Gedanken des selbständig reflectirenden

Verstandes setzte, der für seine systematischen Deductionen natürlich auch die einmal in der Sprache gegebenen Wörter und ihre herkömmliche Zusammenfügung brauchte, aber das gerade Gegentheil von conventioneller Phrase, durchaus selbsterzeugtes und selbstbewußtes Denken und Urtheilen war. —

Wie er sich das am practischsten oder begrifflich richtigsten dachte, ist für die Characteristik des Mannes von Belang, nicht aber für die Sprachgeschichte, da sich deren thatsächliche Wirklichkeit um solche isolirte Gedanken nicht kümmern konnte. Daß die Grammatik trotz seiner unverholenen und aufrichtigen Anerkennung des darauf verwandten Fleißes eines Schottel und anderer, noch der größten Verbesserung bedurfte, fiel ihm nicht schwer zu bemerken.

Seine practischen Vorschläge lehnen sich auch hier wie überall bei ihm an den Gedanken einer organisirten Verbindung Gleichstrebender: es sollte eine deutsche Academie oder Sprachgesellschaft erstehen, wie er schon 1679 eine solche teutsch gesinnte Gesellschaft geplant hatte. Einem Leibnitz schwebt dabei ein anderes Ziel vor, als einem Zesen oder dessen Jünger Rist, der doch in seinem Elbschwanenorden die Lächerlichkeiten der Rosengesellschaft als Nachahmer eigentlich nur noch überbot, aber sie mit einer gewissen geschmeidigen Klugheit zu übertleistern verstand, was dem relativ ehrlichen und nobeln Zesen nicht gelang. Sobald dieser Leibnitzische Gedanke ausgesprochen war, mußte das Reich der Sprachorden, die überall mit poetischen Cliequen zusammenfielen, für immer gestürzt sein. Auch äußerlich hat sich nur die Rosengesellschaft Zesens bis ins folgende Jahrhundert ein jämmerliches Siechenleben gefristet. Bei Leibnitz ist auch hier alles männlich reif, was bei den Andern kindische Seifenblasen, höchstens kindliche Ahnungen sind. Ist ja doch Leibnitz überhaupt der erste

Deutsche auf dem intellectuellen Gebiete, der den Eindruck männlicher Reife des Geistes macht. Die Geschichte selbst übernahm es, diese seine Vorschläge in die Wirklichkeit umzusetzen, sie that es aber zum größeren Theil durch andere Mittel, als er im Auge hatte, hauptsächlich durch einzelne wissenschaftlich reife Männer, nicht mehr wie bisher unreife Kinder und zugleich Monstra von gelehrtem Kram, denn auch die Polyhistorie ist durch Leibnitz begraben worden, weil er mehr wußte, nicht bloß mehr gelernt hatte, als alle Polyhistoren zusammen.

Schon die Betrachtung des nächst an Schottelius reichenden und insofern ihn fortsetzenden Morhof zeigt den Fortschritt, den Leibnitz für sich selbst gemacht hatte, wenigstens in einigen Andeutungen als einen Erwerb der Zeit. Denn einen Morhof und Leibnitz wirklich miteinander zu vergleichen, wäre albern. Morhofs allbekanntes Hauptwerk, sein Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, ist 19 Jahre nach Schottels „Ausführlicher Arbeit" und 15 Jahre vor Leibnitzens „Unvorgreiflichen Gedanken" 1682 gedruckt. Ganz nach demselben Schema von Schottel angelegt, unterscheidet es sich nicht sowohl durch eine relativ größere sachliche Richtigkeit des Inhalts, als durch einen relativen Instinct für die der wissenschaftlichen Darstellung zustehende Form. Seine Sprache ist äußerlich, was Orthographie, Flexionen, Wörterbuch und Satzbau betrifft, dieselbe wie Schottels, aber sie ist aus der rhetorischen Declamation in die Deduction der Sachen und Begriffe getreten und insofern durch eine große Epoche der menschlichen Geistesentwickelung von jener getrennt, mit der sie die äußerliche Betrachtungsweise verwechseln kann. Von nun an konnte es keine deutsche Grammatik, Rhetorik, Stilistik, Poetik, Sprachgeschichte oder was sonst noch ungeschieden, gewöhnlich

jetzt schon immer schärfer von einander sich abscheidend, als wissenschaftliche Darstellung des deutschen Sprachmaterials gelten wollte, wagen, wieder in die declamatorische Rhetorik zu verfallen. Jede mußte es versuchen, als Sprache der Wissenschaft wenigstens zu stammeln.

Als Christian Wolf die Leibnitzische Philosophie systematisch zusammenfaßte, und zum Mittelpunkte des gesammten deutschen wissenschaftlichen Unterrichts machte, auf der Universität, die damals genau dieselbe Rolle von der Geschichte erhalten hatte, die einst Wittenberg zu Luthers Zeiten und seitdem keiner andern mehr zugefallen war, in Halle, konnte schon damals der und jener fragen, ob denn wirklich das Leibnitz'sche und Wolf'sche System sich deckten. Um so wohlfeiler ist heute eine solche Frage. Aber damals konnte man noch nicht sehen, was wir heute wissen, daß Wolf und die Wolf'sche Philosophie eine der größten Revolutionen im Geiste der deutschen Nation bezeichnen, einen unermeßlichen Fortschritt auf der Bahn ihrer innerlichen Reife. Es war die erste Philosophie der modernen Zeit, die in Deutschland Wurzel schlug, und als eine ganz nationale Pflanze auf diesem noch ein Menschenalter für alle höhere Wissenschaftlichkeit scheinbar so ungünstigen Boden eine Triebkraft entwickelte, die alles, was sich an auswärtigen verwandten Erscheinungen vergleichen läßt, weit in Schatten stellte. Denn wo haben Descartes, oder Locke oder Spinoza in ihren Vaterländern ähnliche Erfolge zu verzeichnen? Es war überhaupt zugleich die erste systematische Philosophie in deutscher Sprache, denn Jacob Böhme und Bruder Eckhart sind wohl große Philosophen, jedenfalls größere als Christian Wolf und vielleicht ideenreicher als Leibnitz selbst gewesen, aber sie konnten kein philosophisches System schaffen. Die Wolf'sche Philosophie

that es, und zwar ohne alle patriotische Grimasse, aber in ächt patriotischer Gesinnung in deutscher Sprache. Sie wurde auf den Kathedern mit Vorliebe sofort deutsch vorgetragen, wie es ihr Schöpfer that, und ihre bald sehr zahlreiche wissenschaftliche Literatur ist zwar nicht ausschließlich, aber überwiegend deutsch. So löste Chr. Wolf in der deutschen Centralwissenschaft, denn dazu hat er für jeden, dessen Auge sich nicht durch die Zufälligkeiten eines kleinen und vorübergehenden Ausschnitts der Gegenwart trüben und verwirren läßt, die Philosophie ein und für allemal gemacht, die Aufgabe, die Leibnitz sich und seiner Nation oder vielmehr die Vernunft der Dinge diesen stellte. Wolf löste sie, wenn man ihn nur nicht mit Leibnitz vergleichen will, in bewunderungswürdiger Weise weit über das Maß dessen hinaus, was man billigerweise von dem Bahnbrecher verlangen konnte. Es scheint, als sei ihm eine gewisse Routine des sprachlichen Ausdrucks als Schlesier angestammt gewesen, die er in dem sprachlichen Ausdruck der höchsten Sphäre der intellectuellen Probleme mit einer Geschicklichkeit verwandte, daß er darin von keinem seiner Nachfolger in seiner philosophischen Mission übertroffen, kaum von einem und dem andern in seiner Weise annähernd erreicht worden ist, nur daß er, wie schon bemerkt, ohne daß er oder die deutsche Sprache es ahnte, schon von Leibnitz überholt war.

Da in der Centralwissenschaft die Hauptschlacht so glänzend gewonnen war, ist es nur zu verwundern, erklärt sich aber wieder aus der Ungunst des Zufalls, die damals und schon seit lange in allen deutschen Dingen so sichtbar waltete, und aus den zum Theil davon bedingten, zum Theil davon unabhängigen Grund- und Erbfehlern der nationalen Seelenanlage, daß die übrigen Wissenschaften verhältnißmäßig so

zögernd und so talentlos diesem Vorbild oder dem Gebote der geschichtlichen Logik folgten. Sie thaten es indeß doch einigermaßen, und wenn man zusieht, genau in demselben Verhältniß, als sie selbst im deutschen Geistesleben der Zeit lebendige Wurzel geschlagen hatten. Darum hat sich die classische Philologie, wenn man sie vorgreifend so nennen darf, am sprödesten und längsten gegen die deutsche Sprache der Wissenschaft sperren können. War sie doch noch am weitesten von dem modernen Begriff der Wissenschaft entfernt und ganz und gar eine Rumpelkammer von bloßem Wissen oder Notizen. Ein wenig, aber nicht viel besser stand es mit den Naturwissenschaften im allgemeinen: nur durch ihre Berührung mit Leibnitz und Wolf erhielten sie einiges Leben, sonst war ihre Zeit in Deutschland noch lange nicht gekommen und sie auf deutschem Boden mehr oder minder eine exotische Pflanze. Auch die Rechtswissenschaft ist nur zum kleineren Theil von dem neuen wissenschaftlichen Princip erfaßt worden: größtentheils zog sie es als bequemer und einträglicher vor, in dem alten Schlendrian des Romanismus, der Renaissance, der Barock- und Perrückenzeit zu bleiben. Die deutsch geschriebenen juristischen Bücher, wenig an Zahl, gehören von Seite ihrer sprachlichen Darstellungsmittel zu den schlechtesten, die es damals gab, und stehen im Durchschnitt sogar noch tief unter dem mittleren Niveau derjenigen aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Aller Wissenskern und alle Charactertüchtigkeit in einem Jacob Moser kann doch nicht die barbarische Art, mit der er, der erst 1701 geboren ist, noch 50 Jahre nach Wolf die deutsche Sprache mißhandelt, entschuldigen, sondern läßt diese innere Zurückgebliebenheit nicht eines Einzelnen, sondern einer ganzen Disciplin desto greller hervortreten.

Neben der Philosophie pulsirt das eigentliche deutsche

Geistesleben damals noch immer oder wieder in der Theologie. Es ist bekannt, daß sich der Geist der Neuzeit hier zuerst in der eigenthümlichen deutschen Verkleidung als Pietismus darstellen mußte und der Pietismus hat, was keine frühere Theologie in Deutschland, was selbst Luther nicht thun konnte, eine theologische Literatur ächt wissenschaftlichen Gehaltes in deutscher Sprache geschaffen. Ob man Spener's deutsche Schriften hierher zählen wolle, läßt sich bestreiten, aber die von Gottfried Arnold, sowohl seine Theosophie „Das Geheimniß der göttlichen Sophia" als und noch vielmehr seine Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie (seit 1697), sammt vielen andern in der Mitte beider gehören hierher. Das letztere Buch ist ohne Frage die solideste, gelehrteste und am meisten von dem neuen Geist der Wissenschaft durchdrungene Leistung ihrer Zeit in deutscher Sprache, nicht bloß das Hauptwerk der damaligen deutschen Theologie. Die Sprache erhebt sich bei Arnold nicht bis zu solcher in ihrer Art classischen Vollendung — natürlich in dem Rahmen der ihr gebotenen Mittel — wie bei Wolf oder gar bei Leibnitz, aber sie hat sich doch von all den Schlacken des 17. Jahrhunderts gereinigt und ist die des ächten wissenschaftlichen Vortrags, nur etwas unbeholfen und schüchtern ihre Mittel gebrauchend. Daß die populär theologische Literatur, die einen Aufschwung ohne gleichen nahm, ihre Sprache im Wesentlichen noch in einigem Zusammenhang mit der Vergangenheit hielt, geschah aus der Natur der gegebenen Verhältnisse heraus. Wir sahen, hier war das Rinnsal, das zuletzt aus dem einen ewigen Jungbrunnen Luther entsprang, nie ganz vertrocknet, und die Butschky — trotz seines Renegatenthums — Scriver und Spener sind durch Johann Arnd und seines Gleichen auch äußerlich mit ihm verbunden.

Wie aber neben ihrer stillen Gehaltenheit und maßvollen Würde ein Balthasar Schupp originell aber auch eigensinnig genug in dem ganzen Sprachirrgarten seiner Zeit unbedingt zur Kurzweil seines Publikums, bedingt zu der der Nachwelt herumtaumelt, so wagte es auch der geniale Zinzendorf. Da er in allem und jedem etwas ganz Neues originell Seelisches leibhaftig machen wollte, so springt er auch über die starren Mauern der Sprachrichtigkeit oder der bisherigen Autorität oder des bisherigen Glaubens an dieselbe und wird in dem Bestreben ganz apart, ganz individuell zu sein, sehr oft einer der ärgsten Sprachverderber, die sich je an der deutschen Sprache versündigt haben, der sich z. B. nicht bloß an lateinischem und französischem Phrasenwerk genügen läßt, wie es Viele thaten, sondern auch griechisch und englisch, da es ihm ganz geläufig geworden war, mit ächt vornehmer Ungenirtheit zwischen unrichtiges Deutsch wirft. Es ist jedem erlaubt, über die ethische oder gefühlige Basis dieser räthselhaften Erscheinung so oder so zu denken: die deutsche Sprachgeschichte hat nur dies eine Urtheil über ihn.

Die Geschichtschreibung endlich unabhängig von der Kirchengeschichte und zugleich auf der wirklich wissenschaftlichen Basis der Zeit, datirte wie eigentlich das ganze wissenschaftliche Neuleben, von Leibnitz. Er selbst war aber als Quellensammler, Geschichtsforscher und Geschichtschreiber — dies eigentlich nur in seinen großartigen Annales Imperii Brunsvicenses — nur lateinisch aufgetreten, und unter seinen nächsten Gehilfen und Fortsetzern war keiner, am wenigsten der geistlose uod schwächliche Eccard oder Eckhardt, geeignet, die von ihm gelassene Lücke auszufüllen. Daß Leibnitz selbst den ächt historischen Stil in deutscher Sprache wie kein Anderer, sogar in derselben Meisterschaft wie den philosophischen, oder den der Staatsschrift

hätte handhaben können, dafür zeugen die beiden officiellen Biographien seiner Landesherren, des Herzogs Johann Friedrich und des Kurfürsten Ernst August von Hannover, aber sie kamen nur von der Kanzel zur Verlesung. — Der erste, der ungefähr das in deutscher Sprache leistete, was Leibnitz viel besser gekonnt hätte, war der von ihm ganz unabhängige Leipziger Professor J. J. Mascou in seiner „Geschichte der Deutschen bis zu Anfang der fränkischen Monarchie, 1726", ein Werk, dessen durchaus wissenschaftliche Basis mit einer ganz verständigen, auf das Denken und Urtheilen des Lesers gerichteten Formgebung glücklich harmonirt. Ungefähr gleichzeitig ist von einem vornehmen Manne, einem hohen Staatsbeamten, dem spätern Reichsgrafen Heinrich von Bünau, eine „Genaue und umständliche Kaiser- und Reichshistorie" in 4 starken Quartbänden von 1728 an veröffentlicht worden, deren sprachgeschichtliche Bedeutung zwar nicht ganz so hoch steht, wie die Mascou's, aber doch gegen das ältere nächst Vergleichbare, z. B. Pufendorf's Einleitung zu der Historie ꝛc., Birkens „Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich", Chemnitzens „Schwedischer Krieg" gehalten, den neuen Geist energisch genug auch in der Sprache darstellt.

## Drittes Capitel.

### Die Umwälzung in der deutschen schönen Literatur und ihrer Sprache durch und seit Weise.

Leibnitz in seinen unvorgreiflichen Gedanken hat auch das literarische Material zu einer der großen lexicalischen Arbeiten, die er für die Ehre und den Nutzen seiner Muttersprache un-

erläßlich hielt, in kurzer Uebersicht sich vorstellig gemacht. Es geht bis auf den „Oesterreichischen Theuerdank" zurück und herunter bis auf die bevorzugten Romane des Tages, Lohensteins Sophonisbe und Ibraham Bassa — wobei es bekanntlich komisch genug seinem sonst so unvergleichlichen Gedächtniß passirt, Lohenstein mit Zesen zu verwechseln. Luther und Opitz stehen natürlich in der Mitte dieser Schatzkammer der lebendigen Sprache, obwohl er weiß, daß Luthers Sprache selbst in seiner Bibel schon theilweise veraltet ist. Unter allen ist ihm Opitz auch in der Sprache der eigentliche deutsche Classiker, wenn wir diesen modernsten Ausdruck gebrauchen wollen. Auch darin zeigt sich eben so sehr die klare absolute Verstandesmäßigkeit, womit Leibnitzens Auge die deutsche Sprache erfaßte, wie jene ihm so eigenthümliche Mischung natürlicher Bewunderung jeder productiven Geistesthat und eines die Autorität des feststehenden Namens schon deshalb hochhaltenden Respects. —

Im Ganzen sprechen auch alle seine Zeitgenossen wie er und in allen Poetiken, die vor und neben dem einen Morhof zu Dutzenden, von den namhaftesten und den obscursten Verfassern, den deutschen literarischen Markt damals erfüllen, steht das Axiom fest, daß die deutsche Literatur, oder was damit als gleichbedeutend gesetzt wird, die deutsche Poesie in Opitz eine Spitze erreicht habe, zu der alle Spätern nur mit Ehrfurcht hinaufblicken, niemals aber wähnen dürften höher zu steigen. Wie alles in dieser Zeit ist es, schärfer besehen, nur eine hohle Phrase. Denn ein Harsdörfer, Birken, Zesen, die sich alle auf dem deutschen Parnaß thatsächlich einen Namen gemacht hatten, ehe sie daran dachten, in ihren verschiedenen Gradus ad Parnassum die Mitwelt darüber zu belehren, wie das anzustellen sei, waren jeder für sich in innerster Seele überzeugt,

nicht bloß alle zeitgenössischen Rivalen, sondern auch Opitz weit überflügelt zu haben. Wenn man dessen Nimbus nicht antastete, so geschah es weniger aus Pietät, noch weniger aus einem Verständniß für die wirklichen Vorzüge, die er vor der Gegenwart voraus hatte, sondern um in beliebter Weise durch den lügenhaften Cultus eines Todten die Lebenden herabzudrücken.

Doch auch hier kündigte sich seit Morhof ein gewisser neuer Geist selbst an, zuerst so, daß bei allen hergebrachten Lobesformeln doch Opitz gegen den oder jenen seiner Nachfolger etwas zurückgesetzt wird. Bald ist es Fleming, bald Andreas Gryphius, bald Hofmannswaldau und endlich mit Vorliebe Lohenstein, wo sich das oder jenes Sinn- und Kunstvolle, diese oder jene Geistherrlichkeit und Zierlichkeit, die Opitz noch nicht gekannt, finden sollte.

Wer Lohenstein als die Spitze der deutschen poetischen Leistungsfähigkeit dieser Zeit bewunderte, that es insofern mit gutem Recht, als er auf dem Wege, den Opitz eingeschlagen hatte, das äußerste Ende bezeichnete, da wo die reflectirte Rhetorik, die sich aller möglichen Kunstformen principiell mit gleichem Rechte bemächtigt hatte und sie alle mit gleicher Virtuosität innerhalb des einmal gegebenen Kreises der Sprachmittel verarbeitete, in die sinnlose Tirade oder den Galimathias umschlagen mußte. Es lag in der Logik der Verhältnisse, daß dieser Weg bis zum äußersten Ende ausgegangen wurde, aber es liegt an der eigenthümlichen Zähigkeit unserer Volksseele, von der die deutsche geistige Entwickelungsgeschichte überall, aber nicht überall zu ihrem Vortheil, zeugt, daß es mit solchem unerschütterten Glauben an die Vollkommenheit der Methode und der Ziele, mit solcher schwerfälligen und eigensinnigen Gewissenhaftigkeit, die der

Nachwelt immer neue psychologische Räthsel aufgiebt, geschehen konnte.

Die Welt der Kunst hatte seit Opitz ein ganz anderes Gesicht gewonnen, und die Muster, die ihm noch allein gültig sein durften und mußten, allen voran sein Daniel Heinsius, der den Kunstgenius des Barockstils oder der äußersten Spätrenaissance in niederdeutsche Poesie gebannt und dadurch dem hochdeutschen Schüler so mundgerecht gemacht hatte, war nunmehr längst durch die Classicität des Zeitalters Ludwigs XIV. und des antiquisirenden Perrückenstils abgelöst und in die verachteten, vergessenen Winkel der Vergangenheit geschoben, als in Deutschland das große schlesische Dreiblatt, A. Gryphius, Hofmannswaldau und Lohenstein, wie als wenn ihre und ihrer Nation Augen für das neue Licht gar nicht geschaffen wären, die alten abgestandenen Götzen und Dogmen in ihren eigenen Schöpfungen gleichsam erst recht zur Anbetung appretirten.

Deutschland hätte noch lange seine Lohenstein bewundern, und ein Heer von subalternen Geistern sie in gewöhnlicher Art unendlich nachahmen und wo möglich noch überbieten dürfen, wenn nicht trotz aller Hemmnisse jener innere Umschwung der nationalen Geistessubstanz, der in Leibnitz seinen entsprechenden reinsten Ausdruck auf dem Felde der Intellectuellität gefunden hat, sich überall, folglich auch in der Literatur, deutlich angekündigt hätte. Es ist oberflächlich, in dem nur für heutige, aber nicht damalige Augen auf einmal so mächtig gewachsenen Nimbus der französischen Classicität Ludwigs XIV., eines Racine oder Molière's oder gar der auf die Doctrin abgezogenen Schablone des neuen Kunstgenius Boileau's den Anstoß dazu zu suchen, oder in andern Schwingungen des damaligen politischen und socialen Weltlebens, so

weit sie vom Ausland her stattgefunden. Alle Refugiés, und wenn sie noch zehnmal zahlreicher an den calvinischen Fürstenhöfen ihren Einzug gehalten hätten und jeder ein noch zehnmal fanatischerer Apostel der alleinseligmachenden, damals neufranzösischen Classicität gewesen wäre, hätten die Deutschen nicht überzeugt, daß Lohenstein nicht mindestens eben so hoch als Racine stehe und die Lustspiele des A. Gryphius noch geistreicher und kunstvoller, als die des Molière seien. Auch der bedeutende Glanz, der die politischen und militärischen Erfolge Ludwig XIV. umgab, die ja alle im letzten Grunde über Deutschland davon getragen waren, hat es mit gethan. Alles dies hat mit geholfen, und dann natürlich in einem wechselnden Gewichtsverhältniß innerer Ueberwältigungskraft, aber erst dann, als sich der deutsche Geist selbst von innen heraus eine neue Bahn in der Literatur eröffnet hatte.

Endlich war nunmehr in ihm das Hin- und Herschwanken zwischen der forcirten Gedunsenheit eines nur anreflectirten Idealismus und dem Triebe, sich den natürlichen Anforderungen einer verständigen und practisch-rationellen Auffassung und Darstellung der Außenwelt ehrlich hinzugeben, zu Gunsten des letztern entschieden worden. Leibnitz selbst, der eigentliche Genius der Wahrheit und Correctheit des verständigen Denkens über die Welt, ist insofern auch nur als ein Symptom dieser in dem ganzen Volksgeist vorgehenden Revolution zu fassen, wie jeder andere weltgeschichtliche Bahnbrecher. Und so ist es auch mit Weise auf seinem engeren Gebiete und in seiner von vorn herein so beschränkten Tendenz.

Der äußere Beweis dafür ist so leicht als möglich zu führen. Bekanntlich ist es Christian Weise, der Zittauer Schulrector, der den Umschwung des literarischen Geistes durch seine productiven Thaten darstellt. Hier ist nicht der Ort zu einem literatur-

geschichtlichen Characterbild: nur das sei erwähnt, was ja von Niemand bestritten wird, daß dieser sächsische Magister völlig unberührt von allen den Großthaten der französischen Kunstheroen seiner Zeit ist. Er kennt sie kaum dem Namen nach, und versteht ihre Sprache nicht. Er ist darin noch ganz ein Mann der alten Schule, daß er nur seine deutschen Poeten bis auf Opitz, und in ätherischer Höhe über ihnen die Griechen und Lateiner sieht. Will man den Kern seines Wesens bezeichnen, so ist mit ihm die Herrschaft der rhetorischen Phrase, des rhetorischen Idealismus zu Ende und das entgegengesetzte Reich der trockenen Natürlichkeit und der verstandesmäßigen Wirklichkeit beginnt. Die ganze bisherige Literatur hatte von jenem andern Elemente gelebt: sie mußte es, weil sie in einer durch und durch prosaischen und verstandesdürren Zeit die idealen Ansprüche der Kunst, um ihr Dogma zu wahren, nicht anders retten konnte, als durch das, was dem gesunden Menschenverstand als Lüge oder Grimasse erscheinen darf, wie er dadurch existirt, daß er von der Existenz einer idealen Welt keine Vorstellung hat. Jetzt war dieser gesunde Menschenverstand, der Verstand überhaupt, durch die Einflüsse der wissenschaftlichen Arbeit des Jahrhunderts auch in Deutschland so weit geschult und erstarkt, daß er jene Maske des conventionellen Idealismus mit Verachtung von sich warf und sich ganz zu sich selbst und zu keinem andern Götzen bekannte. Daraus erklärt sich das Ganze und das Einzelne in der leider, aber sehr begreiflich, zu Vielschreiberei ausartenden literarischen Geschäftigkeit des federfertigen Lausitzers, daraus erklärt es sich auch, daß Leibnitz ihn zwar auch unter den lebendigen Quellen seines deutschen Sprachschatzes gelten läßt, aber doch bedauert: daß einige sinnreiche Teutsche Scribenten und unter ihnen der sonst Lobewürdige Herr Weise selbst diesen merklichen

Fehler noch nicht abgeschafft, daß sie etwas schmutzig zu reden kein Bedenken tragen, und auf das Beispiel der Franzosen hinweist — was freilich einem Weise nicht viel hatte helfen können — daß sie sich einer großen Sauberkeit der Worte sogar in den Lust- und Possenspielen befleißigen.

Und wirklich wie mit einem Schlage ist das Lexicon des literarischen Ausdrucks bei diesem Weise ein anderes, als bei seinen Zeitgenossen. Aber er hat nichts weiter gethan, als daß er, so weit er sich selbst seiner sprachlichen Hilfsmittel durch die Reflexion bewußt werden konnte, in die Sprache der Wirklichkeit, natürlich nicht in den Formen der Mundart, die er selbst sprach, oder die sein Ohr berührten, griff. Jener mittlere Durchschnitt der lebenden Sprache, der in allen Theilen Deutschlands als natürliches Gegenstück zu der literarischen Gemeinsprache, zu der hochdeutschen Haupt- und Heldensprache eines Lohenstein und Ziegler sich aus unmittelbarer practischer Nöthigung ungefähr gleichförmig, soweit die Gleichförmigkeit der Grundlage der Volksbildung reicht, durchgesetzt hatte, der bis dahin nur schüchtern und so nebenher einmal in der zünftigen Literatur zu ganz bestimmten Zwecken Aufnahme gefunden, z. B. in Grimmelshausens Sittenbildern aus der Wirklichkeit in Romanform und in der Fluth ihrer schalen Nachfolger, wohl auch in einzelnen Scenen des classischen Lustspiels der Schlesier und ihrer Nachahmer, bricht nun auf einmal durch und setzt sich nicht allein, aber doch, und zwar in der wunderlichsten Verschlingung der Glieder, neben das correcte Pathos, das bis dahin allein für möglich oder einer deutschen Feder würdig gegolten hatte. Leibnitz schuf sich die Sprache des zureichenden Ausdrucks des wissenschaftlichen Verstandes zum Theil aus denselben Elementen, aber seine überlegene Intelligenz und seine gediegene weltmännische

Feinheit machten daraus ein in ihrer Art bewundernswerthes Meisterstück. Weise wird Niemand, der unsere innere Begründung für richtig hält, auch nur entfernt eine solche Genialität zutrauen, aber auch er hat sich eine Sprache geschaffen, die für ihn Wahrheit ist und die er schreibt.

Diese Sprache Weise's ist nicht meißnisch, nicht lausitzisch, so wenig wie das Deutsch Leibnitzens Leipziger Mundart oder das Lohensteins Breslauer ist, aber es nimmt doch unwillkürlich einen ganzen Haufen von Localausdrücken auf neben dem, was man den allgemein deutschen Jargon des Mittelstandes nennen kann, die zwar nicht der eigentlichen „Pöbelsprache" angehören, d. h. einer wirklich naturwüchsigen Mundart, wovor Weise wie jeder andere gelehrte Mann der Zeit eine unaussprechliche Verachtung hat, sondern der mittleren Gesellschaftsschicht, aber in dieser doch nur in Zittau und Umgegend in Gebrauch waren. Wahrscheinlich darauf bezieht sich das für Leibnitz ungewöhnlich scharfe Wort über Weise's Sprache. Anderes ebenso Unfeines legt ihm das Bedürfniß der Komik in den Mund und dies Andere ist wieder nur zufällig local, der Schriftsteller Weise sucht das Alles, was er als Neues in seiner Sprache hat, nach eigenem Instinct in die correcten Formen des Schriftdeutschen umzusetzen. Es fällt ihm so wenig ein als Gryphius oder den andern Dramatikern, der Mundart als solcher eine andere Geltung als die eines auf die Lachmuskeln wirkenden Reizmittels einzuräumen. So hatte sie ja schon Herzog Heinrich Julius verwandt, und so hätte er es auch machen können, aber es scheint, als sei ihm das unbequem gewesen, oder hätte nicht in seinen Begriff von Stil und Sprache gepaßt, daher thut er es nie in zusammenhängender Folge, sondern nur in einzelnen Ausdrücken, wie sie ihm gerade in den Wurf kommen.

Diese seine Gesellschaftssprache war wie die gesammte eigentlich lebendige deutsche Sprache mit Fremdwörtern gespickt: wir sehen, jeder, der aus seiner originellen Geistesart heraus oder durch äußere Veranlassung ihnen auch bisher einen gewissen Spielraum in seiner schriftstellerischen Sprache verstattet hat, ein Schuppe wie ein Grimmelshausen, zeichnet sich dadurch auf eine sehr unvortheilhafte Art vor seinen andern Zunftgenossen in Apollo aus, denen Sprachreinigkeit durch und seit Opitz als heiligste Gewissenssache galt, wenn sie sie auch anders verstanden, als die eigentlichen Puristen, ein Lohenstein anders als ein Zesen. Dieses neumodische, vom Tag genährte fremdsprachige Sammelsurium erhielt durch seine Aufnahme in das Leben eine ganz andere Stellung zur Sprache überhaupt, als sie den lateinischen Floskeln eines Canzleihelden, oder den wälschen, französischen, spanischen und italienischen Verbrämungen einer adelichen Perrücke à la mode zukam. Was Weise davon aufgegriffen hat, besteht aus ungefähr gleichen Theilen wälscher, hier wieder überwiegend französischer und lateinischer Wörter; insofern ist Hof- und Canzleideutsch ungefähr gleich abgewogen, beides aber unmittelbar aus dem Gebrauche des Mittelstandes, nicht von den Höfen und nicht von den Bureaus abgezogen. Er macht es nicht wie sein jüngerer Landsmann aus Berthelsdorf, der fromme Lausitzische Graf und Kirchenverbesserer, dessen gräuliche Sprachmengerei überall den Gelehrten und zugleich den kosmopolitisch abgeriebenen Cavalier, wie es scheint, mit reflectirter Selbstgefälligkeit ankündigen sollte. Dazu ist der schlichte Rector zu bürgerlich bescheiden, kennt auch gar nichts von dieser großen Welt, in deren Atmosphäre Zinsendorf abwechselnd mit der des himmlischen Jerusalems athmete. Was Weise Französisches hat, und er hat viele Hunderte französischer Wörter, hat er nicht

auf dem Parquet von Versailles, sondern in den Stuben der Bürgersleute aufgelesen, oder vielmehr er hat es wie jeder andere Deutsche dieser Zeit mit der Muttermilch eingesogen, denn so sprach damals dieser unser Mittelstand in der That immer, wenn er unter seinesgleichen sich ein wenig gewählt ausdrücken wollte; nur mit den Dienstboten und Bauern ließ er allenfalls sich noch etwas mehr gehen, d. h. sprach er nicht bloß in dem Tonfall und den Lauten, sondern auch mit den Worten der eigentlichen Mundart.

Es giebt bei Weise ein untrügliches Kennzeichen, woran man diejenigen Fremdwörter, welche ihm selbst oder seiner lebendigen Sprache noch etwas Fremdartiges enthalten, von den andern, genetisch gerade so beschaffenen, aber völlig in das Bewußtsein der lebenden Sprache aufgenommenen, unterscheiden kann. Es ist dasselbe wie bei den meisten, ja so ziemlich bei allen, die seit Opitz deutsch geschrieben hatten: jene erste Art ist mitten in der deutschen Schrift durch fremde Lettern als solche dem Auge bezeichnet, die zweite wie jedes andere deutsche Wort gedruckt. So gehört ihm zu den ersten Sollicitante, Comoedie, Privilegium, contribuiren, dediciren und dergl. — man beachte, daß er mit einem in seiner Art wohlberechtigten Sprachinstinct auch noch zwischen dem fremden Stamm und der für das Sprachgefühl allein gültigen deutschen Ableitung -ren unterscheidet — zu den andern aber Wörter wie präsentiren, visiren, legitimiren, Vagante, und in jedem einzelnen Falle würde die Specialgeschichte eines solchen Wortes die Berechtigung eines solchen Grundsatzes erhärten, wenn sie sich immer bis in die verborgenen Falten der lebenden und Localsprache verfolgen ließe.

So wurde von ihm die Natürlichkeit und Wirklichkeit in der Sprache, in der er schrieb, mit demselben Rechte durchgesetzt,

wie er sie in dem Gehalte seiner sprachlichen Productionen zum obersten Princip erhob. Eben deshalb giebt es keinen grimmigeren Feind der Puristen von Zesens Schlag, aber auch der aufgeblasenen Sprachmenger, die das mit Bewußtsein, und um vor den Andern etwas vorauszuhaben, thun, was er in naiver Unbefangenheit that, als Weise. Beide verfolgt er unbarmherzig im Roman wie in dem, was er Comoedie nannte, ein Genre, das wir in den meisten Fällen unbedenklich Posse nennen würden.

Aber das mittlere bürgerliche Deutsch hatte doch das Bedenken gegen sich, daß es zu wenig vornehm oder gebildet klang. Der eigentliche Weltmann erkannte darin wohl eine verständige, aber nicht die seinen socialen und ästhetischen Ansprüchen entsprechende Sprache. Auch er war, ohne es zu wissen, unversehens der Rhetorik des 17. Jahrhunderts entwachsen und in den neuen Geist der Verstandesmäßigkeit hineingewachsen. Er blickte aber zugleich auf die neuen Muster der französischen Classicität, die Weise nicht kannte, und lernte von ihnen, wie es Leibnitz am correctesten für diese ganze Schicht seiner Zeit- und Bildungsgenossen formulirt hatte, daß man wohl gewandt und natürlich, aber nicht roh und pöbelhaft schreiben dürfe. So war es denn eine zuerst kaum merklich von der ältern rhetorischen Literatur, deren Götzen bis auf Wernicke noch auf allen kritischen Altären Weihrauch gestreut wurde, sich abzweigende neue Poesie, die in der Literaturgeschichte als die Hofpoesie eines Christian Gryphius, Neukirch, Canitz, Besser, König keine besondere Gunst zu genießen pflegt, ebenso wohl einem Andreas Gryphius und Lohenstein wie einem Weise gegenüber. Und neben ihr eine andere, uns etwas sympathischere, die ihren localen Mittelpunkt nicht in der nach Patschuli riechenden Atmosphäre der

Höfe, sondern in der damals gesunden Luft der einzigen gebildeten Weltstadt des damaligen Deutschlands, in Hamburg hat. Jener Wernicke, dessen innere Hohlheit anmaßliche Selbstüberhebung dem Auge der Späteren nicht verbergen kann, Brockes und Richey kommen da auf, wo zum Theil noch in ihrer eigenen Jugend ein Riß und ein Zesen, die beiden Todfeinde und doch im Wesen ein und derselbe Mann, beide abwechselnd das 17. Jahrhundert allmächtig beherrscht hatten. Auch diese Hamburger mit ihrer etwas höher gestimmten Vornehmheit in der Sprache, so viel höher, als ein Hamburger Schulrector wie Richey vornehm behäbiger war, als ein Zittauer wie Weise, wollen die Sprache der Natur reden, nur nicht in Weise's Jargon, und es gelingt ihnen auch, nur daß ihre Sprache, weil um so viel vornehmer und gezüchteter, auch um so viel langweiliger und unbeholfener ist, was durch keine Politur des Verses und des Reimes verdeckt werden kann.

Jedenfalls aber war es um 1710 oder 1715 nicht mehr möglich, in der Sprache zu dichten oder zu schreiben, die Grimmelshausens Stadtschreiber von Renchen oder Bretten, und noch ergötzlicher Schuppes dicker Procurator Lorentz um 1670 gesprochen hatten, aber nicht bloß sie, sondern alle Helden und Heldinnen der Romane, Schäferspiele, Tragödien und Comödien bis auf Weise — denn sie waren es, die aus jenen Figuren des Volkshumors heraus sprachen und dieser hatte sie bloß zu copiren gebraucht — waren Grimasse und das Ganze eine einzige gedunsene Lüge, die dadurch nicht zur Wahrheit wurde, daß die Gläubigen sie für den Gipfel der deutschen Sprachkunst hielten.

# Viertes Capitel.

## Die Theorie der neuhochd. Schriftsprache unter den ersten Einflüssen des modernen wissenschaftlichen Geistes.

Als Leibnitz seine „unvorgreiflichen Gedanken" niederschrieb, hatte er einen Morhof und einen Schottelius hinter sich, aber er hätte nicht Leibnitz sein müssen, wenn er von deren grammatikalischen Leistungen befriedigt gewesen wäre. Doch die Grundsätze der deutschen Sprache, die 1690 Johann Bödiker, Rector am Cölnischen Gymnasium zu Berlin, verfaßte, würden seinen Beifall erhalten haben, wenn er sie gekannt hätte, denn in ihnen waltet zum erstenmal der Geist ächt wissenschaftlicher Abklärung, dem keiner seiner Vorgänger Raum gegeben hatte, obgleich seit Gueintz jeder eine Ahnung davon empfand und Morhof ihm ziemlich nahe gekommen war. Was Weise für die Literatur und insofern für die lebendige Fortbildung oder Umbildung der Sprache gethan hat, das hat Bödiker für ihre theoretische Schematisirung geleistet.

Um dies zu können, mußte er vor allem jener einstigen Begriffsunklarheit über den Beruf der deutschen Grammatik oder des deutschen Grammatikers sich entwinden, die noch bei Morhof nicht überwunden ist, wenn schon er im Vergleich zu Schottel den Anhauch des gesunden Menschenverstandes, der jetzt überall sich durchzusetzen begann, deutlich verspüren läßt. Alle Vorgänger Bödikers waren in einem ungelösten, und wie sie es formulirt hatten, auch thatsächlich unlösbaren Dilemma stecken geblieben. Ein so dürftiger Geselle, natürlich nicht er allein, wie Gueintz hatte sich doch im guten Glauben eingebildet, daß die Gelehrten, d. h. die Leute wie er, die andern

Sprachen allein in Richtigkeit gebracht, und daß also auch die deutschen Grammatiker zu dieser erhabenen Mission berufen seien. Als er an ihre practische Ausführung ging, schlug freilich die Macht des Thatsächlichen so gewaltig über ihm zusammen, daß er in dem völlig dilettantischen und zufälligen Tasten nach dem Usus den einzigen Halt fand, wie wir sahen. Keiner seiner Nachfolger wagte es, so unbefangen wie er seine innerste Meinung vorzutragen, aber jeder war im Herzensgrunde davon ebenso überzeugt wie er und in der practischen Durchführung eben so rathlos. Alles läuft schließlich darauf hinaus, daß der einzelne Grammatiker sich eine ungefähre Abstraction von dem Sprachbilde zu machen sucht, das nach seiner subjectiven Reflexion den meisten der deutschen Schriftsteller und Leser als das richtigste erscheinen würde, und dieses unter gewisse feststehende wissenschaftliche Kategorien bringt. Im Einzelnen versuchte ein solcher Gesetzgeber der Sprache darin seinen Beruf zu bethätigen, daß er durch allerlei Einfälle seiner Laune oder seines Halbwissens jene Regel des Usus noch regelrichtiger, als es der bloße Usus thut, zurechtzurücken beflissen ist.

Bödiker gebührt das Verdienst, diesem kindisch-dilettantischen Getriebe mittelst der Reife seines rationell gearteten und geschulten Verstandes ein Ende gemacht zu haben. Daher denn auch seine Grammatik, bis sie seit 1748 von Gottscheds Grammatik verdrängt wurde, die eigentlich mustergültige in Deutschland, wenn auch mit immer zahlreicheren Concurrenten, geblieben ist.

Besonders in der Umarbeitung durch Bödikers jüngeren Collegen Frisch 1723 darf sie als der eigentlich zutreffende Ausdruck der rationellen Betrachtungsweise der lebenden Schriftsprache gelten. Er weiß, daß nicht die Gelehrten die

Sprache machen, sondern daß diese sich selbst macht, und daß die Gelehrten, die grammatische Theorie nichts weiter zu thun haben, als die Intentionen des Sprachgeistes zu begreifen und auf wissenschaftliche Formeln zu abstrahiren. Darin besteht ihm denn auch der eigentliche Nutzen der Grammatik; das unsichere Tasten, die Zweifel, denen die Sprache des Einzelnen, wenigstens im einzelnen Falle unterworfen ist, auch wenn sie im Ganzen von der Macht des Sprachgeistes zusammengehalten wird, kann und soll die Grammatik aufheben. Sie ist ein Mittel der rationellen Belehrung über Dinge, die man ohne sie wohl auch treffen, aber nicht wissen könnte, und insofern von höchster Bedeutung für die Sprache selbst. Genau dieselbe Gedankenreihe, die Leibnitzen den Mangel an guten deutschen grammatikalischen Arbeiten als einen practischen Schaden für die Sprache beklagen ließ, leitet auch das eben so verständige wie patriotische Thun des Berliner Rectors. Auch er glaubt mit voller Herzenswärme an die Herrlichkeit der hochdeutschen Haupt- und Heldensprache und weiß, daß sie nicht bloß allen ihren modernen Nebenbuhlerinnen, sondern auch den classischen Sprachen es gleich thun könne, wenn sie nur erst ihre Kräfte gebrauchen lerne. Auch er sieht dieselben hauptsächlich in ihrem innerlich beseelten Wortvorrath, der in dem Worte selbst durch die dem Sprachbewußtsein deutliche oder erschließbare Verknüpfung mit den Grund- und Stammwörtern eine unerschöpfliche Fülle von geistigem Leben entfalte, dann aber auch in ihrer schrankenlosen Fähigkeit immer neue Begriffe durch passende Zusammensetzungen schon vorhandener Wörter zu gewinnen, aber er hat hier wie dort jene phantastische und abstruse Sprachmystik, die noch Schottel ganz beherrscht, abgestreift, und wenn man die nach dem damaligen Stand der Linguistik und Sprachvergleichung auch ihm anhaftende, uns

so unzureichend dünkende gelehrte Verbrämung zu entfernen versteht, kommt man in jedem Falle zu einem rationellen, sachgemäßen Begriffskern, einer richtigen und brauchbaren Vorstellung. Daß Bödiker in der Philosophie der Sprache oder in der allgemeinen Grammatik über Leibnitz hinausgegangen sein solle, ist doch nicht zu fordern, und es ist schon genug, daß seine Befangenheit oder seine Irrthümer hierin seiner eigentlichen Aufgabe nicht geschadet haben.

Wenn er sich die nächste Frage vorlegte, woher denn die Grammatik ihr Material zu nehmen habe, so mußte er sie im Sinn der rationellen Wissenschaftlichkeit und zugleich der thatsächlichen Ergebnisse der bisherigen deutschen Sprachgeschichte entschieden dahin beantworten: aus den besten Büchern in deutscher Sprache. Seinem geschulten Verstande können jene Nebelbilder von dem Verhältnisse der mündlichen oder, wie man sie gewöhnlich nennt, lebendigen Sprache zu der geschriebenen nichts anhaben, die seit Opitz, begreiflich genug warum, so viel Verwirrung angerichtet haben. Die deutsche Sprache, die die Grammatik zu behandeln hat, ist eine Bücher-sprache, im Leben giebt es nur deutsche Sprachen, d. h. mehr oder minder stark mundartlich gefärbte Idiome, in denen je nach dem Bildungsstand des Sprechenden und seines Lebenskreises das einheitliche Gepräge des Hochdeutschen in verschiedener Fassung zum Vorschein kommt. Keiner seiner Vorgänger hat so klar dieses Princip der Schriftsprache gefaßt und so entschieden ausgesprochen, keiner hat auch eine so rationelle und methodische Kenntniß der lebendigen Gliederungen seiner Muttersprache, der deutschen Mundarten besessen. Er steht also auch hier mit Leibnitz zusammen und sein Canon der classischen deutschen Sprachmuster deckt sich beinahe ganz mit dem von jenem skizzirten. Nur daß Bödiker nicht weiter

als bis zu Luther und zwar nicht zu dem ganzen Luther, sondern zu der „heiligen deutschen Bibelübersetzung des sel. Mannes Gottes“ zurückgeht. Aber auch da weiß er das Recht der nationalen Wissenschaft zu wahren. Auch Luthers Sprache ist nur insoweit für die Gegenwart classisch, als sie noch lebendig ist. Alles innerlich Abgestorbene, äußerlich noch mit Fortgeschleppte, muß aus ihr entfernt werden, und was bleibt, das ist der lebendige Luther. Bödiker greift damit der Praxis der evangelischen Theologie dieser Zeit vor. Bis dahin hatte es sich schon thatsächlich herausgestellt, daß nur Luthers Bibel — sammt den oder eigentl. dem, d. h. dem kleinen Katechismus und einigen wenigen Liedern, noch unmittelbar fortlebte und mehr, wie man zur Steuer der Wahrheit bekennen muß, weil es die Bibel, nicht weil sie in Luthers Sprache verdeutscht war. Unzählige Wiederabdrücke seit der letzten von Luther selbst besorgten authentischen Ausgabe von 1545 hatten zwischen der reflectirten Pietät vor der Ueberlieferung und dem Bedürfniß der jedesmaligen Gegenwart, zwischen einer Beibehaltung und Ausgleichung der veralteten Sprachformen und ebenso zwischen einer Beibehaltung oder Ausmerzung der abgestorbenen Wörter principlos geschwankt. So war noch bis an's Ende des 17. Jahrhunderts in manchen Bibeln jenes bleib, treib etc., das bei Luther selbst, wie wir sahen, beinahe schon ein Archaismus heißen durfte (s. o. 79), beibehalten, rings umher aber alles Andere in Rechtschreibung und Wörterbuch neu worden. Oder es hatten sich die apartesten Besonderheiten seines Wörterbuchs, Wörter wie glum, Geren, Kogel, Kolck, löcken, Ströter erhalten, während ringsum in Laut und Form alles modern worden war. Bödikers rationelles Urtheil trifft hier allein das Rechte: er weiß, daß darin Luthers Sprachgeist nicht beschlossen ist und daß auf solches kein moderner Grammatiker oder Schrift-

steller sich berufen dürfe, weil es in Luther stehe, sondern nur auf das, was Luther mit dem immanenten Geiste der lebendigen Sprache gemeinsam besitze. Es ist bei ihm, dem Grammatiker, jeder Begriff der transcendenten Autorität Luthers ebenso verschwunden wie bei den frömmsten und gläubigsten Theologen seiner Zeit und beiden hat es ein und derselbe Geist des rationellen Denkens der Wissenschaftlichkeit angethan. War es doch kein anderer als August Hermann Francke selbst, der Vater des Pietismus, der 1695, also 5 Jahre nach Bödiker, in seinen observationes biblicae bewiesen hatte, daß die Lutherische Uebersetzung sachlich an sehr vielen und erheblichen Stellen der Verbesserung fähig sei, und sofort legten auch andere gelehrte und fromme Männer die Hand an ein Werk, das von den Orthodoxen, noch mehr aus Trägheit und Geistesrohheit als in Folge einer wirklichen Beschwerung ihres gläubigen Gewissens, für eine Sünde gegen den heiligen Geist verschrieen wurde, bis dann die erste epochemachende Hallische Bibelausgabe von 1713 durch den ebenso frommen wie gebildeten Freiherrn von Canstein Bödikers Gedanken zum leitenden Princip ihrer fortan die ganze deutsche evangelische Christenheit umspannenden Thätigkeit erhob. Dieser forderte für Luthers Bibel eine Verbesserung der im Fortschritt der Wissenschaft immer zahlreicher herausgefundenen materiellen Unrichtigkeiten, aber auch in den Sprachformen der jedesmaligen Gegenwart und erhielt dadurch dem deutschen Volke einen seiner werthvollsten Literaturschätze.

Bödiker hat außer Luther alle hervorragenden Namen bis auf Weise und Morhof, also bis in seine unmittelbarste Umgebung als die lebendigen Autoritäten der Schriftsprache anerkannt, aber alle, wie es seine Wahrheitsliebe und sein wohlgeschulter Verstand selbst dem größten von allen, Luther, gethan, in derselben

bedingten Weise. Es ist überall jenes scheinbar so geheimnißvolle und verborgene und doch überall in seinen Wirkungen so greifbare und unwiderlegbare Etwas, das wir mit einem damals noch ungefundenen Namen, wo es in die Reflexion tritt, Sprachbewußtsein, wo es unreflectirt waltet und schafft, Sprachgefühl nennen, dem die höchste Entscheidung über das, was die Einzelnen geleistet haben, mit souveräner Machtvollkommenheit zusteht. Da es nicht auf einen Einzelnen bezogen werden kann, sondern da in seinem Begriffe der des Einzelnen ganz aufgehoben ist, so besteht auch schon nach Bödikers Ueberzeugung keine Gefahr, daß sich die Laune und der Eigensinn eines Querkopfes zum Gebieter der Sprache machen könne. Daß solche wunderliche Patrone namentlich in deutscher Sprache nach wie vor ihr seltsames Handwerk forttreiben würden, konnte auch er voraus wissen, aber auch daß sie damit nur sich selbst, nicht die Sprache im Ganzen in Schaden und Schande bringen mußten. Auch ist es unverkennbar, daß diese Sorte von Sprachverderbern unter der Maske von Sprachpropheten oder Sprachheilanden bei dem immer heller leuchtenden Tageslicht des Jahrhunderts, der verstandesmäßigen Aufklärung, selbst in Deutschland immer seltener zu werden begann. Selbst die Zesianer, die bis ins 18. Jahrhundert noch viel Lärmen von sich machten, kamen ihrem Meister in naiver Originalität doch lange nicht gleich, bis sie endlich in der allgemeinen Langeweile starben.

Bödiker hat demnach nach der einen Seite die größte Beschränkung, nach der andern die freieste Hand. Der beste Beweis, wie sehr er selbst die rechten Nerven für das besaß, was der auf der Oberfläche oft noch so verhüllte oder confuse Trieb des Sprachgeistes seiner Zeit im Grunde forderte, besteht darin, daß der Grammatiker theoretisch in den meisten Fällen so entschieden hat, wie das instinctive Sprachgefühl derer, die

die Sprache productiv verwandten und weiter bildeten, es that. Nicht Weise allein hätte seine Sprache in Bödikers Theorie wieder erkannt, sondern ebenso gut Brockes, oder Drollinger und Hagedorn, der der Zeit nach so viel jünger ist, aber auch Arnold und Wolf und vor allen Dingen Leibnitz selbst.

So kann man wohl sagen, daß die Grundzüge, in denen das äußerste Gewand des Sprachleibes, die deutsche Rechtschreibung von ihm dargestellt wurde, im wesentlichen bis heute beibehalten worden sind. Alles Einzelne war ja schon da, aber es kam darauf an, aus dem noch immer so widerspruchsvollen Gemenge, das nur im Vergleich mit dem absoluten Chaos am Ende des 15. oder der buntscheckigen Confusion am Ende des 16. Jahrh. und nicht an sich ein Fortschritt zur Einheit und Sicherheit war, etwas Festes als Norm herauszuschälen. In einigen Stücken hat er sich geirrt, gewöhnlich dann, wenn er mit gutem historischen Rechte eine an sich richtigere, aber minder gebräuchliche orthographische Gewohnheit gegen eine andere allgemeiner übliche, wenn auch in diesem Sinne weniger berechtigte vertheidigte, z. B. wenn er das h als Dehnungszeichen immer nach dem Vocal, den es für das Auge lang machen soll, gesetzt wissen wollte, auch da, wo der aus classischen Reminiscenzen stammende, uralte Schreibebrauch es nach t diesem und nicht dem Vocal, zu dem es gehörte, zufügte.

Dagegen hat er in seiner Entscheidung über den Gebrauch des ſſ oder ß, das eine wie das andere ganz unabhängig von aller hier ganz überflüssigen historischen Reminiscenz — ſſ im Innern, ß am Schlusse des Wortes — eine Frage mit sicherm practischen Blick entschieden, die noch heute so viel Verwirrung hervorzubringen im Stande ist, aber die mehr und mehr von der Praxis nach seiner Anweisung — freilich ohne sie zu kennen — gelöst wird.

Wie Bödiker über die Schreibung der Doppelconsonanten am Ende in kann, soll, Königinn, tritt und dergl. entschieden hat, dabei ist es geblieben. Ebenso bei seiner definitiven Scheidung des j von i, des u von v und w, das er in der Schreibung trew, aber ebenso in trawen oder trauwen ausmerzte. Ueberall weiß er eine rationelle Mitte herauszufinden, in der das durch seine eigene Schwerkraft richtige Herkommen sich mit dem practischen Bedürfniß nach Deutlichkeit und Einfachheit der Lautbezeichnung vereinbart. Er will weder eine bloß phonetische Orthographie, wie die Puristen, noch eine ganz dem Zufall der Geschichte überlassene, für die doch selbst noch Schottelius eingetreten war. Er weiß, daß die Orthographie für das Auge da ist, diesem das Sprachverständniß zu erleichtern, und hat in seiner Zeit noch das Recht nicht zu wissen oder zu übersehen, daß von der Orthographie einer zur Schriftsprache gewordenen Sprache der höheren Bildung auch umgekehrt die Laute und damit die ganze Leiblichkeit und Seele der lebendigen Sprache sehr stark und nicht immer zu deren Heile beeinflußt werden können. So unterscheidet er Stadt von Statt als im Begriffe verschieden, obgleich beide denselben Endlaut haben, schreibt aber auch sandte, nicht sande oder sante, um dem Auge den Zusammenhang mit senden festzuhalten, obgleich hier nach einem von ihm richtig erkannten Gesetz kein Doppelconsonant hinter einem andern Consonant gesprochen und auch in anderen Fällen, z. B. in -schaft, Gift und dergl., nicht geschrieben wird. Er unterscheidet sein suus von seyn esse, obwohl er dem y jeden Lautunterschied von i mit absolut richtiger Begründung und gediegenem geschichtlichen Wissen abspricht, was seinen Vorgängern noch keineswegs gelungen war. Conservativ aber, wie er ist, läßt er das y auch außerdem namentlich im Auslaut, bey, frey und dergl., gelten.

Er hat auch dem noch immer so unsichern Schwanken in dem Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben ein Ende gemacht. Er lehrte zuerst mit Bestimmtheit, daß alle Substantive und was das Substantivum im Satze vertritt, absolute Adjective, wie der Freie, das Gute ꝛc., substantivisch gebrauchte Infinitive, das Schauen, Wahrnehmen, groß geschrieben werden müßten. Daß er auch in den Zusammensetzungen denselben Grundsatz befolgt wissen wollte, also wenn ein Wort, wie z. B. Grund-satz aus zwei Substantiven erwuchs, auch dem zweiten einen großen Buchstaben gab, hat man ihm nicht allgemein nachgethan, während er mit seiner Hauptregel gegenüber der bisherigen durch tollgewordene Sprachscholastik unerträglich gewordenen Confusion — Schottel giebt auch hierfür merkwürdige Belege — bei dem gesunden Menschenverstand leicht durchdrang. Denn entweder hätte man die großen Buchstaben überhaupt opfern müssen, was nicht wohl mehr möglich war, dazu hatten sie sich seit dem 15. Jahrhundert zu fest eingefressen, oder man mußte endlich Vernunft in sie bringen.

Nicht ganz durchschlagend war der Erfolg einer andern orthographischen Regel, daß alle Fremdwörter nur mit deutschen Buchstaben, aber in der Orthographie ihrer Originalsprache geschrieben werden müßten. Es wäre dem damaligen pedantischen und demüthigen deutschen Geist zu viel zugemuthet gewesen, wenn einer die Forderung gestellt hätte, daß auch ihre Lautbezeichnung dem deutschen Alphabet angepaßt werden sollte. So war man freilich und ist man heute noch ebenso wie zu Bödikers Zeit in die Nothwendigkeit versetzt, lateinisch, griechisch, französisch, italienisch, spanisch, englisch, womöglich hebräisch und arabisch und wer weiß was sonst noch zu verstehn, um einen deutschen Satz richtig zu lesen. Ein gelehrter Schulmann wie Bödiker mochte eine solche Forderung ganz correct

finden und das ebenso gelehrte Publicum der damaligen Literatur desgleichen. Aber ganz ungeheuerlich ist es, daß man auch später, als die Literatur sich breitere Massen eroberte, an dieser Regel mit nicht geringer Selbstgefälligkeit festgehalten hat. Daneben ist ja auch Bödikers Grundsatz zwar im Allgemeinen, jedoch nicht in jedem einzelnen Fall durchgedrungen und wir lassen unserem Auge noch heute ein Misère, Exposé und dergl. bieten, freilich gegen die Buntscheckigkeit, die noch zu Weise's Zeit allgemein, überwiegend auch noch zu Gottsched's Zeit herrschte, schon Fortschritt genug. —

Ueberall sind so von ihm die weder von der bisherigen Theorie noch von der Praxis gelösten orthographischen Streitfragen zum erstenmal verständig formulirt und meistens richtig, wie der Erfolg zeigt, entschieden. Aehnlich, aber nicht ganz so ist es auch mit den von ihm aufgestellten Paradigmen der Declination und Conjugation. Daß er eine tiefere Begründung des Unterschiedes der starken und schwachen Declination, der sog. starken und schwachen Conjugation noch nicht kennt, begreift sich bei einem Zeitgenossen Leibnitzens und Morhofs von selbst: es ist genug, daß er ihn in allen seinen wesentlichen Merkmalen richtig beschreibt und leidlich genügende und practische Regeln für seine Verwendung giebt. Aber während er in der Rechtschreibung meist mit großer Präcision das eigentlich Richtige heraushebt, läßt er hier dem schwankenden Sprachgebrauch einen freieren Spielraum und begnügt sich häufig mit der Anführung von Doppelformen, wenn man auf solche aus guten Sprachmustern genommene sich berufen durfte. Nur gewisse noch immer mit fortgeschleppte Archaismen oder pedantische Neuerfindungen unberufener Sprachmeister, häufig beides zugleich sind jetzt ein für allemal abgethan, die

Plurale Bürgern, Klägern werden entschieden verurtheilt. Die Verwirrung der sog. paragogischen Form des Pronomens der, die, das mit den einfacheren: derer, deren mit der, denen mit den, dessen mit des, auch das schlichtet er so, wie es die gebildete Praxis von da an immer sicherer thut, indem er dem Artikel die alten historisch allein berechtigten Formen der, den ausschließlich zuweist. Ebenso entscheidet er die practisch noch schwebende Streitfrage, ob in gewissen Fällen das eigentlich accusativische „sich" als Dativ Singular oder Plural statt „ihm oder ihn" (oder was schon allgemein durchgesetzt ist, die paragog. Form „ihnen") berechtigt sei, dahin, daß es durch die Geschichte und den lebendigen Sprachgebrauch so sei, ohne das alterthümliche „von ihm" oder „von ihnen", für von sich und dergl., oder in Phrasen wie „er nahm es ihm" für das moderne allein geläufige „er nahm es sich", „sie brachten es ihnen zu Wege", für „sich zu Wege" gerade zu verwerfen, weil es thatsächlich noch nicht abgestorben, sondern erst im Absterben begriffen war.

Eigenthümlich ist es zu sehen, wie auch der klare Verstand dieses Grammatikers in dem Verbum sich am wenigsten mit den Einflüssen der confusen Theorie seiner Vorgänger und mit den gerade hier noch so merkbaren Schwankungen der Praxis auseinanderzusetzen vermag. Daß er die sog. schwachen Verba gleichfließende, lat. regularis, die starken ungleichfließende, lat. irregularis heißt, hat er von seinen Vorgängern und Gottsched vereinfachte das später, indem er nach seiner Art für gleichfließend und ungleichfließend kurzweg richtig und unrichtig setzte, während die Grammatiker des 16. Jahrhunderts, ein Oelinger und Albertus, zwar nicht durch eine Erkenntniß von der genetischen Bedeutung dieser Formen, wohl aber durch ihr instinctives Sprachgefühl sich von

einer so roh mechanischen und noch dazu grundverkehrten Bezeichnung frei gehalten hatten.

Bödiker läßt die syncopirten und vollen Verbalformen ganz gleichberechtigt nebeneinander gelten: liebest und liebst, liebet und liebt, geliebet und geliebt, nur in den Imperativen und zwar starker wie schwacher Verba gilt ihm wie allen Theoretikern die apocopirte oder flexionslose Form für die richtigere, also lieb und gieb, halt und hör. Die Praxis hatte sich hier noch in keiner Weise fixirt, obgleich sich schon um 1700 wenigstens für die Poesie das heutige System, das in den Präsential- und Präteritalformen e ausstößt, im Imperativ es aber bewahrt oder zusetzt, als das im Hintergrund der Sprache eigentlich maßgebende recht wohl herauserkennen läßt. Ebenso schwankt er in den Ablautweisen der starken Präterita, wo überhaupt noch der Sprache ein Schwanken möglich war, ärger als die gebildete Praxis selbst. Denn wenn er von trincken Prät. trunck, von schwingen Prät. schwung, dagegen stanck von stincken, aber sanck von sencken und sunck von sincken und dergl. aufstellt, so sieht man deutlich, daß dem Theoretiker mehr als der nur einigermaßen lebendigen Praxis selbst das u des Plural dieser Verba im Gegensatz zu dem a des Singulars ein rechter Stein des Anstoßes war. Die Ausgleichung der Singular- und Pluralformen lag auch hier in der Luft, aber die Praxis hatte sie doch nur erst einzeln gewagt und die Theorie sie noch immer zurückgewiesen. Die Volksmundarten, nord- und mitteldeutsche, soweit sie überhaupt das einfache Präter. noch gebrauchten, und nicht das mit „haben oder sein" umschriebene, das allen oberdeutschen und mitteldeutschen schon im 15. Jahrhundert mundgerechter war, zogen gewöhnlich die energischeren Pluralablaute in den Singular, half Sing. von Plur. halfen, stunck Sing., Plural stuncken u. s. w.,

Bödiker versucht offenbar ein Compromiß, wobei er sich von seinem subjectiven Sprachgefühl, das ein niederdeutsches war, oder dem Zufall dieser oder jener schriftstellerischen Autorität leiten ließ, und eben darum nichts Dauerndes leistete. Dagegen trifft er in der Auswahl der noch lebendigen starken Präterita wesentlich mit den Grundlagen des von da ab bis heute gültigen Sprachstandes zusammen, so wenn er pflegen im Prät. nur schwach, pflag oder pflegte, Partic. schwach gepflegt und stark gepflogen braucht, wenn er von verwirren verwirrete als die eigentl., die starke verworr als die minder berechtigte Form, Partic. verwirret und verworren angiebt, von waden, wadete richtiger findet als wud, Partic. gewadet, verhehlen verhehlete, nicht verhohl, aber im Partic. verhehlet und verhohlen, von bellen bellete und boll, gebellet und gebollen ansetzt. Daß er auf Schottelius' Autorität hin noch ein jug neben jagte, schanck neben schenckte, sogar geschuncken neben geschenckt, wenigstens anführt, beweist nicht, daß er diese Formen für irgend berechtigt hielt, sondern nur, wie selbst ihm hier noch überall der Boden unter den Füßen wankte. — Daß er die Präter. mit angefügtem e einzeln als die eigentlich richtigen gelten läßt, z. B. flochte von flechten, flisse von fleißen (befleißen), glitte von gleiten, litte von leiden ꝛc., nicht bloß wie es die Praxis seit Jahrhunderten ganz gleichmäßig gehalten, als seltenere und zu besonderer rhetorischer Wirkung bestimmte Nebenformen (s. o. 80), ist dem Systematiker zuzurechnen: die lebende Sprache hält sich nach wie vor an die ihr eröffnete Freiheit der Auswahl. Wenn er aber in den Partic. des Präterit. das bis dahin immer weiter vorgerückte ge- jetzt ganz allgemein allen unzusammengesetzten Verben zuspricht, ge-blieben, dessen Entstehung aus be-leben längst vergessen ist, sogar ge-worden und ge-gessen, obgleich er

gessen richtig von essen und nicht von ge=essen ableitet, so traf er damit die eigentliche Neigung der Zeit besser, als wenn er noch ein geben neben gegeben, gangen neben gegangen des Wohllauts halber dulden wollte.

Daß er in der Wortbildung den Adverbien ihre in der Theorie und Praxis immer noch schwankende apocopirte Form: schön, fein ꝛc., nicht schöne (oder was das histor. Richtige gewesen wäre) schone, feine ꝛc. als die allein richtige anerkennt, und nur noch einige auf =lichen neben dem ihm allein richtigen =lich: bittlichen neben bittlich, willkührlichen neben willkührlich aus Höflichkeit gegen die früheren Grammatiker und den Canzleistil nicht geradezu verwirft, hat er wieder dem lebendigen Zuge der Sprache abgesehen.

Vielleicht am meisten hat seine Autorität in diesem Kreise da durchgeschlagen, wo er endgültig entscheidet über die beiden miteinander concurrirenden Formen des Deminutivs =lein und =chen, so und nicht mehr =elein oder lin oder le, aber auch nicht =ichen oder =gen, werden sie von ihm normirt. Er zieht unter allen Theoretikern zuerst mit Entschiedenheit die Form =chen der anderen =lein vor und findet, daß jene überall viel besser klingt, Brüderchen, Bübchen, Geldchen, Diebchen, als Brüderlein, Büblein, Geldlein, Dieblein; „lein" macht auf ihn, wie er sich ausdrückt, eine etwas kindische Wirkung. Er meint damit das Affectirte, was diese Form in dem Ohre eines Norddeutschen haben mußte und was ihr auch, nachdem sie zu dem schwerfällig=gespreizten -lein emporgeschraubt worden war, selbst von denen nicht abgesprochen werden kann, denen die Deminutivform in -chen nicht angestammt ist und nicht wohl klingt. Seit Weise ist die Praxis genau derselben Ansicht: die =gen, wie Weise sie nach seiner eigenen mitteldeutschen Aussprache und nach der überwiegenden Schreibgewohnheit der Zeit ansetzt,

haben nicht bloß bei ihm selbst, sondern bei allen, die sich von der rhetorischen Sprache des 17. Jahrhunderts losgemacht haben, die -lein vollständig aus dem Felde geschlagen. Da es fast ausnahmslos mittel- und niederdeutsche Schriftsteller waren, mit Recht, denn die natürliche Lage des Sprachgefühls in dieser Zone wußte nichts von -lein, freilich auf eigentlich sächsisch-niederdeutschem Gebiet auch nichts von -chen, doch konnte sie sich diesem leichter als jenem specifisch oberdeutschen -lein accommodiren, das Luther und mit ihm alle andern Mitteldeutschen, nicht Opitz und die Seinen, gleichsam gegen ihre eigene Natur festhalten zu müssen geglaubt hatten (s. o. 81 f. und 269).

Daß einem Bödiker „Wortfügung" (Syntax) als das Hauptstück der Sprachkunst gilt, ist weniger ihm selbst, als dem modernen wissenschaftlichen Verstande, dessen Organ er ist, zuzurechnen. Die bisherige Grammatik hatte eben deshalb sich gerade umgekehrt ablehnend dagegen zwar nicht ausgesprochen, aber thatsächlich verhalten. Ohne daß wir in das Einzelne uns zu verlieren brauchten, zeigen schon die Paragraphen-Ueberschriften, daß die Zeit der gedunsenen Rhetorik durch die Natürlichkeit des gesunden Menschenverstandes auch für die Theorie der Sprache überwunden ist, wie sie die Praxis seit Weise allerdings mehr mit gutem Willen als mit durchschlagendem Erfolg zu überwinden beflissen war: „Wer deutlich und beweglich reden will, muß nicht allzulange Perioden machen", „Es hat keine Art im Deutschen, wenn man die Reihen (Satzglieder) sehr durcheinander setzet", „Zierlichkeit muß nicht zu weit gesucht und hochtrabend sein" ist das gerade Gegentheil von dem, was seit Opitz bis zu Lohenstein mit reflectirter Selbstgefälligkeit allein als das Sublimat der deutschen Sprachschönheit und Richtigkeit gegolten hatte. —

Wie die Grammatik sich jetzt dem rationellen Geiste der Neuzeit öffnete, so auch, nur etwas später, die deutsche systematische Lexikographie. Leibnitz hatte, wie wir sahen, auch dafür die verständigsten und zugleich großartigsten Pläne entworfen, aber es waren eben wie das Meiste, was er für seine Muttersprache thun wollte, Pläne geblieben. Von alten vergangenen Leistungen glaubte er ganz absehen und eigentlich von neuem anfangen zu müssen, und wirklich sind auch die Maaler und Henisch, die deutschen Lexikographen des 16. Jahrhunderts, schon im 17. nur für die Sprachgeschichte brauchbar. Jeder Theoretiker, von den Mitgliedern der fruchtbringenden Gesellschaft an bis auf Schottel, hatte sich mit seinem „deutschen Wörterbuch" getragen, seinen Mangel als ein Nationalunglück in den gewöhnlichen pathetischen Floskeln bejammert, aber keiner hatte mehr als das gethan. Das Jahr 1691 brachte in einem gigantischen Quartanten den teutschen Sprachschatz von dem Speten, 1 Jahr nach Bödikers Grammatik und 6 vor Leibnitzens Unvorgreiflichen Gedanken. Der Spete, lat. serotinus, so ist der ominöse Beiname, den der brave Erfurter Caspar Stieler, später von Stieler, sein Verfasser, in der Fruchtbringenden führte. Es ist ein von dem inzwischen erfolgten Umschwung des Geistes schon bei seiner Arbeit zu einer historischen Erscheinung gestempelter Versuch treuesten Fleißes und wärmster Begeisterung. Das ganze lebende Sprachmaterial soll in übersichtlicher Darstellung vorgeführt werden. Aber dem „Speten" oder Verspäteten lebte nur die Sprache eines Lohenstein, eines Herzogs Anton Ulrich, dem das Buch dedicirt ist, und der andern Epigonen Opitzens: von dem neuen Tag, der inzwischen angebrochen, vermochte sein Auge nichts zu sehen.

Dieser leuchtet aber mit voller Klarheit in einem etwa

30 Jahre jüngeren Werke gleicher Tendenz, in des Breslauers Christian Ernst Steinbachs deutschem Wörterbuch von 1725. Hier ist alles auf das Leben und die Wirklichkeit gestellt, und es wäre eben so seltsam, wenn man irgend welche Forderungen der heutigen, mit Recht auf die genetische Sprachgeschichte gestellten wissenschaftlichen Lexikographie, zum Maßstab dieser in ihrer Art ebenso epochemachenden, d. h. den Umschwung der Zeit vollständig in sich spiegelnden Leistung machen wollte, als wenn man einen Bödiker aus Jacob Grimm oder gar aus Franz Bopps vergleichender Grammatik kritisiren wollte. Natürlich wird ein Einzelner nicht im Stande sein, die ganze Fülle des lebendigen Sprachvorraths zu erfassen, namentlich wenn er ohne alle Vorarbeiten und Vorgänger bloß auf sich selbst verwiesen ist. Stieler aber darf nach dem, was oben bemerkt wurde, nicht dafür gerechnet werden, wenn ihn auch Steinbach benutzt hat.

An gelehrtem Werthe ist Steinbachs Arbeit sehr rasch durch Frisch, den schon erwähnten Ueberarbeiter von Bödikers Grammatik, weit überholt worden. Das teutsch-lateinische Wörterbuch von Frisch, 1741 erschienen, gehört noch heute durch den Reichthum seines Materials und dessen ächt wissenschaftliche Behandlung zu den unentbehrlichsten Hilfsmitteln der deutschen Sprachgeschichte. Aber für den augenblicklichen Durchschnitt ihres Lebensgehaltes giebt Steinbach, eben weil er bloß ein verständiger Practiker ist, eine viel bessere Einsicht. Und darum bleibt auch neben Frisch Steinbachs Verdienst unerschüttert.

Wenn die Doctrin auf diese Art den Geist der Neuzeit in sich aufnahm, so strebte sie auch von anderer Seite her nach einer Verbindung mit der Wirklichkeit. Es geschah zunächst durch die modernen Umformungen der Sprachgesellschaften

des 17. Jahrhunderts, deren einstmalige lebensvolle Bedeutung jetzt zu einer todten Grimasse oder zu einem Gespenste worden war. An ihre Stelle traten unter verschiedenen, doch im Ganzen ziemlich gleichen Bezeichnungen Verbindungen wissenschaftlich gebildeter Leute — principiell waren theilweise auch wie in den alten Sprachgesellschaften die Frauen nicht ausgeschlossen — zur Pflege der deutschen Sprache. Namentlich auf den Universitäten schlugen sie Wurzel, zuerst, wie natürlich, in Leipzig, wo 1697 als das Gründungsjahr der deutschübenden, später bloß deutschen Gesellschaft wird gelten müssen, wenn sie gleich thatsächlich schon einige Jahre vorher bestand. Dann in den ersten Decennien des 18. Jahrhunderts auch anderswo, darunter auch in Göttingen, das seit seiner wirklichen Eröffnung 1737 sofort als diejenige Universität, die den modernen Geist am vollständigsten in sich aufgenommen habe, zu gelten sich bemühte und das rasch zurückgebliebene Halle ablöste. Außerdem besaß auch Hamburg eine deutschübende Gesellschaft an der Stelle und zum Theil in unmittelbarer Anlehnung an Rist's Schwanenorden. Der gelehrte, gebildete Mittelstand, dessen Begriff wir allmählich haben herauswachsen und sich befestigen sehen, zeigt sich auch in diesen Schöpfungen als der eigentliche und im gewissen Sinn einzige Boden, auf dem die moderne deutsche Literatur und ihre Sprache, die Neuhochdeutsche Schriftsprache stand.

Was Ratichius, Vulpius und Helvicus und Andere mehr als ideale Forderung ausgesprochen hatten, die deutsche Sprache zum Mittel alles wissenschaftlichen Vortrags zu machen, das war in der Literatur durch Leibnitz und die Männer auf seinen Schultern, wie wir sahen, wirklich geworden. Aber auch als Mittel des mündlichen Vortrags der Wissenschaft setzte sich das Deutsche seit dem großen Umschwung im letzten Drittheil des

17. Jahrhunderts mit einem Erfolge durch, der die kühnsten Erwartungen jener Vorkämpfer und Bahnbrecher bald hinter sich ließ. Denn sie alle wollten doch nur das Recht des Deutschen aus patriotischen und practischen Gründen neben dem Lateinischen wahren, nicht das Lateinische als Sprache des höhern Unterrichts aus den Gymnasien und Universitätshörsälen verdrängen. Aber der Leipziger Docent Christian Thomasius kündigte schon 1687 in einem deutschen Programm zu einer in deutscher Sprache von ihm abzuhaltenden Universitätsvorlesung der staunenden academischen Mitwelt an, daß die Vernunft erfordere und das Beispiel anderer gebildeter Nationen, namentlich der Franzosen es zeige, wie man es zu machen habe, das Verhältniß umzukehren. Denn jener wohlgemeinte, aber doch wie alles Andere nur von der Phrase und der Weltunkenntniß zehrende Patriotismus der abgelaufenen Aera, der in allen Dingen es den Fremden, von denen doch auch seine eigene Literatur und Sprachkunst alles geborgt hatte, zuvor oder mindestens gleich gethan zu haben glaubte, wich jetzt gerade bei denen, die sich die größten Verdienste um die deutsche Literatur und Sprache erwarben, der verständig begründeten Einsicht, was man noch von den Fremden, namentlich den Franzosen, lernen müsse, um auch in Deutschland dereinst eine Bildung groß zu ziehen, die durch ihre eigene innere Wahrheit sich neben das Fremde stellen und es so von selbst aus seiner Oberherrschaft über den Geschmack und die Gesinnung der Nation verdrängen könne. Thomasius fand mit den Hauptvertretern der neuen Theologie, den Häuptern der Pietisten auf der Universität Halle seinen natürlichen Boden, der ihm und ihnen, sowie der neuen Philosophie, der Leibnitz-Wolf'schen, in Leipzig durch die dort mit hartnäckiger Zähigkeit und rücksichtsloser Feindseligkeit vor-

gehenden Vertheidiger der Vergangenheit in Wissenschaft und Leben entzogen worden war.

Was in Halle geschah, wo Philosophie und Theologie, die beiden lebendigsten Wissenschaften dieser Periode, auch auf dem Katheder deutsch sprechen lernten, stachelte auch ganz Deutschland auf, und selbst Leipzig konnte sich diesem Einflusse auf die Dauer nicht entziehen. Göttingen, das in der rasch fortschreitenden Zeit schon nach wenigen Jahrzehnten, entschieden seit 1790, die Stelle von Halle einnahm, setzte die deutsche Sprache von Anfang an als die eigentliche Kathedersprache ein und damit war sie es für immer, wenn auch einzelne Vorlesungen noch bis in unsere Zeiten sich des Lateinischen nicht entschlagen mochten.

Ebenso bedeutsam war es, daß auch auf den Gymnasien, namentlich auf den niederdeutschen, die deutsche Sprache schon vor dem Ende des 17. Jahrhunderts oft ausschließlich, meist in immer ausgedehnterem Maße zur Unterrichtssprache erhoben wurde. Eine Menge Schulmänner von unanfechtbarer classischer Gelehrsamkeit wirkten dafür und zugleich auch, daß der Unterricht im Deutschen selbst, der den meisten bisher als ganz überflüssig gegolten, besonders recht gepflegt wurde, dessen Bedeutung für das practische Leben man allen denen, die sich aus Indolenz oder pedantischer Orthodoxie sträubten, als eine unwiderlegliche Thatsache entgegenhielt. Keiner verstand das beredter zu thun als Christian Weise, dem darin seine Doppelqualität als allgemein gelesener Schriftsteller und als berühmter Schulmann bestens zu Statten kam. Die meisten und nicht die schlechtesten seiner Comödien sind sog. Schulcomödien zu den Schulfesten bestimmt, an Stelle der seit Jahrhunderten üblichen lateinischen Comödien, die damals auch noch die Mehrzahl der gelehrten Schulen in Deutschland beherrschten,

aber nach Weise's Vorgang in den nächsten 30 Jahren durch solche deutsche Comödien starke Concurrenz erhielten.

## Fünftes Capitel.

### Gottsched als correcter Abschluß dieser ganzen sprachgeschichtlichen Periode.

Alle diese nach einem Punkte strebenden und von einem Geiste getragenen Bestrebungen wurden durch ein gleichfalls durch und durch modernes Werkzeug in engste Verbindung miteinander gesetzt. Thomasius ist auch der eigentliche Vater des deutschen Journalismus. Zeitungen, d. h. in regelmäßigen Zwischenräumen erscheinende Blätter, worin die Neuigkeiten in Staat und Leben mitgetheilt wurden, hatten schon seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Flugblätter der älteren Zeit, in prosaischer und poetischer Form, wenigstens in dem gebildeten Mittelstand verdrängt. Ein gelehrtes Journal, eine periodische und systematische Besprechung der Erscheinungen der Wissenschaft und besonders der Literatur, erhielt Deutschland wesentlich durch Leibnitzens Förderung seit 1682 in den Acta Eruditorum, die wie Leibnitz selbst noch die gelehrte Weltsprache beibehielten. Thomasius that den von der Logik der Verhältnisse angezeigten Schritt in die Muttersprache hinein: 1688 erschien der erste Theil seiner „lustigen und ernsthaften Monatsgespräche", denen er selbst und Andere neben ihm bald eine Menge anderer Unternehmungen ähnlicher Form und Tendenz folgen ließen. Thomasius stellte die schöne Literatur in die Mitte, alles Andere, die strenge Wissenschaft bis zu den Interessen des gewöhnlichen Lebens, die er zu

beachten versuchte, trat dagegen zurück. Diese letzteren fanden dagegen in einer bald sehr reichlich wuchernden Tagesliteratur, in den sog. moralischen Wochenschriften, ihre eigenthümliche Vertretung und so umspannte das Gebiet des deutschen Journalismus schon um 1725 den ganzen Kreis der Interessen und Bestrebungen des gebildeten deutschen Mittelstandes, der gerade dadurch seine einstmalige ausschließlich specifisch gelehrte Drapirung immer mehr abstreifen oder gewandter mit dem Leben verbinden lernte.

Was sich in der Allgemeinheit der deutschen Zustände auf diese Art durch die Wirkung vereinter Kräfte herausgebildet hatte, das schoß in einer epochemachenden Persönlichkeit, in Gottsched, gleichsam wie in den Mittelpunkt eines Kreises, dessen vorhandene Radien und Peripherie einen Mittelpunkt mit Nothwendigkeit voraussetzen. Gottsched ist noch heute nicht von dem Verhängniß befreit, eine lächerliche Figur zu sein, weil er zu seinem Gegensatz Menschen und Verhältnisse hat, in denen unser heutiges Bewußtsein zum Theil noch lebendig wurzelt. Er ist uns noch zu wenig geschichtlich geworden, um richtig gesehen zu werden. So weit dies aber möglich ist, wird man ihn als eine der wirksamsten und in ihrer Art merkwürdigsten Erscheinungen in unserer modernen Bildungsgeschichte zu respectiren haben. Nur darf man ihn zu keinem idealen Heros travestiren wollen. Bei einem solchen Versuche geht die mühsam durch Reflexion gewonnene Ernsthaftigkeit der objectiven und ächt historischen Würdigung zu scheitern. Gottsched ist der rechte Typus der Durchschnittsbildung des gebildeten Mittelstandes, wie er seit Opitz als eigentlicher Herd und Heimath der deutschen Literatur und Wissenschaft, als der Inbegriff aller der auf Förderung und Pflege der Schriftsprache gerichteten Bestrebungen herangewachsen war und jetzt

als eine geschlossene Masse ebenso entschieden der elementaren Erstarrung des unteren Volkes, wie der antinationalen Gesinnung und Lebenshaltung der höheren Kreise der Gesellschaft, den fürstlichen Höfen, dem Adel, und was zu ihnen gehörte, gegenüberstand. Noch traute sich dieser Mittelstand nicht, es auszusprechen, daß die ganze Kraft und Zukunft der deutschen Nation in ihm beschlossen sei und daß das Unten und Oben nur so weit Bedeutung für dieselbe habe, als es sich den von ihm ausgehenden Impulsen dienstbar mache. Auch Gottsched, in allem der normale Sohn seiner Zeit, hat sich zu einem solchen Selbstbewußtsein nie zu bekennen gewagt, aber er hatte es in sich und dies, nicht persönliche Eitelkeit, an der es ihm freilich nicht fehlte, hat ihm die großen Erfolge zu Wege gebracht, durch die er für immer eine der namhaftesten Figuren der innern deutschen Culturgeschichte geworden ist. Er hat es aus derselben patriotischen Gesinnung heraus gethan, die einen Opitz, oder unter den ihm zeitlich und geistig Näherstehenden, einen Leibnitz, einen Bödiker und Frisch, einen Thomasius, einen Wolf erfüllte, und dieses ächte patriotische Pathos, dessen in so vieler Beziehung seltsame oder komische Aeußerung das Auge des Historikers nicht beirren darf, ist der achtungswertheste Zug in dem Bilde eines Mannes, dem sonst selbst im gewöhnlichen menschlichen Sinne so viel lächerliche und bedauerliche Schwächen ankleben. Aber dennoch steht er, wir müssen es sagen, wenn wir unser Gewissen und unser Ehrgefühl, also das Höchste in uns, nicht verläugnen wollen, für uns doch auf einer höheren Stufe, wenigstens in diesem einen, was uns das Höchste gilt, als die meisten seiner an Geist und an Lauterkeit der Gesinnung ihm so weit überlegenen Spötter und Feinde.

Gottsched ist Opitz, Wolf, Bödiker, Thomasius in einer Person. Wie sich von selbst versteht, kommt er keinem von

diesen, die in ihrer Sphäre Virtuosen sind, gleich, aber er ist eben darin Virtuose, oder der Mann der Situation, daß er sie alle in sich vereinigt. Gegen Opitzens unerschöpfliche Lebenskraft ist er schwächlich und leer, trotz seiner großartigen Grenadierfigur. So wenig Opitz ein Dichter heißen darf, so ist er doch ein productives Talent von eminenter Fülle, wenn auch seine ganze Productivität nur in der warmen und in alle Adern dringenden Aneignung fremden Geistesgutes und fremder Kunstformen besteht. Gottsched ist in dieser Beziehung so tief unter Opitz, wie Luther, der auch kein poetischer Genius war, über Opitz. Thomasius hat vor Gottsched die gediegene Gelehrsamkeit, den scharfen Verstand des geschulten Juristen und Weltmannes voraus, Wolf die methodische Zucht des gebildeten Denkens — Gottsched mit Leibnitz zu vergleichen wäre Blasphemie, Bödiker-Frisch in ihrem beschränkten, uns hier wichtigsten Gebiete, alle die Vorzüge des Wissens und der exacten Methode, die einem richtigen Schulmann bester Art eignen. Aber Gottsched hat als Docent auf dem Katheder und in Dutzenden von Büchern der Wolfischen Philosophie mindestens eben so große practische Dienste erwiesen, als Wolf selbst, er hat in seinen Journalen die Thomasius'schen weit überholt, nicht durch die größere Gediegenheit ihres Inhalts, sondern durch das zeitgemäß practische Gegentheil davon, er hat durch seine grammatikalischen Arbeiten dasselbe mit seinen so ungleich gelehrteren und scharfsinnigeren Vorgängern gethan. Blickte er etwa im Jahre 1738, 11 Jahre nachdem er durch den Antritt des Seniorats in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig seine centrale Stellung begründet hatte, auf das Erreichte, so durfte ihm wohl etwas schwindeln: es ist nicht zu läugnen, Keiner unter seinen Zeitgenossen übte damals eine der seinen annähernd gleiche beinahe dictatorische Gewalt

mitten in dem Herzen der deutschen Bildung. Dazu gehört auch, daß er in Leipzig, dem natürlichen Centrum derselben, nicht bloß wohnte, sondern es geistig beherrschte, weil er Leipzig, und das ist auch ein Verdienst, das ihm bleiben wird, gegen die gefährliche Concurrenz von Halle wieder an die Spitze der gebildeten deutschen Welt gehoben hatte. Daß schon das Jahr 1738 mit jener unbegreiflich albernen Comödie, die er durch die plötzliche Niederlegung des Seniorats der deutschen Gesellschaft spielen zu müssen glaubte, der Wendepunkt in seinem Leben werden sollte, ahnte weder er noch irgend einer der Betheiligten. Er wie sie glaubten unter bescheidenen Reserven nach wie vor an seine geistige Allmacht, bis eine völlig neue Wendung der deutschen Geistesentwickelung ihn mit demselben Rechte bei Seite schob, mit dem er bis dahin der Führer des gebildeten Deutschlands, der Schöpfer der deutschen zeitgemäßen Literatur, der Gesetzgeber der gebildeten deutschen Sprache gewesen war.

Wir haben hier nur noch einen Blick auf Gottsched in diesem seinem Verhältniß zur deutschen Sprache zu werfen.

Gottsched vermaß sich alles Ernstes eine den besten Mustern, die er kannte, den neueren und neuesten Franzosen und den antiken Classikern, die er nicht eigentlich kannte, sondern durch die Franzosen hatte kennen lernen, ebenbürtige deutsche Kunstliteratur mit einem Schlag, wenn auch viribus unitis, durch methodische Arbeitstheilung unter viele Berufene gegenüberzustellen. Zu diesem Zwecke hat er die deutsche Sprache der deutschen Bildung ganz so, wie der Mitteldurchschnitt der Zeit es gab, zu handhaben verstanden. Sie ist bei ihm nicht so niedrig oder spießbürgerlich bequem, wie bei Weise, aber auch nicht so trocken vornehm und kalt wie bei Wolf. Eigenartiges ist auch in seiner Sprache nicht ein Jota bei ihm

zu finden, denn damit würde er aufhören, Gottsched zu sein. Als Theoretiker glättet er seine im Ausdruck manchmal noch etwas schulmeisterlich ungelenken oder rauhen Vorgänger, aber auch hier hat er absolut nichts Neues, wenn man nicht die große Entdeckung dafür gelten lassen will, daß die „ungleichfließenden Zeitwörter", die starken Präterita, „unrichtige" seien, aber durch den Sprachgebrauch und gute Autoritäten vor allen polizeilichen Anfechtungen geschützt. Aber daß er zuerst resolut den Begriff der deutschen classischen Autoren nach dem wirklichen Instinct oder der Ueberzeugung seiner Zeit ausspricht, ist ihm als wirkliches Verdienst zuzurechnen, weil es eine That der Verstandesehrlichkeit war und diese in dieser Situation als die eigentliche sittliche Grundmacht der Zeit, der Nation, deren Literatur und Sprache gelten muß.

Er zuerst hat Luther von dem Canon ausgeschlossen und damit das gethan, was der Wirklichkeit der deutschen Sprachentwickelung entsprach. Denn bisher hatte man sich nur noch äußerlich aus Motiven, die mit ihr selbst gar nichts zu thun haben, an Luther angeklammert, innerlich war jeder bewußte oder sichtbare Zusammenhang mit ihm zerrissen, und daß das Beste in dem Lebenssafte der Sprache, das was ihr ihre eigentliche Lebensdauer gab, aus ihm geflossen war, konnte und mußte diese Zeit, die nur auf ihre eigene Verstandesmäßigkeit gestellt sein durfte, vergessen, ohne daß es Andere zu anderer Zeit vergessen durften.

Endlich noch sein vielberufenes Eintreten für die Meißner Mundart, womit er sich in den entschiedensten Gegensatz zu allen seinen Vorgängern und Meistern in der theoretischen Erfassung der teutschen Sprache setzte, vielleicht mit Absicht, vielleicht aber auch ohne es zu wissen, denn wie überall, ist es auch auf diesem Sprachgebiet mit seinem eigentlichen Wissen,

oder seinen positiven Kenntnissen dürftig bestellt. So wie er den Vorrang der Meißner Mundart über alle andern deutschen aussprach, ist es möglich, etwas Absurdes darin zu finden, wenn man immer seine Meinung mißverstehen will, wozu seine Worte die Handhabe geben. Und so ist es ihm damals und bis heute gewöhnlich gegangen. Aber im Grunde meint er etwas ganz Richtiges, Selbstverständliches, das durch alle Thatsachen der bisherigen neuhochdeutschen Sprachgeschichte bewiesen wurde. Der „Spete" preist im Stile Lohensteins den Churfürsten Johann Georg im Jahre 1691 als „den großmächtigen Beherrscher der wahren Sitz- und Stammhäuser der hochdeutschen Reichssprache, einen Herrscher über solche Städte und Festungen, worinnen die hochdeutsche Sprache glücklich geboren, glücklicher erzogen, und auf's glücklichste ausgezieret und geschmückt worden, auch noch täglich einen erneuerten und mehr lieblichen Glanz empfähet: ich meine das prächtige Dresden, das heilige Wittenberg, und die süßeste aller Städte, Leipzig". Ganz dasselbe behauptet Gottsched, nur nicht mehr in Lohensteinischen Tiraden, sondern in der verständigen Sprache seiner Zeit. Jedes Blatt unserer Sprachgeschichte giebt den erklärenden und bedingenden Commentar dafür. Als Unterschied von Stieler ist bei Gottsched das Bewußtsein für die Existenz einer lebenden Repräsentantin der Sprache der deutschen Bildung verstandesmäßiger entwickelt und klarer ausgedrückt und gerade das ist der Punkt, wo er in seiner Zeit selbst und bis heute am meisten, weil mißverstanden, angefochten werden sollte. Er behauptet nicht bloß, daß in Meißen, d. i. in Leipzig, d. i. im Breitkopfischen Hause, in seiner Residenz, das beste Hochdeutsch geschrieben, sondern auch gesprochen werde, und auch darin hat er Recht. So weit sich damals eine lebendige Sprache der Bildung, ein für den mündlichen Verkehr

aller Art bestimmtes Gegenstück zu der hochdeutschen Schriftsprache herausbilden konnte — und wir haben das Bedürfniß dazu, aber auch die Schwierigkeiten, mit denen es zu kämpfen hatte, an uns bei passenden Gelegenheiten vorübergehen lassen — hatte Leipzig, oder wenn man mit der noch damals allein begreiflichen Courtoisie und Servilität sich ausdrückte, Dresden, der Sitz des im Wesen undeutschesten aller Höfe, das Recht zu einem solchen Vorzug vor allen anderen deutschen Städten. Ob dabei das Ohr des Nichtmeißners von der singenden Betonung und andern Widerlichkeiten des Meißner Organs unangenehm berührt wurde oder nicht, ändert an der sprachgeschichtlichen Thatsache nichts. Gottsched selbst hatte practischen Blick genug, um zu sehen, daß eigentlich doch eine andere Stadt, eine wirkliche Hauptstadt der ganzen Nation dazu gehöre, nicht eine Winkelresidenz wie Dresden, wenn sie auch noch so prächtig aufgepufft war, oder eine nahrhafte Mittelstadt wie Leipzig. Schon Leibnitz hatte das gewußt und mit einer Art von Verzweiflung darnach gesucht. Er war sogar auf Wien verfallen, das doch in jeder Hinsicht der unpassendste Ort unter allen war. Nach seiner Art hatte er es bei bloßen Projecten und Ideen bewenden lassen, Gottsched aber machte ebenso ernsthafte Anstalten, dies Wien dem Paris und London gegenüberzustellen, wie er seinen aus Deschamps und Addison mit der Scheere und Nadel zusammengeflickten Cato uns unbegreiflich, aber in voller Uebereinstimmung mit seiner Zeit, den Heroen der französischen und englischen Theaterclassicität ernsthaft gegenüberstellte. Er versuchte es persönlich und seine Wiener Reise ist das schönste Prachtstück an Knalleffecten, das ihm je in Scene zu setzen gelungen ist. Wien wurde dadurch freilich nicht die Hauptstadt der deutschen Bildung, sondern das bescheidene Leipzig behielt einstweilen noch

diesen ihm durch die Geschichte zugeworfenen Rang, aber durch und mit Gottsched beginnt auch hier in dem äußersten Südosten eine von da ab nicht wieder erloschene Reaction der literarischen und sprachlichen deutschen Bildung, die dort länger als ein Jahrhundert, wie wir sahen, ganz zu Boden getreten war — immer, wenn man nicht Pater Abraham zu unsern Classikern rechnen will. Auch dies ist ein sehr großes Verdienst Gottscheds um die deutsche Bildung: er hat den Anfang zur Wiedereroberung der ihr so schmählich entrissenen katholisch-jesuitischen deutschen Landschaften gemacht und dies Verdienst sollte am wenigsten von denen vergessen werden, die noch heute seiner rührigen Initiative ihre verspätete Wiederaufnahme in den Kreis der deutschen Bildung verdanken. —

Druck von Hundertstund & Pries in Leipzig

LaG.Gr
R9185g.2

326468

Author Rückert, Heinrich

Title Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache.
2 vol.in 1.

DATE. NAME OF BORROWER.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED